
32101 064993429


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Altpreußische Monatsschrift

zur

Spiegelung des provinziellen Lebens

in

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Industrie

herausgegeben

von

Rudolf Reicke und **Ernst Wichert.**

Dritter Band.

Mit Beiträgen

von

R. Bergau, J. H. Brockmann, E. Burow jun., L. Friedländer, Fritsche, H. Genthe, E. Gervais, E. Hay, C. Hopf, H. Jolowicz, F. Krosta, C. Lohmeyer, W. Mannhardt, J. Möller, G. H. F. Nesselmann, B. Ohlert, E. Ohlert, H. Prutz, R. Reicke, A. Rogge, A. Saran, F. W. Schubert, E. Steffenhagen, M. Töppen, G. Werther, E. Wichert, B. v. Winckler, G. Woysch, Wulff, F. Zander und Ungenannten.

[Mit einer autographirten Karte.]

Königsberg in Pr. 1866.
Verlag und Druck von Albert Rosbach.

Den Commissions-Debit außerhalb der Provinz Preußen besorgt die
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Abhandlungen.

*

II. Kritiken und Referate.

III. Mittheilungen und Anhang.

Ueber das Leben der Spinnen.

Ein Vortrag, gehalten auf dem Königlichen Schlosse

von

Oberlehrer Dr. E. Ohlert.

Hochzuverehrende Anwesende! Sie sind gewohnt, an dieser Stelle wichtige und tiefe Fragen aus dem Gebiete des Menschen- und Geistes-Lebens erörtern zu hören, und da mag es denn wohl einer Entschuldigung bedürfen, wenn ich es wage, Ihre Aufmerksamkeit für kleine, scheinbar werthlose und unnütze Thierchen in Anspruch zu nehmen; für Thierchen, welche die meisten Menschen mit Widerwillen betrachten, welche man kaum nennen darf, ohne fürchten zu müssen, daß eine zartnervige Dame in Ohnmacht falle. Es läßt sich nicht leugnen, die Spinnen mit ihrem dicken, weichen Leibe, dem fettigen Anfühlen, mit ihren langen Beinen, der Schnelligkeit der Bewegungen, dem schattenartigen leisen Hinhuschen haben etwas Widerwärtiges, und wenn ein solches Thier einem über den Nacken oder über das Gesicht läuft, so kann man sich kaum eines leisen Schauers erwehren. Nimmt man nun noch dazu die Vorstellung von der Giftigkeit der Spinnen, von ihrer Mordlust, von der Hinterlist, mit der sie den armen Fliegen und Mücken nachstellen, so ist begreiflich, daß sie von den Meisten verabscheut, mit Eifer verfolgt werden, und ihr Name als bezeichnender Ausdruck für Wesen gilt, bei denen sich alle liebenswürdigen Eigenschaften des schönen Geschlechts in ihr Gegentheil verkehrt haben. — Und dennoch hat es nicht an Personen gefehlt, welche diese verachteten Thierchen liebgewonnen, ja sogar innige Freundschaft mit ihnen geschlossen haben. Wahrhaft rührend ist es, mit welcher Begeisterung und Zärtlichkeit der berühmte Quatremere-Disjonval in seiner Araneologie von seinen

Spinnen spricht. Er war 1789 in die Gefangenschaft der oranischen Parthei in Holland gerathen, und sechs Jahre lang waren die Spinnen, welche an den Fenstern seines Kerkers ihre Netze spannten, seine einzige Unterhaltung und Freude und Gegenstand seiner Beachtung und Theilnahme. Und wer fühlte nicht mit dem armen Leauzun den Schmerz, als der grausame Kerkermeister seine einzige Freundin, seine Spinne hohnlachend zur Erde warf und sie mit dem Fuße zertrat! Es müssen daher auch wohl in dem Leben und Treiben der Spinnen Momente sein, welche sie unserer Betrachtung und unseres Interesses werth machen und den Widerwillen gegen sie in die Klasse der Vorurtheile setzen. Um nicht ungerecht zu sein, ist es wohl überhaupt zu rathen, sich vor solchen Antipathien, die auf unbestimmten Gefühlen beruhen, zu hüten, besonders aber in der Natur; denn jedes Geschöpf ist die Verkörperung einer Idee Gottes und eins von den unzähligen Wundern der Natur und der aufmerksame und sinnige Beobachter findet darin eine solche Fülle von Schönheit, so viele Spuren der ewigen Weisheit und Liebe, daß er gar bald der etwanigen anfänglichen Abneigung vergißt, und in Anbetung des Schöpfers mit dem frommen Dichter spricht: Herr wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet. — Es geht mit den Spinnen wie mit so vielen andern Dingen, die man nicht achtet, oder gar verurtheilt, weil man sich nicht die Mühe giebt, sie genau kennen zu lernen. — Ich muß gestehen, daß ich in meiner Jugend den gewöhnlichen Widerwillen gegen sie theilte und es mich innerlich durchschauerte, als einst einer meiner Schulgenossen einer großen Kreuzspinne den dicken Hinterleib abbiß und ihn mit Wohlgeschmack verzehrte. Als ich aber durch meine Studien genöthigt wurde, mich auch mit ihnen näher bekannt zu machen, da fesselte ihr Leben und Treiben bald mein Interesse in so hohem Grade, daß sie allmählich meine Lieblinge geworden sind und ich durch mehr als 30 Jahre ihnen vorzugsweise meine Aufmerksamkeit gewidmet habe. Es würde mich daher freuen, wenn es mir gelingen sollte, durch meine flüchtige Darstellung, wie sie Zeit und Ort verstatten, Sie, hochzuverehrende Anwesende, zu bewegen, diese mit Unrecht verabscheuten und verfolgten Geschöpfe mit günstigern Augen zu betrachten und ihrer Beobachtung zu würdigen, und ich bin gewiß, daß sich Ihnen dadurch eine reiche Quelle erhebender Gedanken, angenehmer Em-

pfindungen und eines reinen Naturgenusses für Ihre Mußestunden erschließen würde.

Die Zahl der Spinnen ist im Verhältniß zu den andern Gruppen der niederen Thiere gering zu nennen; denn während unsere Provinz beispielsweise ungefähr 3000 Käferarten zählt, steigt die Zahl der Spinnenarten wenig über 200. Schon hierin liegt ein gewisser vornehmer Charakter, durch den sich der Stamm der Spinnen über das gemeine Volk der Insekten erhebt. Ihre Lebensweise aber stellt sie als ebenbürtig neben die Raubritter des Mittelalters. Wie diesen ist Krieg und Fehde und Raub ihr Element. Ihre Warten, in denen sie den harmlosen Wanderern der Lüfte auflauern, bauen sich einige an hochgelegenen Stellen, zwischen Bäumen oder Mauern, andere in den dunkeln Winkeln der Felsen oder Häuser, oder gar im Wasser; noch andere stürzen aus Höhlen in der Erde oder unter Steinen auf den unvorsichtig sich Nahenden und schleppen ihn in ihre Fanggrube. Da giebt es aber noch umherschweifende Spinnen, die kein Fanggewebe machen; das sind die rechten Wegelagerer, die frei durch Feld und Wald umherschweifen, wie Jäger nach allen Seiten spähend, und wie sie ein Wild entdeckt haben, dasselbe entweder im schnellen Laufe erjagen, oder im Sprunge erhaschen. — Das klingt denn freilich nicht fein und scheint wenig geeignet, ihren Ruf zu verbessern! Und doch haben wenigstens wir Menschen gewiß kein Recht, sie deshalb zu tadeln; denn was thun sie damit Schlimmeres als wir? Ich möchte nicht hören, was die armen Hasen und Rehe von uns sagen würden, wenn sie nur sprechen könnten, oder gar die Krebse, oder die Aale, denen wir bei lebendigem Leibe die Haut abziehen. Nein, so lange wir uns einen guten Braten, oder eine Krebssuppe ohne Gewissensskrupel wohl schmecken lassen können, werden wir gut thun, von der Raublust der Spinnen ganz still zu schweigen und uns mit dem Gedanken zu trösten, daß sie dadurch so wie alle Thiere, die auf thierische Nahrung angewiesen sind, nur das Naturgebot der Selbsterhaltung erfüllen. — Ja es zeigt sich hiebei sogar ein Zug liebevoller Fürsorge, zwar nicht der Spinnen, aber doch der Natur, um die Leiden der Todesopfer abzukürzen und zu mildern. Vorne am Kopfe der Spinnen nämlich befinden sich als ihre Hauptwaffe zwei gegeneinander gekehrte Oberkiefer. Jeder derselben besteht aus einem kegelför-

migen Grundgliede, und an der Spitze desselben ist eine gekrümmte sehr scharf zugespitzte Fangkralle beweglich eingelenkt. Ueber den Oberkiefern liegen im Kopfe zwei Giftdrüsen, und von denselben gehen zwei feine Röhren durch die Oberkiefer und öffnen sich kurz vor der Spitze der Fangkrallen. So wie nun die Spinne auf ein gefangenes Insekt losstürzt und seine Fangkrallen in seinen Leib schlägt, so tritt durch den Druck auf die Drüsen ein kleines Tröpfchen des wasserklaren Giftes in die Wunde, und sogleich streckt das Insekt seine Glieder und liegt bewegungslos da, so heftig es auch vorher gestrampelt und sich gesträubt hatte, und zeigt keine Aeußerungen des Schmerzes, während es von der Spinne verzehrt wird. Offenbar dient dies Gift fast wie unser Chloroform dazu, das Opfer zu betäuben und gegen den Schmerz unempfindlich zu machen. — Uebrigens besteht in diesen beiden kleinen Drüsen die ganze Giftigkeit der Spinnen, und ihr übriger Leib ist durchaus frei von Gift. Menschen aber haben überhaupt nichts davon zu fürchten, denn von freien Stücken beißt eine Spinne nie einen Menschen und nur wenn man sie fest hält, wehrt sie sich so gut sie kann, um sich zu befreien, und dabei braucht sie natürlich auch ihre Oberkiefer, aber von den kleineren bringen die Fangkrallen nicht einmal durch die Haut und die größten Kreuzspinnen verursachen doch höchstens eine Wunde, wie der Stich einer kleinen Mücke, und die ganze Wirkung derselben ist ein kleines rothes Fleckchen, das sich bald wieder verliert. Auch die Erzählungen von der Gefährlichkeit des Bisses der italienischen Tarantel, die von den ältesten Zeiten her bis jetzt vom gemeinen Mann in Italien geglaubt und von manchen Schriftstellern wiederholt werden, haben sich bei genauerer Untersuchung als Fabeln erwiesen. Die Tarantel ist über einen Zoll lang und durch ihr ganzes Aussehen wohl geeignet, ein ängstliches Gemüth zu erschrecken. Man erzählt nun, daß ein von ihr gebissener Mensch in Raserei verfalle und sterben müsse, wenn nicht schnell Hilfe geschafft werde. Die einzige Kur aber bestehe darin, daß eine rauschende Musik gemacht werde, nach der dann der Kranke tanze, immer schneller und schneller, bis er in Schweiß gebadet ermattet niedersinke und in Schlaf verfalle, aus dem er endlich geheilt erwache. Nun haben aber in neuerer Zeit viele gründliche Beobachter sich absichtlich von der Tarantel beißen lassen, ohne einen Schaden davon gelitten zu haben.

Ein Naturforscher, der in den Abruzzen unter andern auch Taranteln gesammelt hat, berichtet, daß er sie immer mit bloßen Händen gegriffen habe und dabei oft von ihnen gebissen sei, aber nie die geringste Wirkung davon verspürt habe. Dennoch besteht der Tarantеltanz um Neapel noch jetzt, aber nicht, um die Schädlichkeit des Tarantalbisses zu vertreiben, sondern nur um einige Maße Wein oder etwas Geld zu verdienen. Die Lazaronis nämlich lassen sich um einige Maße Wein absichtlich von einer Tarantel kneipen, trinken den Wein aus und tanzen dann in Gegenwart vieler Zuschauer oft über eine halbe Stunde unausgesetzt, ohne die geringsten Folgen der großen Anstrengung. Die ganze Sache beruht also auf einer Betrügerei, aber nichts desto weniger fürchten die übrigen Leute den Biß der Tarantel sehr ohne gegründete Ursache. — Was bei den Spinnen nun aber besonders bewundernswerth und überraschend ist, das sind die Gewebe, welche sie verfertigen, hauptsächlich, um ihre Beute zu fangen. Was man täglich sieht, fällt Keinem mehr auf, so merkwürdig es auch an sich sein mag; und manches, was das höchste Staunen erregen würde, wenn es große Thiere thäten, bleibt unbeachtet bei kleinen. Wenn ein Fuchs auf einmal anfinge im Walde Seile von Baum zu Baum zu spannen und sie zu regelmäßigen Netzen zu verflechten und sie mit Ueberlegung gerade da aufstellte, wo Thiere, die er fangen wollte, am häufigsten durchzögen, und so, daß sie sich darin verwickeln müßten, wie würden die Leute zusammen laufen und das Wunder anstaunen! Aber bei einem Spinngewebe geht man gleichgiltig vorüber, oder zerreißt es wohl gar, ohne zu bedenken, daß hier noch viel Wunderbareres zu sehen ist. — Schon die Organe zur Bereitung des Spinnenfadens sind unserer Beachtung im hohen Grade werth. Nämlich am hintern Ende des Hinterleibes befinden sich vier größere Spinnwarzen und zwischen ihnen bei den meisten noch zwei kleinere. Jede derselben bildet einen kleinen, oben abgestumpften Kegel und besteht aus zwei beweglichen Gliedern. Oben auf der Endfläche stehen zahlreiche kleine Röhrchen und auf jeder derselben eine noch feinere borstenförmige Röhre, die sogenannten Spinnborsten. Bei einer Kreuzspinne hat man auf einer Spinnwarze ungefähr 1000 Spinnborsten gezählt, also haben die vier großen Spinnwarzen zusammen 4000 Spinnborsten. In dem Hinterleibe nun liegen vier größere und zwei kleinere

längliche Schläuche, die mit einer klebrigen Flüssigkeit, wie aufgelöster Gummi, gefüllt sind und deren jeder sich in eine Spinnwarze öffnet. Durch einen Druck auf diese Spinnschläuche wird nun der Spinnstoff durch die Spinnwarzen und die Spinnborsten herausgetrieben, und so treten 4000 Fäden hervor, die sich bald zu einem Faden vereinigen. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man eine Kreuzspinne mit einer Hand faßt, den Hinterleib leise preßt, während man die Spinnwarzen leicht gegen einen Finger der andern Hand drückt, und nun die Spinne etwas abzieht. Hält man nun den so herausgezogenen Faden gegen das Licht, so sieht man ganz deutlich, daß derselbe unmittelbar an den Spinnwarzen etwa eine Linie lang in sehr viele feinere Fädchen zertheilt ist, die sich alle zu einem Faden vereinigen. Will man einen hohen Grad von Feinheit bezeichnen, so pflegt man wohl und mit Recht den Gegenstand mit einem Spinnfaden zu vergleichen. Wie fein müssen nun aber erst die Fäden sein, deren 4000 zusammen einen Faden bilden! Und das ist schon bei der großen Kreuzspinne. Aber es giebt Spinnchen, die nicht größer als ein Sandkorn sind. Durch Schätzung hat man gefunden, daß von diesen Spinnchen 4 Millionen Fäden nicht dicker sein würden als ein Menschenhaar. Da nun aber jeder dieser Fäden aus 4000 noch feineren Fäden besteht, so folgt, daß mehr als 16000 Millionen dieser feinsten Fädchen zusammen nicht dicker als ein Menschenhaar sein würden. Solche Feinheit übersteigt alle Vorstellung und ist wohl geeignet uns zu demüthigen zu dem Gefühle von der Unvollkommenheit unserer Sinne und Verstandeskräfte. — Mit Recht fragt man, was der Zweck einer so künstlichen und zusammengesetzten Einrichtung sei. Ein wahrscheinlicher Grund ist, daß, um das Gummi hinlänglich zu trocknen, damit es einen zähen Faden gebe, eine ausgedehnte Fläche der Luft ausgesetzt werden mußte, was vortrefflich durch die Theilung in so zahlreiche Fäden beim Ausgange aus dem Leibe erreicht wird. Vielleicht aber ist auch die Absicht, daß die Spinne unter Umständen statt eines Fadens ein breites Band ausziehen könne, indem sie die Spinnwarzen und Spinnborsten auseinander spreitzt, was sie besonders zu thun pflegt, wenn sie ein zappelndes Insekt durch umgeschlungene Fäden knebeln will. — Die Spinne kann den Faden aus dem Leibe ziehen, aber auch heraustreiben. Das erstere geschieht am häufigsten.

Sie drückt nämlich die Spinnborsten irgend wo an, klebt dadurch den Faden fest und zieht denselben, indem sie fortläuft, aus dem Leibe. Dasselbe geschieht durch die Schwere ihres Körpers, wenn sie sich von einer Höhe am Faden herunterläßt. Hiebei sieht man, daß sie im Stande ist, die Spinnöffnungen mehr oder weniger zu erweitern, oder zu verengen, oder ganz zu schließen, je nachdem sie schneller oder langsamer sinken, oder im Fallen anhalten will. Will sie wieder emporsteigen, so faßt sie mit den Füßen den Faden, klettert daran wie ein Matrose am Seile in die Höhe, wickelt ihn während dessen zu einem weißen Knäulchen zusammen, das sie oben angekommen verschluckt und so den Spinnstoff wieder in den Leib bringt. — Aber sie kann auch den Faden aus dem Leib heraustreiben. Dies beweist ein Versuch des Engländer Kirby, den ich mit gleichem Erfolge wiederholt habe. In einer mit Wasser gefüllten Schale befestigte er einen etwa 2 Fuß langen Stab in senkrechter Stellung und setzte darauf eine Kreuzspinne. Um zu entfliehen, lief sie am Stabe herunter, wo das Wasser sie zur Rückkehr nöthigte, dann wieder bis zur Spitze hinauf und so mehrmals hinauf und hinab, überall nach einem Rettungswege umherschauend und mit den Füßen tastend. Als alle Versuche zur Flucht vergeblich schienen, blieb sie endlich auf der Spitze des Stockes still sitzen. Kirby mußte ausgehen und schloß die Stube zu. Als er nach zwei Stunden wiederkehrte, war die Spinne verschwunden und er fand sie in einer Ecke am Fenster. Von dem Stabe aber war nach einem Stuhle ein Faden ungefähr 5 Fuß lang gespannt, der ihr offenbar als Brücke gedient hatte. Um nun zu sehen, wie sie den Verbindungsfaden zu Wege gebracht, setzte er sie wieder auf den Stab und blieb dabei. Nach ungefähr einer Stunde stellte sie sich auf die Spitze des Stockes, machte mit dem Hinterleibe eine eigenthümliche Bewegung, und er sah, wie aus den Spinnwarzen ein Faden hervortrat, der immer länger werdend von der Luft getragen langsam hin und her schwankte, bis er endlich an einem in der Nähe stehenden Schranke hängen blieb. Die Spinne mußte durch das Gefühl gemerkt haben, daß der Faden fest sitze, denn sogleich zog sie ihn straff und nachdem sie sich durch die Füße vergewissert hatte, daß er Halt genug gewähre, lief sie an ihm hin und entfloh. — Durch das Heraustreiben der Fäden entsteht auch der sogenannte fliegende Sommer, oder die Jungfern-

fäden, die man an hellen und warmen Herbsttagen oft in überschwänglicher Menge durch die Luft fliegen sieht. Manche Schriftsteller geben von dieser Erscheinung eine ganz falsche Erklärung. Im Herbste sieht man bisweilen Wiesen und Stoppelfelder von Spinnenfäden so dicht überzogen, daß sie, wenn die Sonne darauf scheint, über und über wie Silber glänzen und schimmern. Manche meinen nun, daß diese Fäden vom Winde abgerissen und durch die Luft geführt würden, und dies sei der fliegende Sommer. Eine aufmerksame Beobachtung zeigt aber gleich, daß dies ein Irrthum ist. Denn diese Fäden gehen immer nur von Halm zu Halm, sind also viel zu kurz zu den Jungfernfäden, und weht der Wind über ein solches Feld, so wickeln sie sich so um die Halmen, daß sie fest daran haften. — Die Sache verhält sich ganz anders. Es ist sehr lange her, als ich zum erstenmale die Entstehung des fliegenden Sommers in ausgezeichneter Weise beobachtete, und seit dem habe ich den Hergang in jedem Herbste gesehen und mich jedesmal von neuem daran ergötzt. Ich wanderte in den ersten Tagen des Oktober bei schönem Wetter und milder Wärme auf der Chaussee von Bartenstein nach Rastenburg zu. Eine halbe Meile hinter Bartenstein lag rechts vom Wege ein Ellernwäldchen, welches einige hundert Schritte weit abgeholzt war. Auf dem Boden lagen hie und da Holzklafter, und dazwischen zerstreut standen noch Ellernbüsche. Ein leiser Wind wehete von dem Wäldchen nach der Chaussee. Kaum hatte ich den abgeholzten Waldgrund betreten, so bemerkte ich, daß Boden, Büsche und Holzklaftern von Spinnen der manigfachsten Art wimmelten, die in lebhafter Bewegung und Thätigkeit waren. Auf einem einzelnen Ellernblatte waren oft 6 bis 10 Spinnen, die zu wetteifern schienen, die Spitze des Blattes zu erreichen. War dies einer von ihnen geglückt, so hob sie sich auf ihren 8 Beinen so hoch als möglich, kehrte sich mit dem Kopfe gegen den Wind, streckte den Hinterleib schräg aufwärts und trieb aus den Spinnwarzen einen Faden, der immer länger wurde und in dem Winde flatterte. War der Faden etwa 20 bis 30 Fuß lang, so ließ sich die Spinne los und flog, von ihm getragen, durch die Luft davon der Chaussee zu. Kaum war sie davon gesegelt, so nahm eine andere Spinne ihre Stelle ein und folgte ihr nach wenigen Minuten auf dieselbe Weise durch die Luft. Da nun von allen Blättern des Busches und von allen

Büschen und von allen erhabenen Punkten der Holzklaftern, die einen freien Standpunkt gewährten, auf dieselbe Art Spinnen an ihrem Faden hängend davon segelten, so ist begreiflich, daß tausende derselben gleichzeitig in derselben Richtung durch die Luft getragen wurden und ihnen immer neue nachfolgten. Schon auf dem Wege bis zur Chaussee verwickelten sich oft mehre solche einzelne Fäden und bildeten ganze Flocken. Die meisten aber blieben an den Zweigen der Chausseebäume haften und flatterten im Winde. Geschah dies, so kletterten die betreffenden Spinnen sogleich bis zur Spitze der Baumblätter, trieben neue Fäden und flogen an denselben über die Felder in die weite Ferne, bis sie meinen Augen entschwanden. Blieben bei dem Fluge durch die freie Luft mehre Fäden an einander haften, so daß sich größere Flocken oder Gewinde bildeten, so kletterten die Spinnen auf dieselben und fuhren nun darauf behaglich sitzend oder umherwandernd wie auf wahren Luftschiffen dahin. Die Spinnen, welche diese Sommerfäden machten, gehörten zu vielen und verschiedenen Arten. Häufig waren darunter Micryphantes-Arten; das sind die kleinen schwarzen muntern Spinnchen, die unter dem Namen Glückspinnchen bei den Damen am ehesten Gnade finden. Von den größeren Arten waren nur junge, noch nicht ausgewachsene Exemplare dabei thätig, aber darunter auch solche, welche keine Fangnetze machen, sondern ihre Beute nur im Laufe greifen. — Die Spinnen können auf diese Weise sehr weit fliegen, denn Seefahrer berichten, daß sie beim Vorüberfahren an der afrikanischen Küste in einer Entfernung von 10 Meilen gesehen haben, wie unzählige Spinnen vom Lande her durch die Luft segelnd sich auf Masten und Tauwerk niedergelassen haben. — Sonderbar ist es, daß die Spinnen die Jungfernfäden nur im Herbste machen, und mit Recht fragt man nach dem Grunde der Erscheinung. Ich muß gestehen, daß ich keine genügende Erklärung davon habe finden können. Vielleicht geschieht es, um den überflüssigen Spinnstoff loszuwerden, bevor sie sich im Spätherbste in ihre Winterquartiere zurückziehen; vielleicht, weil die im Herbste seltener werdenden Insekten nicht mehr in genügender Zahl in die an festen Stellen aufgespannten Netze kommen und sie daher genöthigt sind, einen größern Raum zu bestreichen, wie der Fischer das Zugnetz anwendet, wenn die Fische nicht in die Reusen gehen. Oder sollten sie die Herbstmuße benutzen, um Vergnü-

gungsreisen zu machen, oder um sich doch auch einmal ihren glücklicheren Verwandten, den Insekten, gleich zu stellen, welche die Natur mit Flügeln ausgestattet hat, und wie diese die Wollust zu genießen, sich frei durch den Luftraum zu schwingen? Hier müssen wir unsere Unwissenheit bekennen, wie bei so vielen Erscheinungen in der Natur.

Doch wir kehren zu den Geweben zurück, welche die Spinnen machen, um ihre Beute zu fangen. Bei diesem Geschäfte sind ihnen von wesentlichem Nutzen die Füße, deren alle vier Paare an der Brust haben. An der Spitze jeden Fußes befinden sich zwei bewegliche krumme Krallen. Bei der Arbeit sieht man nun deutlich, wie sie mit den Füßen, besonders den Hinterfüßen den hervorgezogenen Faden leiten und ihn bald über diesen. bald über jenen Zahn der Kralle laufen lassen, um ihm die richtige Lage zu geben. Der Bau der Fangnetze und ihr Verhalten bei der Jagd ist nun aber bei den verschiedenen Spinnenarten sehr verschieden, und die Kürze der Zeit erlaubt nur die wichtigsten derselben zu berühren.

Hier stehen nun obenan die Radspinnen, wozu auch unsere Kreuzspinne gehört, welche radförmige Netze, meistens in senkrechter Lage zwischen Bäumen oder andern Gegenständen ausspannen. Es ist nicht so ganz leicht, sie bei der Arbeit zu beobachten, denn meistens machen sie die Netze in der Nacht, und nur im Nothfalle auch bei Tage.

Will eine Kreuzspinne ein Netz machen, so wählt sie zuerst einen Ort aus, an dem reiche Beute zu erwarten steht, und Punkte, zwischen denen es ausgespannt werden soll, wobei die Lage des Ortes, die Richtung des Windes, die Nähe von insektenreichem Gewässer oder Buschwerk sorgsam berücksichtigt wird. Nun zieht sie eine Grundschnur zwischen zwei festen Punkten, die sie verstärkt, indem sie durch Hin- und Herlaufen 5 bis 6 oder mehr Fäden zusammenklebt. Von den Enden derselben führt sie nach einem dritten oder auch vierten Punkt ebensolche Fäden und begrenzt so den Raum, in den das eigentliche Netz kommen soll. Jetzt verbindet sie zwei gegenüberliegende Punkte der Grundfäden, indem sie im Umfange herumläuft und mit den Hinterfüßen den herausgezogenen Faden sorgsam leitet, damit er nicht an einer unrichtigen Stelle kleben bleibe. Mitten in diesem Durchmesser, wohin der Mittelpunkt des Netzes kommen soll, befestigt sie einen zweiten Faden und zieht ihn nach einem andern

Punkte der Randschnur, dann ebenso von dem Mittelpunkte einen dritten, vierten Faden u. s. w. Während der vorbereitenden Arbeit ruht sie manchmal aus, als ob die Anlage Nachdenken erfordere. Aber sobald sie sich überzeugt, daß die Randschnur fest genug gespannt ist und einige Strahlen vom Mittelpunkte fertig sind, so fährt sie in ihrer Arbeit so hurtig und unablässig fort, daß das Auge kaum zu folgen vermag. Die Strahlen, in der Zahl ungefähr 20, welche dem Netze die Gestalt eines Rades mit seinen Speichen geben, sind bald sämmtlich vollendet. Dann geht sie in die Mitte, dreht sich schnell herum, stößt mit ihren Füßen auf jeden Faden, um dessen Spannung und Stärke zu prüfen, reißt auch wohl einen ab, der nicht zu taugen scheint, und ersetzt ihn durch einen andern. Sind nun so die vom Mittelpunkte nach dem Rande laufenden Strahlenfäden fertig, so klebt sie unmittelbar um den Mittelpunkt 5 bis 6 kleine concentrische Kreisfäden, ungefähr $1/2$ Linie von einander entfernt, und dann vier oder fünf größere, jeden vom andern etwa $1/2$ Zoll oder mehr abstehend. Diese letzten dienen nur als eine Art vorläufigen Gerüstes, um darüber wie über Brücken hin und her zu gehen und den gehörig gespannten Strahlen Halt zu geben, während sie daran die concentrischen Fäden, die bleiben sollen, befestigt, zu deren Anlegung nun geschritten wird. Nun befestigt sie an einem Strahle nahe dem Umfang einen Faden, zieht ihn, dem Mittelpunkt zuschreitend, so lang aus dem Leibe, daß er genau bis zum nächsten Strahle reicht, schreitet auf diesen hinüber und befestigt ihn daran. So bringt sie, von Strahl zu Strahl hinüberschreitend, einen concentrischen Kreis zu Stande, dann den zweiten und alle folgenden, jeder vom andern etwa 2 Linien abstehend, bis der ganze Raum bis zu den zuerst um die Mitte gezogenen engeren Kreisen ausgefüllt ist. Nun geht sie endlich in die Mitte und beißt die Strahlenfäden bis an den innersten Kreisfaden ab, so daß hier ein kleines freies Feld bleibt. Bemerkenswerth ist, daß die Strahlenfäden von den Kreisfäden sich unterscheiden; die erstern nämlich sind trocken und nicht klebrig, so daß man sie berühren kann, ohne daß sie am Finger haften, die Kreisfäden dagegen sind mit zahlreichen Tröpfchen einer sehr klebrigen klaren Flüssigkeit besetzt, und wenn man sie mit dem Finger berührt und ihn zurückzieht, so folgen sie nach, und oft zerreißt das Netz dadurch. Die Spinne muß also die Fähigkeit haben die-

sen klebrigen Leim je nach Umständen mit dem Spinnstoff aus den Spinnschläuchen ausfließen zu lassen oder nicht. — Ist das Netz nun fertig, so setzt sich die Kreuzspinne mit dem Kopfe nach unten, in die Mitte desselben, die 8 Beine weit ausgespannt und lauert geduldig, bis sich ein Insekt gefangen hat. Ihre 8 Augen am Kopfe befinden sich bei dieser Lage gerade im Centrum des Netzes und stehen so, daß sie dasselbe nach allen Richtungen überschauen kann. Sobald eine Fliege oder Mücke in den Fäden sich verwickelt hat, stürzt die Spinne darauf los, packt sie mit den Kiefern und schleppt sie an den Rand, um sie an einem sichern Orte zu verzehren. Hat sich ein größeres Insekt gefangen, das ihr durch Schlagen mit den Flügeln und Zappeln Widerstand leistet, so weiß sie es bald völlig zu knebeln, indem sie einen Faden vielfach um Brust und Leib wickelt. Ist ihr dasselbe aber zu stark, oder droht es ihr selbst gefährlich zu werden, wie etwa eine Horniß, so beißt sie vorsichtig rund herum die Fäden durch und läßt den gefährlichen Gast in Frieden gehen und bessert schnell den Schaden wieder aus. — Es giebt noch viele Spinnen, die auch ein radförmiges Netz machen wie die Kreuzspinne, aber nicht in der Mitte desselben auf der Lauer sitzen. Diese bauen sich in der Nähe des Netzes ein oben gewölbtes Zelt aus zusammengezogenen Blättern, von dem ein Faden nach dem Netze führt. Sie sitzen in dem Zelte versteckt, und sobald sich ein Insekt im Netze gefangen hat und durch seine Schwere dasselbe erschüttert, merkt es die Spinne an dem Beben des Fadens und stürzt aus ihrer Höhle hervor auf die Beute. — Außer den Radspinnen giebt es andere, die man Webespinnen genannt hat. Diese bauen ihre Netze am häufigsten zwischen den Zweigen von Wachholder oder andern niedrigen Gebüschen. Sie spannen in einem solchen Busche zahlreiche Fäden ohne Ordnung in allen Richtungen, unter und über einander zwischen den Zweigen in die Kreuz und Quer; unter denselben aber machen sie ein dem Radnetz ähnliches Gewebe in horizontaler Lage, an dessen unterer Seite sie, mit dem Rücken nach unten gekehrt, hängen. Ist nun ein Insekt einmal in dies Labyrinth gerathen, so fällt es, wenn es sich von einem Faden losgemacht haben sollte, gewiß zwischen die untern Fäden und endlich unfehlbar in die Macht der unten lauernden Spinne. — Wieder anders machen es die sogenannten Röhrenspinnen, wozu unsere gemeine Haus- oder Winkelspinne

gehört, deren Gewebe oft genug in den Ecken der Zimmer zu sehen und ein Aerger der Hausfrauen sind. Dies Gespinnst sieht fast wie Gaze aus, mit künstlichen und ziemlich regelmäßigen kleinen Maschen und bildet eine horizontale dreieckige Fläche in den Winkeln der Wohnungen. Im hintersten Winkel aber geht die Fläche in eine kurze abwärts geneigte Röhre über, worin die lauernde Spinne sitzt. — Hierher gehört auch die merkwürdige Labyrinthspinne, die nie in Häusern, sondern nur im Freien, in Brüchen, Gebüschen, zwischen Gras, oder in sonst passenden Lokalitäten ihr Gespinnst macht und die ich nirgend so häufig gefunden habe als an unserm Ostseestrande, in und um Rauschen, Lapöhnen, Kuhren u. s. w. Diese Spinne ist fast einen Zoll lang und macht sich eine vier bis fünf Zoll lange Röhre, die mit beiden Enden aufwärts gekrümmt in der Erde, in Moos, in Strauchzäunen oder im Grase steckt; das eine Ende ist einfach nach außen geöffnet, das andere Ende aber erweitert sich trichterförmig und geht in einzelne Fäden über, die oft vier bis fünf Fuß lang im Umkreise an benachbarte Sträuche oder hohe Gräser geheftet sind und so ein weites Fangnetz darstellen. Die Spinne sitzt in der Röhre und kann, wenn ihr Gefahr droht, durch den hintern Ausgang entfliehen, oder nach vorne auf die Beute stürzen, die sich in dem Trichter verstrickt hat. —

Doch alle diese Gewebe werden übertroffen von dem der Wasserspinne, welche sich eine Wohnung gleich einer krystallenen Halle unter Wasser baut. Die Wasserspinne ist einen halben Zoll lang, oder auch etwas größer. Sie ist recht häufig an und in unsern Gräben, Teichen und Seen. Sie kann vortrefflich tauchen und schwimmen, aber ebensogut auf dem Lande laufen, um Insekten zu greifen. Hat sie die Beute erhascht, so taucht sie damit unter und trägt sie in ihre Wohnung. Diese ist wirklich höchst wunderbar gebaut. Die Spinne macht nämlich unter Wasser zwischen Wasserpflanzen ein Gewebe in Gestalt einer Glocke, etwa so groß wie eine recht große Wallnuß und befestigt deren Ränder durch Fäden an Wasserpflanzen. Jetzt taucht sie an die Oberfläche empor und streckt den stark behaarten Hinterleib über Wasser. Die Luft setzt sich zwischen die Haare, an denen das Wasser nicht haftet, und wenn sie nun wieder untertaucht, so bildet die an den Haaren haftende Luft im Wasser eine Hülle um den Leib, die wie Silber schimmert. In ihrer Wohnung angekommen, streicht

die Spinne von dem Hinterleibe mit ihren Beinen die Luft ab, die nun als Luftbläschen bis zur Decke der Glocke steigt, aber durch das dichte Gewebe nicht entweichen kann. Dies wiederholt sie unermüdlich so lange, bis die ganze Glocke mit Luft gefüllt ist, die nun wie eine gläserne Taucherglocke erscheint, in der die Spinne behaglich unter Wasser wohnen kann, ohne doch der Luft zum Athmen zu entbehren. Ich habe dies Verfahren der Wasserspinnen bei ihrem Bau genau beobachtet, indem ich eine solche in ein hohes, mit Wasser gefülltes Glas von etwa zwei Zoll Durchmesser setzte. Nach einigen Tagen begann sie den Bau, indem sie die haltenden Fäden statt der Wasserpflanzen an der innern Fläche des Glases befestigte, und in kurzer Zeit war die Glocke fertig und mit Luft gefüllt.

Außer diesen giebt es nun noch vielerlei Spinnen, die keine Fangnetze machen, sondern sich nur Wohnungen zum Aufenthalt oder um sich darin zu verbergen, bauen. Unter diesen verdient besondere Erwähnung die Maurerspinne (Mygale caementaria), im südlichen Frankreich zu Hause. Ihre Wohnung besteht aus einer schräg aufwärts geführten Röhre, etwa einen Zoll weit und gegen zwei Fuß lang. Diese Röhre gräbt die Spinne mit ihren starken Kiefern in eine steile Lehm- oder Mergelwand, so daß der Regen leicht ablaufen kann, ohne in die Wohnung zu dringen; innen füttert sie die ganze Röhre mit feinem Seidengewebe aus, welches zu zwei Zwecken dient, theils um das Nachfallen der Erde zu verhindern, theils um durch seinen Zusammenhang mit der Thüre der Spinne Nachricht zu geben von dem, was an derselben vorgeht. Wenn hier von einer Thüre die Rede ist, so sollte man glauben, der Ausdruck sei nur bildlich gebraucht, denn man kann sich nicht denken, daß eine Spinne ein Ding sollte machen können, das im eigentlichen Sinne diesen Namen verdiene, ein Ding gleich unsern Thüren sich um eine Angel drehend und genau in den Rahmen der Oeffnung passend, die verschlossen werden soll. Und doch wird solch eine Thüre, so unglaublich es klingen mag, von dieser Spinne hergestellt. Sie macht sie freilich nicht wie wir aus Holz, sondern aus mehren Lagen trockener Erde, durch Seide an einander befestigt. Wenn sie fertig, so ist ihr Umriß so vollkommen rund, als wäre er abgezirkelt; die innere Fläche ist konvex und glatt, die äußere flach und rauh und der anliegenden Erde so gleich, daß man sie nicht davon unterscheiden kann. Diese Thüre wird

von dem sinnreichen Künstler am Eingange seiner Gallerie mittels einer Angel von Seide befestigt, welche mit der größten Freiheit spielt und sie leicht öffnen und schließen läßt; und, als wenn sie mit den Gesetzen der Schwere bekannt wäre, sie heftet jedesmal die Angel an den höchsten Theil der Oeffnung, so daß die Thüre nach dem Aufmachen wieder durch ihr eigenes Gewicht zuschnappt. Nicht weniger gescheidt hat sie einen kleinen Falz gerade im Eingange gelassen, auf den die Thüre schließt und dem sie mit solcher Genauigkeit angepaßt ist, daß es aussieht, als machte sie nur eine einzige Fläche mit ihm. So ist die anstaunenswerthe Einrichtung von der Wohnung dieses Thieres; und seine Vertheidigung der unterirdischen Wohnung ist nicht weniger überraschend. Wenn man unter den Rand der Thüre geschickt die Spitze einer Nadel einschiebt und sie etwas aufheben will, so bemerkt man sogleich einen starken Widerstand. Was ist die Ursache davon? Die Spinne, von der Erschütterung der Fäden, die von der Thüre nach dem Grunde des Ganges gehen, gewarnt, läuft eiligst zur Thüre, faßt sie mit ihren Füßen, klammert sich mit den andern Füßen an die Wand, wirft sich auf den Rücken und hält mit aller Macht fest. Wenn die Spinne allen Widerstand vergeblich findet, so begiebt sie sich endlich auf die Flucht. Wenn man dagegen die Thüre von außen befestigt, daß sie nicht geöffnet werden kann, so findet man den andern Morgen einen neuen Eingang mit einer neuen Thüre; oder wenn man die Thüre ganz abreißt, so wird eine andere in weniger als zwölf Stunden gebaut.

Viel wäre noch zu sprechen über die mannigfaltigen Arten, wie die Spinnen ihre Gewebe machen und wie sie sich ihrer Beute bemächtigen; aber die Kürze der Zeit gebietet Beschränkung. Daher wenden wir uns zu noch einigen andern Betrachtungen.

Die Spinnen sind durchaus ungesellige Thiere. Daß sie die Menschen fliehen und sich gerne da ansiedeln, wo sie hoffen dürfen, ungestört ihren Geschäften nachgehen zu können, ist leicht erklärlich. Daher verbindet man mit den Spinngeweben die Idee der Verlassenheit von Menschen und hat sie oft in diesem Sinne in Gemälden und Allegorien glücklich angewendet. Wenn Hogarth ein sprechendes Gemälde von vernachlässigter Menschenliebe hervorbringen wollte, so überzog er die Büchse des Bettlers mit einer Spinnwebe. Und in den jüdischen Schriften wird nicht weniger sinnreich

berichtet, daß die Ursache, weshalb Saul den David und seine Begleiter in der Höhle von Abdullam nicht entdeckte, eine von Gott gesandte Spinne gewesen, welche hurtig ein Gewebe vor den Eingang gewoben; denn nun hielt es Saul für unnütz, einen Ort weiter zu untersuchen, der so augenscheinliche Beweise von der Abwesenheit jedes menschlichen Wesens gab. — Aber auch die Gesellschaft ihrer Gattungsgenossen vermeiden sie und lieben es, jede für sich zu leben. Man findet zwar, daß an günstig gelegenen Orten viele Spinnen ihre Netze ganz nahe neben einander ausspannen, aber an Umgang und Verkehr zwischen ihnen ist nicht zu denken, jede hält sich in ihrer Wohnung, sieht dieselbe aber auch als ihr unverletzliches Eigenthum an und ist stets gerüstet, jeden unberechtigten Eindringling mit Gewalt abzutreiben oder zu vernichten. Ich habe oft den Versuch gemacht, eine Spinne aus einem Netze in ein anderes fremdes Netz zu setzen. Dann stürzte sogleich die Eigenthümerin auf den Fremdling los, und es entspann sich ein wüthender Kampf, der erst mit dem Tode einer der Streitenden endigte, die dann von der andern aufgefressen wurde. Blieb die fremde Spinne Siegerin, so nahm sie sogleich von dem Netze der Ueberwundenen Besitz und stellte sich an der richtigen Stelle auf fernere Lauer, als wäre sie zu Hause. — Selbst von einer Neigung der beiden Geschlechter zu einander ist wenig zu bemerken. Den größten Theil des Jahres leben Männchen und Weibchen getrennt. Zu einer bestimmten Zeit des Jahres empfindet nun zwar das Männchen das Verlangen, sich mit einem Weibchen zu vereinigen; das erfordert aber lange Vorbereitungen und viele Vorsicht, denn die Weibchen sind bedeutend größer und stärker als die Männchen und können ihnen leicht gefährlich werden. Hat sich ein solcher Liebhaber eine Spinnen-Schöne erkoren, die wie eine Turandot kalten Herzens in ihrem Netze sitzt, so schleicht er vorsichtig heran, bleibt bescheiden außerhalb ihres Zauberkreises stehen und wartet geduldig, ob sie ihn eines Blickes würdige. Bleibt sie ganz gleichgiltig, so zupft er an einem Faden ihres Netzes, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Scheint sie noch nichts zu merken, so wagt er es, einige Schritte näher zu treten, indem er jede ihrer Bewegungen und Mienen ängstlich beobachtet. Wirft sie ihm einen finstern Blick zu, oder macht gar eine feindliche Bewegung, so zieht er sich je nach Umständen langsam zurück oder begiebt sich auf eilige Flucht.

Meistens geht die Sache ohne Blutvergießen ab. Manchmal aber, wenn er zu kühn gewesen ist, stürzt ihm seine Angebetete in schnellem Laufe nach, packt ihn und frißt ihn ohne weitere Ceremonien auf. Ist das Männchen glücklich entkommen, so wiederholt es nach einiger Zeit seine Bewerbungen wieder und setzt dieselben oft mehrere Tage fort, bis das Weibchen sich endlich erweichen läßt und ihm gestattet, in ihr Netz zu kommen und bei ihr zu wohnen. — Dagegen zeigen die Spinnen meistens eine rührende Liebe zu ihren Jungen. Bei den Radspinnen beschränkt sich diese Sorge darauf, daß das Weibchen im Herbste an einer geschützten Stelle ihre Eier auf ein Häufchen legt und dieselben in eine dichte seidenartige Hülle einspinnt. Solche Cocons, von gelber Seide, halbkugelförmig und im Umfange etwa so groß wie ein Zweigroschenstück, kann man im Herbste häufig an Zäunen, Mauern und ähnlichen Orten sehen. Die Mutter kann sich nicht weiter darum bekümmern, denn wenn sie ihre Nachkommenschaft in ein weiches und warmes Bettchen gehüllt und gegen den rauhen Winter geschützt hat, so ist auch wenige Wochen später ihr Lebenslauf beendigt und sie muß der Frühlingssonne die Erweckung derselben zum Leben und der großen Mutter Natur die weitere Sorge für sie überlassen. — Mehr Mühe macht der Webespinne die Pflege ihrer Brut. Diese baut im Sommer neben ihrem Netze an einem kleinen Zweige eines Strauches eine Hütte in Gestalt und von der Größe eines kleinen Fingerhutes, mit der Oeffnung nach unten, von dichtem Seidengewebe, so daß das Innere vor Regen und Wind geschützt ist. Ihre Eierchen umspinnen sie mit Seide und bilden so ein oder zwei kleine Cocons, so groß wie eine kleine Erbse und befestigen dieselben mit einem Faden im Innern der Hütte. Die Mutter aber setzt sich davor, mit dem Rücken nach unten hängend, umfaßt mit den Füßen die Oeffnung und sitzt so Tag und Nacht, die Eier schützend und wärmend, nur dann und wann eine sich nahende Mücke erhaschend, bis die Jungen auskommen, sich in dem Netze der Mutter zerstreuen und sich nun von der Beute derselben nähren. Auch die meisten anderen Spinnenarten weben schützende Hüllen für ihre Eier, von den mannigfaltigsten Formen und oft höchst künstlich und bewahren sie darin bis zu ihrem Ausschlüpfen. Am auffallendsten ist das Verfahren der auf der Erde umherlaufenden Spinnen, die man Jäger genannt hat, weil sie kein Fangnetz machen,

sondern die Beute im Laufen erjagen. Diese Spinnen umweben ihre Eierchen zu einem weißen erbsengroßen Cocon, den sie am Ende ihres Leibes mit einem Faden ankleben, oder auch wohl mit den Hinterfüßen festhalten und überall mit sich herumtragen, obgleich derselbe für ihre Größe als eine ansehnliche Last erscheint. Kein Geizhals hängt zäher an seinem Schatz, als eine solche Spinne an ihrem Cocon. Wenn man ihr ihn nimmt, so sucht sie ihn auf jede Weise wiederzuerlangen, keine Gefahr kann sie zwingen die kostbare Bürde zu verlassen, und das kleine Thierchen stellt sich sogar dem Menschen, der ihr dieselbe geraubt, zum Kampfe gegenüber, oder verfolgt ihn. Sind ihre Bemühungen vergeblich, so scheint sich tiefe Traurigkeit ihrer zu bemächtigen, und des Gegenstandes ihrer Zärtlichkeit beraubt, scheint sie selbst ihr Dasein nicht mehr zu achten. Gelingt es ihr, den Cocon wieder zu erlangen, so zeigt ihr Benehmen das Uebermaß der Freude. Sie ergreift ihn mit Heftigkeit und rennt damit hurtig davon an eine sichere Stelle. Bonnet stellte die mütterliche Liebe einer solchen Spinne auf eine harte Probe. Er trieb sie mit ihrem Cocon in die Grube eines Ameisenlöwen, eines gefräßigen Thieres, das sich im Sande eine trichterförmige Grube macht, auf deren Grunde es sich verbirgt, um ein unglückliches Thierchen, das hineinfällt, zu erhaschen. Die Spinne suchte davon zu rennen, war aber nicht schnell genug, um zu verhindern, daß der Ameisenlöwe ihren Cocon ergriff, den er unter den Sand zu zerren suchte. Sie machte die heftigsten Anstrengungen, um sich zu retten und kämpfte mit aller Macht. Der Faden, an dem der Cocon hing, riß entzwei; sogleich ergriff die Spinne den Cocon mit den Kiefern und verdoppelte ihre Anstrengungen, ihr geliebtes Eigenthum zu retten. Es war vergeblich; der Ameisenlöwe war der Stärkere und trotz alles Sträubens der Spinne zog er den Gegenstand des Streites unter den Sand. — Die unglückliche Mutter hätte ihr eigenes Leben vor dem Feinde retten können; sie brauchte nur den Cocon zu verlassen und aus der Grube zu fliehen. Aber, wunderbares Beispiel mütterlicher Liebe! sie zog vor, sich selbst lebendig begraben zu lassen mit ihrem Schatze, der ihr theurer als das Leben war, und nur mit Gewalt entzog sie endlich Bonnet dem ungleichen Kampfe. Aber der Cocon blieb bei dem Räuber; und obgleich sie Bonnet wiederholt mit einem Stöckchen zurückstieß, so kehrte sie doch

beständig zu der Stelle zurück. Jene menschliche Mutter, die sich dem Löwen entgegenstürzte, um ihr Kind zu retten, ist in Liedern gefeiert; und doch, wo zeigt sich größere Liebe, größerer Heldenmuth, bei jener oder bei unserer Spinne? — Aber ihre Zärtlichkeit beschränkt sich nicht nur auf ihre Eier. Wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, so hängen sie sich haufenweis auf ihren Rücken, auf Bauch, Kopf und Füße der Mutter und in diesem Zustande, worin sie ein sonderbares Aussehen hat, trägt sie ihre Kinder mit sich herum und füttert sie, bis sie groß genug sind, sich selbst zu ernähren. Man kann im Frühjahr häufig die Freude haben, diesem anziehenden Schauspiele zuzusehen. Wenn man dann die Mutter, die so gegen hundert junge Spinnchen trägt, berührt, so ist es lustig anzusehen, wie dieselben von dem Rücken der Alten laufen, durch einander wimmeln und bald wieder ihren Sitz zu gewinnen suchen.

So hoch der Mensch auch durch seinen Geist über den Thieren steht, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er von manchen an Empfindlichkeit und Schärfe der Sinne übertroffen wird. So haben die Spinnen ein ungemein feines Gefühl, welches sie befähigt, die leisesten Veränderungen in der Atmosphäre und früher, als wir etwas davon wahrnehmen können, zu empfinden. Machen die Radspinnen die Hauptfäden, die das Netz tragen, sehr lang und an offenen Stellen, so dürfen wir auf schönes Wetter rechnen; machen sie dagegen die Fäden kurz und an geschützten Orten, so folgt gewiß bald Regen und Sturm; und zerreißen sie gar die Netze und verkriechen sich in Winkel, so tritt nach kurzer Zeit sicherlich dauerndes schlechtes Wetter ein. Diese zarte Empfindlichkeit für die Zustände und namentlich für die Erschütterung und Schwingungen der Luft ist auch wohl der Grund von der Liebe und Empfänglichkeit der Spinnen für Musik, die gar zu oft beobachtet ist, um daran zweifeln zu können, und die doch auch einen Sinn für die Harmonie der Töne voraussetzt. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß, wenn das Fortepiano gespielt wird, eine Spinne sich von der Decke herabläßt und darüber schwebt, so lange die Töne dauern. Quatremere-Disjonval erzählt u. a. einen solchen Fall, dem er als Augenzeuge beigewohnt. Er befand sich mit drei andern Herren in einem Saale, in dem eine Dame die Harfe spielte. Da bemerkte er, daß eine große Spinne an der Stubendecke auf und nieder wandelte und ge-

rade über der Künstlerin ihre Stellung nahm. Er bat die Dame sich an das andere Ende des Saales zu begeben, und kaum hatte sie ihr Spiel wieder begonnen, so begab sich auch die Spinne dahin und folgte ihr, so oft sie ihre Stelle veränderte.

Fragen wir endlich nach dem Nutzen der Spinnen, so ist unzweifelhaft, daß sie ein nothwendiges Glied in dem Haushalte der Natur sind und namentlich dazu bestimmt sind, eine unzählige Menge von Insekten zu tödten und zu verzehren und dadurch die zu starke Vermehrung derselben zu hindern, welche die Harmonie in der Natur stören könnte. Dadurch werden sie mittelbar auch dem Menschen nützlich, indem sie die Zahl der lästigen und schädlichen Insekten bedeutend vermindern, und wir haben daher alle Ursache, die Spinnen so gut wie die kleinen Vögel zu schonen, die uns einen gleichen Dienst erweisen. Einen unmittelbaren Nutzen freilich gewähren sie uns nicht. Man hat zwar versucht, ihr Gespinnst wie das der Seidenraupe zu benutzen, aber ohne den gewünschten Erfolg. Die Unterhaltung und Ernährung so vieler Spinnen, als dazu nöthig wären, in einem Raume, der Umstand, daß sie sich untereinander auffressen, die geringere Haltbarkeit und Dünne ihrer Fäden setzten dem Unternehmen unbesiegbare Schwierigkeiten entgegen; und es kann daher nur als eine Curiosität betrachtet werden, daß es einem Spanier (Maria de Tremeyer) nach großer Mühe gelungen ist, für Carl III. ein Paar Handschuhe aus Spinnenseide weben zu lassen.

Aber der Naturfreund beurtheilt die Wichtigkeit und das Interesse eines Geschöpfes nicht nach den praktischen Vortheilen, die es dem Menschen gewährt, sondern nach dem Grade, in dem sich die Weisheit und der Geist des Schöpfers in seiner Einrichtung offenbart und nach der Bedeutung der Stellung, die es in dem großen Organismus der Natur einnimmt, und in beiden Beziehungen dürften wohl die Spinnen wenigen unter den niedern Thieren nachstehen. —

Ueber Entwässerung und Reinigung grosser Städte.

Vortrag, gehalten in der Königlichen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft

von

Dr. J. Möller.

Es kann leicht die Verwunderung derjenigen unter Ihnen erregen, welche dem ärztlichen Studium fern stehen, wenn Sie Mitglieder desselben mehr und mehr sich mit dem Studium von Fragen beschäftigen sehen, die auf den polizeilichen, volkswirthschaftlichen, technischen und andern, nach herkömmlichen Begriffen weit abliegenden Gebieten sich bewegen. Und doch liegt hierin keine Verirrung, sondern im Gegentheil ein Zeichen gesunder Selbsterkenntniß und folgerechter Entwickelung der Heilkunde. Gerade weil man sich mehr und mehr überzeugt, daß es in zahlreichen und verheerenden Krankheitsprozessen ein fruchtloses Bemühen ist, sie in ihrem Verlaufe hemmen zu wollen, überläßt man das Haschen nach spezifischen Heilmitteln den sich selbst täuschenden Anfängern und Schlummerköpfen und ihre Anpreisung den Charlatanen. Die Wissenschaft aber wendet sich mit Vorliebe der Ermittelung der Krankheits*ursachen* zu und sucht *diese* durch Verbesserung der Lebensbedingungen des Einzelnen, wie der Gesammtheit zu beseitigen. Eingedenk der alten Weisheit, daß „bewahrt besser, als beklagt," sucht sie neben der *Heilkunst* die *Gesundheitspflege* auszubilden. Nicht Medicamente — Volkserziehung, Aufklärung und große wirthschaftliche Maßregeln sind deren Mittel. Richtschnur und Prüfstein bietet ihr die Statistik und ihren Lohn empfängt sie, wenn nach Jahren diese Wissenschaft nachweist: diese und jene Seuche sei um so viel Prozent seltener, die Sterblichkeit um so viel geringer gewor-

den, die allgemeine Lebensdauer habe sich um ein Jahr erhöht. Wann wird die Geschichte so weit sein, sich um diese Dinge zu kümmern? Wann wird es den höchsten Ruhm eines Regenten oder Staatsmannes ausmachen, durch seinen Einfluß eine günstige Veränderung jener Zahlen bewirkt zu haben? Vielleicht ist es Louis Napoleon beschieden, durch seine internationale Sanitätscommission auf diesem Gebiete eine neue Aera zu eröffnen. Mögen auch vorläufig Trägheit, Vorurtheil und Fanatismus der Orientalen die Arbeiten einer solchen Commission um praktische Erfolge bringen: der Gedanke bleibt jedenfalls fruchtbar. Und wenn sei Niederreißung der Stadtmauern von Kairo, wodurch wenigstens der trocknende Wüstenwind Zugang zu dem angehäuften Unflath der Straßen erhalten hat — wenn schon seit dieser That Ibrahim Paschas die Pest verschwunden ist; warum sollten nicht ähnliche Maßregeln, durchgesetzt mit dem ganzen Nachdrucke des europäischen Uebergewichts, die Brutstätten auch anderer Seuchen unschädlich machen?

Einstweilen lassen Sie uns — recht buchstäblich — vor unserer eignen Thüre fegen. Denn es giebt auch in unsern Städten, welche sich rühmen, an der Spitze der abendländischen Kultur zu stehen, noch Zustände, welche nur zum Schein besser sind, als die jener barbarischen Länder, und Probleme, welche einstweilen des Scharfsinns der Sachverständigen spotten. Ich will mir erlauben, über die Entfernung und Verwendung der Gebrauchswässer, Abfälle und Unreinigkeiten großer Städe zu sprechen, ein Thema, das sich eng an das neulich von meinem Freunde Schiefferdecker*) behandelte anschließt und für uns insofern von praktischer Bedeutung ist, als keine Stadt eine Wasserleitung einführen darf, ohne zuvor die Frage entschieden zu haben: wohin mit dem verbrauchten Wasser? Wenn Sie sich die Zustände vergegenwärtigen, welche sich alljährlich bei Abgang des Winters, oft aber mehrmals im Laufe desselben auf unsern Straßen und in Kellern einstellen, so werden Sie zugeben, daß wir bei einem um das Mehrfache gesteigerten Wasserverbrauch leicht in die Gefahr des Zauberers lehrlings kommen könnten. Diese Frage läßt sich aber nicht trennen von

*) Die Wasserversorgung großer Städte und die neue Wasserleitung für Königsberg. S. Altpr. Monatsschr. II, 617—636. 718—742.

der, welche ich kurzweg die Abtrittsfrage nennen will. Denn einerseits benutzt man die Strömung des verbrauchten Wassers zur Fortschwemmung der festen Auswurfsstoffe in denselben Kanälen und behauptet mit diesem Systme der Kanalisirung in Bezug auf Gesundheit, Reinlichkeit, Bequemlichkeit die zur Zeit höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht zu haben. Andererseits bekämpft man jene Vereinigung der Wässer mit den Excrementen und wirthschaftlichen Abfällen und beruft sich dabei nicht minder auf Gesundheit und Reinlichkeit, außerdem aber noch auf finanzielle und volkswirthschaftliche Gründe. Man will offene Rinnen, geschlossene Sielen oder Drains nur für Straßen- und Hauswasser, alle Dungstoffe aber durch ein geregeltes Abfuhrsystem dem Landbau und ihren Werth der Commune erhalten und zugleich die Flüsse vor steter Verunreinigung und Verpestung bewahren.

Das Kanalsystem existirt, wenn ich von Anfängen desselben im alten Rom absehe, am längsten und allgemeinsten in England, wo es eine große Anzahl Städte angenommen haben, besonders seit es im Laufe der letzten Jahrzehnte durch Rawlinson, Roe u. a. Ingenieure zu einem hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildet worden ist. Auf dem Continent haben es Paris, Brüssel, Hamburg seit Jahren, Wien zum Theil, für Franfurt a. M., Berlin und Danzig ist es in Aussicht genommen. Für die beiden letzteren Städte hat einer seiner wärmsten und bedeutendsten Vertheidiger, Wiebe, mit bewundernswerther Umsicht und technischer Vollendung die Pläne entworfen. Beide stimmen im Ganzen, wie in vielen Einzelnheiten überein. Erlauben Sie, daß ich an dem Beispiele unserer Nachbarstadt Ihnen die Einrichtung und Leistungen dieses Systems in seiner höchsten Entwickelung vorführe.

Vor dem 1840 erfolgten Durchbruche der Weichsel bei Neufähr war der Wasserstand der Mottlau 1) abhängig von den Anschwellungen der Weichsel und für gewöhnlich war er in und bei Danzig durchschnittlich und abgesehen von den durch Winde hervorgebrachten Schwankungen des Ostseespiegels 1 1/2 Fuß höher, als der letztere. Es war daher in der Regel ein merkliches Gefälle und eine ziemlich lebhafte Strömung zur Erneuerung der Gewässer vorhanden, welche in größeren Betten oder als

Grundwasser die Stadt durchziehen und doch brachte schon damals die zum Theil sehr tiefe und feuchte Lage derselben große Uebelstände mit sich. Nach jenem Durchbruche und dem Schlusse der alten Weichsel durch die Plönendorfer Schleuse ist sie ein fast ganz todtes Wasser geworden, das mit dem Spiegel der Ostsee steigt und fällt und zwar überschreiten diese Schwankungen selten die Gränzen von 1½ Fuß unter und 2 Fuß über dem Mittelwasser der Ostsee. Mottlau und Radaune üben auf die Wasserhöhe so geringen Einfluß, daß durchschnittlich dieselbe bei der Steinschleuse am oberen Ende der Sadt nur 1,9 Zoll höher ist, als am Pegel zu Neufahrwasser. Ist auch gegen früher im Allgemeinen der Wasserstand gesunken und dadurch die Feuchtigkeit der tiefgelegenen Stadttheile und Keller verringert; so ist dagegen bei dem so äußerst schwach gewordenen Gefälle die Verunreinigung der offenen Gewässer, des Grundwassers und Bodens größer geworden. — Von den Vorstädten Danzigs soll hier ganz abgesehen werden, theils weil in ihnen die Terrainverhältnisse ganz andere sind, theils weil die eigentliche Stadt durch den Hauptwall und tiefen Festungsgraben von ihnen getrennt, hinsichtlich ihrer Wasserverhältnisse ein geschlossenes Ganze ausmacht. Eine Entwässerungsanlage hat daher abzuleiten 1) die auf die Stadt selbst fallenden atmosphärischen Niederschläge, 2) das Haus- und Fabrikwasser, 3) das blos zum Spülen der Abzüge eingelassene Wasser, welches für die auf dem linken Mottlauufer gelegenen Stadttheile die hochliegende Radaune, für die einen niedrigen, eingedeichten Polder darstellende Niederstadt die Mottlau selber liefern kann. Die Inseln der Mottlau sind nur mit Speichern bebaut, bedürfen daher einer Entwässerungsanlage vorläufig nicht. Die bisher bestehenden Mängel und ihre Bedeutung für den allgemeinen Gesundheitszustand der Stadt waren bereits 1860 von Licht in einer besondern Schrift dargelegt worden. Sie bestehen in Mangel an gutem Wasser und unvollkommener Abführung der unreinen Flüssigkeiten. Der ersteren wird durch Anlage einer neuen Wasserleitung abgeholfen werden, wozu die obere Radaune in Aussicht genommen ist. Ihre Benutzung kann aber erst in Aufnahme kommen und zu einer Wohlthat werden, wenn man gleichzeitig für bessere Abführung des verbrauchten Wassers sorgt; ohne dies würde nur die allgemeine Nässe des Bodens zunehmen und zu völliger Versumpfung werden. Danzig hat keine

Rinnsteine, sondern durchweg Drummen, auf deren Bohlenbelag zum Theil der Fußgängerverkehr stattfinden muß und die durch sehr hinderliche Prellsteine und Pfähle vor den Wagen geschützt werden müssen. In sie gelangt der Straßenschmutz, der Kehricht der Häuser und die Küchenabfälle, häufig genug auch Abtrittsstoffe. Das Gefälle ist gering, die Spülung ungenügend, daher Geruch auf den Straßen und durch die Hausröhren bis in die Häuser, öfteres kostspieliges und widerliches Räumen. Wegen nicht hinreichend tiefer Lage im Winter Einfrieren, dann Ueberschwemmung der Straßen und Keller. Die Drummen münden theils in die Mottlau unmittelbar, theils zunächst in offene Faulgräben und die Radaunekanäle. In den letzteren entwickelt sich die Fäulniß erst recht, die Mottlau aber wird so von ihrem Inhalt verschlämmt, daß fortwährend gebaggert werden muß. Die Abtritte sind höchst mangelhaft. Zum Theil wird ihr Inhalt geradezu in die Radaunekanäle, Gräben und Drummen entleert, zum Theil in die auf den Höfen und in Häusern befindlichen Gruben, die aber nie ganz wasserdicht sind und daher einen Theil der laufenden Flüssigkeit in den Boden aussickern lassen, wo sie mit der Zeit, auch wenn der Untergrund ursprünglich durchlassend war, dessen Zwischenräume verstopfen und sich nahe unter der Oberfläche ausbreiten; bei Aufgrabungen sieht man sie aller Orten hervorquellen. Auch werden mitunter alte Abtrittsgruben, die man der Kosten und des Gestanks wegen nicht räumen lassen will, einfach verschüttet und bilden dann eine nachhaltige Quelle der Bodenverunreinigung. Aehnlich wirken die für unreines Wasser angelegten Senkgruben. Viele Keller, deren Sohle tiefer liegt, als die benachbarten oder durch sie hindurchgeleiteten Drummen ꝛc. leiden gleichfalls von dieser stinkenden Nässe und theilen sie dem Mauerwerk mit. Die neuen Abzüge müssen sonach von Haus aus tiefer gelegt werden, um unter die Sohle der meisten Keller zu kommen und sie müssen ein stärkeres Gefälle erhalten. Man wird deshalb mit ihren Abflußenden unvermeidlich *unter die Mottlau* kommen. Bei dem ungenügenden Gefälle der letzteren und der Nothwendigkeit, ihre fortgesetzte Verunreinigung zu vermeiden, konnte sie ohnehin zur Aufnahme und Fortführung der Auswurfsstoffe nicht ferner benutzt werden. Es ergiebt sich daraus die Nothwendigkeit, durch *Maschinenkraft* den Mangel weiteren Gefälles zu ersetzen. Hat man schon lange zur Entwässerung von Niede-

rungsgrundstücken, die blos dem Landbau dienten, sogenannte Polder, Schöpfwerke und Pumpen mit Vortheil benutzt, so ist es keine Frage, daß ein ungleich höher verwerthbares städtisches Terrain die Kosten der Anlage und des Betriebes einer solchen Anstalt lohnen wird. Die Zinsen ergeben sich freilich zunächst aus der Verbesserung des allgemeinen Gesundheitszustandes und der Mortalität, aus der Beseitigung widerlicher Gerüche und Anblicke, aus der durch Fortfall der Drummen ermöglichten Erleichterung des Straßenverkehrs, da hiedurch erst ordentliche Fußwege gewonnen werden können. Mittelbar aber wird die neue Anlage wenigstens zum Theil rentiren durch gesteigerten Werth der Häuser und Bauplätze, letzteres namentlich in der tief gelegenen Niederstadt, die zum Theil gar nicht bebaut werden konnte, durch Erleichterung des Gewerbebetriebs und die Anlage von Bade-, Wasch-, öffentlichen Uriniranstalten und Abtritten und durch die reichlichere Benutzung der Wasserleitung.

Die Einrichtung soll nun folgende werden: In der Mittellinie jeder Straße wird circa 9 Fuß unter dem Pflaster 1 Röhrenstrang gelegt. Material englisches Steingut, innen gut glasirt; die einzelnen Röhren durch Muffen zusammen gefügt und glatt verkittet. Weite im Lichten, je nach dem zu entwässernden Gebiet 9 bis 12 bis 15 Zoll, meistens die erste. In diese Röhrenstränge münden nun von beiden Seiten 1) aus jedem Hause ein Rohr, welches in jeder Etage einen gut vergitterten, mit Wasserverschluß versehenen Ausguß hat, nach oben aber, damit die eingesperrte Luft nicht ins Haus entweicht, in Eisenblech bis über das Dach verlängert ist; 2) in regelmäßigen Abständen Straßenabzüge, welche in den seichten Vertiefungen zwischen den erhöhten Fußwegen und der flachgewölbten Fahrstraße liegen und ebenfalls dichte eiserne Gitter haben, damit Wagen und Menschen sie passiren können und möglichst wenig feste Stoffe hineingelangen. Die Weiten der Röhren sind so berechnet, daß sie außer dem Hauswasser zugleich einen Regenfall von $1/2$ Zoll in der Stunde (wie er erfahrungsmäßig schon selten vorkommt) durch ihr bloßes Gefälle in gleich langer Zeit ableiten können. Hiezu kommt noch, daß erfahrungsmäßig die Wirkung solcher Regen sich über viel größere Zeiträume vertheilt und daß bei Anstauung des Wassers in den Abfallröhren durch dessen Druck auch die Ausflußgeschwindigkeit gesteigert werden würde. Thatsächlich werden

also die Röhren für viel stärkere Regen genügen. Für trockene Zeiten oder besondere Gelegenheiten aber ist eine besondere Spülung der Röhren erforderlich und diese zerfallen daher in mehrere Spülsysteme, welche auf dem linken Mottlauufer aus verschiedenen Stellen der Radaune, auf dem rechten in der Niederstadt aus der Mottlau selbst ihr Spülwasser erhalten, da sie hier selbst mit ihren oberen Enden tiefer zu liegen kommen, als der mittlere Wasserspiegel der Mottlau. Um die Reinigung der Röhren übersehen und ausführen zu können, befinden sich 1) in angemessenen Abständen Lampenlöcher, 2) an jeder Straßenkreuzung ein gemauerter Einsteigebrunnen mit eisernen Sprossen und steinernem Boden, in den das halbe Profil der Röhre als Rinne eingelassen ist. Da wo das Rohr aus dem Brunnen herausgeht, befindet sich die gutgedichtete Spülklappe, durch die das Wasser im Brunnen aufgestaut werden kann, bis es genügenden Druck hat. Alle diese Röhrensysteme münden nun in 3 Sammelkanäle, einen für die Vor- und Rechtstadt, einen für die Alt-, einen für die Niederstadt. Diese sind im Querschnitt eiförmig, von festem, cementirten Mauerwerk und 5 Fuß im Lichten hoch, also begehbar. Diese Röhren münden in seitlichen Nischen, deren Sohle $1^3/_4$ bis 2 Fuß über der des Kanals liegt; über ihnen befinden sich, da sie in der Regel wasserfrei sind, zugleich die Einsteigeschachte. Außerdem bekommt jeder Kanal in gewissen Abständen schleusenartige Spülthüren, um durch Anstauen eine periodisch verstärkte Stromschnelligkeit zu erhalten, und Regenauslässe. Dieses sind seitliche Oeffnungen, die durch horizontale Röhren in die Mottlau führen und von außen hängende Klappen haben. Für gewöhnlich drückt das in der communicirenden Röhre stehende Mottlauwasser die Klappe an, steigt aber der Wasserdruck im Innern durch schnell zuströmendes Regenwasser, so öffnet er die Klappe und das Wasser fließt ab. Die Erfahrung hat gelehrt, daß starke Regengüsse fast nur vorkommen, wenn der Südwest in Nordwest umsetzt. Dann ist aber der Wasserstand niedrig und daher die Möglichkeit des Abflusses gegeben. Die Klappen wirken daher als Sicherheitsventile und gestatten den Kanälen eine viel geringere Mauerstärke zu geben, als ohne sie. Von besonderer Wichtigkeit ist nun noch, daß nach dem Legen der Röhren und dem Bau der Sammelkanäle die Gruben mit Kies, Ballast, Seesand oder desgleichen verfüllt werden. Dadurch wird die un-

durchlassende Bodenschicht außerdem mit einem vollständigen Netzwerk poröser Adern durchzogen und es kann das Sicker- und Grundwasser an der Außenfläche jener Kanäle mit Leichtigkeit hinabziehen.

An ihren untern Enden schließen sich nun die Sammelkanäle des linken und rechten Mottlauufers an zwei eiserne Rohre an, welche als sogenannte Düker unter dem Grunde der Mottlau resp. des Kielgrabens weg nach der kleinen Insel „die Kämpe" gehen und sich hier in der Pumpstation vereinigen. Dampfpumpen drücken hier den Inhalt in das eiserne Druckrohr, welches Anfangs ebenfalls als Düker unter der Weichsel weg, dann in dem Wiesenterrain so hoch mit Erde bedeckt, daß es vor dem Einfrieren geschützt ist, in gerader Richtung der See zuläuft. Dicht vor der Weichsel hat es einen seitlichen, durch eine Schütze verschlossenen Auslaß, welcher bei starkem Regenfall geöffnet werden kann, um eine schnellere Entleerung zu ermöglichen und an Druckkraft zu ersparen. Dies ist hinsichtlich des Geruchs und der Reinlichkeit unbedenklich, weil erfahrungsmäßig bei heftigem Regen schon das erste sich in den Abzügen sammelnde Wasser genügt, um sie vollständig zu spülen, so daß das spätere fast völlig rein bleibt. Mit 750 Ruthen Länge erreicht das Druckrohr die Dünen, steigt hier ziemlich steil aufwärts und mündet in ein gemauertes Bassin, aus welchem dann ein offener Graben mit natürlichem Gefälle in die See abfließt. Zu beiden Seiten erstreckt sich ein ausgedehntes, der Stadt gehöriges Dünenterrain, welches als Hütung und Wald benutzt wird, aber bei seiner gänzlichen Sterilität fast gar keinen Ertrag giebt. Die Erfahrungen bei Edinburg (und Zoppot) haben gezeigt, daß durch Ueberrieselung mit dunghaltigem Wasser sich in kurzer Zeit auch auf solchem Boden eine fruchtbare Humusschicht bildet. Es soll also jener Graben zur Anlage von Rieselwiesen eingerichtet werden. Die gesammten Anlagekosten sind auf 654,000, die Betriebskosten auf 5700 Thaler veranschlagt.

Die großen Vortheile und Leistungen der Kanalisirung werden Ihnen ohne Weiteres aus der Beschreibung entgegengetreten sein. Ich wende mich deshalb sofort zu den Vorwürfen, welche man ihm gemacht hat.

Ein Theil derselben trifft allerdings nicht das System, sondern seine unvollkommene Ausführung. So waren vor 10 Jahren die Uebelstände

der Kanalisirung in London so schreiend, daß der Stadt durch Parlamentsbeschluß Verbesserungen auferlegt wurden. London liegt bekanntlich in einer Mulde, deren Seiten sich in unregelmäßigen Stufen nach der Themse abdachen. Früher[1] liefen nun die Kanäle von den Rändern der Mulde direct nach dem Flusse hinab, indem sie dabei dem Gefälle der Straßen folgten, also selbst bald starkes, bald schwaches Gefälle hatten. Auch hinsichtlich der Form und Größe des Querschnitts herrschte keine Uebereinstimmung. Endlich lagen manche Hauptkanäle mit ihren Mündungen so tief, daß sie nur zwei Stunden vor und zwei Stunden nach der tiefsten Ebbe abfließen konnten, je acht Stunden aber geschützt werden mußten, also ihren Inhalt stagniren ließen. So war denn in offiziellen Berichten anerkannt, daß fortwährend einige 100,000 Tons Kloakenmasse unter den Häusern und Straßen Londons faulten! Wiebe schildert freilich den Zustand selbst dieser alten Kanäle als nicht so schlimm: er fand nur da, wo ein stärkeres Gefälle in ein schwächeres überging, eine circa 6 Zoll hohe Schicht von Sinkstoffen; im Ganzen floß das Wasser rasch ab und erzeugte eine so lebhafte Luftströmung, daß die mitgenommenen Kerzen oft ausgelöscht wurden; übler Geruch war daher nur an der Mündung bemerkbar, wo die Ueberwölbung und damit auch der Luftzug aufhörte; auch waren die Arbeiter gesund. Allein Wiebe hat offenbar die Kanäle in ihrer schlimmsten Verfassung nicht gekannt; er sah sie 1860, während schon seit 1856 Verbesserungen im Gange waren, namentlich für eine kräftige Spülung mit Stauthüren gesorgt war.

Ein noch weit größerer Uebelstand war der, daß die Kanäle innerhalb der Stadt in die Themse mündeten und nun ihr Inhalt während der Ebbe und Fluth fortwährend hin- und zurückwogte, während die Stillstände zwischen beiden aber sich theilweise absetzten. Der senkrechte Abstand zwischen Ebbe und Fluth beträgt in London durschnittlich 18 bis 20 Fuß; während der Ebbe werden bis 80 Fuß breite Streifen beider Ufer trocken gelegt, die durchweg mit schwarzem stinkendem Schlamm bedeckt sind und über welche man außerdem noch den ekeln Inhalt der Kloaken sich ergießen sah. Das Flußwasser selbst ist trüb und wolkig; übelriechend fand es Wiebe nicht; Pappenheim aber konnte durch bloßes Aufkochen Gase daraus entwickeln, welche Chlorgold reduzirten.

Die neueren Einrichtungen haben diese Uebel zum Theil beseitigt. Man hat mehrere Absangekanäle angelegt, die in verschiedenen Höhen ungefähr parallel dem Flusse laufen, also die alten Kanäle schneiden und ihren Inhalt bis weit unterhalb der Stadt ableiten. Die oberen können sich durch natürliches Gefälle entleeren, die beiden dem Flusse zunächst verlaufenden liegen zu tief, brauchen also eine Pumpstation, welche ihren Inhalt in den nächsthöheren Kanal hinaufhebt. Um nun gegen den Rückstau der entleerten Massen selbst bei Springfluthen sicher gestellt zu sein, hatte man die Wahl, die Mündung der Kanäle entweder volle 4 deutsche Meilen flußabwärts zu verlegen oder an dieser Kanallänge 2½ Meilen zu sparen, aber dafür den Ausfluß nur 4 Stunden lang während des Hochwassers eintreten zu lassen, damit die Stoffe alsdann nun von der Ebbe fortgeschwemmt werden. Dann aber bedurfte es natürlich großer Reservoirs, um während 8 Stunden den stetig zufließenden Inhalt der Kanäle aufzunehmen. Man hat sich für das letztere Mittel als das wohlfeilere entschieden. Dabei hat man aber auf dem sehr niedrigen Südufer, um den Abfluß bei Hochwasser zu ermöglichen, dies gemauerte und überdachte Bassin von 4 Millionen Cubik-Fuß 21 Fuß hoch anlegen müssen und läßt durch Maschinen von mehreren hundert Pferdekraft das Kanalwasser beständig hinaufheben. Noch mehr! Auf dem nördlichen Ufer hat der niedrigste Absangekanal noch gar nicht in Angriff genommen werden können, weil in dieser mit hohen Häusern und Waarenlagern dicht bebauten Gegend der Baugrund unerschwinglich theuer ist. Man hat daher das Project entworfen, den Kanal im Flusse selbst und auf ihm eine neue Straße zu erbauen, aber nicht dicht am Ufer, weil man den Verkehr der schon stehenden Häuser mit dem Flusse nicht abschneiden darf, sondern so weit ins Flußbette hinein, daß zwischen Ufer und Kanal, eine Reihe von Hafenbassins übrig bleibt, die durch Schleusen beständig auf Fluthhöhe erhalten werden sollen. Die Kosten würden natürlich ins Schwindelnde gehen. Ich führe diese Schwierigkeiten hier an, theils um die Großartigkeit der Mittel zu zeigen, womit man ihnen in England begegnet, theils aber auch um die Consequenzen zu beleuchten, zu denen unter Umständen das Kanalsystem führen kann.

Bei alledem ist das Uebel der Verunreinigung des Flusses keineswegs

gehoben, sondern nur deplacirt, denn die unterhalb gelegenen Städte bekommen natürlich das Flußwasser erst recht verpestet, so wie London seinerseits es von den gleichfalls kanalisirten Städten oberhalb, namentlich Kingston schon unrein empfängt. Auch ist dieser Zustand nicht blos bei der Themse, sondern bei allen an volkreichen kanalisirten Städten vorbeigehenden Flüssen (Mersey, Medlock, Tame bei Birmingham ꝛc.) eingetreten und hat bereits zu zahlreichen Prozessen der Städte unter sich, zu Beschwerden und Anträgen beim Parlament geführt. Vielfach soll die Fischerei aufgehört haben, Wohnungen an Fluß- und Kanalufern verlassen worden sein, manche Gewässer sollen mit so dickem Schlamm bedeckt sein, daß Vögel hinüber gehen, das Bette anderer soll sich durch Kloakenstoffe um 10 bis 15 Fuß erhöht haben. Das Parlament hat bereits in voriger Session einen Ausschuß unter dem Vorsitze Lord Rob. Montagues niedergesetzt, welcher die Nothwendigkeit constatirte, die Ortsbehörden zu Maßregeln gegen die fortgesetzte Verunreinigung der Gewässer zu verpflichten. Eine scharfe Bill Lord Montague's wurde nur deshalb zurückgezogen, weil die darin vorgeschlagenen Maßregeln als Eingriff in die communale Selbstständigkeit ungünstig aufgenommen wurden. Auf dem Continent sind bei Hamburg die geschilderten Uebel wohl deshalb noch nicht so fühlbar geworden, weil es aus der hoch gelegenen Alster seine Kanäle vortrefflich spülen kann, weil Ebbe und Fluth viel weniger mächtig sind und weil in der meerbusenartig breiten Elbe sich die Stoffe mehr vertheilen. Dagegen würde Berlin unbedingt das unglückliche Charlottenburg und Spandau verpesten, später wohl selbst Potsdam gefährlich werden. Am ersten wäre das System noch zulässig bei Städten, die, wie Danzig, nahe der Mündung eines Stroms ins Meer liegen, obgleich auch da nur durch besondere Vorkehrungen ein Verschlämmen des Fahrwassers abgewandt werden kann, wie es im Clyde unterhalb Greenock und Glasgow erfolgt.

Während nun einerseits das Kanalsystem durch Vergiftung der Gewässer Gesundheit und Lebensannehmlichkeit der Anwohner beschädigt, schließt es durch nutzlose Fortschwemmung der Dungstoffe eine Gefahr für den Landbau und eine Verminderung des Nationalvermögens ein. Welche kolossale Werthe dabei verloren gehen, mögen einige Beispiele zeigen. Schon 1856 berechnete man für London die Masse des täglich verloren gehen-

henden Düngers auf 149 Tons à 20 Centner trockene Substanz. Diese enthielt nach einer Analyse von Lawes:

Ammoniak	29	Tons,
Phosphorsaure Salze .	14	„
Alkalien und Erden .	32	„
Kohlenstoff	51	„

Für Berlin berechnete sich der Geldwerth des jährlich erzeugten festen und flüssigen Düngers schon nach der Zählung von 1861 (547000 Einwohner) auf 1,693,000 Thaler. Aber man muß freilich von vorn herein zugeben, daß es schlechthin und bei jedem System unmöglich ist, diese Werthe auch nur zum größeren Theile zu erhalten. Darum werden wir einen richtigen Maßstab für die dem Kanalsystem zur Last zu legenden Verluste nur erhalten, wenn wir die wirklichen Erträge betrachten, welche sich durch Abfuhr der städtischen Abfälle erzielen lassen. In Antwerpen enthält der Etat für 1864 an Einnahme:

aus dem Verkauf der Latrinenstoffe	120000 Fr.
„ „ „ des Straßenkehrichts . . .	65000 „
„ „ „ der übrigen Abfälle . . .	5000 „
Summa	190000 Fr.

Hievon werden nicht nur die Kosten für die gesammte Straßenreinigung incl. des Unterhalts der Pferde und der zum Wassertransport angeschafften Schiffsgefäße bestritten, sondern es bleibt noch ein reiner Ueberschuß von 72000 Fr., auf dessen stetige Zunahme man übrigens rechnet und rechnen kann, da u. a. bis jetzt der Urin aus den sehr zahlreichen öffentlichen Pissoirs unbenutzt abfließt, in Zukunft aber in Behältern aufgefangen und ebenfalls verkauft werden soll. In Lyon ist die Abfuhr der Abfälle an Unternehmer verpachtet, welche an die Stadt pro Cub. Met. 1 Fr. 25 C. zahlen und außerdem die Verpflichtung zur unentgeltlichen Reinigung der öffentlichen Gebäude haben. Von den Privathausbesitzern erhalten sie dagegen pro Cub. M. durchschnittlich 1 Fr. 50 C. und ebensoviel lösen sie aus dem Verkauf an die Landleute. Bei einer Gesammtabfuhr von circa 125000 Cub. M., wovon 29000 auf die öffentlichen Gebäude kommen, stellt sich hienach die reine Einnahme der Stadt auf

120000 Fr., die Bruttoeinnahme der Unternehmer auf 332000 Fr., so daß ihnen zur Deckung der Kosten und als Nutzen 212000 Fr. übrig bleiben. Die Ausgabe, welche die Hausbesitzer machen, fließt ihnen als Bürgern wenigstens indirect und zum Theil wieder zu durch die Einnahme, welche die Stadtkasse hat. In Ostende erzielt die Commune aus dem Düngerverkaufe jährlich 8 Sgr. 3 Pf. pro Kopf der Bevölkerung, in Karlsruhe wird von einem Landwirthe der Umgegend für den Dünger der Kasernen sogar eine Summe bezahlt, die auf 19 Sgr. pro Kopf hinaus läuft. Ich weiß wohl, daß diese Beispiele, die ich leicht noch vermehren könnte, keine allgemeine Gültigkeit haben. Je schwunghafter die Landwirthschaft in der Nachbarschaft einer Stadt betrieben wird, je mehr ein leichter, sandiger Boden sich für den schweren Kloakendünger eignet und der wohlfeile Wassertransport seine Wegführung auf etwas weitere Strecken ermöglicht — um so sicherer und höher wird das Abfuhrsystem rentiren, während unter entgegengesetzten Verhältnissen Gemeinde und Private wohl noch Zuschüsse leisten müssen. Haben wir es doch in unserer Stadt erlebt, daß bis vor ein paar Jahren die Nachfrage nach Dünger und der Erlös dafür in raschem Steigen begriffen war, während in letzter Zeit bei den gedrückten Verhältnissen der Landwirthe und den knappen Betriebskapitalien der Dünger kaum los zu werden ist! Solche vorübergehende Schwankungen aber dürfen nicht von den richtigen Grundsätzen abwendig machen.

Denn im Allgemeinen ist es natürlich und unausbleiblich, daß überhaupt und besonders in der Nähe volkreicher Städte, dieser großen Verbrauchsherde, der Landbau immer intensiver betrieben, der Bedarf an Dünger immer größer werden muß. Und deshalb bleibt es einer der Hauptvorwürfe für das Kanalisirungssystem, die Verschwendung zum Prinzip zu erheben, die Dungstoffe den Aeckern zu entziehen, wo sie nützen, und in die Gewässer zu transportiren, wo sie schaden!

Man hat nun auf verschiedene Weise diesem unleugbaren Uebelstande abzuhelfen gesucht. Es würde am nächsten liegen, die aus den Sammelkanälen abfließenden Massen nachträglich zur Ackerdüngung zu verwenden, wenn nicht ihre große Verdünnung mit Wasser dies unthunlich machte. Sie durch Fällung oder Abdunstung zu concentriren, würde viel zu kostspielig sein; so aber ist ihr Volumen für den Transport zu groß und die

festen Stoffe sind völlig ausgelaugt und dadurch beinahe werthlos geworden. Auch hat man gefunden, daß die Kanalflüssigkeit zur Ackerdüngung sich überhaupt nur mit großer Einschränkung und Vorsicht eigne, dagegen den Graswuchs trefflich befördere. Hiernach empfahl sich von selber die Anlage von Rieselwiesen von den Kanalmündungen aus und wirklich existiren bereits günstige Erfahrungen darüber, namentlich aus Edinburg und aus Croydon südöstlich von London. Das Vieh soll das Gras von solchen Wiesen ohne Anstand fressen; den Ertrag fand Thudichum bei einem in der Nähe von London im Kleinen gemachten Versuche sehr reichlich und namentlich das Gras sehr kräftig, so daß es dem Gewichte nach sehr viel mehr Heu gab. Dergleichen Rieselanlagen sind denn auch in die Projecte für Danzig und Frankfurt aufgenommen und auch für Berlin hat Wiebe nachträglich darauf aufmerksam gemacht, daß sich zwischen Moabit und Charlottenburg, also in der Nähe der beabsichtigten Ausmündung des Hauptkanals ein circa 10000 Morgen großer sandiger Landstrich vorfindet, welcher zu einer derartigen Anlage ganz geeignet sein würde. Unbedenklich würde ich diesen Ausweg für einen ganz genügenden und die beiden Hauptvorwürfe gegen das System beseitigenden halten, wenn nicht noch ein Bedenken im Wege stünde: der üble Geruch solcher Rieselwiesen. Die Wiesen von Craigentinny stinken so, daß, während die Stadt Edinburg sich nach allen andern Richtungen rasch vergrößert, nach jener Seite Niemand mehr bauen will. Diese anerkannte Thatsache wird allerdings von Thudichum auch wieder aus einer mangelhaften Ausführung der Kanalisirung erklärt. Nach dem offiziellen Berichte der Royal Sewage Commission sollen von den 13,200 Häusern Edingburgs 12000 noch die alten Abtrittsgruben haben, auf welche man Wasserklosetts nur oben aufgepfropft hat. Die Drains aber gehen nicht unten, sondern oben aus den Gruben ab, so daß sie erst deren durch lange Fäulniß furchtbar stinkend gewordenen Ueberfluß in die Kanäle abführen. Dagegen fand Thudichum das Wasser des obersten Hauptkanals von Nord-London da, wo es in offener Rinne schnell dahinfloß, wiederholentlich auf Armeslänge ganz geruchlos, die geschlossenen Kanäle und die Reservoirs hatten einen deutlichen Geruch nach frischem Menschenkoth. Es ergebe sich daraus, sagt Thudichum, die merkwürdige Entdeckung, daß das frische Kanalwasser, wenn

die Stadt keine Abtrittsgruben, sondern nur Wasserklosetts habe, die Kanäle richtich gebaut und gut gespült seien, fast völlig geruchlos sei; man dürfe nur die darin suspendirten Kothstoffe, Kalkseifen und Papierpulpe sich absetzen lassen und könne es dann sofort ohne Besorgniß vor lästigem Geruche zur Ueberrieselung von Wiesen verwenden, wobei es bei gehöriger Größe der Fläche und richtiger Vertheilung so vollständig von allen Düngerbestandtheilen befreit werde, daß man den Ueberschuß getrost in die Flüsse ablaufen lassen könne. Ich kann diese Versicherung nicht recht zusammenreimen mit den Angaben Wiebe's, welcher an zwei Stellen (S. 110 und 111) ausdrücklich sagt: die Luft in den Kanälen war nicht mehr verdorben, als in Paris, und an der Mündnng des einen Hauptkanals (des Counters Creek) war der widrige Geruch nicht stärker, als beim Ausflusse der Cloaca maxima von Paris. Nun dürfen aber in Paris nur die flüssigen Kloakenstoffe und auch diese nur nach vorgängiger Desinfection in die Kanäle gelassen werden und doch hat man sich veranlaßt gesehen, über der Mündung der Cloaca maxima einen Verbrennungsapparat für die entweichenden Gase anzubringen, von dem Wiebe freilich meint, er helfe nicht viel! Sollten an all' dem wirklich nur die Sinkstoffe schuldig, die Flüssigkeiten so ganz unschuldig sein, da doch Wasser Ammoniak, Schwefelwasserstoff und fast alle andern riechenden Gase in namhafter Menge verschluckt und erst allmählich wieder entläßt? Ich bin hiernach über die von Thudichum behauptete Geruchlosigkeit der Rieselanlagen noch keineswegs beruhigt, sondern möchte weiteren Erfahrungen die Entscheidung überlassen. Danzig ist aber jedenfalls hiezu so günstig wie möglich gelegen: das zur Berieselung ausersehene Dünenterrain ist durch unbewohnte Wiesen und die alte Weichsel von der Stadt getrennt und liegt von ihr gerade nach Norden, woher der Wind im Ganzen selten steht; die vorherrschenden Westwinde würden die üblen Gerüche schlimmsten Falls nach den ebenfalls fast unbewohnten Anfängen der Nehrung mit ihren Dünen und Waldungen wehen. Bei weitem bedenklicher wäre die Sache für Berlin, wo die Rieselanlagen westlich von der Stadt und hart neben das starkbevölkerte Moabit zu liegen kommen würden.

Für diejenigen Fälle, in denen ein zu Rieselwiesen passendes Landstück nicht zu haben ist, hat Thudichum einen andern Vorschlag gemacht,

um die Kanalisirung mit der Verwerthung der Dungstoffe zu vereinigen. Er geht davon aus, daß der menschliche Koth wegen seiner mechanischen und chemischen Eigenschaften als Dünger nur äußerst geringen Werth habe; 85 pCt. des gesammten Düngerwerthes der Excremente stecken in dem Urin. Zugleich ist dieser für sich allein in Röhren oder Gefäßen viel leichter transportabel. Es kommt daher darauf an, die von der Natur vorgezeichnete Trennung beider Excrete von vorn herein festzuhalten. Hiezu dient eine in dem Becken jedes Wasserklosetts quer verlaufende Scheidewand. Die hintere größere Abtheilung führt in das gewöhnliche Abfallrohr, das vordere kleinere durch eine dünnere Röhre von Eisen oder Blei in ein besonderes System von Urinröhren, welche innerhalb der Kanäle bis zu deren Ausgang laufen und dort ihren Inhalt in beliebige transportable Behälter ergießen. Der Koth läßt sich vermöge seiner Zähigkeit schwer mit dem Boden vermischen, enthält hauptsächlich fettsaure Salze und andere unlösliche Verbindungen, die sich erst langsam im Boden zersetzen müssen, ehe sie Pflanzen ernähren können. Dieser geringe Werth ist es auch, welcher einen weiten Transport oder kostspielige Bearbeitungsweisen ausschließt; alle sogenannten Poudrettefabriken haben mit Schaden gearbeitet und Banquerot gemacht, wo sie nicht durch ganz besondere örtliche Verhältnisse gestützt wurden. Am besten ist es noch, die in den Kanälen fortgespülten Kothmassen in abwechselnd benutzten Absatzbassins an der Luft austrocknen zu lassen, wobei sie thonartig dicht und fast geruchlos werden. Dann werden sie mit Spaten herausgestochen und auf den benachbarten Aeckern oder Düngerstätten mit Asche, Kehricht u. a. düngenden, aber lockern Abfällen zu einem sehr brauchbaren Compost vermischt. Das aus den Absatzbassins austretende, von verweslichen Stoffen beinahe ganz befreite Wasser kann man nach einfacher Filtration durch ein Kies- oder Cokebette ohne Schaden in fließende Gewässer laufen lassen. Ich möchte zunächst bemerken, daß dies letztere Verfahren keinen sichern Schutz gegen die Verschleppung schädlicher Materien in die Flüsse gewährt, wie die mit dem Filtriren von Flußwasser selbst gemachten Erfahrungen am deutlichsten beweisen.

Die Mehrkosten seines Systems will Thudichum für Frankfurt in Bausch und Bogen auf 1 Million Fl. annehmen, dagegen berechnet er

den „unbedingten Werth“ des gesammelten Harns auf 425,000 Fl. jährlich, mithin würde sich schon im ersten Jahre nach Abzug von 10 pCt. Zinsen und Amortisation für das Anlage-Capital ein reiner Ueberschuß von 325,000 Fl. herausstellen! Diese Rechnung hat wirklich etwas Naives. Was würde man wohl von dem Besitzer eines Felsens in den Alpen sagen, der so rechnen wollte: Ich habe da 100,000 Schachtruthen Steine zum „unbedingten Werthe“ von 10 Thlr. pro Schachtruthe, folglich bin ich ein Millionär! Ganz abgesehen von Transportmitteln und Transportkosten würde es sich doch vor allen Dingen fragen, ob der Begehr dem Vorrath entsprechen würde und wenn nicht, wohin dann mit dem beständig zufließenden Urin? Man müßte wenigstens eine Ammoniak-Fabrik nach dem Vorgange von Bondy bei Paris anlegen; aber leider ist diese nicht nur finanziell eine sehr schlechte Unternehmung, sondern verpestet auch die ganze Nachbarschaft. Kurz vorläufig erscheint mir das System Thudichum's als beachtenswerther Vorschlag eines Theoretikers, der aber die Feuerprobe der Erfahrung noch erst zu bestehen hat.

Ich komme zu einer weiteren Frage: ob nämlich die Kanalisirung der Städte der fortdauernden Verunreinigung des Bodens und damit des Brunnenwassers wirklich abhilft? Werfen wir zunächst einen Blick auf die Zustände, an deren Stelle sie getreten ist oder treten soll! Ich sehe ganz ab von Rußland und Polen, welche in dieser Beziehung, wie in manchen anderen, völlig zum Orient gehören. Aber auch die deutschen Städte sind größtentheils noch sehr in der Cultur zurück. In Berlin haben sämmtliche ältere Häuser d. h. alle die nicht etwa in den letzten fünfzehn Jahren gebaut sind, auf ihren Höfen gemauerte Abtrittsgruben, die in der Regel ein Mal im Jahre geräumt werden, folglich durch ihren faulenden Inhalt nicht nur widerlichen Geruch verbreiten, sondern auch, da das Mauerwerk sehr bald undicht wird, den Boden, das Grund- und Brunnenwasser verunreinigen. In Cöln existiren sogar sogenannte Thürme d. h. bis 40 Fuß tiefe gemauerte Schachte, die erst im Laufe von Jahren voll werden, dann aber so schwierig zu räumen sind, daß man früher es vorzog sie zuzumauern und nebenbei neue anzulegen. In Frankfurt und manchen anderen alten Städten war es zwar gesetzlich verboten, die Abtritte in öffentliche Kanäle oder Gräben münden zu lassen, aber viele Häu-

ser hatten das Recht dazu durch eine sogenannte Kanalrente erworben und ebenso häufig geschah es ohne Berechtigung. Am schlimmsten steht es in München. Hier haben manche Abtrittsgruben nur Bretterwände, viele andere sogenannte trockene Mauern, d. h. von Ziegeln ohne Mörtel, damit eben der flüssige Inhalt in das Erdreich austrete, und sie wurden nicht eher gereinigt, als bis der Boden so verschlämmt war, daß er nichts mehr aufnahm. Viele Latrinen mündeten direkt in die Bäche, welche bei niederem Wasserstande der Brunnen, wie namentlich im Winter, zum Speisen der letzteren benutzt wurden. Namentlich aber befanden sich auf sehr vielen Höfen in der unmittelbaren Nähe jener schlecht eingerichteten Gruben Pumpbrunnen, deren Wasser zwar meist nur zum Waschen und ähnlichen wirthschaftlichen Zwecken, doch mitunter auch zum Trinken benutzt wurde. Erwägt man nun, daß ganz München auf einem äußerst durchlassenden Geröllboden steht, so begreift man, in wie hohem Grade die Brunnen und Wasserleitungen Münchens mit solchen menschlichen Abgängen verunreinigt werden müssen. In der That ist dies bei verschiedenen Veranlassungen chemisch und mikroscopisch nachgewiesen worden. Auch sind es gerade die Münchener Erfahrungen über die Cholera und den daselbst nie aufhörenden Typhus gewesen, welche mit voller Bestimmtheit die Uebertragung dieser beiden Krankheiten durch ein auf solche Weise vergiftetes Trinkwasser dargethan haben. Nicht mit Unrecht macht daher Thudichum die beißende Bemerkung: Die Baiern hätten gut gethan, bevor sie für Pinakotheken, Glyptotheken und Walhallen vieles Geld ausgegeben, erst für anständige Reinlichkeit ihrer Städte zu sorgen; denn bis jetzt seien dieselben wahre Koprotheken! Aber man muß gerechter Weise hinzufügen, daß die letzten Jahre gerade in Baiern sehr anerkennenswerthe Bestrebungen nach Verbesserung auch in dieser Richtung gebracht haben. Und wie steht es denn in dieser Hinsicht bei uns? Kaum ein paar Jahre sind verflossen, seit wir die Abtritte an den zahlreichen offenen Gräben losgeworden sind und schlecht gemauerte Gruben giebt es gewiß noch jetzt hier und da, wenngleich im Ganzen die Bauart unserer Häuser ihrer Anlage nie günstig war. Die Hauptsache aber ist, daß unsere Brunnen nach wie vor gegen das Eindringen des Straßenkoths und Pferdeurins nicht geschützt sind. Wenn im Winter plötzliches Thauwetter eintritt, findet man namentlich gewisse

Brunnen (z. B. auf dem Roßgarten, Münzplatz, der Roggenstraße) dermaßen mit jenen Abgängen oder ihren Zersetzungsprodukten verunreinigt, daß ihr Wasser geradezu ungenießbar wird — und das ist vielleicht das Beste! Denn wird es genossen, so schadet es der Gesundheit. Es hat zwar nichts Spezifisches d. h. es erzeugt nicht gerade Typhus oder eine ähnliche spezifische Krankheit, aber es bewirkt wenigstens Diarrhöe.

Gegenüber solchen Zuständen erscheint nun freilich die Kanalisirung mit ihren geruchfreien, saubern Wasserklosetts, mit ihrer sichern, schnellen und vollständigen Hinausführung der Abfälle als ein mächtiger Kulturfortschritt! Nur ein Bedenken auch gegen diese Seite derselben muß kurz erwähnt werden. Die von dem preuß. Ministerium der landwirthschaftlichen Angelegenheiten zur Begutachtung des Wiebe'schen Planes aufgeforderten Sachverständigen, Röder und Eichhorn, weisen nämlich darauf hin, daß wenn man sich zum Bau der Kanäle auch des besten Cements bediene, dieser doch durch die Latrinenflüssigkeit sehr bald zersetzt werde und dann das Mauerwerk seine Dichtigkeit verliere, so daß die Verunreinigung des Bodens von Neuem beginne. Dies ist theoretisch ganz richtig. Die in dem Cement sich bildenden wasserhaltigen Verbindungen der Kieselsäure mit Kalk und Thon sind nur gegen reines oder kalkhaltiges Wasser beständig, Alkalien und deren Salze dagegen zersetzen sie, indem dieselben allmählich an die Stelle des Kalks treten, während dieser sich mit der Säure derselben verbindet. Nun werden in der Kanalflüssigkeit ohne Frage solche Salze stets reichlich vorhanden sein. Außer ihnen wird sich oft unter Einwirkung der starken Basen aus dem Ammoniak Salpetersäure entwickeln, welche dann gleichfalls zersetzend auf den kieselsauren Kalk wirkt. Daß derartige Einflüsse auch in praxi schon verderblich geworden seien, belegen Röder und Eichhorn mit dem Hinweis auf die bereits baufällig gewordenen „älteren" Londoner Kanäle. Allein weder erfahren wir, wie alt denn diese Kanäle schon sind, noch welches Material zu ihrem Bau benutzt worden ist; dagegen wissen wir von Wiebe, daß sie nach Form und Gefälle fehlerhaft sind, mithin wegen der Stagnation des Inhalts der zersetzenden Rückwirkung desselben besonders ausgesetzt gewesen sein müssen. Im Gegentheil darf behauptet werden, daß praktische Erfahrungen über die Länge der Zeit, während welcher richtig und von gutem Material gebaute Kanäle

völlig dicht bleiben, noch gar nicht vorliegen; aller Wahrscheinlichkeit nach ist es eine recht lange Zeit, da die chemische Einwirkung der Kanalflüssigkeit nothwendig um so langsamer fortschreiten muß, je mehr sie in die Tiefe des Mauerwerks eindringt. Schlimmsten Falls würde doch aber die aufs Neue beginnende Verunreinigung des Bodens immer nur auf den Lauf der Sammelkanäle beschränkt sein. Den glasirten Steingutröhren, welche nach dem jetzigen Stande der Technik den größten Theil einer Stadt durchziehen, dürfte auf sehr lange Zeit hinaus eine vollkommene Sicherheit beizulegen sein, falls nur die einzelnen Stücke mit recht fettem Thon sorgfältig gedichtet worden sind. Demnach erscheint mir dieser Röder-Eichhornsche Einwurf gegen den Werth der Kanalisirung praktisch als unerheblich.

Ein anderer Einwand ökonomischer oder finanzieller Natur dürfte schwerer zu entkräften sein. Es steht nämlich fest, daß die festen Abgänge (Gemüseabfälle, Stroh, Knochen, Scherben u. dgl.) selbst bei guter Spülung der Kanäle durch diese nicht entfernt werden können, ja daß sie dem Kanalsystem in seiner gegenwärtigen Gestalt sogar gefährlich sind und dies sich daher durch Vergitterungen möglichst gegen ihr Eindringen schützt. Auch der schwerere Theil des Straßenschlammes gehört eigentlich dazu und wo man ihn, wie in Paris, in die Kanäle spült, da muß man ihn mit großem Aufwande an Apparaten und Arbeitskräften in diesen bis zum Flusse fortschaffen, um ihn dann auch aus diesem herausbaggern und abfahren zu lassen. Hieraus folgt, daß neben dem Kanalsystem ein geregeltes Abfuhrwesen für die festen Stoffe unentbehrlich ist und daß dieses in solcher Beschränkung verhältnißmäßig kostspieliger und weniger einträglich sein muß, als wenn ihm die gesammte Abfuhr übertragen würde, bedarf wohl keines Nachweises. Allein dies ist am Ende eine Geldfrage, welche höchstens dazu beitragen kann, die Einführung des Kanalsystems auf wohlhabende und finanziell gut gestellte Städte zu beschränken.

Die Billigkeit, wie die Vollständigkeit — so weit von dieser hier die Rede sein kann — gebieten es, schließlich diejenigen Verbesserungen kurz anzugeben, durch die man den Uebelständen des alten Abtrittssystems und des Abfuhrwesens abzuhelfen gesucht hat. Als solche Uebelstände lassen sich besonders zwei hervorheben: Die schon erwähnte Verunreinigung des

Bodens und Brunnenwassers durch undichte Gruben und der üble Geruch, den Abtrite ohne Wasserspülung stets verbreiten und der mit ihrer Räumung und Abfuhr noch in viel höherem Maaße verbunden ist. Ersterer Nachtheil läßt sich leicht und vollständig vermeiden durch das Kübel- oder Tonnensystem, welches in den meisten deutschen Städten neben dem der festen Abtritte oder ausschließlich besteht und von den Franzosen Système à fosses mobiles genannt wird. Die schlechthin verwerflichen Gruben sind also durchaus kein nothwendiges Uebel.

Den Geruch hat man zu beseitigen gesucht durch desinficirende Mittel, durch Ventilation, durch Trennung der flüssigen von den festen Excrementen und durch verbesserte Verfahren bei der Entleerung und dem Transporte derselben. Zur Desinfection sind von verschiedenen Chemikern so zahlreiche Stoffe empfohlen worden, daß Tardieu bereits vor 10 Jahren über 20 aufzählte, wozu neuerdings noch ein paar gekommen sind. Sie lassen sich eintheilen in poröse Körper, welche nur die Gase einschlucken und verdichten können, wie namentlich die verschiedenen Arten von Kohle, Asche, Torf und Hammerschlag, ferner in solche, die jene Gase zerstören und dadurch geruchlos machen (Chlor), endlich in solche, die durch Erzeugung unlöslicher Verbindungen die Zersetzung organischer Materien hemmen. Unter den letzteren sind die wichtigsten verschiedene Metallsalze z. B. der überall wohlfeil und in Masse anzuschaffende rohe Eisenvitriol. In der Nachbarschaft chemischer Fabriken zieht man das Zinkchlorür und Manganchlorid vor, welche als Abfälle fast umsonst zu haben sind. Endlich ist noch die Carbolsäure zu nennen, weil sie schon in sehr geringer Menge wirkt. Aber alle diese Mittel wirken nur für kurze Zeit und eigentlich nur vollständig, so lange sie über dem Inhalte des Abtritts eine vollständig abschließende Schicht bilden. Man hat nun zwar vorgeschlagen, den Kübeln in der Mitte des Bodens einen senkrechten Kegel zu geben, damit die Excremente an den Seiten desselben hinabsinken und sich gleichmäßig unter der desinficirenden Schicht verbreiten. Aber grade wo eine solche Vorrichtung besonders nothwendig wäre, auf dem Boden fester Gruben, würde sie sich nur mit Schwierigkeiten anbringen lassen. Eigentlich also müßte nach jeder Benutzung des Abtritts etwas von der desinficirenden Substanz nachgeschüttet werden, was einen kostspieligen und sich

bald verstimmenden Mechanismus voraussetzte, oder man müßte sie wenigstens ein paar Mal täglich in größerer Menge hineinschütten, was sehr umständlich wäre.*) Dies sind wohl die Ursachen, weshalb bis jetzt alle diese Mittel kaum je zur dauernden Desinfection von Abtritten, sondern nur vor oder während der Räumung derselben benutzt worden sind. Desto mehr empfiehlt sich zu jenem Zwecke die stete Ableitung der riechenden Gase durch Ventilationsröhren, die man entweder in ein benachbartes Schornsteinrohr münden läßt oder bis über das Dach hinausführt und durch eine unten angebrachte Gasflamme, welche zugleich für Erleuchtung sorgt, gelinde anheizt. Diese überall und mit geringen Kosten herzustellenden Einrichtungen erfüllen ihren Zweck in völlig genügender Weise, wenn man es nur mit Kübeln oder Tonnen zu thun hat.

Daß es vortheilhaft sein muß die festen von den flüssigen Excrementen möglichst zu trennen, läßt sich theoretisch leicht einsehen, weil bei einer Mischung so verschiedenartiger Substanzen die faulige Zersetzung der einen immer als Ferment auf die andern zurückwirkt und weil die der festen Massen um so rascher erfolgt, je feuchter sie bleiben. Deshalb hatte man auch in Paris, wo große, kellerartige Abtrittsgruben gebräuchlich sind, diesen schon vor längerer Zeit eine durchlöcherte Wand gegeben, durch welche die Flüssigkeiten in eine zweite, tiefer gelegene Abtheilung flossen. Man hat diese Einrichtung aber sicher bald aufgeben müssen, weil die Räumung solcher Gruben zu schwierig und wegen der in den Nebenkammern sich anhäufenden Gase für die Arbeiter höchst lebensgefährlich war. Neuerdings hat nun der Belgier Mosselman das Princip der Trennung mit dem der chemischen Desinfection vereint auf die fosses mobiles angewandt und daraus ein eignes System gebildet, für welches er in Paris, sowie in deutschen Städten eifrige Propaganda macht und welches sowohl den Ansprüchen auf Reinlichkeit und Geruchlosigkeit genügen, als auch einer vortheilhaften Verwendung der Dungstoffe günstig sein soll. Der Kübel, in den das Abfallrohr eines Hauses mündet, enthält im Innern ein senkrecht gestell-

*) In ersterer Beziehung scheint uns das eben verflossene Jahr einen Fortschritt gebracht zu haben durch den von der Stettiner polytechnischen Gesellschaft prämiirten selbstthätigen Streu-Apparat, auf den wir noch zurückkommen werden. Doch ist er erst seit so kurzer Zeit benutzt worden, daß man über seine Dauerhaftigkeit noch kein Urtheil hat.

tes Sieb (diviseur), welches nur die Flüssigkeiten durchläßt und durch ein mehrarmiges Rohr in mehrere tiefer stehende Kübel vertheilt. Der Raum der letzteren muß ein bedeutend größerer sein, da das Volumen der Flüssigkeiten zu dem der festen Massen sich erfahrungsgemäß wie 8 : 1*) verhält. Nun wird zunächst zu einem Theile der Flüssigkeit Aetzkalk gesetzt, wobei 1 Cubikfuß des letzteren 0,65 Cubikfuß Urin braucht, um in Hydrat verwandelt zu werden, und sich dabei zu einem Volumen von $2\frac{1}{2}$ Cubikfuß ausdehnt. Diese sind nun im Stande ein gleiches Volumen Koth ($2\frac{1}{2}$ Cubikfuß) in eine trockne, geruchlose Masse zu verwandeln (Chaux animalisée), welche sich zum Dünger vortrefflich eignen soll. Da nun aber hiebei nur der allerkleinste Theil des Urins verbraucht wird, so muß für den übrig bleibenden größeren ein anderes Verfahren stattfinden. Ein Volum Kalkhydrat bildet nämlich mit einem gleichen Volumen Urin „Chaux supersaturée d' urine," welcher wieder als Dünger seine Verwendung finden soll. Ein Cubikfuß Kalk wird hiernach hinreichen, um 0,65+2,5=3,15 Cubikfuß Urin in diesen Zustand überzuführen.

Wenn auf irgend ein System, so paßt auf dieses das Schillersche Wort: Wär' der Gedank' nicht so verdammt gescheut . . . Wir wollen ganz absehen von den Kosten der Apparate und den viel beträchtlicheren des Personals, welches die stete Behandlung der Excremente mit Kalk erfordern würde; wir wollen auch annehmen, daß die Bereitung des Chaux animalisée in einer außerhalb der Stadt gelegenen Fabrik stattfinde und daß der Transport der fosses à diviseur bis dahin ganz ohne Geruch vor sich gehe; so bleibt doch unwiderleglich 1) daß in den für den Urin bestimmten Gefäßen, welche beständig Aetzkalk enthalten sollen, reichliche Ammoniakentwickelung stattfinden muß und daß es kaum gelingen kann, die Verbreitung dieses höchst lästigen Gases durch die Röhren zu hindern. 2) Die erforderlichen Massen Kalk würden nur mit unerschwinglichen Kosten anzuschaffen sein. Für Berlin, das in dieser Beziehung wegen der Nähe und Ergiebigkeit der Rüdersdorfer Brüche noch ganz besonders bevorzugt sein würde, berechnet sich der jährliche Bedarf, wenn man

*) Eigentlich wie 13 : 1; da aber stets eine Quantität Urin verloren geht, außer Hause gelassen wird u. s. w., so genügt das Verhältniß 8 : 1 für solche Einrichtungen wohl.

nur die Volkszählung von 1861 zum Grunde legt, auf 233,773 Tonnen à 4 Scheffel, welche einen Werth von circa 400,000 Thlr. repräsentiren. Gegenwärtig liefert Rüdersdorf im Ganzen etwa 40000 Tonnen aus vier großen Rumfordschen Oefen. Es müßte danach sein Betrieb ungefähr versechsfacht werden, allein um jenen Bedarf zu decken. Wie sich für Städte, welche keine Kalkbrüche in der Nähe haben, die Schwierigkeiten steigern würden, läßt sich danach leicht einsehen. 3) Für alle diese Kosten würde man einen Dünger gewinnen, der sehr viel voluminöser, also schwerer zu transportiren wäre und unverhältnißmäßige Mengen Kalk enthielte. Ein solcher eignet sich aber nicht für jeden Boden, am wenigsten zur jährlich oder ein um das andere Jahr wiederholten Düngung. Nach diesen größtentheils von der Berliner Ministerial-Commission selbst anerkannten Uebelständen ist es kaum begreiflich, wie dieselbe dennoch das System Mosselman besonderer Berücksichtigung werth erachten kann. Viel begreiflicher dagegen ist es, wie Mosselman überhaupt zur Aufstellung seines Systems gekommen ist: dieser Herr ist Geschäftsführer zweier großen Kalkbrennereigesellschaften.

Bei weiten zweckmäßiger und verständiger stellt sich ein System dar, welches von Prof. Müller in Stockholm und dem Stettiner Chemiker Dr. Schür ausgebildet worden ist. Es legt ebenfalls die Trennung der flüssigen von den festen Excrementen zum Grunde, aber sie wird, wie nach Thudichum, von vornherein in jedem Klosett vorgenommen, indem man den Trichter durch eine Scheidewand in 2 Räume trennt, oder 2 Trichter vor einander anbringt. Das Sitzbrett wird durch das Daraufsitzen etwas niedergedrückt, nach dem Aufstehen durch eine Feder wieder gehoben und setzt hiebei eine etwas drehbare Welle in Bewegung, welche unter einem rückwärts angebrachten Kasten liegt und jedesmal etwa 1 Loth des in letzterem enthaltenen Pulvers in den hinteren Trichter fallen läßt. Dies ist der bereits erwähnte, von Reincke erfundene Selbststreuer. Als desinficirendes Mittel wird eine Mischung von 100 Th. gebrannten Kalks und 15 Th. gepulverter Holzkohle angewandt. Die kleine Menge von 1 Loth nach jedesmaliger Benutzung des Klosetts soll genügen, um den Koth in eine geruchlose, feste, leicht zu transportirende und aufzubewahrende Masse zu verwandeln. Die Kosten des desinficirenden Pulvers veranschlagt Schür für eine Haushal-

tung von 5 Personen auf circa 15 Sgr. jährlich. Das ließe sich erschwingen und es würde zugleich die discrete Anwendung des Kalks keine so große Volumszunahme des Düngers und kein so wesentliches Hinderniß für dessen häufige Benutzung bedingen. Der Urin soll aus dem vorderen Trichter seitswärts abgeleitet werden auf ein Filtrum von Torfgrus, den man zuvor mit dem Nebenproducte der Mineralwasserfabriken, saurer schwefelsaurer Magnesia, oder dem Sauerwasser der Oelraffinerieen vermischt hat. Zur Aufnahme einer solchen Filtermasse empfehlen sich die Körbe von Weidengeflecht, in denen die Schwefelsäureballons versandt werden, und ein derartiges Filter soll hinreichen, um wochenlang den Urin einer Haushaltung aller seiner düngenden Stoffe zu berauben und als klare Flüssigkeit ablaufen zu lassen, die man ohne Bedenken in jede Gosse leiten kann. Der so behandelte Torfgrus, vermischt mit den trocknen Kothmassen bildet einen Dünger, welcher bis jetzt zu 15 Sgr. pro Centner bei den Landwirthen in der Umgegend Stettins Absatz gefunden hat. Auch mit den Einrichtungen selbst ist man in einer Anzahl von Privathäusern, in einer größeren Fabrik und einem Privatkrankenhause bisher zufrieden gewesen. Indessen sind diese Erfahrungen noch sehr jung und wenig umfangreich und so wird man ein endgültiges Urtheil über den Werth dieses Systems noch zurückhalten müssen.

Es bleiben mir schließlich noch diejenigen Vorrichtungen zu erwähnen, welche den lästigen Geruch bei der Räumung und Abfuhr der Latrinenstoffe zu vermindern bestimmt sind. Natürlich habe ich hiebei hauptsächlich die festen Gruben im Auge, die sich doch nun einmal nicht mit einem Schlage beseitigen lassen, so sehr man auch über ihre Verwerflichkeit einig sein mag. Als die vollkommenste Vorrichtung haben sich große Kessel von starkem Eisenblech erwiesen, welche mit einem Manometer und Hähnen versehen sind und auf einem Wagengestelle ruhen. Man füllt sie mit Wasserdampf, läßt diesen durch Abkühlung so verdichten und macht sie so fast luftleer. Die in Leipzig gebräuchlichen von 62 Cubikfuß Inhalt können alsdann mittelst angeschraubter Kautschukschläuche oder gußeiserner Röhren 46—50 Cubikfuß Latrinenflüssigkeit binnen 4—5 Minuten aufsaugen, ohne daß eine Spur von Gas entweichen kann. Die Kesselwagen werden dann sogleich selbst nach der Düngerfabrik, Abladestätte oder direct

auf den Acker gefahren. Eine Schattenseite dieses vortrefflichen Apparats ist nur die, daß er möglichst nahe an die zu entleerende Grube herangefahren werden muß, weil bei Anwendung eines langen Schlauchs der Kessel zu viel Luft aus demselben empfangen würde. Wo daher die Latrinen in Hinterhäusern oder engen Höfen liegen, ist er weniger empfehlenswerth, als eine der in belgischen, deutschen und französischen Städten üblichen Pumpen, welche sämmtlich Saug- und Druckpumpen sind. Manche derselben sind ganz wie Feuerspritzen gebaut, natürlich ohne Windkessel. Die sogenannte Priesterpumpe (Pompe à soufflet) setzt durch einen doppelarmigen Hebel abwechselnd zwei blasebalgförmige, in Eisen und starkem Leder gearbeitete Aspiratoren in Bewegung. Die sogenannte New-Yorker Pumpe endlich ist nach dem Princip einer einfachen Dampfmaschine gebaut, wobei die Latrinenflüssigkeit die Stelle des Dampfs einnimmt; sie hat nur einen liegenden Cylinder mit einer seitlichen Oeffnung oben und unten; der durch ein Schwungrad in Bewegung gesetzte Kolben wirkt abwechselnd immer auf die eine Oeffnung saugend, auf die andere drückend, während gleichzeitig durch eine Schiebersteuerung deren Communication mit dem entsprechenden Rohre hergestellt, das andere abgesperrt wird.

Alle diese Vorrichtungen aber, wie sinnreich sie auch sein mögen, wirken doch immer nur auf den flüssigen Theil des Grubeninhalts, der feste würde Ventile und Hähne sofort unbrauchbar machen. Um das Eindringen fester Stoffe in den Schlauch daher zu verhüten, muß dessen Ende mit einer korbartigen Vergitterung (in Belgien lanterne genannt) umgeben sein. In jeder größeren Grube bleibt daher ein fester, zäh' anhängender Bodensatz zurück und dieser muß dann nachträglich, meistens bei Nacht und nach vorheriger Desinfection, aber doch immer auf die roheste Weise von Menschen mit Schaufeln und Eimern entfernt werden. In der Unvermeidlichkeit dieser ekeln Prozedur liegt gewiß eine weitere Verurtheilung der Abtrittsgruben.

Zum Transport der ausgepumpten Stoffe hat man in einigen Städten z. B. Nürnberg, Straßburg, Ostende und Antwerpen, besondere Kessel- oder Tonnenwagen, welche sich nicht nur durch dichten Verschluß ihrer Behälter auszeichnen, sondern auch mit einem Verbrennungsapparate versehen sind, durch welchen die in demselben sich entwickelnden Gase geruchlos gemacht

werden. Ein gebogenes Rohr leitet aus dem obersten Theile des Behälters die Gase in ein Gefäß, über welchem sich ein Rost mit glühenden Kohlen und ein kleiner Schornstein befindet. Um das Zurückschlagen der Flamme zu verhüten, hat entweder das Rohr ein feines Drahtgitter oder die Gase müssen in dem Gefäße eine Wasserschicht passiren. Leider sind solche Wagen zu theuer, um in stets genügender Zahl angeschafft werden zu können, besonders wenn die Landleute selbst die Gefäße liefern müssen, in denen sie sich den Kloakendünger aus der Stadt abholen, wie dies in Lyon u. a. Städten der Fall ist. Man bedient sich daher hauptsächlich guter Tonnen mit mehr oder weniger vollkommenem Verschluß. Am besten giebt man dem Deckel am Rande einen Filz- oder Gummiring und einen Verschluß mit Bügel und Schraube nach Art unserer luftdichten Ofenthüren. Daß aber hierin noch viel zu wünschen übrig bleibt, erhellt wohl daraus, daß an machen Orten die Tonnenabfuhr nur bei Nacht gestattet ist, während an andern z. B. Lyon, sich die Polizei vorbehalten hat, sie während der heißen Jahreszeit ganz zu untersagen. Dies hat dahin geführt, daß in der Umgegend von Lyon die meisten Bauern sich eigene kleine überwölbte Dépotoirs gebaut haben, um darin den Dünger aufbewahren und zu geeigneter Zeit verwenden zu können.

Zu demselben Aushülfsmittel im großen Maßstabe hat man sich in den belgischen Städten genöhtigt gesehen, wo die Commune das Abfuhrwesen auf eigne Rechnung betreibt, weil der sich stetig anhäufende Dünger nicht in jeder Jahreszeit sofort durch die Landwirthschaft verbraucht wird. Namentlich Antwerpen besitzt zur Unterbringung des zeitweiligen Ueberschusses 2 große kellerartig gewölbte Dépotoirs zu Wyneghem am Maas-Scheldekanal eine Stunde von der Stadt und zu Löwen. Ersteres faßt 40,000 Cubikfuß, hat 2 Abtheilungen für die dort übliche erste und zweite Sorte des Düngers (eigentlich unterscheidet man deren drei) und eiserne Deckelverschlüsse für die entprechenden Oeffnungen zum Einschütten der Stoffe. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Preis des Düngers auch bei uns die Commune in den Stand setzen möchte, unsere offenen, einfach gepflasterten Ablagerungsstätten, welche die Geruchsorganne der die Chaussee passirenden Personen nicht wenig beleidigen, in solche wohl verschlossene Dépotoirs umzuwandeln.

Ich fasse schließlich mein Urtheil in folgende Sätze zusammen, deren Anwendung auf unserere Verhältnisse sich von selbst ergiebt:

Das System der Kanalisirung und Drainage mit Wasserklosetts verdient den Vorzug

1. wo die Aufbringung des hohen Anlagekapitals keine zu großen Opfer erfordert,
2. wo hinlängliches Wasser zur kräftiger Spülung vorhanden ist,
3. wo ein zur Anlage von Rieselwiesen passend gelegenes Landstück vorhanden ist.

Läßt sich eine dieser Bedingungen, namentlich die letzte nicht erfüllen, so muß man sich auf ein System von Abzugskanälen für das Haus-, Straßen- und Grundwasser beschränken, wobei, je nach der Oertlichkeit, bald offene Rinnsteine, bald gemauerte Sielen, bald Drains den Vorzug verdienen. Dagegen ist auf Wasserklosetts im Allgemeinen zu verzichten und für die Abtritte ein Tonnensystem mit gutem Verschluß der Gefässe, Ventilation der Gemächer und Dépotoirs vor den Thoren einzuführen.

Die Bewegung des altpreuss. Handels im Jahre 1864.

Von
Ernst Wichert.

Die günstigen Verhältnisse des Jahres 1860 scheinen nicht so bald wieder zusammentreffen zu wollen. Der allmälige Rückgang, der sich seit 1861 zeigt, wird auch 1864 sehr bemerklich und dürfte, nach den im laufenden Jahr überall lautwerdenden Klagen zu schließen, auch 1865 noch keinen Halt finden wollen. Die Berichte unserer Handelskammern bezeichnen übereinstimmend mit bestem Recht das vergangene Jahr als ein dem altpreußischen Handel sehr ungünstiges. Der Krieg mit Dänemark, so ruhmreich für die preußischen Waffen, hatte die nächste Folge, daß unsere Ostseehäfen blokirt wurden; in der besten Handelszeit, im Frühjahr und Sommer, waren unsere Haupthäfen geschlossen und die kurze fünfwöchentliche Unterbrechung konnte diesen Schaden nur sehr unbedeutend mindern, da die Unsicherheit der politischen Situation jede weitaussehende Unternehmung vermeiden ließ. Nur Memel blieb von der Blokade frei und konnte deshalb zeitweise für Danzig und Königsberg bestimmte Schiffe aufnehmen; gleichwohl war auch hier der Schiffverkehr nur unbedeutend größer, als im Vorjahr, weil deutsche Schiffe abgeschlossen waren, und die Rhederei litt unter der Ungunst der allgemeinen politischen Verhältnisse beträchtlich. Doch wäre die Blokade leichter zu überwinden gewesen, wenn nicht die schon an sich sehr niedrigen Getreidepreise nach Aufhebung derselben im Auslande, namentlich in England, noch mehr gesunken wären. Der hierdurch entstehende Ausfall in Verbindung mit den größeren Lagerkosten mußte diese für unsere Provinz wichtigste Geschäftsbranche arg beeinträchtigen. Nur für Memel und Tilsit gestaltete sich das Getreide-

geschäft ausnahmsweise lebhaft, sowohl wegen der guten Ernte in den benachbarten russischen Gouvernements als auch wegen der Blokade von Königsberg; es wurden hier im Ganzen 23,230 Last Getreide und Saat exportirt, also nur ca. 3000 Last weniger, als in dem vorzüglich günstigen Jahre 1860 und ca. 13,000 Last mehr, als der zehnjährige Durchschnitt. Dagegen verschiffte Danzig 25,000 Last weniger als 1863 (im Ganzen 104,735 Last incl. ca. 62,500 Last Weizen, wovon ca. 63,000 Last resp. ca. 52,000 Last allein nach England) während für Königsberg die Getreideverschiffung bei ungefähr gleicher Abkunft von Polen und Rußland (nur mehr Weizen) der Quantität nach um 11 pCt., dem Werth nach sogar um 18 pCt. geringer als 1863 war, und Elbing nur 2807 Last ausführte. Die beiden letztgenannten Orte und Thorn klagen zugleich über die durch nasse Witterung herbeigeführte Mißernte und schlechte Qualität des Getreides, wodurch das Resultat noch ungünstiger wurde, als die Zahlen erkennen lassen. — Von nicht geringerem schlimmem Einfluß zeigte sich ferner die von England ausgehende Geldcrisis, die bei der Landesbank eine Erhöhung des Zinsfußes von $1\frac{1}{3}$ bis sogar $2\frac{1}{2}$ pCt. nöthig machte, worauf natürlich die Privatbanken folgen mußten. Zugleich sank die polnisch-russische Valuta so beträchtlich, daß das Aufgeld nach dem Thorner Bericht $15\frac{1}{2}$ bis 34 pCt. (im October) betrug. Die gewaltsame Beruhigung Polens nach der Insurrektion konnte unter solchen Umständen kaum die Beziehungen zu diesem Nachbarlande günstiger gestalten; erst allmälig kann die frühere Konsumtionsfähigkeit zurückkehren. und eine Hebung des Handels mit Kolonial- und Manufacturwaren über die Grenze eintreten. Bei soviel Widerwärtigkeiten konnte der Umstand, daß einmal die Wasserverbindung mit dem Binnenlande wegen des hohen Wasserstandes unbehindert war, kaum mitrechnen. — Aus allen preußischen Häfen zusammen sind 1864 ca. 1200 Schiffe weniger ausgegangen als 1863. Der Werth der Einfuhr zur See war bei

Danzig um . . .	1,150,000 Thlr.,
Memel „ . . .	219,480 „
Königsberg um . .	7,861,200 „
in Summa	9,230,680 Thlr.,

der der Ausfuhr zur See bei

Danzig um . . .	6,300,000 Thlr.,		
Königsberg um . .	2,619,180 „		
in Summa um	8,919,180 Thlr.	geringer und nur	
bei Memel um . .	726,650 „	höher, als 1863,	

sodaß der Gesammtausfall nach dieser Richtung hin auf weit mehr als 17,000,000 Thlr. zu berechnen ist, wobei noch das Elbinger Geschäft, für welches nähere Mittheilungen fehlen und unberücksichtigt bleiben mußte. Der Werth der Ein- und Ausfuhr zu Lande ist natürlich in gleichem Verhältniß herunterzusetzen.

Auch der Holzhandel unserer Provinz wurde durch den dänischen Krieg aufs Empfindlichste beeinträchtigt. Theure Vorräthe mußten gelagert werden, Einbußen an Zinsen waren unvermeidlich und später zeigten sich die Preise in England so gedrückt, daß der durch die Blokade bewirkte Verlust nicht entfernt einzubringen war. Für Memel verursachte der frühe Frost große Kosten, und wieder wurden 8—10,000 Stück Balken und Rundholz aufs Haff getrieben, ein Uebelstand, dem hoffentlich durch den Minge-Schmeltelle-Kanal, der bereits bis zur Drawöhne fertig und in seiner zweiten Hälfte in Angriff genommen ist, ein Ende gemacht werden wird. Der Rückgang gegen das Jahr 1863 ist deshalb sehr auffällig. Danzig verschiffte:

1863 . .	1177 Ladungen	im Werth von	5,310,000 Thlr.,
1864 nur	848 „	„ „	„ 3,555,000 „

Für Memel war freilich die Abkunft von Rußland bedeutender, nämlich zum Werthe von 3,258,209 Thlr. gegen 2,068,474 Thlr. im Jahre 1863, aber gerade im umgekehrten Verhältnisse stand der Werth der Ausfuhr, der 1863 zu 3,165,000 Thlr., 1864 nur zu 2,929,860 Thlr. anzunehmen war, so daß der Gewinn unverhältnißmäßig gering, das Winterlager unverhältnißmäßig groß blieb. An diesen Verlusten nahm Tilsit Theil, das große Vorräthe von geschnittenen Hölzern wegen zu hoher Frachten nicht verladen konnte, nach dem Frieden aber, ebenso, wie die beiden Häfen, das zu hohe Disconto zu beklagen hatte.

Erfreulicher war das Flachsgeschäft. Der trotz Beendigung des amerikanischen Krieges fortdauernde Baumwollenmangel erhielt stete und

gute Nachfrage. Tilsit räumte seine Bestände fast völlig nach Memel hin. Memel exportirte bei guten Preisen das bedeutende Quantum von 80,645 Ctr. (gegen 73,264 im Jahre 1863) im Werthe von 968,000 Thlr., Königsberg 110,266 Ctr. zum Werthe von 1,244,000 Thlr. Die Blokade schadete dieser Branche wenig, weil Memel, das zur See ausführt, davon frei blieb, Königsberg aber schon früher gewohnt war, den überwiegend größten Theil dieser Waare per Bahn zu versenden. Die Concurrenz mit Riga würde noch wirksamer zu bestehen sein, wenn die Bahnverwaltungen sich zu mäßigeren Frachtsätzen verstehen wollten. Jetzt versorgt sich das westliche Deutschland, Belgien und Frankreich während der Sommermonate über Riga; andernfalls würden die dortigen Fabriken, wenn sie den Bahnbezug ebenso billig hätten, viel lieber successive anschaffen und alle Fluktuationen benutzen, wobei dann Königsberg vorzugsweise Bezugsort werden würde. Memel hat zu beklagen, daß die feinere Wilnaer Waare wegen der Bahnverbindung fast nur über Königsberg geht und seufzt auch deshalb nach der endlich in nähere Aussicht gestellten Zweigbahn Memel-Tilsit mit einer Fortsetzung über Mitau nach Riga. Das Resultat war trotz aller dieser günstigen Chancen nicht ganz entsprechend wegen der Geldcrisis, für Memel auch wegen der Verluste auf das bei weichenden Preisen zurückgebliebene oder für eigene Rechnung verschiffte Quantum.

Von einzelnen Ausfuhrartikeln erwähnen wir ferner noch Lumpen, worin Memel sein Geschäft mit großem Geschick jährlich erweitert. Es kamen dort 1864 nicht weniger als 180,000 Ctr. zu Markt, wovon 148,255 Ctr. (ca. 18,000 mehr als 1863) verschifft wurden. Das Resultat zeigte sich freilich sowohl wegen des dänischen Krieges, als wegen der unvorhergesehenen Herabsetzung des russischen Ausgangszolles und hohen Zinsfußes nicht gleich lohnend. Dagegen geht diese Branche in Königsberg zurück, wo der Gesammtexport nur 65,462 Ctr., ca. 30,000 weniger als 1863, betrug. — Der Export von Knochen wird immer unbedeutender, weil ein immer größeres Quantum davon im Inlande selbst verbraucht wird, was unserer Landwirthschaft ein gutes Zeugniß giebt. — Nicht unerheblich ist der Handel mit dem unserer Provinz ganz besonders angehörigen Product des Bernsteins. Ueber Memel sind davon aus

den Baggerungen im Haff bei Schwarzort und aus den Gräbereien bei Prökuls über 35,000 Pfund abgeführt. Die Arbeitslöhne bei den Baggerungen waren auf 40,000 Thlr. zu veranschlagen, wonach ein Schluß auf den Umfang des dortigen Geschäfts zu machen ist. Die Gräbereien an der Nordküste Samlands haben ebenfalls bedeutende Erträge gegeben. Der Transport ins Ausland erfolgt vorzugsweise über Danzig, welches ziemlich umfangreiche Versendungen bei nicht zurückgehenden Preisen berichten konnte.

Der Handel mit Colonial- und Manufakturwaaren hatte, wie schon angeführt, durch die allgemeinen Verhältnisse sehr zu leiden. Der Verbrauch im Inlande war geringer, weil die Ernte schlecht ausfiel und der Landmann bei den gedrückten Getreidepreisen sich einschränken mußte. Andererseits war der Handel über die russisch-polnische Grenze hin womöglich noch unbedeutender und schwieriger als sonst, weil die dortige Gegend durch die Insurrektion verarmt, der Schmuggelhandel durch die feste Grenzsperre gelähmt und das Geschäft durch das Zurückgehn der dortigen Valuta behindert ist. Die Klagen darüber sind ganz allgemein. Nur Memel bezog ein beträchtlich größeres Quantum von Kaffee und Thee, jedoch lediglich wegen der Königsberger Blokade. So lang ihm die Eisenbahnverbindung nach dem Inlande fehlt, kann es bei natürlichem Gange der Geschäfte in diesen Zweigen unmöglich concurriren. Das Königsberger Theegeschäft war noch immer sehr bedeutend (es wurden 74,029 Ctr. im Werthe von ca. 6,000,000 Thlr. importirt) aber aus schon angeführten auch hier maßgebenden Gründen weniger gewinnbringend.

Steinkohlen wurden trotz der theilweisen Sperre des Hafens nach Danzig 2,236,485 Ctr., ca. 50,000 mehr als 1863, eingeführt. Das Geschäft war anfangs gewinnbringend, später nach dem Frieden wurde der Markt zeitweise überschwemmt. Die Verladungen stromwärts blieben um 9000 Last geringer, als im Vorjahr, und deshalb die Läger sehr groß. In Memel kam ein großer Theil der für Danzig und Pillau bestimmten Waare zum Verkauf, wogegen die Herbstzufuhren nach Aufhebung der Blokade ungenügend blieben; es sind im Ganzen 676,131 Ctr. eingeführt. Königsberg hatte einen verhältnißmäßig nur geringen Bezug von diesem

Artikel, wegen schwacher Industrie und Fabrikthätigkeit; es importirte nur ca. 700,000 Ctr., also nicht 1/3 des Danziger Quantums und wenig mehr als Memel. Salz ist in dem Memeler Bericht mit 852,648 Ctr. zum Werthe von 317,100 Thlr. notirt. Das Vorjahr hatte ca. 15,000 Ctr. mehr und ca. 7000 Thlr. weniger.

Die Einfuhr von Eisen ist zurückgegangen, woran die hohen Zölle Schuld. Danzig hat 44,525 Ctr. altes Schmelzeisen weniger (nur etwa die Hälfte des vorjährigen Quantums), Königsberg ca. 24,000 Ctr. Eisen aller Sorten weniger als 1863 eingeführt. — Mit dem Heeringsgeschäft ist man allerseits zufrieden, obgleich die Zufuhr von Norwegischen Frühlingsheeringen beträchtlich gegen das Vorjahr zurückblieb. Die Preise stellten sich günstig und die Frage blieb lebhaft.

Das Speditionsgeschäft ist von Memel, Tilsit und selbst Königsberg größtentheils an Eydtkuhnen abgegeben. In Thorn hat dasselbe an Ausdehnung zugenommen und sich recht günstig gestellt. Freilich konnte andererseits ein direkter Verkehr zwischen den größeren Plätzen Deutschlands und den Hauptstationen des Nachbarlandes nicht ausbleiben, wodurch der Zwischenhandel der Grenzorte überhaupt Abbruch erleidet.

Die Fabriken Tilsits und Elbings sind in gewohnter Thätigkeit geblieben. Die Maschinenbauanstalten des letzteren Orts haben bedeutende und umfangreiche Aufträge erhalten und allein 7—800 Arbeiter beschäftigt. Elbing gewinnt außerdem jährlich mehr durch den oberländischen Kanal, auf welchem bereits 128 Schiffe und 6 Dampfböte in Fahrt waren, ohne das Bedürfniß zu erschöpfen.

Der Schiffsbau ist in Elbing recht lebhaft betrieben; auch in Memel sind 5 große Schiffe von Stapel gelassen und 5 andere in Arbeit geblieben. Königsberg hat für eigene Rechnung gar nicht gebaut.

Die Rhederei ist durch die politischen Ereignisse stark beeinflußt worden. Danzig verlor 11 Schiffe total, doch war das Resultat im Allgemeinen nicht einmal so ungünstig, als zu befürchten war. Die Memeler Rheder fuhren meistens auswärts ohne besonders günstigen Erfolg; bessere Frachten erhielten die zurückgebliebenen oder allmälig anlangenden Schiffe nach dem Frieden. Königsberg ließ seine Schiffe theilweise mit Ballast ausgehen, um auswärts Fracht zu suchen, und stellt das Resultat

als sehr ungünstig dar. Die gesammte preußische Rhederei bestand zu Ende des Jahres bei

Danzig aus . . .	114 Schiffen	und	13 Dampfschiffen	mit	32,622	Last,
Memel „ . . .	89 „	„	— „	„	20,791	„
Königsberg aus	20 „	„	— „	„	3,639	„
Elbing aus . . .	9 „	„	14 „	„	1,943	„
in Summa	232 Schiffen	und	27 Dampfschiffen	mit	58,995	Last.

Die Wünsche für die Zukunft sind noch immer dieselben geblieben. Obenan steht der Abschluß eines Handelsvertrages mit Rußland. Dringend erscheint ferner die Aufhebung der sehr lästigen Eingangsabgaben für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten, Ermäßigung der Zölle für indischen Rohzucker und Eisen, Aufhebung der Wuchergesetze, Einrichtung der Handelsgerichte und Vervollständigung des Eisenbahnnetzes. In letzerer Beziehung erwartet Danzig folgende Bahnen: Marienburg-Mlawa-Warschau, Bromberg-Posen, Cöslin-Danzig und Danzig-Neufahrwasser; Memel hofft sehnlichst auf die Vervollständigung der Zweigbahn Insterburg-Tilsit durch den Brückenbau über die Memel (der Uebergang war wieder 3 Tage lang gänzlich gehindert) und Weiterführung bis zur Stadt Memel und demnächst nach Rußland hinein; Königsberg sieht nach Beendigung der Bahnstrecke Pillau-Königsberg der Vollendung der bereits im Bau begriffenen Südbahn Königsberg-Bartenstein-Lyck entgegen, während Elbing wiederholt für den Bau einer Bahn Güldenboden-Neidenburg plaidirt. Möge die Erfüllung aller dieser sicher nicht unbilligen Wünsche nicht lange auf sich warten lassen.*) —

*) Dieser für den Jahrgang 1865 bestimmte Artikel hat erst in diesem ersten Hefte 1866 zum Abdruck kommen können, und ist deshalb überall unter dem „vorigen" Jahre das Jahr 1864 zu verstehn. D. Red.

Das alte Preussische Trinkrecht.*)

Ille priór rebibát, qui próxima pócula súmsit,
Néc quaerás quaré: sic lex Pruténica sánxit.

Die Tradition Preußischer Chronikenschreiber weiß von einem wunderlichen Criminal-Gesetze zu erzählen, das Siegfried von Feuchtwangen, der zwölfte Hochmeister des Deutschen Ordens, erlassen haben soll. Es ist das sog. Preußische Recht von der Neige, wonach bei Todesstrafe geboten war, daß, wenn ein Preuße einem Deutschen die Neige zugetrunken hatte, er auch vom Frischen wieder anheben sollte. Als Motiv dieses Gesetzes wird angeführt, der Hochmeister habe der Giftmischerei der eingeborenen Preußen steuern wollen.

Die Nachricht taucht zuerst auf bei Caspar Hennenberger („Erclerung der Preüssischen Landtaffel" Königsperg in Preussen 1595 S. 281), wo es von Siegfr. v. Feuchtwangen heißt:

> „Auch machet er eine schöne Landes Ordenung. Darzu das Preusche Recht/ Wo ein Preuß einem die Neige zugetruncken hette/ solt er auch das frische anheben/ wo ers nicht thet/ vnd mit 2. oder 3. vberzeuget wurde/ solt er es mit dem halse büssen. Vnd dis solte ein ewig Recht sein in Preussen/ wie es denn noch gebreuchlich ist mit dem anheben. Er ordents aber derhalben/ das die Preussen einem nicht so leichtlich vergeben konten/ wie sie sonsten pflagen."

Fast mit denselben Worten wiederholt die Erzählung der Zeitgenosse Hennenberger's, Matthäus Waissel („Chronica Alter Preusscher . . .

*) Vgl. Hitzig's Zeitschrift für die Criminal-Rechts-Pflege III, 411 ff.

Historien" Königsb. in Preuss. 1599 Bl. 108[a]), der wohl, wie an anderen Stellen, so auch hier aus jenem geschöpft hat.

Ausführlicher lautet eine chronikalische Notiz, welche als „Anhang des Preußen-Rechtes" in mehreren Handschriften dem Rechte der Preußischen Landsassen[a]) beigefügt ist:[b])

> „Nachdem die Vergiefftgebung vnter denn Preussen vor Alters sehr gemein getrieben, (als sie vom Orden bestrittenn) wan sie zue Gisel gegebenn, oder sonsten gefangenn vonn den Brudern genohmenn wordenn: haben sie denn Christen im Zutrinckenn viel vnnd offtmals mit Vergiefften vorgeben, darob manch redlich Helt gestorbenn. Solchem vorzuekommen, hatt Herr. Seifrid, der 12. Homeister der Lande Preussenn, das vor ein ewigk nachkommende Recht geordenet: Wenn ein Preus die Polcke[c]) oder Neige des Trandes anstrincke, er solde auch zue Erstem vonn dem Frischenn trincken; welcher des vberwunden wurde selbander oder selbdritte, das er diss Recht nicht gehaldenn helte, der solde das bussenn mit seinem Hals vonn Rechts wegen" (Neidenitz'scher Codex).

So weit die chronikalische Ueberlieferung, für die es an jedem urkundlichen Anhalt fehlt. Die späteren Preußischen Geschichtschreiber geben sie wieder, ohne an ihrer Authenticität den geringsten Zweifel aufkommen zu lassen.[d])

Wir unseres Theiles mögen uns nicht entschließen, an den Erlaß jenes

---

a) Vgl. über diese Rechtssammlung: Hanow Gesch. des Culmisch. R. §. 51 Schweikart in Kamptz' Jahrbüch. Bd. XXVI, 274 N. 58.

b) Codex Osterod. (Töppen Monatsschr. II, 419), Neidenitz'scher Codex (Monatsschr. II, 660) und gedruckt im Erl. Preußen II, 115, o.

c) Hennig Preuß. Wörterbuch S. 190 f.

d) Erleut. Preußen I, 149 II, 96 ff. Preuß. Sammlung II, 119 Hartknoch Alt- u. Neues Preuß. II, 570 Schwartz Königsb. Frag- u. Anz.-Nachrichten 1744 No. 10 Hanow l. c. §. 21 Hennig l. c. S. 209 Wagner Allg. Weltgesch. XIV. 2 S. 284 Baczko Gesch. Preuß. II, 44 Kotzebue desgl. II, 113 f. Heinel desgl. (S. 46 der 5. Aufl.) Pisanski Preuß. Sprichwört. No. 6 Frischbier desgl. No. 804, 2. Aufl. No. 3835. Vgl. auch Büsching's Wöchentl. Nachrichten im 2. Jahrg. 1817, der mir nicht zur Hand ist. — Eine scherzhafte Variation von Jean Paul in Förster's Denkwürdigkeiten IV. S. V f.

hochmeisterlichen Gesetzes zu glauben. Denn es verräth wenig Vertrauen in die gesetzgeberische Klugheit Siegfried's v. Feuchtwangen, ihm ein Gesetz anzudichten, das ohnehin nur eine halbe Maßregel geblieben, und dessen Endzweck weit leichter und sicherer durch gänzliches Verbieten des Zusammentrinkens von Preußen und Deutschen zu erreichen gewesen wäre.

Unseres Bedünkens liegt hier nichts weiter vor, als eine jener oft seltsamen Trinksitten, an denen das Mittelalter so reich ist. Wer die Neige ausgetrunken hat, soll vom Vollen anheben. Qui bibit ex negás, ex frischibus incipit ille. Die spätere Tradition suchte dann der Sitte einen historischen Hintergrund zu leihen, indem sie dieselbe mit dem Namen eines Mannes verband, der als weiser Gesetzgeber in lebhaftem Andenken stand.

Die Sitte ist alt und weit verbreitet. So heißt es in Kantzow's Pommerscher Chronik (Hitzig's Zeitschr. III, 418 f.):

> „Den Fuchs schleffen, d. i. das man eine große Khanne nimpt und umbher trink, so muß der letzt, wenn auch wenig daraus getrunken, das ander gar austrinken und dan frisch widder anheben."

Die Statuten der Kalandsbrüderschaft zu Pasewalk in Pommern v. J. 1514 (abgedruckt in Dähnert's Pommersch. Bibliothek I, 137 ff.) bestimmen art. III:

> Qui etiam cantharum terminaverit, recentem incipiat.

Als Sachsenrecht wird die Regel bezeichnet (Berckenmeyer Vermehrter Curieus. Antiquarius S. 600 cf. Oelrichs Beytr. zur Brandenburg. Gesch. S. 287 f.):

> Ille priús rebibát, primús qui pócula súmsit.
> Sí quaerís, cur sít, Lex síc Saxónica dícit.

Was aber am meisten ins Gewicht fällt, ein Analogon zu unserem vermeintlichen Hochmeister-Gesetze findet sich in einer Urkunde über das Lippehne'sche Trinkrecht v. 1479, deren Erdichtung und Unächtheit noch deutlicher nachweisbar ist.*) Die Urkunde ist ausgestellt von Woldemar,

*) Die Urkunde wurde nach einer neueren Abschrift mitgetheilt von Mylius Corp. constitutionum Marchicar. VI. 1. Sp. 11 und auch sonst noch öfter gedruckt: Oelrichs l. c. S. 277 f. mit den dort Angeführten, sowie Hitzig's Zeitschr. II, 452.

Princeps Neo-Marchicus, in Arce nostra Calisiensi a. 1479 und verordnet auf die Klage des Petrus Wadephul, Bürgers zu Lippehne in der Neumark, daß derjenige, welcher die Neige getrunken hat, den ersten Zug aus dem vollen Becher thun soll, bei Strafe von 100 Solidi. Nun geb es aber in dem genannten Jahre weder einen Fürsten der Neumark mit Namen Woldemar, noch gehörte damals das Schloß Callies unter dessen Botmäßigkeit. Vielmehr war der rechte Landesherr der Neumark Kurfürst Albrecht Achilles (1470 ... 86), und Callies besaßen die Herren von Güntersberg, die, 1378, 1408, 1409 wiederholentlich damit belehnt, es bis nach 1566 inne gehabt haben (Oelrichs l. c. S. 279 f.). Offenbar also ist die Urkunde untergeschoben und das Machwerk eines lustigen Kopfes.

In Altpreußen galt die Gewohnheit bis in späte Zeit. Ein Zeugniß aus dem J. 1720 (Berckenmeyer l. c. S. 859) besagt:

„In Preussen ist noch die Gewohnheit, daß wer die Neige gehabt, derselbe von frischen wieder trincken muß, mit angeheffter Straffe, für die Ubertreter 22. Schilling, 1. Seite Specks, und ein Scheffel Kringel." *)

S—n.

*) Nachträglich erhalte ich von Herrn Gutsbesitzer Minden die dankenswerthe Mittheilung, daß die Quelle obiger Angabe in Joh. Arnh. von Brand's Reysen durch die Marck Brandenburg, Preussen, Churland. Wesel 1702. S. 276 zu finden ist. Dort wird gesagt: „Zum anhang muß ich diese wenige Anmerckungen noch beifügen/ daß in Preussen die gewohnheit sey/ daß/ wer die neige gehabt/ derselbe vom frischen wiederum müsse trincken; — — mit angehengter Straffe für die übertretter/ von 22 schillingen/ 1 seiten Speck/ und 1 scheffel kringelen: — —."

Kritiken und Referate.

Altpreußischer Verlag.

Julianus der Abtrünnige. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Carl Bornttau. Danzig 1864. In Commission bei Reinhold Schlingmann. Berlin 1865.

Wenn man das vorliegende Drama zum ersten Mal durchliest, hat man das leibhaftige Gefühl sich in einem Tollhause zu befinden, in dem die Besessenen aus allen Thüren dem kühnen Eindringling eine Fluth verworrener Worte und wüster Sentenzen an den Kopf werfen. Es ist nicht Prosa, es sind nicht Verse, es ist nicht deutsch und auch keine andere Sprache, es ist ein wunderliches und barockes Auf- und Durcheinander von hochtönenden Phrasen, ohne bestimmten Rhythmus, willkürlich in kurze und lange Reihen von drei bis fünfundzwanzig und mehr Silben für das Auge abgetheilt und verschiedenen Personen mit römischen Namen in den Mund gelegt. Perioden sind da zu finden, bei denen sich immer von Neuem Satz in Satz schachtelt, so daß man zuletzt Anfang und Ende verliert und nach Luft schnappt; Beiwörter, mitunter fünf, sechs aufeinander gepackt; jetzt himmelstürmendes Pathos und gleich darauf der jäheste Abfall in den allergewöhnlichsten Umgangston; Reflexionen über die höchsten Fragen der Philosophie und dicht daneben gereimte und ungereimte Trivialitäten, zu denen man sich die Begleitung eines Leierkastens denken könnte; ungeheure Anläufe zu nichtigen Resultaten in der Manier der Klowns in den Kunstreiterbuden, aber ganz ernstlich gemeint; eine dramatische Hetzjagd durch die verschiedensten Länder zweier Welttheile, wobei die Betheiligten bald auf den Füßen, bald auf den Händen zu laufen

scheinen und sehr oft der Abwechselung wegen den Kopf unterm Arm tragen, um anzudeuten, daß jeder Zusammenhang zwischen dem, was sie sind, und dem, was sie reden, aufgehoben ist — kurz eine Bacherl-Kömödie höchsten Styls, in der man vor lauter Erhabenheit keinen Sinn und Menschenverstand entdecken zu können meint. Erst beim zweiten und dritten Ueberlesen lichtet sich das Chaos ein wenig, und man findet eine Art von Faden, woran man sich durch dieses Labyrinth von Scenen hindurchleiten kann. Indem man in Gedanken das überwuchernde Unkraut der Auswüchse, Schößlinge und Ranken fortschneidet, trifft man sogar unverhofft, auf lebenskräftige Gebilde oder überraschende Aussichten, wirksame Situationen und charakteristische Schilderungen der Personen und Verhältnisse. Die römische Welt im Uebergange vom Heidenthum zum Christenthum, sittlich verwahrlost, von Fäulniß angefressen, verwittert in allen Fundamenten, gänzlich hohl und alles Lebensmarks beraubt, unfähig den neuen Glauben in sich kräftigend wirken zu lassen und mit dessen Formen nur äußerlich den angefressenen Kern prunkhaft verhüllend, ohne Herz, ohne Gewissen, Lüge durch und durch — diese rettungslos dem Untergange entgegeneilende Welt kommt, zwar unabsichtlich verworren, aber doch bei einem Rückblick auf das Drama im Ganzen nach ihren wesentlichen Merkmalen zur Anschauung. Dazu wirken hauptsächlich die Charaktere des Kaiserpaares, Constantius und Eusebia, welche letztere sich namentlich in dem erschreckenden Gemisch von heuchlerischer Frömmigkeit, moralischer Verworfenheit und bis zum Wahnsinn gesteigerter Liebesleidenschaft zu wahrhaft tragischen Momenten erhebt. Es ist mehr als die Energie des Verbrechens in diesem Weibe; es liegt zugleich etwas von der dem Blödsinn nahen Blasirtheit des weltkaiserlichen Gottesgnadenthums darüber, der im Gefühl irdischer Allmacht und im Genuß göttlicher Ehren das Bewußtsein der Verruchtheit abhanden gekommen, eine wahrhaft bedeutende Intention des Dichters. Freilich muß man, um diese Absichten durchzufühlen, auch hier, also in den besten Partien des Stückes mannigfache recht garstige Geschmacklosigkeiten übersehen, wie z. B. jene Verse S. 33, wo Eusebia zur Harfe declamirt: (übrigens Monolog!)

Du fragst, ob ich Dich liebe, o schau mich doch nur an,
Dann wirst Du überzeugt sein, daß **ich nicht anders kann.**

— — — — — —

Und müßt' ich Vater, Mutter erdroßeln Dir zu lieb,
Ich würd' mich nicht bedenken, wenn ich nur lebend blieb u. s. w.

oder S. 39:

Sieh da, mein lieber Ohm,
Was schafft die Ehre mir, Euch hier zu sehn, mein wackrer Gnadenfürst,

und gleich darauf in der folgenden Reihe ganz burschikos-gemüthlich hintennach:

Warum denn, he, so stürmisch, Alterchen?

oder endlich S. 100, wo es hinter dem: „Eusebia tritt auf" in Parenthese heißt:

Hat sich so schön gemacht, als ihr irgend möglich.

Seite 45 am Schluß der dritten Scene wird wohl der Zusatz „Constantius und Eusebia ab" oder dergleichen vergessen sein, weil sonst das Folgende ganz unverständlich wird. — Eusebia führt die Handlung, so viel davon überhaupt vorhanden ist, weiter. Die christlich-fromme Kaiserin, die auf den Straßen Rom's umhergeht und die Armen aufsucht, um ihnen Wohlthaten zu erweisen, liebt den abtrünnigen Julianus, den Neffen ihres Gatten Constantius. Um ihn für sich zu gewinnen scheut sie vor keinem Verbrechen zurück, räumt Julianus' Frau, Helena, eine natürliche Tochter des Kaisers, dann den Kaiser selbst gewaltsam bei Seite, ebnet dadurch zwar dem Geliebten den Weg zum Kaiserthrone, entfremdet sich aber sein Herz gänzlich, wird, obgleich sie sich „so schön gemacht hat, als ihr irgend möglich" von ihm voll Abscheu zurückgestoßen, fällt in Fieberphantasien, die zum Theil die buntesten Faseleien sind, wie z. B. die folgende:

Dort in der Ecke am hohen Zaun,
Da liegt ein großer buntfarbiger Pfau, —
Doch unter dem Epheu, am schattigen Platz,
Da ruhet der Cäsar mit seinem Schatz u. s. w.

läßt sich darauf von Priscus eine Ode aus — August Wolf's gesammelten und nachgelassenen Schriften (Dresden bei R. Kuntze 1864) „Ruhe in dir selbst u. s. w." vortragen, erfährt, daß Julianus gestorben sei, nimmt Gift, durchbohrt schließlich noch den Bischof Gregor, der dem Kaiser das feierliche Leichenbegängniß verweigert, mit einem Dolche und stirbt. Priscus philosophirt — diesmal nicht mit August Wolf —

So endiget wer Gott zu lieben wähnte,
Und weiß von Menschenliebe Nichts.

Diese Kritik paßt nicht recht. So endigt gerade Jemand, der aus leidenschaftlicher Liebe zu einem Menschen sein Seelenheil vergißt. Etwas tiefer geht sich an einer Stelle Eusebia selbst auf den Grund, wenn sie von sich, allerdings stylistisch mangelhaft, sagt:

Im Wahn, als gnäd'gen Gottes frommes Kind
Unnahbar jedem Feind zu sein,
Drang unaufhaltsam, ungehindert
Die Lust zum Bösen mir in's Herz hinein.
Wer treibt mir nun den Bösen aus,
Die fromme Seele fliegt mit hinaus. —

Der fromme Kaiser Constantius hat mit ihr im Charakter große Aehnlichkeit, nur wird er sich mitunter in wunderlicher Weise über sich selbst klar. Als ihm Mardonius z. B. Helena als sein Kind vorstellt, vergleicht er schließlich deren Mutter mit Semele, den kaiserlichen Verführer mit Zeus. Das mag von einem Hofmanne richtig speculirt sein und seine Wirkung thun; doch wenn Constantius demnächst selbst darüber monologisirt:

Doch hätt' der schlaue Alte nicht mit Jupiter und Semelen
So den Vergleich zur Hand gehabt; es war sein Glück u. s. w.

so hebt sich die Schmeichelei selbst wieder auf, und der Kaiser, der sie als solche erkennt und doch dadurch befriedigt ist, wird ein fader Narr. Zu eigentlichen Greuelthaten bringt er's übrigens nicht und erscheint neben Eusebia wirklich als schuldloses Lamm.

Aber Julianus? Er philosophirt! Von Anfang bis zu Ende hält er zum Theil sehr umfangreiche Vorlesungen aus den weiten Gebieten der Weltweisheit, Götterlehre und Moral, läßt sich im Uebrigen von den Umständen widerwillig weiterschieben, kommt zu keinem herzhaften Entschluß und endet schließlich „von einem Lanzenwurf getroffen“ irgendwo hinter der Scene. „Der Abtrünnige“ ist er nur insofern, als man erfährt, daß er als Kind im christlichen Glauben erzogen ist, als Jüngling sich aber der griechischen Philosophie und dem Cultus der alten Götter neben dem jungen Christengott zugewendet hat. Schon bei seinem ersten Auftreten hat er diesen Zwiespalt, wenn er je ernstlich vorhanden war, überwunden; in der Verehrung alles Guten, Schönen und Wahren, in welcher

Religion es auch zu finden sei, stellt er sich auf den reinen Humanitätsstandpunkt und erhält sich auf demselben, nur die Gegenstände seiner Betrachtung wechselnd bis gegen den Schluß hin, wo ihn die Abscheulichkeiten, die in der Welt unter dem Deckmantel des Christenthums verübt werden, zu blinder Wuth und zum Kampfe gegen die harmlosen Bekenner dieses Glaubens reizen, die er für unheilbar Blödsinnige hält. Dies ist der einzig erkennbare Fortschritt des dramatischen Charakters. Aber er vollzieht sich erst im fünften Akt und nicht einmal auf der Bühne, sondern hinter den Coulissen. In der ersten Scene widerlegt er noch die Grundlehren des Christenthums als Philosoph und ereifert sich nur darüber, daß Gregorius,

durch guten Grund kraftinniger Natur, durch Unterricht und Wissen mir verwandt,

als Freund zu sprechen wünscht, den er nur die Stimme des Pfaffen hören läßt; nach der Begegnung mit Eusebia steht er vor einem „fürchterlichen Räthsel," um dessen Lösung er Apollo selbst bittet:

So gäb' es also dennoch Krankes, das nicht mehr genesen kann,
Somit auch Böses, in dessen Wesen inbegriffen ist,
Daß es dem Heil der Beff'rung glücklich (?) widersteht.

Er verzweifelt daran die Welt zu bessern. In der folgenden Scene schon tritt er als Wütherich auf:

Hinweg, verderbliche Lügenbrut,
Ihr Christen, ihr Hunde, ihr Ketzer,
Die ihr uns raubt das höchste Gut' (?)
Ihr eitlen Wahnsinnshetzer. (??)

Den großen Zeus, die schöne Venus,
Apollo's Jugend und Gesang
Verpestet ihr mit eurem Weihrauch
Mit jüdisch sclavischem Gestank! (!)

Entweder er oder der Dichter weiß hier nicht mehr, was er spricht. „Wahnsinnshetzer" sollen vielleicht wahnsinnige Hetzer sein; (aber warum „eitle"?) oder nennt er die Christen so, weil sie ihn selbst wahnsinnig gehetzt haben? Sicher sind seine Nerven arg verstimmt, da er es für möglich hält, daß nicht nur Apollos Jugend, sondern auch sein Gesang durch Gestank vergiftet sein kann, der sonst nur auf die Nase zu wirken pflegt. Jedenfalls führen diese abstrusen Verse ihn in das zweite Stadium hinüber, in welchem er die Christen auszurotten beschließt, weil ihr Wahn-

sinn unheilbar. Sein Tod ist dann keineswegs die Folge dieser Verirrung, sondern, wie schon angedeutet, das zufällige Ergebniß eines beliebigen Lanzenwurfs. Libanius, der ihm — wieder in fabelhaftem Deutsch — die Leichenrede hält, sagt von ihm:

Doch weil in Liebe zu der Wohlthat auch des Alten,
Des schnöden Mißbrauchs wohl bewußt sich sein vorahnendes Gemüth,
Darum hielt er's als Pflichtgebot dem überstürmenden,
Verhängnißvollen Drang der Fortschrittsfluthen
Noch einmal einen Damm zu baun; — — —
Wenn je ein weiser edler Hüter alten Rechtes, alter Sitte war,
So war es dieser.

Wenn das wirklich die Quintessenz von Julian's Charakter wäre, und wenn das Drama selbst sie ebenso erkennen ließe, was wäre dadurch gewonnen? Eine culturhistorische Erscheinung von Bedeutsamkeit, eine liebens- und achtungswerthe Persönlichkeit, vielleicht ein bemitleidenswürdiger Mensch, aber noch lange nicht der Träger einer dramatischen Handlung, so lange dieser Kampf mit dem überstürmenden Drang der Fortschrittsfluthen sich in der Seele des Philosophen vollzieht. Aber wo ist hier überhaupt ein Gegner, der den Fortschritt vertritt. Das Christenthum erscheint in der allerverwerflichsten Gestalt, in denen, die es zwar äußerlich bekennen aber von seinem Wesen nicht die leiseste Ahnung haben. Nicht an einem einzigen reinen Verfechter der Lehre prüft Julian die Stichhaltigkeit seines Widerspruchs. Gegen die niedrigsten, jämmerlichsten Interessen hat er anzukämpfen. Die Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, treffen auch nicht den dem Christenthum Abtrünnigen dieser Abtrünnigkeit wegen, und ebenso wenig geht Julian wirklich nur auf den alten Götterglauben zurück. Er ist im höchsten Grade tolerant und verehrt, freilich neben den alten Göttern, auch Christus. Seine Humanität bezeichnet selbst einen Fortschritt gegen die fünf oder sechs Jahrhunderte vor ihm, die auf die Blüthenzeit Griechenlands folgten, für welche er schwärmt. Julian conservirt in sich selbst etwas, das der Welt längst abhanden gekommen; er schiebt die Zerrüttung aller Moral, die er rings um sich wahrnimmt, auf die Veränderung, die das Christenthum herbeigeführt hat und sucht dasselbe allerdings in Folge schweren Irrthums, aber aus reinster Menschenliebe zu beseitigen und wieder aus der Welt zu schaffen. Das ist die tragische Seite

dieses Charakters und nur von ihr aus läßt sich derselbe dramatisch gestalten, indem dieser Conflikt durch Handlungen anschaulich gemacht und zugleich gezeigt wird, wie die Niederlage aus jenem Irrthum folgt. Der Verfasser des vorliegenden Dramas läßt uns sogar in Zweifel, ob Julian überhaupt irrt. Das Christenthum, was er schildert, stellt sich von einer so garstigen Seite dar, daß man Julian für berechtigt halten muß es zu verdammen. In dieser Einseitigkeit der Darstellung steckt der Grundfehler der Dichtung.

Daß der Verfasser mehrere Seiten aus August Wolf's Gedichten wörtlich abgeschrieben und darüber den Namen einer seiner Personen (Priscus) gesetzt hat, würde als eine auffallende Disposition über fremder Leute Eigenthum erscheinen müssen, auch wenn die Entlehnung in einer Anmerkung dem Leser bekannt gemacht wäre; daß eine solche Anmerkung sich nicht vorfindet, der Leser also in den Irrthum versetzt ist, den Verfasser selbst sprechen zu hören, stempelt diese Handlungsweise zu einem Plagiat, das die ernstlichste Rüge verdient. Uebrigens heben sich diese Stellen durch schöne und klare Diktion so günstig von ihrer schwulstigen und bombastigen Umgebung ab, daß Jeder sie selbst herausfinden müßte, auch wenn ihm Wolf's Gedichte unbekannt geblieben sein sollten.



Die Ober-Pfarrkirche zu St. Marien in Danzig und deren seltener und reicher Schatz von mittelalterlichen Paramenten. Eine Vorlesung, gehalten im Saale des Gewerbehauses am 25. Januar 1865 von A. Hinz, Küster an der genannten Kirche. Danzig 1865. (26 S. gr. 8.)

Der Verfasser, dessen sehr praktische „Kurze Beschreibung der Ober-Pfarrkirche zu St. Marien in Danzig, mit Angabe der darin enthaltenen Merkwürdigkeiten, als Wegweiser, zunächst für Fremde" schon 1858 in dritter Auflage erscheinen konnte und sich damit am besten selbst empfiehlt, hat sich in dieser Vorlesung die Aufgabe gestellt, einen bisher wenigstens vom größeren Publikum noch nicht genug beachteten Theil der Sehenswürdigkeiten der an Größe nur der Peterskirche zu Rom, der Paulskirche zu London, dem Dome zu Sevilla und dem Dome zu Mailand nächste-

-enden, an Schönheit und Großartigkeit des innern Bau's ausgezeichneten St. Marienkirche der allgemeinen Aufmerksamkeit zugänglich zu machen. Unter **Paramenten** versteht man alle diejenigen Gegenstände, seien dieselben priesterliche Bekleidungen, Vorhänge oder Gefäße, welche, vorzugsweise aus mittelalterlicher Zeit herrührend, zur Ausübung des Gottesdienstes erforderlich sind. Solche Paramente von hohem archäologischen und theilweise nicht unbedeutendem materiellen Werth besitzt die Marienkirche circa 400, ein Schatz, der an Reichhaltigkeit kaum von einem andern ähnlichen der Christenheit übertroffen wird und die Bewunderung der namhaftesten Kunstkenner auf sich gezogen hat. Die große Zahl der Gewänder, Vorhänge und Decken aller Art wird erklärlich, wenn man erfährt, daß zu einer Zeit bei 32 Kapellen und 17 Altären nicht weniger als 93 Priester fungirt haben. Interessant ist die Bemerkung des Verfassers, daß gerade die Reformation das geschützt und erhalten habe, was sie principiell aus ihren gottesdienstlichen Gebräuchen entfernte, da es in der katholischen Kirche gebräuchlich gewesen, die liturgischen Gewänder den verstorbenen Geistlichen in die Särge mitzugeben oder dieselben nach einer älteren kirchlichen Verordnung zum Schutz gegen Profanation zu verbrennen. Die Sammlung ist noch nicht einmal als geschlossen zu erachten; noch kürzlich fand der Verfasser in verborgenen Kisten und Schränken eine große Zahl von Alterthümern dieser Art vor, darunter ein die Auferstehung Christi darstellendes Humerale mit zwei schlafenden Kriegsknechten en basrelief gestickt und mit mehr als 1000 echten Perlen geziert und eine außerordentlich kunstvolle Stickerei vieler Figuren (die ausdrucksvollen Gesichter in Haarseide genäht) auf spinnwebenartig durchsteppten goldgewirktem Fond. Das Alter einiger dieser Paramente geht bis in den Anfang des 13. Jahrhunders (circa 1219) zurück, wo man sich in der Kirche noch der orientalischen, ursprünglich zu andern Zwecken gefertigten Kunstgewebe bediente, wie aus den häufig wiederkehrenden arabischen Inschriften „assulthan alâlim“ (der weise, gerechte Sultan) oder aus Koransprüchen ersichtlich ist. Auch die Formen der Kirchengewänder sind zum Theil von den jetzt gebräuchlichen sehr abweichend und weisen auf eine frühe Zeit zurück. Abgesehen aber von dem Interesse, welches diese großartige Sammlung für diejenigen hat, welche daraus ihre Kenntniß von den allmäligen Aen-

derungen des lithurgischen Theils des katholischen Gottesdienstes im Mittelalter bereichern können, und für diejenigen Archäologen, welche hauptsächlich den Kunstwerth der Bildwerke im Auge haben, kommt sehr wesentlich für den Culturhistoriker der Standpunkt der Industrie in Anschlag, der hier in den verschiedenen Phasen mehrerer Jahrhunderte durch noch vorhandene, theilweise gut erhaltene Beweisstücke kenntlich wird. Darauf mit Nachdruck hingewiesen zu haben, ist nicht das kleinste Verdienst dieses Schriftchens. Man erfährt daraus mit einiger Beschämung, daß die Technik schon vor mehr als 400 Jahren auf einer Stufe der Vollkommenheit stand, deren Resultate bei allen gegenwärtigen Fortschritten auf dem Gebiete der mechanischen Gewerbe nicht allein nicht übertroffen, sondern in vielen Fällen sogar nicht erreicht werden. Namentlich ist die Kunst der Vergoldung roher Seidenfäden in der Vollkommenheit, wie sie diese alten Gewebe zeigen, für uns noch immer ein unaufgeklärtes Geheimniß. Den kurzen Abriß einer Geschichte der auf dem Gebiet der Weberei und Stickerei thätigen Industrie wird Jeder mit Nutzen lesen. Wir können hier natürlich nur darauf aufmerksam machen. Möge Herr Küster Hinz bald die Zeit gewinnen in einem größeren Werke, wo möglich mit photographischen Abbildungen der besonders charakteristischen Theile der Sammlung oder einzelner Stücke derselben, eine vollständige Beschreibung der Paramente nach ihrem archäologischen und industriellen Werthe zu veröffentlichen. Seine eingehende Beschäftigung damit, sowie seine Liebe für den Gegenstand befähigen ihn entschieden dazu. — ⊙

Gedichte von Hermann Boehnke. Als Manuscript gedruckt. Berlin, 1865. (IV u. 71 S. 16.)

Der Verfasser dieser Gedichte ist ein junger Historiker, der aus dem Erlöse derselben die Mittel zur Fortsetzung seiner durch mancherlei Unglücksfälle aufgehaltenen und behinderten Studien gewinnen will. Er wendet sich zunächst an seine Jugendfreunde in Danzig, die denn auch mit Erfolg eine Subscription eröffnet haben, dann aber auch an das größere Publikum und somit an die Oeffentlichkeit. Spricht sich nun in den vorliegenden Gedichten auch nicht gerade eine bedeutende dichterische Kraft

aus und ermangeln dieselben auch meistens eigentlicher Originalität in Form und Inhalt, so thut die bescheidene Weise doch wohl, in der ein tieferes, poetisch angeregtes Gemüth sich in Schmerz und Freude äußert. Wir dürfen annehmen, daß die hier ausgesprochenen lyrischen Stimmungen nicht gemacht oder künstlich reproducirt, sondern aus wirklichem Bedürfniß nach dichterischer Erhebung hervorgegangen sind. Es kann daher auch die Theilnahme des Lesers nicht ausbleiben. Geben wir statt einer kritischen Beleuchtung zwei ernste und ein scherzhaftes Gedicht zur Probe:

Der See am Abend.

Von kühler Abenddämmrung mild umflossen,
Hebt leise athmend sich die klare Fluth,
Die Sonne hat die letzte Purpurgluth
Mit mildem Schimmer drüber hingegossen.

Vom Waldesgrün, dem duftigen, umschlossen,
Auf dem schon längst des Dunkels Fittich ruht,
Schläft sie so ruhig, schläft so fromm und gut,
Lauscht träumend nur der Wasserrose Sprossen.

Und an des Himmels hochgewölbtem Bogen
Zieht lieblich still der Mond die hehre Bahn,
Vom lichten Sternenkranze rings umgeben.

Sein Bild umrahmen die krystallnen Wogen,
Und wie ein leichtgebauter Silberkahn
Siehst du ihn schwankend auf den Fluthen schweben.

Der See in der Nacht.

Finsterniß beschattet rings die Hügel,
Schaurig ächzt der Nachtwind durch den Baum.
Grauenvoll, wie ein Gespenstertraum,
Rauscht die Eule hin mit scheuem Flügel.

Auf des Seees dunkelm Wasserspiegel
Hebt die schlafestrunk'ne Fluth sich kaum,
Und der Schöpfung unbegränzter Raum
Trägt der nächt'gen Stille schwarzes Siegel.

Einsam in dem ahnungsreichen Dunkeln
Fühl' ich ein noch nie gekanntes Sehnen,
Seufzer steigen aus beengter Brust.

Bei der Sterne silberhellem Funkeln
Fließen mir vom Auge heiße Thränen:
Zeugen meines Schmerzes, meiner Lust.

Die Langeweile.
(In der Physik-Stunde.)

Langsam rinnt die Stunde nieder
Und die Langeweile dehnt
Neben mir die schlaffen Glieder,
Reibt die Augen sich und gähnt.

Ach! Von ihrem Arm umfangen
Doppelt sich die träge Zeit,
Und Minuten dehnt mit langen
Fingern sie zur Ewigkeit.

Geht die Zeit denn heut zurücke?
Langsam schleicht der Zeiger nur,
Und nach jedem Augenblicke
Schau' ich sehnlich auf die Uhr.

Kronos, alter Kinderfresser,
Ach, verdaust du jetzt so schwer?
Warst doch sonst ein tücht'ger Esser,
Nimm dies Stündchen zum Dessert.

Horch! Der Glocke Töne schallen
Schöner, als ein Engelslied.
Vater Kronos hoch vor Allen!
Hoch auch deinem Appetit!

Das Büchelchen ist gegen Einzahlung von nur 10 Silbergroschen durch Herrn Diakon Dr. Schnaase in Danzig und durch die Herausgeber dieser Zeitschrift zu beziehn. Bestellungen können auch in der Expedition abgegeben werden.



Choralkunde in drei Büchern von G. Doering, Königl. Musik-Director ꝛc. in Elbing. Danzig bei Bertling 1865. X u. 500 S. nebst einem Anhange von sieben slavischen Melodien aus dem 16. u. 17. Jahrhundert.

Nachdem bereits vor einigen Jahren die beiden ersten Lieferungen des obengenannten Werkes erschienen sind, liegt dasselbe nun vollendet vor und

mahnt uns, auch vom Standpunkt dieser Blätter aus auf sein Erscheinen aufmerksam zu machen. Titel und Vorrede deuten an, daß der Verfasser eine allgemeine Uebersicht von den Resultaten der großartigen hymnologischen Forschungen in der Gegenwart zu geben beabsichtigt. Er will den Fachgelehrten ein Repertorium, den Gesangfreunden, namentlich den mit der Anordnung und Ausführung des Kirchengesanges Beamteten ein Kompendium des kritisch und historisch Wissenswerthesten in die Hand geben. Und das war bei der immensen Ausdehnung der in Rede stehenden Studien seit längerer Zeit ein dringendes Bedürfniß. Nebenher verfolgt aber der Verfasser zugleich ein besonderes provinzielles Interesse. In den bisher erschienenen größeren hymnologischen Werken von Winterfeld's, Kocher's u. A. ist nämlich der sehr bedeutsame Antheil, den die Provinz Preußen an der Ausbildung des evangelischen Kirchengesanges genommen hat, noch nicht zu seinem vollen Rechte gekommen; namentlich ist eine nicht unbedeutende Anzahl von Choralmelodien bisher nur in Preußen bekannt. Diese Lücke in der Wissenschaft wollte Doering ausfüllen. Und er ist unzweifelhaft der geeignete Mann dazu. Denn er hat sich durch seine in drei Lieferungen vorliegende Schrift: „Zur Geschichte der Musik in Preußen“ als den gründlichsten Kenner der musikalischen Literatur unseres engeren Vaterlandes bekundet. Er hat eine Menge der werthvollsten Materialien mühsam aufgesucht, treu gesammelt, kritisch gesichtet und bündig zusammengestellt. Er hat den ersten Schritt gethan, die Culturgeschichte Preußens um den musikalischen Zweig zu erweitern. Einen Theil der Ausbeute dieser Studien hat er nun auch für die Choralkunde verwerthen können. Das Hauptverdienst der letzteren besteht aber in der erneuerten und selbstständigen Durchforschung aller wichtigeren Quellen der Choralliteratur und der darauf gegründeten kritischen Nachweisung über die Urheber der Melodien, die Zeiten ihres Entstehens, die ältesten Drucke 2c. Mit welcher Sorgfalt, Treue und Ausdauer der Verfasser auf diesem dornenvollen und steinichten Felde gearbeitet hat, berichtet er zum Theil selbst in der Vorrede, und ein Blick in das Buch selbst genügt, dies zu bestätigen. Zwar stützt sich dasselbe in vielen Punkten auf die Forschungen der Vorgänger, namentlich von Winterfeld's, dem der Verfasser persönliche Anregung, Aufmunterung und Förderung zu danken bekennt, aber er weicht

von diesem nicht bloß durch eine freiere und weitherzigere Anschauung von der Kirchenmusik ab, sondern ergänzt und berichtigt ihn auch in manchen Punkten. Vieles hat er aufs Neue begründet oder sicherer erkannt; manches Zweifelhafte ist entschieden, manches bisher Unbekannte ans Licht gezogen: und so dürfte die Schrift in Zukunft jedem Forscher ein unentbehrliches Hülfsmittel darbieten. Dies gilt namentlich für den Anhang, in welchem der Verfasser zum ersten Male auf Grund neuaufgefundener Cantionalien die polnische Choralliteratur in Betracht zieht. Er glaubt das älteste und wichtigste Cantional des Seklucyan von 1559 entdeckt zu haben und theilt die höchst interessante Nachricht mit, daß die in demselben befindlichen Original-Melodien slawischen Ursprungs an Zahl den um jene Zeit gebräuchlichen deutschen Melodien kaum nachstehen (S. 435). Sollte sich, was kaum zu bezweifeln ist, der Fund bestätigen, so wäre damit die unschätzbarste Grundlage gewonnen, auf der die Herstellung eines kritisch-zuverlässigen polnischen Choralbuches vorgenommen werden könnte. Daß es an einem solchen noch immer fehlt, ist um so mehr zu bedauern, als der ursprünglich so reiche Kirchengesang der evangelischen Polen in der Gegenwart gänzlich zu verfallen und auszuarten droht. Möchte daher der Verfasser recht bald das von ihm angekündigte Vorhaben ausführen, eine Sammlung slawischer Melodien herauszugeben. Die in der Beilage mitgetheilten Proben machen uns recht gespannt darauf, wenngleich wir bekennen müssen, daß uns die harmonische Bearbeitung nicht überall zusagt.

Ohne auf den überaus reichen Inhalt des Werkes näher einzugehen, bemerken wir nur, daß das erste Buch als der wichtigste Theil des Ganzen eine gedrängte Geschichte der Choralmelodien enthält. — Wir finden dieselben nach Jahrhunderten, Confessionen, Provinzen, Schulen geordnet und jedesmal dem Anfang nach mit Buchstaben verzeichnet, wobei zugleich der älteste Fundort angegeben ist. Damit sind dann ganz kurze allgemeinere Charakteristiken und biographische Notizen über die Verfasser verbunden. Daran schließen sich für jedes Jahrhundert Nachweisungen über die wichtigsten Gesang-, Choral- und Melodienbücher. Ein besonders interessanter Abschnitt handelt von den in den Kirchengesang aufgenommenen Volksmelodien (S. 150—158). Im zweiten Buch (S. 229 bis 362) giebt der Verfasser mit ausdrücklicher Verweisung auf größere

Werke eine mehr registrirende als referirende Uebersicht über die Lieder und ihre Verfasser. Er ordnet dieselben nach den hergebrachten 6 Perioden (1524—88; 1588—1650; 1650—92; 1692—1757; 1757—1817; 1817 bis jetzt) und innerhalb dieser nach Schulen und Richtungen. — Das dritte Buch (S. 363—428) bringt unter dem Titel: Theoretisches und Praktisches lehrreiche Erörterungen über die alten Kirchentöne, den rhythmischen Choral u. A., was namentlich für Geistliche und Lehrer von Nutzen ist. Den Schluß bildet der bereits erwähnte Anhang über den polnischen Choralgesang. (S. 429—460).

Wir sind dem Verfasser zu hohem Danke verpflichtet für die äußerst fleißige, sorgfältige und vollständige Zusammenstellung eines fast unübersehbaren Materials und wünschen daher seinem Werke die weiteste Verbreitung besonders in die Bibliotheken der Geistlichen und Lehrer. Jede Kirche sollte es wenigstens besitzen. — Doch hätten wir im Interesse der minder sachkundigen Leser auch wohl diese und jene kleine Ausstellung zu machen. Wir heben hier unter Anderm Folgendes hervor. Im ersten Buche vermissen wir eine etwas eingehendere Geschichte der Entstehung und Ausartung der Zwischenspiele; dies würde der geeignetste Weg sein, um die Streitfrage zu entscheiden, ob sie fernerhin Anwendung finden dürfen oder nicht? — Im zweiten Buche wäre uns ebenfalls aus praktischem Interesse eine in kurzen aber anschaulichen Zügen entworfene Schilderung von der Entstehung und Verbreitung der „verwässerten" Gesangbücher erwünscht gewesen. Im dritten endlich ist uns die Frage ungelöst geblieben, ob die Gemeinden des sechszehnten Jahrhunderts wirklich rhythmisch gesungen haben oder nicht? Palmer behauptet bekanntlich, daß es nicht geschehen sei und sagt (Hymnologie S. 286): „den Beweis ist man uns immer noch schuldig, daß die Gemeinden wirklich nach diesen Rhythmen gesungen haben." — Möchte der Verfasser in einer hoffentlich recht bald nöthig werdenden 2. Auflage seines Werkes diese wichtige Frage endlich zur Entscheidung bringen. —

Saran in Königsberg.

Die Königliche Bibliothek zu Königsberg.

Seitdem ich zum ersten Male an dieser Stelle über die Königliche und Universitäts-Bibliothek berichtet, ist dieselbe wiederum durch eine Reihe kostbarer Acquisitionen und ansehnlicher Geschenke bereichert worden. Außerordentliche Mittel, die das vorgesetzte Ministerium hochgeneigt gewährte, machten es möglich, daß wieder eine Anzahl empfindlichster alter Lücken ausgefüllt werden konnte, und dabei doch die neuesten werthvollen Erscheinungen (zum Theil auch die des Auslandes) sich beschaffen ließen. Ich erwähne davon des Beispiels halber nur folgende:

Zenker Bibliotheca orientalis; Petzholdt Bibliotheca bibliographica; Büsching Monatliche Anzeigen; Catalog der Commerz-Biliothek in Hamburg; Barack Verzeichniss der Handschriften zu Donaueschingen; Ergänzung der Leydener Annales academici; Revue germanique; Hormayr's Archiv; Thunberg Icones plantarum Japonicarum; Hooker London Journal of botany; Elliott Botany of South Carolina; Ergänzungen zur „Flora"; Schreber Saeugethiere; Nathusius Hausthiere: Brehm Vögel; Dechen Geologische Karte von Rheinland und Westfalen; Schlömilchs Zeitschrift für Mathematik; Petzval Integration; Bertrand Calcul différentiel; Helwig Mikroskop; Stilling Gehirn; Bruns Laryngoskopie; Trousseau Clinique médicale; Mnemosyne; Gottfr. Hermann Opuscula; Salinas e Seveso Monumenti sepolcrali; Tyel Ulenspiegel (photolithographirt); Marlowe Works; Clarke Concordance of Shakspere; Publicationen der Early English Text Society; die Ausgaben des Dante von Scarabelli, Tommaseo und den Benedictinern von Monte Cassino; die Collezioni Nistri und Daelli; Calderon's Comedias von Apontes und die Werke des Garcia de Resende; Abulfath Annales Samaritani; Zunz synagogale Poesie; Tschischka Dom zu Wien; Rottiers Monumens de Rhodes; Hübner's Jahrbuch; Welcker's, Conze's und Hughes's griechische Reisen; Kaempffer Japan; Rüppell Abyssinien; Valentijn und Roorda van Eysinga Niederländisch Indien; Marco Polo von Pauthier; Bouquet Recueil des historiens des Gaules (vollständig); Raumer Codex diplomaticus Brandenburgensis; Lappenberg Hamburger Urkundenbuch; Nijhoff Geldrische und

Zeerleder Bernerische Urkunden; Fumagalli Codice Ambrosiano; del Giudice Codice diplomatico di Carlo d'Angiò; Trinchera Griechische Urkunden in Neapel; Bielowski Monumenta Poloniae historica; Nagy Codex diplomaticus Hungariae; Çurita Anales de Aragon; Capmany Marina de Barcelona; Odorici Brescia; Tytler Scotland; Prinsep Indian antiquities; Saulcy Numismatique des croisades; Dick Tower-Inschriften; Carpentier Alphabetum Tironianum; Forster Life of Elliot; Gratianus ed. Berardi; die Assisen von Jerusalem herausgegeben von Beugnot; Methodius ed. Jahn; Zezschwitz Katechetik; Ludolphus de Saxonia Vita Christi; Theiner Monumenta Scotorum et Hibernorum; Herrera Alphabetum Augustinianum; Gallia Christiana mit Fortsetzung von Hauréau und viele andere.

Unter den 1235 Nummern, um welche die Bibliothek zugenommen hat, befinden sich über 160 Geschenke; die Gönner, welche sie im vorigen Jahre bedachten und deren ich in jenem Berichte dankbar erwähnte, haben auch fernerhin mit gewohnter Munificenz ihr Gedeihen gefördert. Von andern Geschenken hebe ich nur hervor:

77 Bände Publicationen des Record Office in London (durch gütige Verwendung Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Bernstorff); die Statistica d' Italia und die schwedische Statistik (von den betreffenden Bureaux), die Sammlung der eidgenössischen Abschiede, der Beiträge zur schweizerischen Statistik und der Bundesgesetzgebung (von der Bundeskanzlei in Bern); State papers und verschiedene Reports des nordamerikanischen Congresses (von Herrn von Gerolt in Washington und Herrn Consul Brockmann hier); das Verzeichniß der orientalischen Handschriften in Gotha (im Auftrage Sr. Hoheit des Herzogs Ernst II.); Grote's Plato (vom Herrn Verfasser); Stirling The secret of Hegel (von den Herren Verlegern) u. s. f. Soweit von diesen Werken Fortsetzungen in Aussicht stehen, sind dieselben der Königl. Bibliothek gleichfalls zugesichert worden, und darf ich außerdem die Hoffnung aussprechen, daß uns im Laufe des Jahrs 1866 noch eine beträchtliche Anzahl Geschenke aus dem Auslande zugehen werden.

Aber auch den Bewohnern unserer Provinz sei bei dieser Gelegenheit ihr einziger literarischer Centralpunkt aufs neue empfohlen; jede Unter-

stützung, die sie diesem Institute angedeihen lassen wird dankbare Anerkennung finden und nicht nur der Bibliothek, sondern der ganzen Provinz dauernd zu gute kommen.

Schon jetzt ist die Benutzung derselben in erfreulichster Zunahme begriffen, und manche Werke, bei deren Anschaffung ich trotz ihres innern Werthes zweifelhaft war, ob dieselben jemals in den nächsten Jahren hier verlangt werden könnten, sind schon wiederholt ausgeliehen worden. Im Ganzen hat sich die Anzahl der verliehenen Werke auf 7624, die der verliehenen Bände — abgesehen von denen, welche die Beamten der Bibliothek selbst entnommen — auf 11460 belaufen. Darnach ist deren Zahl gegen das nächstgünstige Jahr um 10—11 pCt. gestiegen. Der Verkauf der Bürgschaftskarten weist gegen 1863 und 1864 (455) einen Zuwachs von 7½ pCt. nach, der einestheils von dem regen Streben der Studirenden zeugt, anderntheils aber auch zu dem Zuwachse der Universität überhaupt im richtigen Verhältnisse steht. Durchschnittlich liegen in dem Bureau des Secretairs fortwährend über 1500 Empfangsbescheinigungen, ein Satz, der freilich hinter dem der Bonner Bibliothek zurücksteht, den der Breslauer aber, bei der 1800—2000 Zettel liegen, verhältnißmäßig bedeutend übertrifft. Gegen 120—130 Bände werden täglich zur Benutzung des Publikums geholt, und wird auch ein Theil derselben im Lesezimmer benutzt und hernach zurückgegeben, so belief sich doch im Januar c. die Anzahl der gebuchten Nummern auf durchschnittlich 50 per Tag, also gegen 75 Bände. Und vor 20 Jahren kamen jährlich kaum mehr als 3000 Bände zur Verausgabung, incl. der bändereichen Werke, die einzelne Mitglieder der Universität wie ihr Monopol behandelten und fortwährend bei sich behielten, nur daß die Zettel mit jedem neuen Jahre neu gebucht wurden. Gewiß ein erheblicher Fortschritt, der aber auch mit der Zeit vermehrte Arbeitskräfte dringend erfordern wird.

Was das Personal anbelangt, so ist der bisherige Secretair Dr. Michaelis am 1. Januar ausgeschieden und durch den früheren Privatdocenten der Theologie in Greifswald, Lic. theol. Klöpper, ersetzt worden.

C. Hopf.

Die Königliche Deutsche Gesellschaft im Jahre 1865.

Die Deutsche Gesellschaft hat in dem verflossenen Jahre fünf Sitzungen gehalten. Sie begann ihre Thätigkeit mit der Festsitzung zur Feier des Krönungsfestes am 18. Januar. Nachdem in Abwesenheit des Präsidenten der Gesellschaft, des Geh. Reg.-Rath Professor Dr. Schubert, der Secretair derselben Professor Dr. Nesselmann einige Mittheilungen über den Stand der Gesellschaftsangelegenheiten gemacht und die in der Schlußsitzung am 15. December neu gewählten Mitglieder proclamirt hatte, hielt Professor Dr. Schade den Hauptvortrag über das Thema: „Zur Geschichte des Hamlet.“ — In der Festsitzung zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Königs, am 22. März, sprach Professor Dr. Nitzsch: „Ueber die Quellen für die Geschichte Cäsar's und die historischen Gesichtspunkte für seine Beurtheilung.“ — Die ordentliche öffentliche Sitzung am 11. Mai eröffnete Geh.-Rath Dr. Schubert mit einem Hinweise auf den kürzlich erfolgten Tod des ältesten Mitgliedes der Gesellschaft, des Professor Carl Friedrich Köpke in Berlin, worauf Pfarrer Dr. Troje den Hauptvortrag hielt: „Erinnerungen an den verstorbenen Dr. Eduard Heinel.“*) — In der ordentlichen Sitzung am 9. November sprach Hofprediger Hoffheinz „Ueber das Verhältniß der Theologie zu den übrigen Wissenschaften.“ — Die letzte Sitzung wurde am 21. December abgehalten. In dem öffentlichen Theile derselben sprach Geh.-Rath Dr. Schubert „Ueber die Zahlenverhältnisse der ländlichen und städtischen Bevölkerung in den letzten Jahren mit besonderer Beziehung auf Preußen.“ In der an diese sich anschließenden geheimen Sitzung gab derselbe einige Rückblicke auf die Angelegenheiten der Gesellschaft in Bezug auf das ablaufende Geschäftsjahr; die in dieser Jahresschlußsitzung übliche Wahl neuer Mitglieder beschränkte sich auf ein einziges, nämlich den Oberbibliothekar Professor Dr. Carl Hopf, da weitere Vorschläge nicht eingegangen waren. Durch den Tod hat die Gesellschaft die beiden Mitglieder verloren, deren Andenken die Sitzung vom 11. Mai gewidmet war, Professor C. F. Koepke in Berlin und Archidiaconus Dr. E. Heinel hier; einen Verlust durch Versetzung einheimischer Mitglieder hat die Gesellschaft nicht erlitten.

N.

*) Abgedruckt Altpr. Monatsschr. II, 354—372.

Alterthumsgesellschaft Prussia.

Königsberg 26. Januar. In zahlreich besuchter Sitzung wird ein Antrag auf Veröffentlichung regelmäßiger Sitzungsberichte angenommen, und die Altpr. Monatsschrift zum Organ erwählt. Hr. Rechnungsrath Ulmer erstattet den jährlichen Geschäftsbericht, aus dem sich die günstige Finanzlage des Gesellschaftsvermögens und der Zuwachs neuer Mitglieder ergiebt. Die Gesellschaft besichtigt den von der Deutschen Gesellschaft geschenkten alterthümlichen Wandschrank, (von der Herzogin Anna Maria herrührend) den Hr. Provinzial-Archivar Dr. Meckelburg hat in Stand setzen lassen, und dessen weitere Restauration Hr. Prof. Knorre freundlichst übernimmt. An Alterthümern werden vorgelegt: von Hrn. Gutsbesitzer Minden ein Waffengriff aus Hirschhorn mit einer geschnitzten Darstellung des Todes, gefunden 1865 beim Abbruch der Riesenburger Stadtmauer, durch Hrn. von Mülverstedt an Hrn. Oberlehrer Elditt gelangt und von diesem der Sammlung der Prussia übergeben; ferner durch Hrn. Ulmer verschiedene Gegenstände, die in Wiskiauten (einer bereits wiederholentlich ausgebeuteten Fundstätte, vgl. II, 641), in Mülsen und bei Arys gefunden und durch die Herren Prem.-Lieut. Wulff, Besitzer Albert Rodde und Lieut. von Streng in den Besitz der Prussia übergegangen sind. Hr. Prof. Knorre zeigt mehrere alte Münzen und Ringe. Dr. Steffenhagen spricht über das alte „Preußische Trinkrecht“ (vgl. S. 56) und legt zwei Römische Kaisermünzen aus Grüneiken vor (vgl. S. 86). Schließlich theilt Dr. Reicke ein Natanger Volkslied mit, das sich an die bekannte Dänische Ballade von „Herrn Olaf“ anschließt, und bringt derselbe ein seltenes Druck-Exemplar Scheffner'scher Gedichte zur Vorzeigung.

S—n.

Mittheilungen und Anhang.

Das städtische Archiv zu Rastenburg und die erste bisher ungedruckte Handfeste der Stadt Rastenburg vom Jahre 1357.

Mitgetheilt
von
Dr. Fr. Krosta.

Das dem Magistrate der Stadt Rastenburg gehörige Archiv enthält eine kleine Zahl von Urkunden zum Theil aus der Ordenszeit, zum Theil aus der nachfolgenden. Der Aufbewahrungsort derselben ist in dem zum Orgelchore führenden alten Thurme der St. Georgenkirche. In dem rathhäuslichen Inventarium von 1713 finden wir diese Thurmstube schon im Besitz des Magistrats; wahrscheinlich wurde sie aber schon in früherer Zeit dazu benutzt, da die Kirche mit ihren festen Mauern stets den sichersten Schutz für dergleichen Gegenstände gewährte. Nach einer Verfügung der Königl. Regierung von 1832 wurde das Archiv durch den jetzigen Stadtsekretär Herrn Kösling neu geordnet und die noch vorhandenen Urkunden aufgezeichnet. Ein großer Theil derselben — welche ist aus den Akten nicht zu ersehen — war schon in den ersten Jahren des zweiten Decenniums unsers Jahrhunderts nach Königsberg in das Geheime Archiv gekommen. Die Thurmstube ist in ihrem heutigen Zustande — sie ist allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt, Eulen nisten an den Drathfenstern — nicht für eine fernere Conservirung der Urkunden geeignet. Ich habe in dem nassen Sommer 1864 mehrfach Gelegenheit gehabt, dies zu beobachten. — Es wäre mithin wohl wünschenswerth, wenn der Magistrat sich dazu entschließen könnte, die vorhandenen Urkunden in das hiesige Geheime Archiv zu translociren. —

Von den noch erhaltenen Urkunden, die weiter unten aufgezählt sind, erscheint die erste insofern eines Abdruckes werth, als sie das Fundations-Privilegium der Stadt enthält. J. Voigt Cod. dipl. Pruss. t. III. N. 130 p. 177 giebt an, daß auch die Bestätigung und Erneuerung dieser Urkunde durch Winrich v. Kniprode mit dem Siegel im Original zu Rastenburg sich befinde; ich habe jedoch die Urkunde nicht mehr finden können, sie ist auch nicht in dem gleich nach 1832 angelegten Registranten aufgeführt.

In dem Archive sind befindlich:

1. Original-Handveste und erste Fundation der Stadt Rastenburg v. J. 1357. (Unten abgedruckt.) No. I. des Registranten.
2. Privilegium für die neuen Fleischbanken in der Stadt Rastenburg. d. Mittwoch nach St. Benedikt (den 21sten März) 1373; ausgestellt vom Rastenburger Rath. No. XI. des Registr. Ohne Siegel.
3. Der Komthur zu Balga, Friedrich v. Egloffstein verleiht den Bürgern zu Rastenburg über die zwei von Sausen und Sangawen zu ihrem Hegewalde von 12 zugekauften Hufen das kölmische Recht. d. Balga, am Martini-Tage 1383. No. III. des Registr. Siegel beschädigt.
4. Der Komthur zu Balga, Ulrich v. Jungingen, verleiht den Bürgern zu Rastenburg für die 6 von Andreas Reimann im Felde zu Poblebissen zugekauften Hufen dasselbe Recht, das ihre 14 Hufen zu Bürgersdorf haben. d. Balga in den Pfingsten 1402. No. III. des Registr. Siegel abgerissen.
5. Handfeste über das Dorf Bürgerswald (Prangenau) ausgestellt von der Stadt Rastenburg an Johann Prange. d. Rastenburg am Tage Martini 1426. No. IV. des Registr. Siegel abgerissen.
6. Der Hochmeister Paul v. Russdorf verleiht der Stadt Rastenburg für deren treu geleistete Dienste 20 Hufen Wald zu ihren Rechten. d. Rastenburg Freitag vor Mariae purificatio 1427. No. V. des Registr. Siegel zur Hälfte vorhanden.
7. Des Fleischhauern Gewerks zu Rastenburg Willkür verfasst und bestätigt von dem Rath. d. Rastenburg. Ostern 1428. No. XII. des Registr. Ohne Siegel.
8. Johann v. Beenhusen, Pfleger zu Rastenburg, verkauft der Stadt 5 Hufen Wald an der Grenze von Eichmedien. d. Rastenburg.

Donnerstag vor Galli 1429. No. VI. des Registr. Siegel vollständig.

9. Willkür des Bäckergewerkes zu Rastenburg. d. Rastenburg am Tage der heiligen Dreifaltigkeit 1431. No. XIII. des Registr. Ohne Siegel.
10. Privilegium für Hans Bewirstein über das von der Stadt Rastenburg erhaltene Dorf Bürgersdorf von 32 Hufen. Rastenburg am Tage Jacobi 1438. No. VII. des Registr. Ohne Siegel.
11. Freiheiten und Vergünstigungen, die der Hochmeister der Stadt Rastenburg dafür verliehen, dass sie dem Orden treu geblieben. d. Königsberg. Dienstag vor Martini 1461. No. VIII. des Registr.
12. Erneuerung der löbl. christl. Ordnung und Brüderschaft der Taglöhner und Arbeitsleute v. J. 1589. Vom Magistrat 1615 ausgestellt. No. XIV. des Registr.
13. Original-Privilegium für das Schuh- und Pantoffelmachergewerk zu Rastenburg. Ausgegeben von Friedrich Wilhelm, Markgrafen zu Brandenburg etc. Königsberg, 28. Nov. 1650. Ausgefertigt vom Kurfürstl. Sekretariat. No. IX. des Registr.
14. Original-Privilegium für das Schneider-Gewerk zu Rastenburg, ausgegeben von Friedrich Wilhelm, Markgrafen zu Brandenburg. d. Königsberg, den 13. März 1659. No. X. des Registr.

Der Stadt Rastenburg Hantveste.

Nro. 1.

Erste Fundation der Stadt.

(Neuere Schrift.)

(Das Siegel gut erhalten. Zeile 18. 2 Risse. Z. 29. 30. 31. in der ersten Hälfte beschädigt. Z. 3. 28. 32. am Ende Wurmstiche.)

Jn dem namen gotis amen. wisfen fullen alle, dy desin brif ansen adir lesin hoeren, dy nue lebin odir hinoch kumftig syn. Das wir bruder Jo. schindekop kompthur czuer balga und vogit czu nattangen mit orlob des erbarn und geistlichen mane bruder wynrich von knipperode unsers homeisters und ouch mit willen und rate unserer brueder czur balga usgegeben haben eyne stat rastinburc

genant von czwen huben und hundert. Diselbe stat vorlye wir dem erbaren manne heynrich padeluch ſcultheiz derselbin stat czu colmischem rechte czu besitzen mit syn rechtin erbin und nachkuemmling czu deinselbin rechte erbelich und eweclichen czu besiczen. Der vorgenanten huben gebe wir dem almechtigen gote czu lobe und dem heilegin heren ſent jorgen vier huben dem pharer czu der kirchen ewiclichen gehoeren ſullen und dem vorgenanten ſchultheis und ſyn erbin und iren nachkumlingin VIII huben vrye; mit dem ſchultheis ampt und syn hove und hovestat vrye, und vyerczig huben vrye der vorgenanten ſtat czu gemeyne nuczcze verlye wir ewiclich czu besiczen. Den besiczerin der andern huben gebe wir von der gebunge desis brifis fumfczen jare vryheit czu gebruchen, in dem ſechczendem jare und donoch alle jerlichin ſullen ſy uns und unsern brudern gebin und czinsen jo von der huben eyn halb marc und czwey huner alle jerlichin uf ſente mertins tage. Aber von den hoven, den ynwonern der stat gebe wir sechs jare vryheit von der gebunge des brifes, donach in dem ſebindem jare und alle jerlichin von ẏclichem hove eyn virdung phenning ſullen ſe uns und unsern brudern gebin und czinsen uf den vorgenanten ſent mertins tag. Ouch welle wir, das ein iczlich hoef adir hovestat ſechz ruten yn dy lenge und vyr in dy breite behalten ſal. Und eyn iczlich hoef von den virczig vryen huben drye morgen czu em haben ſol. Unde dy hove von den morgen und di morgin von den hoven nicht sullen gescheidin werdin. Dy cleyne gericht iiii schilling und dorundir in dem vorgenanten gut dem ſcholtheisz wir das gebin. Aber groz gericht als do is halz und hant der ſcholtheis nicht richten ſal ane unsir bruder adir ir botin ap ſy geruchin do czu ſyen; ydoch das in der ſtat und von dem tore das ken luenburg weit usget vier ſeile in dy lenge und uf der andern ſyete von dem tore ken de mole eyn ſeyl in dy lenge dy gerichte der ſcholtheisz richten ſal und was dovan gevallen mag, das ſal man in dry teilen, dem ſcholtheis eyn teil, der ſtat das ander teil, das dritte teil uns und unsern brudern gehoren ſol. Und was von ſulchim gerichte czu nemen oder czu losen ist, das ſal der ſcholtheis ouch lazin. Dy bruche der pruyzin dy do wonhaft syn under den

brudern desſelben gebites, in der dy vorgenante ſtat gelegin ist odir hirnoch legin wirt der ſchultheis mit nicht richten ſol, ſundir dy pruyſen dy under den konigin ader under den lenluyten wonhaft syn, ader ander czukumftige pruyzen gwemen under gebrechen in dem gericht der vorgenanten ſtat und von dem ſchulczen und ſynen helfern ufgehaldin wurden, das ſal der ſcholtheiz richten, als is recht ist; und was von sulchim gerichte gevallen mochte, glichir wyez is das czu teilen als hivor geschrebin ſtet. Dy burger keine andern phannen nicht gebruchin ſullin, ſundir der phannen, dy czu nucz und czu fromen der ſtat geczuyget ist. Unde was frucht oder nuecz von dem kouſhuze und von den benken brotes, fleisches, ſchue, vische und von der badestobe, dy veit gemacht ſint ader noch ſullen gemacht werden, dem ſcholteiz das eyne teil wir geben, der ſtat das andir teil und uns und unsern brudern das dritte teil wir behalden. Vischerye bynnen iren greniczen in der guber in den vlizen und andern wazzern mit cleynem geczowe, ane das do wer heisit nedin unde obin in erin greniczen den yenwonern der ſtat wir gebin und vorlyen. Wir wellen ouch ap czu czukumftegin czyeten gut unde nuecze wurde di ſtat, czu meren un czu lengen. dy willekuer wir unsern bevelen, dy dene dorubir raten. Und was czins von den hoven der nuyen ſtat gevallen mochte, czwey teil wir uns unde unsern brudern behaldin wellin, das dritte teil der vorgenanten ſtat czu gehoren ſol. Wir wellen ouch ap in derſelbin nuyen ſtat benke brotes, fleisch, ſchu, vische ader badestobe gemachit werde, glichir wyez is das czu teylen in dry teil; eyn teil uns und unsern brudern, das ander teil der ſtat, das dritte teil dem ſchulczen gehoren ſol und das gericht in der nuyen ſtat als in der alden ſtat dem ſchulczen und ſynen erbin czu gehoren ſal. Ouch ſallen dy ynwoner der nuyen ſtat gebruchin vryheit derselbin virczegin huben vry als dy ynwoner der aldin ſtat. Wir wellen ouch, das dy yenwoner der ſtat von iclicher huben, de ane dy firczig vrye huben eren pharer eynen ſchefil rocken und eynen ſchefil haber vor czeendin gebin ſullen alle jerlichin uf martini. do obir von ſunderlicher gnade welle wir, were das czu czukumftegin jaren dy czwue huben und hundert gemesſen wurden und das do in der grenicze der

vorgenanten obrig vunden worde dy ynwoner der vorgenanten ſtat das obrige ungekouft behalden ſullen czu ſulchim czinse als ſy ir huben besiczen. Dy vorgenanten dinge ſint geschen mit orlobe des erbarn unde g[eist]li[c]hen manne bruder wyenrich von k[nipro]de, unsirs homeysters unde czu eyner bestetunge henge wir unsir ingesegil an desin brif. Des ſint geczuige dy [erbarn] luyte unsir bruder, bruder Jo. von orlemunde, unser huscompthur, bruder otte von wilburt, unser waltmeister, bruder Eckard brahe, bruder Albrecht der herczoge, Bruder Heynrich von cattenhoven, phleger czuer yela, bruder marquart phlegir czu rastinburg, brudir reimar von rode unser kumpan, bruder heynrich von kranichsvelde, her petir unsir caplan und andere ersame luyte.

datum et actum anno domini MCCClvii. Jn die beati martini episcopi et confeſſoris.

Die große Orgel in Oliva.

In den Jahren 1750—80 wurde durch den kunstsinnigen Abt Joseph Hyacinth Rybinski im Kloster zu Oliva ein Gesang- und Instrumental-Chor ausschließlich aus Klosterbrüdern gebildet, nachdem schon 1742 förmlicher Beschluß dazu gefaßt war. Bald überzeugte man sich von der Unzulänglichkeit der vorhandenen Orgeln und beschloß 1748 ferner, dieselben durch zwei neue zu ersetzen. Diese Arbeit wurde denn dem Orgelbauer Johannes Wulff übertragen, welcher, nachdem er 1763 sein Testament gemacht hatte, als Bruder Michael in den Orden eintrat und nun 25 Jahre lang mit vielen Gehilfen an dem großartigen Prachtwerke arbeitete, ohne dasselbe vollenden zu können. Erst der Orgelbauer Dalitz in Danzig brachte den Bau zu Ende, indem er zugleich die schon seinem Vorgänger aufgegebene Verlegung des Spielschrankes aus der Mitte des Orgelchors, wo er den Platz beengte, nach dem nördlichen Flügel bewirkte. Dagegen verwarf er die überflüssige Einrichtung für die Umstimmung des Werkes aus dem Chortone in den Kammerton, womit Bruder Michael sich hatte quälen müssen, ohne die Hindernisse (die vortrefflichen Einrichtungen der pneumatischen Maschinen waren damals noch nicht bekannt!) überwinden

zu können. Einen großen Zeitaufwand hatte namentlich auch der im Roccocostyle ausgeführte Prospect mit seinen fast zahllosen aus Blumen, Wolken, Guirlanden, Engelsköpfen und Engeln in ganzer Figur bestehenden Schnitzwerk-Verzierungen erfordert. — Die aus diesen langjährigen Bemühungen hervorgegangene Orgel war eine der großartigsten, die bisher überhaupt gebaut waren, und verdiente ihren weitverbreiteten Ruf, wenn man hört, daß sie 83 klingende Stimmen hatte und ein Pedal von 32 Stimmen mit fünf Zweiunddreißigfüßern und sechs Sechszehnfüßern. Schade nur, daß dieses gewaltige Werk wahrscheinlich niemals so vollständig brauchbar gewesen ist, daß jede Stimme in dem vollen Werke eine solche Geltung hätte erlangen können, wie sie dem betreffenden Register zukommt. Man hatte nämlich die gehörige Windzufuhr für so große Pfeifen zu berechnen unterlassen, und so mußte bei diesem Windmangel der Ton des vollen Werkes nothwendig etwas Heiseres, Schwindsüchtiges haben. Zu diesen Fehlern der Anlage gesellten sich bald Gebrechen, welche bei dem immer größeren Verfall des Klosters aus dem Mangel an Pflege oder durch Natureinwirkungen hervorgingen, und nach einem halben Jahrhundert schon befand sich das Werk in einem Zustande, der einen schon einem Umbau nahekommenden Reparaturbau nöthig machte. Derselbe ist nun zu allseitiger Zufriedenheit durch Herrn Kaltschmidt in Stettin in den Jahren 1863—1865 für ca. 6000 Thaler, welche von der Königl. Regierung hergegeben wurden, ausgeführt. Die Windapparate wurden radikal umgebaut, Reservoirs angelegt und viele sonstige durchgreifende Aenderungen vorgenommen, so daß nicht nur die Erhaltung der alten Orgel, sondern deren wirkliche Brauchbarkeit gesichert ist. Die Orgel hat gegenwärtig im Ganzen 101 Registerzüge, 19 Windladen, 13 Schöpfbälge mit einer Windspannung von 32 Graden, 84 klingende Stimmen und nicht weniger als 5112 Pfeifen. Dies mag genügen, um auch dem Laien eine Andeutung von dem kolossalen Umfange des Werkes zu geben, das zu den Merkwürdigkeiten unserer Provinz gehört, auf welche dieselbe stolz sein kann. Wer eingehende Belehrung sucht, lese die kleine Brochüre des leider im November v. J. verstorbenen Lehrers an der Gewerbeschule zu Danzig Dr. Ferd. Deneke „die große Orgel in Oliva, ihr Bau und Verfall, sowie ihre Restauration durch den Orgelbaumeister Herrn F. W.

Kaltschmidt aus Stettin." (Danzig, 1865. Homann. 44 S. 8. 8 Sgr.) Sie ist nicht nur sachgemäß, sondern auch interessant geschrieben und wird den vielen Besuchern Oliva's unentbehrlich sein. —



Römische Kaiser-Münzen aus Grüneiken.

(Vgl. I, 561.)

Aus Grüneiken, wo an der Hebung der dort verborgenen Alterthumsschätze rüstig fortgearbeitet wird, sind mir mit dankenswerther Freundlichkeit zwei neuerdings gefundene Römische Kaiser-Münzen zugestellt worden. Beide Münzen, noch wohl erhalten, sind von ziemlich übereinstimmender Beschaffenheit und Größe, in Silber geprägt und gehören zu einem und demselben Kaiser, genauer bestimmt Constantius II. (323... 361 n. Chr.). Die Vorderseite zeigt die nach rechts gewandte Büste des Kaisers mit Diadem und Feldherrnmantel und mit der Umschrift: D. N. CONSTANTIVS P. F. AVG. Auf der Rückseite findet sich ein Lorbeerkranz und darin die Inschrift: VOTIS XXX MVLTIS XXXX (cf. Eckhel Doctrina numor. veter. P. II. Vol. VIII pg. 483 obs. VI); in der Exerge steht auf der einen (etwas größeren) Münze: SIRM (Sirmium), auf der anderen: C • Y (Cyzicus?). Eine Beschreibung dieser Münzen giebt auch Cohen Descript. hist. des monnaies frappées sous l'empire romain Tom. VI. Paris 1862. 8. p. 301 No. 151, wo ihr Werth à 6 Francs taxiert wird.

S—n.

Universitäts-Chronik 1866.

18. Jan. „Acad. Alb. MDCCCLXVI. I." Programm in conditi Prussiarum regni memoriam anniversariam (15 S. 4.) Inest Lobeckii dissertationis de diis veterum adspectu corporum exanimium non prohibitis iterum editae pars prior. (S. 3—14.) — Quaestiones litterariae civibus academicis in hunc annum ad concertandum propositae. (S. 15.)

31. Jan. Medic. Doctordiss. von **Rud. Buttlews(k)i** (aus Allenstein): De embolia adiposa. (32 S. 8.)

5. Febr. Philol. Doctordiss. von **Otto Meinerts** (aus Berlin): Vindiciae Juvenalianae. (36 S. 8.)



Schul-Schriften 1865.

Lyck. Zur öffentl. Prüfung im **Kgl. Gymn.** am 28. u. 29. Sept. ladet ergebenst ein **Dr. Carl Schaper,** Director. Ebd. Druck v. Rud. Siebert. (40 S. 4.) [1. Einführungsrede des Hrn. Prov.-Schulr. **Dr. Schrader.** S. 1—5. 2. Antrittsrede des **Directors.** S. 6—14. 3. **Schaper:** Beitrag zur Gesch. der Lycker Provinzialschule. S. 15—22. — Schulnachr.: 12 L. u. 320 Sch. 22 Abit.]

Marienwerder . . . 28. Sept. . . . Prüfung . . . **Kgl. Gymn.** . . . **Dr. Theod. Breiter,** Dir. Gymn. Ebd. Gedr. bei Fr. Aug. Harich. (20 u. 11 S. 4.) [Oberl. **Dr. Herm.** (im Text: **A. F.**) **Zeyss:** De vocabulorum Umbricorum fictione. Part. III. S. 3—20. Jahresber.: 12 L. u. 228 Sch. 10 Abit.]

Neustadt Westpr. Vierter Bericht üb. d. **Kgl. Kathol. Gymn.** . . . Prüfung . . . 16. Aug. . . . Dir. Prof. Dr. **Johannes Seemann.** Ebd. Druck v. H. Brandenburg. (38 S. 4.) [Oberl. **Heinr. Fahle:** Hydraulische Formeln für den Abfluß von Wasser aus Gefäßen. S. 3—26 m. 1 Taf. — Schulnachr. 13 L. u. 342 Sch. 5 Abit.]

Pillau. Zur öffentl. Prüfung der Schüler der **höheren Bürgerschule** . . . d. 10. u. 11. April ladet . . . ein **A. Zander,** Rector. Pillau. Gedr. bei H. Hartung in Kgsbg. (34 S. 4.) [Prorector Dr. **Kretzschmar:** die Fraglichkeit der Grenze zwischen Thier- u. Pflanzenleben. S. 3—21. — Schulnachr.: 7 L. u. 144 Sch. 5 Abit.]

Rastenburg. Jahresbericht des **Kgl. Gymn.** . . . Prüfung . . . 28. . . . 29. Sept. . . . Director **Dr. Techow.** Ebd. (39 S. 4.) [Dr. **Rahts,** Quaestionum epicarum specimen I. S. 3—27. Schulnachr.: 12 L. u. 320 Sch. 19 Abit.]

Thorn. Kgl. evangel. Gymn. u. Realsch. 1. Ordn. . . . 28. u. 29. Sept. . . . Prüfung . . . Direct. **A. Lehnerdt.** Ebd. Gedr. in der Rathsbuchdr. (52 S. 4.) [Dr. **Winckler:** Ueber die Art u. den Grad der von Herodot geübten Kritik. S. 3—28. Schulnachr.: 23 L. 473 Sch. 6 Abit.]

Wehlau. Zur öffentl. Feier der Erhebung hiesiger Realschule zu einer **Realschule 1. Ordnung,** die am 4. Jan. 1866 . . . veranstaltet werden wird, giebt sich die Ehre . . . einzuladen **W. Friederici,** Schul-Director. Ebd., 1865. Druck v. Carl Peschke. (34 S. 4.) [Dr. **Schmitz:** Umrisse zur deutschen Geschichte. (Fortsetzung.) (S. 3—18.) — Schulnachr.: 12 L. u. 199 Sch. 2 Abit.]

Bibliographie 1864.

(Fortsetzung.)

Kohli, Kgl. Preuß. wirkl. Oberforstmeister z. Marienwerder, drei Waldbrände in der Tucheler Haide. [Forstliche Blätt. hrsg. v. J. Th. Grunert. 8. Hft.]

Konitzer, Clemens (natus Valcii i. e. Deutsch-Crone), Quaestiones in Senecam patrem criticae. Diss. Vratisl. (III u. 38 S. gr. 8.)

Kosanke, Christn., Lehr. in Elbing, Gelegenheitsgedichte. Eine Auswahl Geburtstags-, Neujahrs- u. Weihnachtswünsche, sowie Hochzeitsgedichte, Jubiläums-Glückwünsche u. Stammbuchverse für die Jugend u. ihre Erzieher. Elbing. Neumann-Hartmann. (VIII u. 184 S. 8.) 12 Sgr.

Kossak, Rud., Congesta et composita, quae ad argenti nitrici usum pertinent. Diss. Kgsbg. (Schubert & Seidel) (29 S. gr. 8.) 4 Sgr.

Kreiskarten der Provinz Preussen, (Ost- u. Westpreussen), hrsg. nach der von Generalstabs-Offizieren u. nach den Generalstabs-Karten bearbeiteten grossen Reymann'schen Specialkarte der Provinz Preussen, im Maassstabe von 1/200,000 der natürl. Grösse. Berl. u. Glogau. Flemming. 28 Lfgr. u. 1 Suppl.-Lfg. (55 Sectionen) à Lfg. 8 Sgr. das Bl. einzeln 5 Sgr.

Kreyßig, F. A. Th., Ueber die sittliche u. volksthüml. Berechtigung des Shakespeare-Cultus. Festrede, bei der Shakespeare-Feier in Elbing am 23. April 1864 gehalten. Elbing. Neumann-Hartmann. (19 S. gr. 8.) 6 Sgr.

— — Shakspeare's lyrische Gedichte u. ihre neuesten deutschen Bearbeiter. [Preuß. Jahrbücher. 13. Bd. 5. Hft. 14. Bd. 1. Hft.]

— — Studien zur französischen Cultur- u. Literaturgeschichte. Berlin, 865. (864.) Nicolai'sche Buchhdl. (IV u. 528 S. 8.) $2^1/_2$ Thlr.

Krohn, Forstinspector in Kgsbg., Beitrag zur Erziehung der Buche in Saamenschlägen. [Forstliche Blätt. hrsg. v. Grunert. 8. Hft.]

Kurtz, Joh. Heinr., Dr. theol. u. Prof. z. Dorpat, Lehrbuch der heiligen Geschichte. Ein Wegweiser zum Verständniß des göttlichen Heilplanes nach seiner geschichtlichen Entwickelung. 10. verb. Aufl. Kgsbg. Gräfe u. Unzer. (X u. 345 S. gr. 8.) 27 Sgr.

Laband, die rechtliche Stellung der Frauen im altröm. u. german. Recht. [Ztschr. f. Völkerpsychologie u. Sprachwissensch. hrsg. v. Lazarus u. Steinthal. III. No. 2.]

— — Das Seerecht von Amalfi. (La Tabula de Amalfa.) Hrsg. u. erläutert. [Ztschr. f. d. gesammte Hdlsrecht. hrsg. v. Prof. Dr. L. **Goldschmidt**. VII. Bd. 2/3 Hft. S. 296—337.]

Lämmer, Dr. Hugo, Scriptorum Graeciae orthodoxae bibliotheca selecta. Ex codicibus mss. partim novis curis recensuit partim nunc primum eruit. Vol. I. Sect. 1. 2. Freiburg i. Br. Herder. (V u. 186 S. gr. 8.) 22 Sgr.

— — (Dr., Subregens u. Consultor), Affinitas nata in infidelitate als Ehehinderniss. [Archiv f. kathol. Kirchenrecht. Bd. V. 1. Hft. S. 150 ff.

— — Die Interpellatio conjugis infidelis u. die päpstl. Dispens von derselben. [Ebd. 2. Hft. S. 248 ff.]

— — Wechselbeziehungen des Trident. Decrets Tametsi, u. der Benedictiner Constitution Etsi Pastoralis für die Italo-Graeci. [Ebd. 3. Hft. S. 363 ff.]

— — (Prof. u. Consultor zu Braunsberg) Urbans VIII. Breve Exponi Nobis und Benedicts XIV. Constitution Paucis. [Ebd. Bd. VI. 4. Hft. S. 23—32.]

— — Die Sklaverei u. die Kirche. [Ebd. 5. Hft. S. 177—194.]

Landmesser. Pius IX. von M. Louis Veuillot. Aus d. Französ. übers. v. **Theophil Landmesser**, Priester, Mitgl. der Academien der Arcadia und der Quiriten in Rom. Mit Autorisation des Verf. Danz., Kafemann in Comm. (58 S. gr. 8.) 8 Sgr.

Lehrs, Karl, Weitere Horatiana. (Forts. v. Jahrg. 1863. S. 539—550) [Neue Jahrbüch. f. Philol. u. Paed. 89. Bd. 3. Hft. S. 173—195.]

— — Das Proömium der Odyssee. Verschiedene Empfindungen an demselben Orte. [Rhein. Museum f. Philol. N. F. 19. Jahrg. 2. Hft. S. 302—306.]

Leichen-Predigten an Gräbern u. in Trauerhäusern von einem Landpastor. 3. verb. u. verm. Aufl. Thorn, 865 (864). Dr. u. Verl. v. E. Lambeck. (VI u. 336 S. gr. 8.) 1 Thlr.

Leitfaden f. d. theoret. Unterricht des Ostpr. Kuirassier-Regiments No. 3. Kgsbg. Schultzsche Hofbchdr. (VI u. 106 S. kl. 8.)

Lentz, A. (aus Graudenz) De Herodiani cum Zenodoto necessitudine deque Herodianea, quae fertur, editione Homeri. [Philologus. 21. Bd. 3. Hft. S. 385—394.]

Lewald, Fanny, Von Geschlecht zu Geschlecht. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. (VI u. 968 S. 8.) $4^1/_2$ Thlr.

— — England u. Schottland. Reisetagebuch. 2 Bde. 2. (Titel-)Ausg. Ebd., (851. 52.) (XXIII u. 1187 S. 8.) $2^1/_4$ Thlr.

— — Wandelungen. Roman. 4 Bde. 2. (Titel-)Ausg. Ebd., (853). (1532 S. 8.) 4 Thlr.

— — Adele. Roman. 2. (Titel-)Ausg. Ebd., (855). (VI u. 282 S. 8.) $^3/_4$ Thlr.

— — Die Kammerjungfer. Roman. 2 Theile. 2. (Titel-)Ausg. Ebd., (856). (626 S. 8.) $1^1/_2$ Thlr.

— — Deutsche Lebensbilder. Erzählungen. 4 Bdchn. 2. (Titel-)Ausg. Ebd., (856). (377 S. 16.) $^3/_4$ Thlr.

Leyde, Rect. Ernst, Frühlingsblüthen des weiblichen Herzens. Erzählungen und Märchen. Der weibl. Jugend gewidmet. Mit 2 (lith. u.) illum. Bildern. Lpz., Luppe. (III u. 216 S. 16.) cart. $^3/_4$ Thlr.

— — Lesebuch f. Töchterschulen als Handbuch f. d. gesammten Unterricht in der deutsch. Sprache. (In 3 Cursen.) 1. Cursus. Ebd. (VIII u. 184 S. gr. 8.) 12 Sgr.

Liederbuch f. frohe u. heitere Kreise. 6. Aufl. Thorn, Lambeck. (272 S. 32.) 6 Sgr.

Lipschitz, R., Beitrag zur Theorie des Gleichgewichts eines nicht homogenen flüssigen rotirenden Sphäroids. [Crelle's Journal f. d. reine u. angewandte Mathem. 63. Bd. 4. Hft. S. 289—295.]

— — De explicatione per series trigonometricas instituenda functionum unius variabilis arbitrariarum, et praecipue earum, quae per variabilis spatium finitum valorum maximorum et minimorum numerum habent infinitum, disquisitio. [Ebd. 63. Bd. 4. Hft. S. 296—308.] (Auch als Bonner Habilitationsschrift. (15 S. 4.))

Lissauer, Dr., pract. Arzt ꝛc., Ueber Ozon u. Antozon. Vortrag, gehalten im Gewerbe-Verein zu Danzig. Danz., Ziemssen. (16 S. gr. 8.) $3^1/_2$ Sgr.

Lissauer, Dr., pract. Arzt ɛc., Ueber Danziger Trinkwasser. Vortrag im Gewerbeverein am 25. Febr. 1864. [Danz. Ztg. No. 2307—2310.]

Lobeckii dissertationes de metaphora et de metonymia nunc primum editae. Kgsbg., (Schubert & Seidel). (12 S. gr. 4.) 4 Sgr.

— — Dissertotiones de synecdoche, de catachresi, de dissologia e Lobeckii scholis nunc primum editae. Ebd. (10 S. gr. 4.) 4 Sgr.

— — de acyrologia et de diploe dissertationes nunc primum editate. Ebd. (8 S. gr. 4.) 2½ Sgr.

Löschin. Separatvotum des Schuldeputations-Mitgliedes Dr. Löschin in Betreff einer beantragten Reorganisation des Danziger Volksschulwesens. (Danzig, Wedelsche Hofbchdr.) (10 S. gr. 4.)

Lua, A. L., William Shakespeare. Eine Festrede, gehalten bei der volksthüml. Feier des 300jährig. Geburtstags des Dichters im Saale des alten Weinbergs zu Schidlitz. Danzig, Ziemssen. (12 S. gr. 8.)

— — Henriette Gräfin Rossi, geborne Sontag. Blätter der Erinnerung, seinem lieben Luigi u. allen Verehrern der Unvergeßlichen gewidmet. Ebd. Selbstverlag. Druck v. Edw. Groening. (36 S. 8.)

Marcinowski, Gerichts-Assessor F., Die kleine Kalende im Bereich des Ostpreußischen Provinzialrechts. Berlin. Kgl. geh. Ober-Hofdr. (IV u. 63 S. gr. 8.) ⅓ Thlr.

Mehler, F. G. zu Danzig, Bemerkungen zur Theorie der mechanischen Quadraturen. [Crelle's Journal f. d. reine u. angew. Mathem. 63. Bd. 2. Hft. S. 152—157.]

Meier, H., Beiträge zur Handels- u. politischen Geschichte Königsbergs. (Separatabdr. aus d. N. Pr. Prov.-Bl.) Kgsb. Druck von Dalkowski. (101 S. 8. m. 2 Tabell.)

Merleker, Prof. Dr., Annalen des königl. Friedrichs-Collegiums zu Königsberg in Pr. Den Goennern u. Freunden desselben gewidmet. 2. umgearb. u. bis in d. neueste Zeit fortgesetzte Aufl. Kgsbg. Schultzsche Hofbchhr. (VI u. 106 S. gr. 4.) 1 Thlr.

Michelis, Prof. Dr. Frid., De Aristotele Platonis in idearum doctrina adversario Comment. critica. Brunsb. Huye. (36 S. gr. 8.) 8 Sgr.

— — De philosophiae vi ac munere. Oratio. Ibid. (16 S. gr. 8.) 4 Sgr.

Minzloff, Oberbibliothekar Dr. R., Die Himmelstraze. Eine altdeutsche Pergamenthandschrift der Kais. öffentl. Biblioth. zu St. Petersburg. Mitgetheilt von . . . [Nordische Revue. 1. Bd. 2. Hft. S. 172—186.]

Möller, Dr. J., Actenstücke der wider mich geführten Disciplinaruntersuchung. Ein Beitrag zur neupreußischen Geschichte. Leipzg. O. Wigand. (31 S. gr. 8.) ⅙ Thlr.

— — Immanuel Kant, sein Leben und Wirken, dargestellt für das Volk, zunächst für Königsbergs Bürgerschaft bei Gelegenheit der Einweihung des Kant-Denkmals. Kgsbg. u. Tilsit, Theile's Buchhdlg. (27 S. gr. 8.) 3 Sgr. — 2. Aufl. Nebst 1 lith. Abbildung der Kant-Statue. Ebd. 5 Sgr.

Monumenta, Vetera, Poloniae et Lithuaniae gentiumque finitimarum historiam illustrantia, maximam partem nondum edita ex tabulariis Vaticanis deprompta col-

lecta ac serie chronologica disposita ab Aug. Theiner. Tom. IV. Ab Innocentio PP. XII. usque ad Pium PP. VI. 1697—1775. Romae (XII u. 802 S. fol.) 20 Thlr. (I—IV, 88 Thlr.)

v. **Mülverstedt**, G. A., Uebersicht der Stifter, Klöster und Ordenshäuser, ferner Hospitäler, Kapellen, Kalande, geistlichen Brüder- und Schwesterschaften und Kirchenschutzpatrone in der Altmark-Brandenburg. [14. Jahresbericht des Altmärk. Vereins u. s. w. S. 101—121.]

— — Die Edeln von Maketserve und ihre Heimat. [Neue Mittheilungen aus dem Gebiet hist.-antiquar. Forschungen hrsg. von d. Thüring.-Sächs. Verein. X. Bd. S. 237—258.]

Müttrich, A., Bestimmung des Krystallsystems und der optischen Constanten des weinsteinsauren Kali-Natron; Einfluss der Temperatur auf die optischen Constanten desselben und Bestimmung des Brechungsquotienten des Rüböls u. des destillirten Wassers bei verschiedenen Temperaturen. [Poggendorff's Annalen d. Physik u. Chemie. Bd. 121. Stück 2. S. 193—238. Stück 3. S. 398—430.]

Nachweisung aller evangelischen Kirchen und Geistlichen in der Provinz Preußen. Im März 1864. [Beilage zu No. 14 des Evangel. Gemeindeblatts vom 2. Apr. 1864. S. 61—68.]

Nesselmann, Lic. Pred., Die Kennzeichen der Gläubigen. Berlin. (Beck.) (38 S. 8.) 1/12 Thlr.

— — Wie stehen die psychischen Menschen zum Reiche Gottes? Vortrag. [Allgem. Kirchen-Ztg. No. 13—15.]

— — Der Selbstbetrug des modernen Heidenthums. Vortrag. [Westpreuß. Zeitung No. 134—136.]

— —. **Sa'di**, Scheikh Muslih-eddin, der Rosengarten. Aus d. Persisch. übersetzt von **G. H. F. Nesselmann**. Berlin. Weidmann. (VIII u. 312 S. 8.) cart. 1 2/3 Thlr.

Neumann, Carl, Theorie der Elektricitäts- und Wärme-Vertheilung in einem Ringe. Halle. Buchh. d. Waisenhauses. (IX u. 51 S. gr. 8.) 1/2 Thlr.

— — Dr. Maxim., De foenore redituum annuorum emtionis. Diss. Ebd. (VIII u. 51 S. gr. 8. m. 2 Tab.) 1/3 Thlr.

— — Geschichte des Wuchers in Deutschland bis zur Begründung der heutigen Zinsengesetze. [1654.] Aus handschr. u. gedr. Quellen dargestellt. Ebd. 865. (864.) (XVI u. 638 S. gr. 8.) 2 2/3 Thlr.

Neumann-Hartmann, F. W., Das Gewissen als Zeugniß wider den Materialismus unserer Tage. Elbing, Neumann-Hartmann in Comm. (27 S. gr. 8.) 4 Sgr.

[Nicolovius.]

W. Baur, Geschichts- u. Lebensbilder. Bd. II. Hamburg. Agentur des rauhen Hauses.

Niederstetter, Kgl. Polizeirath z. D., J., Das Provinzialrecht für Westpreußen nebst den dazu gehörigen Publikations-Patenten unter Berücksicht. der dazu erlassenen De-

klarationen u. abänd. Gesetze, sowie der auf Grund desselben ergang. Entscheidungen des Kgl. Obertribunals hrsg. Danzig. Kafemann. (33 S. gr. 8.) 1/3 Thlr.

Nimz, Fr., Kopfrechenaufgaben für Schüler der Oberklassen in Stadt- und Landschulen. Marienwerder. Jacoby. (15 S. 8.) 1½ Sgr. Auflösungen dazu. (3 S.) 2½ Sgr.

Nitzsch, K. W., Römische und deutsche Annalistik u. Geschichtschreibung. Eine kritische Parallele. [Sybel's hist. Ztschr. 6. Jahrg. 1. Hft. S. 1—30.]

Nobis, A., die Fruchtwechselwirthsch. in Verbindung mit Stallfütterung od. Weide auf Grund der verschied. Bodenverhältnisse sowie der Uebergang der Dreifelderwirthsch. in die Fruchtwechselwirthsch. u. deren Folgen auf d. geistige Wohl des Landvolkes. 2. Aufl. Mit 8 Fruchtfolge-Tab. Berlin, Schotte & Co. (IV u. 84 S. 8.) 12 Sgr.

— — R., Ober-Insp. der Straf-Anstalt Fordon, Handbuch für die Aufseher der Gefängnisse u. Straf-Anstalten u. f. die versorgungsberechtigten Unteroffiziere, welche sich dem Dienste jener Aufseher unterziehen wollen, m. Beifügung e. besondern Capitels über den Dienst der Aufseherinnen bei den weibl. Gefangenen. Danz., Kafemann. (VII u. 56 S. 8.) 12 Sgr.

Oelrichs, Kgl. Reg.-Rath in Danzig, Beiträge zur Statistik des Danziger Handels. [Ergänzungsheft I. z. Zeitschr. d. Kgl. Preuss. Statist. Bureaus, red. v. Dr. Ernst Engel. Berlin, Decker.] (48 S. gr. 4.) 12 Sgr.

Officium de Immaculata Conceptione B. Mariae Virginis cum Officio Defunctorum et Processione pro Fidelibus Defunctis. Ad usum Fratrum Min. S. P. N. Francisci Reformatorum in Provincia sub titulo: „Immac. Conceptionis B. Mariae Virg." Weiheropoli. Typis H. Brandenburg Typographi. (Neustadt in Westpr.) (62 S. 8.)

Ohlert, Rector d. höh. Bürgersch. z. Gumbinn. Dr. B., Lehrbuch der Mathematik für Realschulen u. Gymnasien, sowie zum Selbstunterricht. II. Abth. a. u. d. T. Lehrbuch der Arithmetik. 1. Cursus. Elbing, 865 (864). Neumann-Hartmann. (201 S. gr. 8.) 5/6 Thlr. (I—II, 1. : 1 5/6 Thlr.)

Ortschafts-Verzeichniß des Ober-Post-Directions-Bezirks Königsberg i. Pr. I. alphabetisch, II. nach Post-Anstalten geordnet. Kgsbg. Gedr. in der Böhmerschen Bchdr. (3 Bl. u. 268 S. gr. 8.)

Otto, Prof. Dr. D., Interpunktionslehre auf wissenschaftl. Grundlage. Für Schulen: 2. Aufl. Braunsberg. Peter. (36 S. 8.) 3 Sgr.

Pabst, A., Das Nothwendigste zum Gesangunterricht in Gymnasien u. höheren Bürgerschulen. Nebst e. Anhange der gebräuchlichsten Choräle (4stimmig), mit besond. Berücksichtig. der neuest. Aufl. der vom Kgl. Prov.-Schul-Collegium hrsg. „80 Kirchenlieder f. d. Schule" sowie der Liturgien. 2. verm. Aufl. Kgsbg. i. Pr. u. Tilsit. Theile. (36 S. 8.) 1/6 Thlr.

(Forts. folgt.)

Periodische Literatur (1865. 1866).

„**Schlesische Provinzialblätter. Hrsg. v. Th.. Oelsner.**" N. N. 4. Jahrg. Dec. (XVI u. S. 725—776.) 5. Jahrg. Jan. (S. 1—64.): Th. Oelsner, Andreas Gryphius auf den Brettern. Dr. C. Grünhagen, Prolog z. Aufführ. der „geliebten Dornrose" v. Gryphius. H. Palm, Bernhard Kamenz, Canzler Herzogs Heinr. IV. v. Breslau, spät. Bisch. v. Meissen. Nach d. Schilderung. v. Prof. Knothe auszugsw. mitgeth. R. Kärger, Nachträgl. z. d. Aufsätze. „Einiges üb. d. Leid. u. Krankheiten uns. Vorfahren." Jul. Neugebauer, d. Bresl. Stdtwage (Schl.) Arvin, 3 Capit. üb. d. schlecht. Wege Schles. u. fr. Nachbarsch. Rudloff, d. Preußenlied. F. Zeh, Noch ein Weihnachtspiel (Herodesspiel) aus d. Eulengebirge. Th. Oelsner, Valerius Wilh. Neubeck. Z. 100jähr. Gedenk. Rob. Schück, Eine schles. Künstlerfamilie. Nachträge z. d. Gnadenbildern u. Wallfahrtorten. — Th. Oelsner, Z. Gesch. der Provinzialblätt. Dr. Th. Bach, Beiträge z. Cultur-Gesch. Oberschles. Aus Hippels hdschr. Nachlasse mitgeth. H. Strusche, Schlesisch. Gerümpel u. Gerülle. Jul. Neugebauer, d. Begründg. d. kaufmänn. Corporation u. d. Reichkramer-Societät z. Breslau. mit der Stiftgsurk. M. P., d. Heldenfrau eines Schles. (Frau Nagedusch, Soldat i. J. 1813). Die Königin v. Saba. Aus d. Erinnerung. e. alt. jüdisch Schles. Chi, Was fehlt d. meisten Landgemeind. Schles. u. wäre doch unschwer u. zu groß. Segen herzustell.? 1.) Ländl. Altenhäuser. Th. Oelsner, Karl Wilh. Immanuel Krahn (Nekrol.) R. S., öfftl. Aufzüge u. Hahnenkämpfe in Schles. Beydelt, Rechtspflege der Vorzeit. A. T., e. Teufels-Sage aus d. Trebnitzer Gebirge. Menzel, Helden- u. Loblied rc., gesung. in Reich-Hennersdorf. z. Z. d. bair. Erbfolgekr. Mitgeth. — Stimmen aus u. f. Schles. — Literat.- u. Kunstblatt. — Zur Chronik u. Statistik. — Briefkasten.

Ueber d. Mauerwerk d. Ordensschlösser in **Preußen**. [Romberg's Ztschr. f. prakt. Baukunst. 1865. Hft. 8.]

Hinteransicht von **Westpreuß.** I—III. †‡† **Rosenberg**. Sept. [**Elbinger Anzeigen.** 1865. No. 78. 80. 81.] IV—VII. **Löbau**. Oktob. [Ebd. 82—84. 86.]

Das **Moosbruch** (im Kgsbg. Reg.-B., ehem. „Kurfürstl. Wildniß" gen., 40,000 Morg. groß, zw. den Quellflüss. des Nemonien: Schaltlik-, Schnecke-, Laukur- u. Timber-Fluß.) [**Kgsb. Amtsbl.** 1866. No. 4.]

Die **preuß.** Centralbahn. [**Graudenz. Gesellige** 1866. No. 1.]

Das **Insterburg-Oletzkoer** Eisenbahnproject. [**Pr. Litt. Ztg.** 1866. No. 2. 5.]

Der **König Wilhelm's-Kanal.** (Minge-Drawöhne-Schmeltell-Kanal.) [**Kgsb. Amtsbl.** 1866. No. 2.]

v. Z., Zur histor. Entwickl. d. Schafzucht in **Preußen**. [**Georgine.** 1865. 5. Hft.]

Der Insektenfraß u. seine Folgen, in Bezug auf die Holzbedürfnisse der **hiesig. Provinz**. [**Gumbinn. Amtsbl.** 1865. No. 52.]

Dr. **Prätorius**, die Seidenzucht im **Ermlande.** [Braunsb. **Kreisbl.** 1865. No. 83. 85. 90.]

—!— **Aus Littauen.** (betr. d. roh. Kulturzustd. u. d. Demoralisat. unter d. Littauern besond. in d. Kreis. Tilsit, Heydekrug u. Memel.) [**Kgsb. Neue Ztg.** 1866. No. 14.]

Von Königsberg nach Pr. Eylau u. **Masuren.** [**Kgsb. Hartungsche Ztg.** 1865. No. 302. (1. Beil.) 1866. Beilagen zu No. 1. 2. 6—9.]

Masurische Sprichwörter. [Graud. Ges. 1866. No. 6.]

Nachrichten üb. d. Bevölkerungs-Verhältnisse im **(Danziger)** Reg.-Bez. [**Danz. Amtsbl.** 1865. No. 47.]

(Ueber die Ergebnisse der) Grundsteuer-Veranlagung nach dem Gesetz. v. 21. Mai 1861. (im Reg.-Bez. **Gumbinnen.**) [**Gumbinn. Amtsbl.** 1865. No. 50. 51.]

R., das Konfirmandenhaus in **Bäslack** (im Kreise Rastenburg.) [**Evangel. Gemeindebl.** 1865. No. 52.]

Einweihung des Kreis-Johanniter-Krankenhauses zu **Bartenstein** im Reg.-Bez. Kgsbg., Kreis Friedland am 20. Dez. 1865. [**Ostpr. Ztg.** 1865. No. 305.]

R. E., Aus **Culm** vom 8. Okt. u. d. 22. Okt. [**Torn. Wchbl.** 1865. No. 160. 168.]

Culm u. d. Kloster der barmherz. Schwestern. [Ebd. 1865. No. 205.]

(Dr. Prutz' Vortrag im) **Gewerbeverein** (zu Danzig 1. Febr. üb. e. Episode aus der **Danzig.** Gesch.: die Jahre 1410 u. 1411, m. besond. Berücksichtig. der **Letzkau'schen** Katastrophe.) [**Danz. Ztg.** 1866. No. 3450.]

Die Entwässerung der Stadt **Danzig.** (betr. die sehr erhebl. Schattenseiten des Wiebeschen Projects.) [**Westpr. Ztg.** 1866. No. 15. 16.]

Handels- u. Gewerbeberichte aus **Danzig.** [Preußisch. Handelsarchiv 1865. No. 9. 12. 16. 20. 27. 32. 34. 40. 42. 50].

Börsen-Ordnung f. d. Stadt **Danzig.** [**Danz. Amtsbl.** 1865. No. 42.]

Mäkler-Ordnung f. d. Stadt **Danzig.** [Ebd. No. 43.]

Das Stiftungsfest des **Gewerbevereins** in **Danzig.** [**Danz. Ztg.** 1866. No. 3426.]

Naturforschende Gesellsch. zu **Danzig.** (Dr. S. Bericht üb. d. ord. Sitzg. v. 2. Jan. 1866. Jahresber. f. 1865 erstatt. durch d. Direct. d. Gesellsch. Dr. **Bail**: 2 Mitgl. gest., 5 ausgetret., 29 neu aufgen., im Gz. 75 einheim. Mitgl.; 16 ord. u. 12 außerord. Sitzg.; Forts. der seit 1852, resp. 1862 begonnenen meteorolog. Beobachtgen. in Hela u. Neufahrwasser; Hrsgabe. e. neu. Hfts. (cf. Altpr. Monatsschr. II, 382.); Verhdlg. üb. Begründung e. zoolog. Gartens; Subvention v. 4000 Thlr. durch d. Prov.-Landtag; Zuwachs der Biblioth. um ca. 140 Bde. meistens durch Austausch u. Geschenke; liter. Vbindg. m. 78 wissch. Vereinen; erhebl. Vermehrg. d. naturhist. Cabinets durch Geschenke.) [**Danz. Ztg.** 1866. No. 3438.]

Statist. Notizen üb. **Elbing** für d. J. 1864. [**Elbing. Anz.** 1865. Beil. zu No. 78.]

Handels- u. Gewerbeberichte aus **Elbing.** [Pr. Hdlsarchiv. 1865. No. 15. 19. 21. 26. 29. 35. 40. 43. 50.]

Elbing. (Zum 50jähr. Jubiläum des 8. Ulanen-Reg. — j. Ostpr. Ulanen-Regim. No. 8

genannt — d. 29. März 1865. Oberst v. Krosigk skizz. d. Gesch. des Regim.) [**Elb. Anz.** 1865. No. 27.]

Denkschr. betr. d. Zustd. des **Westpr.** Landarmenfonds u. der damit verbund. Bessergs.-Anstalt in **Graudenz** im J. 1864. [**Danz Amtsbl.** 1865. No. 45.]

X **Gumbinnen.** (Feier des 50jähr. Bestehens d. litt. **Friedensgesellsch.** zu **Gumbinnen.** 18. Jan. 1866.) [**Pr. Litt. Ztg.** No. 17.] (Chronik der Gesesch.: 505 Mitgl., Kapital 12,770 Thlr., Einnahme: 638 jährl. Zinsen. 635 Thlr. Jahres-Beiträge, zus.: 1273 Thlr., wovon 27 Stipendiaten untstzt. wd. Seit Bestehen d. Gesellsch. im Ganz. 173 untstzt.) [**Gumb. Amtsbl.** No. 4.]

Eine Fahrt v. **Elbing** nach d. Seebad **Kahlberg.** [Globus. 9. Bd. 7. Lfg.]

Handels- u. Gewerbeberichte aus **Kgsbg.** [Pr. Hdlsarch. 1865. No. 13. 15. 19. 22. 29. 31. 36. 39. 51.]

Kgsbg. (Statist. Uebersicht der Thätigkeit der **Feuerwehr** im J. 1865.) [**Ostpr. Ztg.** 1866. No. 3.]

Der **Kunstverein** (zu **Kgsbg.** vertheilt als Vereinsblatt pro 1866 unt. s. Mitgl. den **Kpfstich.** von **Trossin** nach Lessing's betendem Mönche am Sarge Heinr. IV.) [Ebd., 1865. No. 306.]

Verein z. **Rettung Schiffbrüchiger** zu **Kgsbg.** (Aufruf vom 5. Jan. 1866. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** u. **Ostpr. Ztg.** No 9 u. wiederholt. cf. **Ostpr. Ztg.** 18.] (constituirt den 26. Jan. mit Anschluß an den allgem. deutsch. Verein in Bremen.) [**Hartg.-sche Ztg.** u. **Ostpr. Ztg.** No. 23.] (cf. Ebd. No. 35.)

Die Decke des groß. Saales im **Kneiphöfischen Junkerhofe** mit dem neu. Mittelbilde von **Joh. Heydeck.** [**Kgsbg. Hartg. Ztg.** 1865. 1. Beil. zu No. 306.]

Handels- u. Gewerbeberichte aus **Memel.** [Pr. Hdlsarch. 1865. No. 9. 12. 19. 23. 27. 32. 35. 39. 44. 50.]

Die Idioten-Anstalt in **Rastenburg.** [**Kgsbg. Amtsbl.** 1866. No. 8.]

Mittheilungen üb. d. Irren-Anstalt zu **Schwetz.** [**Danz. Amtsbl.** 1865. No. 44.]

Beiträge zur Gesch. **Thorns.** 1. Dr. **L. Prowe,** die Wiedervereinigung **Thorns** mit Preußen (aus d. Prov.-Bl.) [**Thorn. Wchbl.** 1865. No. 100—102.) 2. Dr. **R. Brohm** d. **Thorner** Hochztsordng. im 17. u. 18. Jahrh. [Ebd. 103—105.] 3. **L. P(rowe),** d. Pulverexplosion z. **Thorn** i. J. 1807. [Ebd. 106.] 4. **L. P(rowe), Thorn's** Anhänglk. an Preußen. 5. **L. P(rowe),** Z. Gesch. d. Folter in Preußen. [Ebd. 139.]

Eine histor. Notiz üb. d. **Thorner** Stadtwappen. (cf. Hans Meininger, Heraldisches in „Westermann's illustr. dtsch. Mtshften." 12. Hft. Spt. 1865; mehr Fabel, als geschichtl. Beglaubigtes.) [Ebd. 149.]

Handels- u. Gewerbeberichte aus **Thorn.** [Pr. Hdlsarch. 1865. No. 12. 13. 25.]

Copernicus-Verein zu Thorn. (ord. Sitzg. 8. Jan. 1865. [**Thorn. Wchbl.** 6.] 6. Febr. [22.] öff. Stzg. 19. Febr. Geburtstag des Patrons [29.] ord. Stzg. 14. März [44. 45.] 3. Apr. [55.] 8. Mai [75.] 12. Juni [93.] 3. Juli [106.] 7. Aug. [125.] 4. Spt. [141.] 16. Oct. [164.] 6. Nov. [176.] 11. Dec. [196.])

Das 25. Stiftgsfest des **Thorner Singvereins.** [**Th. Wchbl.** 1865. No. 41.] Zur Festfeier 1. u. 2. Apr. 1865. [Ebd. 47. 53.] Zur 25jähr. Jubelfeier. 1. die Adresse. (Festgruß an Dr. **Wilh. Sgfr. Hirsch** b. d. 25. Stiftgsfest des Thorn. Singvereins.) 2. Jubellied auf Dr. Hirsch (in griech. Spr. vfaßt v. Prof. Dr. **Janson,** metr. übers. vom Vf.) [Ebd. 54.] 3. Das Festgedicht v. Gymnas.-Lehr. Dr. **Bobstein** vfaßt. 4. Die Festlieder. [Ebd. 56.]

Das 50jähr. Stiftgsfest des **33. ostpr. Füsilier-Regiments** No. 33 am 12 u. 13. Dec. 1865. in Köln (früher in **Thorn** garnisonirt.) [Ebd. 199. Beil.]

Handels- u. Gewerbeberichte aus **Tilsit.** [Pr. Hdlsarch. 1865. No. 12. 15. 18. 20. 27. 31. 35. 40. 42. 49.]

Das Kgl. Hauptgestüt **Trakehnen** in Ostpr. [Illustr. Ztg. 1865. No. 1172.]

Wehlau. (Corresp. betr. d. histor., landsch. u. gewerbl. Bedeutsamk. der jetzt ca. 6000 Einw. zählend. Stadt.) [**Kgsbg. Hartg. Ztg.** 1866. Beil. z. 19.]

Strümpell, **K. E. v. Baer's** Ansichten üb. Schule u. Schulbildg. [Balt. Monatsschr. 12. Bd. 4. Hft. Oct. 1865.]

Nekrolog des Dr. **Ferd. Deneke,** Mitarb. d. Danz. Dampfb., † 4. Nov. 1865. [**Danz. Dampfb.** 260.]

Ed. Heinel's Ged. v. J. 1825: „Dieses Blattes (scil. „Elbing. Anzeigen") Glückwunsch z. neu. Jahr." wied. abgedr. [**Elb. Anzeig.** 1865. No. 16.]

Zur **Löschinstiftung.** (Löschin's Erklärg., daß er d. Zinsen des ihm an sm. Jubiläumstage v. s. früh. Schülern überreicht. Kapitals v. 1000 Thlr. zur fortlauf. Ergänzg. fr. der St. Johannisschule hinterlaß. Biblioth. — besond. reich für dtsche. National-lit. — [**Danz. Dampfb.** 1865. No. 302. **Westpr. Ztg.** No. 303. vgl. **Danz. Ztg.** No. 3388.]

Amtsjubiläum des Predigers an St. Barbara zu Danzig **Carl Ernst Oehlschläger** d. 30. Oct. [**Danz. Ztg.** 1865. No. 3290. **Danz. Dampfb.** 254.]

T., Amtsjubiläum (des Pfarrers **Otto v. Schaewen**) in Allenburg. [**Ev. Gemeindebl.** 1866. No. 5.]

Pfarrer **Schnur** in Mühlhausen † 29. Dec. 1865. (Nekrolog.) [**Danz. Ztg.** 1865. No. 3400.]

Nekrolog (des Kgl. Superint. **Carl Gottfr. Samuel Thiel.** 27. Jan. 1866 in **Strasburg** †) [**Graud. Gesell.** 1866. No. 17.] Z.

Skizzen aus Alt-Preussen.

Von

Bernhard Ohlert.

(Vgl. Altpr. Mtsschr. I, 289—312.)

II. Das frische Haff.

Höchst eigenthümliche Bildungen sind die beiden großen Flußmündungsseen dicht am Gestade der Ostsee, das frische und das kurische Haff. Ersteres ist ausgezeichnet durch den landschaftlichen Reiz eines großen Theils seiner Uferumsäumung. An Größe zwar von dem kurischen Haff weit übertroffen, ist es doch ein mächtiger Wasserspiegel, der, durchschnittlich über eine Meile breit, etwa 12 Meilen lang, einen Flächenraum von fast 15 Quardratmeilen überbreitet. Er verdankt seine Entstehung den Wassern zweier bedeutender Ströme, der Weichsel, die zwei von ihren drei Armen, die Nogath und die Elbinger Weichsel mit einer großen Anzahl kleiner Wasseradern in seinen südwestlichen Winkel ergießt, und des Pregels, der ungetheilt in den nordöstlichen Winkel einströmt. Zwischen beiden die äußersten Enden des Sees einnehmenden Mündungen ergießen sich noch eine Anzahl zum Theil ziemlich wasserreicher Flüßchen hinein, der Elbing, die Baude bei Frauenburg, die bei Braunsberg vorbeifließende Passarge, die Frisching bei Brandenburg, dazwischen kleine Bäche. Von dem Flüßchen Frisching, an dessen Mündung zur Zeit des deutschen Ordens ein wichtiger Hafen und Ankerplatz war, rührt wahrscheinlich der Name her, nicht wie man wohl geglaubt hat, davon, daß es später als das kurische entstanden und daher frisches, neues Haff genannt worden. Der altpreußische Name ist Halibo. Für die ganze Ufergestaltung des frischen Haffs ist es nun von besonderer Bedeutung, daß zwischen jenen beiden Hauptstromgebieten ein nicht unbedeutender Höhenzug, hier die

Wasserscheide beider, sich einschiebt, der von Elbing bis Frauenburg dicht an's Ufer tritt, dann etwas zurückweicht und erst an seinem Ende in der vorspringenden Spitze von Balga wieder bis dicht an's Haff reicht. Wahrscheinlich hat in frühern Zeiten diese Trennung des Weichsel- und Pregelgebiets sich bis auf das von beiden Flüssen gebildete Wasserbecken erstreckt. Der Balgaer Spitze gegenüber, unweit Pillau bei Kamstigall springt gleichfalls das Gestade deutlich hervor; die gleichartige Lagerung der Schichten an beiden Höhen scheint auf einen früheren Zusammenhang zu deuten; von beiden aus erstrecken sich Untiefen, aus Lehm und Sandschichten mit Steinen untermischt, sogenannte Haken, weit hinein. Auch erzählt der Preußische Chronist Lucas David ausdrücklich, daß früher beide Landvorsprünge so nahe zusammen gereicht, daß nur eine leicht durchwadbare Wasserrinne dazwischen gewesen.

Der schmale vorgelagerte Landstreifen, der das Haff von der See trennt, ist theils die frische Nerung, von den Mündungen der Elbinger Weichsel bis zum Pillauer Tief oder Seegat in einer Länge von 7½ Meile sich erstreckend, theils die Landzunge am Südwestende der Halbinsel Samland von Burg Lochstädt in der Nähe des Städtchens Fischhausen bis Pillau. Beide Theile der Begränzung zeigen dieselbe Formation, eine Breite, die zwischen 100 bis etwa 500 Ruthen variirt bei wechselnder Höhe über dem Wasserspiegel, die freilich selten weit über 100 Fuß hinausgehen dürfte, und an einzelnen Stellen z. B. bei Lochstädt nur 10 bis 15 Fuß beträgt. Nimmt man hinzu, daß sie auf dem größten Theil ihrer Ausdehnung nur aus Sanddünen besteht, so kann man ermessen, wie schwach diese Scheidewand sein muß. Und in der That hat in der kurzen Zeit, daß wir historisch beglaubigte Nachrichten von dieser Gegend haben, seit Eroberung des Landes durch den deutschen Orden, die Stelle des Durchbruchs verschiedentlich gewechselt. Noch am Anfange des 14. Jahrhunderts gab es zwei Meerengen, für das Königsberger Haff das Pregelgebiet bei Lochstädt, für das Elbinger Haff ganz am Anfang der Nerung, Elbing gegenüber, bei Vogelsang. Beide versandeten und zwar das Elbinger Tief nicht durch den Kampf feindlicher Elemente, sondern in Folge der Rivalität und Handelseifersucht zweier Städte. Die Danziger versenkten in der schmalen Durchfahrt einige mit Steinen beladene Schiffe, der von Sturm

und Welle darüber gehäufte Sand vollendete das Werk und die für den Handel Elbings so äußerst günstig gelegene Fahrstraße war zerstört. Ob Hessen-Darmstadt die Idee seiner famosen Biebericher Expedition, die ein guter Pendant zu diesem Stückchen ist, aus dem Studium der alten Historie von Preußen entnommen, stelle ich dahin. — Natürlich mußte nach Verschluß beider Mündungen die sich aufstauende Wassermasse einen andern Ausweg suchen; dies geschah bei Alt-Tief, etwa zwei Meilen südlich von Pillau. Auch dies versandete allmählich um 1456 und es entstandt bei Alt-Pillau etwas nördlich von der jetzigen Stadt Pillau ein neuer Durchbruch, der sich mehr südlich erweiterte und 1510 bei einem heftigen Nordweststurm die Richtung nahm, die er noch jetzt hat. — Wenn nun auch die Fahrstraße durch die Nerung seitdem unverändert geblieben ist, so hat die geringe Stabilität des Walles sich in anderer Hinsicht als sehr verderblich gezeigt, besonders seit der bekannten Abholzung der Wälder auf der frischen Nerung unter der Regierung Friedrich Wilhelm I. Der weiter und weiter vorrückende Flugsand hat seitdem nicht allein auf den Nerungen Aecker, Wiesen, ganze Dorfschaften zerstört und begraben, sondern versandet auch die Wasserfläche der Haffe mehr und mehr in für den Handel bedrohlichster Weise. Die Kosten, welche die Anpflanzungsversuche zur Verfestigung der Dünen, das Ausbaggern des Fahrwassers oder die zum Schutze desselben angelegten Molen bereits verschlungen haben und noch verschlingen werden, lassen sich nur nach Millionen zählen. —

Näher auf die interessanten Verhältnisse einzugehen muß ich mir hier versagen; übrigens sind dieselben sehr eingehend in verschiedenen Aufsätzen der „Preußischen Provinzialblätter“ geschildert.

Die Tiefe dieses großen Wasserbeckens ist, wie seiner Entstehung nach schon zu erwarten war, nirgend bedeutend, an der Pregelmündung nur $7^1/_2$ Fuß, sonst wohl zwischen 9 und 16 Fuß, bis zu welcher Tiefe sich der Grund jedoch sehr allmählich abdacht, so daß man an den meisten Stellen viele hundert Fuß weit hineingehen kann. Zahlreiche Haken erstrecken sich überdies bis tief hinein, so daß größere Schiffe an eine schmale Fahrstraße gebunden sind, die mit weißen Tonnen, auf denen kleine bebuschte Stämmchen sich wiegen, bezeichnet ist. Zudem fällt und sinkt das Niveau der Wasserfläche unter dem Einfluß verschiedener Winde bedeutend, so daß

die Schifffahrt nicht ohne Gefahr ist. Für das gewöhnliche Bedürfniß des Handelsverkehrs ist die Tiefe der Wasserstraße im Ganzen ausreichend und wird durch unermüdliche Thätigkeit auf diesem Standpunkt erhalten. Nur für die mächtigen Dreimaster, Schiffe von 4 bis 500 Tonnen Tragfähigkeit, die der blühende Elbinger Schiffbau liefert, genügt die Tiefe unter gewöhnlichen Umständen nicht. Da muß oft Monate lang gewartet werden, bis durch starke in günstiger Richtung wehende Winde das Wasser zu ungewöhnlicher Höhe aufgestaut wird, so daß der Coloß durch Schleppdampfer in die hohe See, sein Element, bugsirt werden kann. —

Nach diesem allgemeinen Ueberblick möchte ich meine Leser ein wenig längs dem Gestade herumführen, natürlich nur da verweilend, wo wir es interessant und schön finden, einen wirklichen Marsch meilenweit durch den Sand der Dünen keinem von ihnen zumuthend.

Beginnen wir mit dem nordöstlichen Winkel, der Mündung des Pregels, die durch das hübsche Landschlößchen Holstein, in der Gestalt eines großen lateinischen H gebaut und in einem anmuthigen Parke gelegen, bezeichnet wird. Längs des nördlichen Ufers zieht sich mehrere Meilen weit und tief landeinwärts sich erstreckend die Kapornsche Haide, ein mächtiger Forst, aus Tannen und Fichten bestehend. (Ich bediene mich hier der in der ganzen Provinz gebräuchlichen Bezeichnung, füge aber hinzu, daß wir unter Fichte den in Deutschland meist Kiefer genannten Baum, Pinus sylvestris L. und unter Tanne die Pinus abies L. oder Abies excelsa Dec. verstehen, die anderwärts Rothtanne oder Fichte genannt zu werden pflegt.) Dies sind die einzigen massenhaft vorkommenden Nadelholzbäume unserer Wälder, sie finden sich selten gemischt, meist an einer Stelle nur die eine oder die andere. Auf dem Schauplatz unserer Schilderung herrscht im Allgemeinen im nordöstlichen Theil die Tanne, im südwestlichen die Fichte vor. Der dichte, hochstämmige Wald, forstmäßig bewirthschaftet und durch gerade Durchhaue in Schläge getheilt, ist zwar etwas einförmig, besonders da das Terrain eben ist, doch macht die Stille und Einsamkeit zwischen den dicht sich drängenden hundert und mehr Fuß emporstrebenden mächtigen Säulen dem Durchwandernden einen wundersam imposanten Eindruck. Es ist noch etwas von dem altpreußischen Character in dieser Gegend; die hohen Wipfel durchweht noch ein Hauch jener Zeit, wo der

Donnergott Perkunos in heiligen Hainen verehrt wurde. Noch haust hier das mächtige Elen mit seinem flachen schaufelartigen Geweih.

Mitten in der Haide erinnert ein schlichtes Denkmal, vier behelmte Häupter mit vier Armen auf der Spitze eines hohen Ständers, die so genannte Vierbrüdersäule, an eine Episode aus einem furchtbaren Kampfe der Ordensritter mit den Urbewohnern des Landes. Die Sage berichtet, daß unweit von hier auf seiner Burg Konoweidit Martin Golin, einer der deutschen Einwanderer, mit drei Freunden unzertrennlich verbunden, gehaust und von hier aus seine Rachezüge gegen die heidnischen Preußen, die seine Schwester grausam zu Tode gemartert hatten, und gegen die Litthauer unternommen habe, weithin gefürchtet und ihrem Hasse trotzend. Endlich wurden die vier Kampfgesellen allein von einer großen Schaar überfallen. Rücken an Rücken geschlossen, vier kräftige, schwertbewaffnete Arme zur Vertheidigung schwingend trotzten sie lange der Uebermacht und erlagen endlich nach heldenmüthigem Widerstande.

Das Nordufer des Haffs verfolgend gelangen wir an das Städtchen Fischhausen (Der Name ist aus Bischhausen, Bischoffshausen entstanden, da hier von 1289 bis zur Reformation der Sitz der Samländischen Bischöfe war), am Grunde einer tief nach Norden eindringenden Bucht gelegen, wo das Haff seine größte Breite hat, da das gegenüberliegende Ufer östlich von Balga wohl drittehalb Meilen entfernt ist. Das unbedeutende Städtchen bietet nichts Bemerkenswerthes; aber in der Nähe, an der schmalsten und niedrigsten Stelle der nerungsartigen Landzunge, in welche Samland gegen Südwesten ausläuft, befinden sich die Ruinen der Burg Lochstädt. Im Jahre 1264 erbaut, zu welcher Zeit noch ein Tief an dieser Stelle Haff und See verband, war sie bestimmt die Einfahrt zu schützen. Obwohl viel kleiner, zeigt sie ganz den Baustyl des Marienburger Schlosses, der Hauptsache nach recht wohl erhalten. Auch hier finden wir jene Mauern mit ragenden Zinnen, jene bogigen Thore, die schön gewölbten hallenden Corridore und vor Allem jene Gemächer und Säle, deren kühn gewölbte, hoch emporstrebende Decke auf einem schlanken Pfeiler ruht, der sich nach oben zu in eine Krone schön gebogener Zweige spaltet, in die durch bunt gemalte Fenster der Strahl der Sonne gedämpfte, mystisch gefärbte Lichter sendet. Einen um so schwermüthigeren Eindruck macht die überall herein-

brechende Zerstörung und das kleinlich-dürftige moderne Alltagsleben, das sich hie und da in den alterthümlichen Bau eingenistet. Die einförmig öde Sanddüne, noch öder und todter, seit die lebende Wasserader, die einst hier vorbeileitete, sich schloß, ist eine passende Umgebung für diesen Sitz der Vergänglichkeit alles Irdischen. —

Hier in Burg Lochstädt war es, wo der edle Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen von seinem Verdränger und Nachfolger Michael Küchmeister von Sternberg Jahre lang bis an seinen Tod (1429) gefangen gehalten wurde. Selten wohl hat Undankbarkeit und Egoismus sich in so schreiender Weise gezeigt, wie diesem Helden gegenüber, dessen Umsicht, Muth und Standhaftigkeit allein der Orden nach der furchtbaren Niederlage bei Tannenberg (1410) die Erhaltung des Ordenshaupthauses Marienburg und somit Rettung des Landes vor der Herrschaft der Polen zu verdanken hat. In der That, wenn es dem Polenkönige Jagiel mit seinen Tatarenhorden damals gelungen wäre, die Marienburg zu erobern, war es nach aller menschlichen Voraussicht um Preußen als Vormauer deutscher Gesittung gegen den slavischen Osten geschehen, war die Entwickelung der Preußischen Monarchie in der Weise, wie sie statt hatte, eine Unmöglichkeit.

Zwischen hier und Pillau bei dem Gute Neuhäuser ist ein zwar nicht großer, aber üppig bestandener Laubwald von Weißbuchen und Eichen, während die Gegend ringsum sandig und öde ist. Wohl vorzüglich diesem Contrast hat die freundliche Oase den stolzen Namen des Pillauer Paradieses zu verdanken. Ein alter Königsberger Professor freilich hat diese Benennung ernst genommen und mit einem Aufwande stupender Gelehrsamkeit unumstößlich aus der Bibel bewiesen, daß hier die Stelle des wirklichen Paradieses gewesen, aus dem Adam und Eva durch den Engel mit dem feurigen Schwerte verwiesen wurden.

Das Städtchen Pillau selbst, ein echtes Handels- und Schifferstädtchen, ist ein wahres Muster von Sauberkeit und Nettigkeit. Die meist kleinen Häuser, an denen nirgend eine Spur von Baufälligkeit und Verfallenheit sich zeigt, mit freundlich lebhaftem Anstrich und hellen Spiegelfenstern sehen wie die Schiffskajüten in vergrößertem Maaßstab aus. Auf der vorspringenden Spitze der Halbinsel steht der 100 Fuß hohe, schlanke Leuchtthurm, der sich nach oben zu allmählich verjüngt und mit einer gläsernen gewölb-

ten Kuppel gekrönt ist. Seine blendend weiße Säule ist selbst am Tage von der Haff- wie von der Seeseite her viele Meilen weit sichtbar. Das ganze Städtchen liegt überhaupt auf der vorspringenden Landzunge in ringsum flacher Gegend wie auf einem Präsentirteller da, weithin einen sehr freundlichen Anblick darbietend, sowohl wenn man zu Schiff, namentlich von der Elbinger Seite her sich ihm nähert, als auch von der gegenüberliegenden hohen Küste bei Balga, in fast 2 Meilen Entfernung, von wo man mit dem Fernrohr bequem in die geraden Straßen hinein sehn und sich an dem rührigen Treiben ergötzen kann. Höchst lohnend ist die Umschau von der Kuppel des Leuchtthurms. In nächster Nähe die Stadt mit ihren Festungswerken und dem Hafen voll großer und kleiner Schiffe, darunter oft ein paar Dampfer, die den regelmäßigen Verkehr zwischen Königsberg, Danzig und Elbing vermitteln. Fast Dreiviertel des Gesichtskreises nimmt die Wasserfläche von See und Haff ein, nur durch den ganz schmalen Landstreifen der Nerung von einander geschieden, die hier weithin aus kahlen Dünen gelben Sandes besteht, das Meer breite mächtige Wellen mit weißen Schaumkämmen dahinrollend, das Haff in weniger hohen, kürzern und unregelmäßigen Wellen sein gelbliches Wasser in's Meer wälzend, wo es in unvermischtem Strome hinfließend bisweilen bis Brüßterort, der Nordwestspitze des Samlands sich verfolgen läßt, scharf abgegrenzt gegen die grünlichen Meeresfluthen. Die gegenüberliegenden Haffufer, die Höhe von Balga mit ihrer Burgruine und den stattlichen Gutsgebäuden, das Städtchen Brandenburg treten deutlich vors Auge.

Der nordöstliche Quadrant des Gesichtskreises ist von Land erfüllt, und zwar übersieht man fast das ganze Samland; die gegen Norden verlaufende Seeküste, anfangs größtentheils kahl und ziemlich flach, später durch den fast 300 Fuß hohen Hausenberg, an dessen Fuße das schöne Kirchdorf German liegt, unterbrochen, an der Spitze von Brüsterorth mit ihrem schönen Leuchtthurm endigend. (Hier beiläufig die Bemerkung, daß die in preußischen Ortsnamen häufig vorkommende Endung „orth," wie in Steinorth, Pusterorth, Sorgenorth nicht Ort (locus), sondern Spitze bedeutet.) Nach Osten hin erblickt man zunächst die Fischhauser Bucht mit dem Städtchen und Burg Lochstädt, dann den schwarzen Tannenwald der Kaporuschen Haide. Das zwischen diesen beiden Gränzlinien sich ausbrei-

tende Samland ist im Ganzen eine nur leicht wellige Ebene, nicht gerade dicht mit Dörfern und Landgütern besetzt, die aber eine, für den Ueberblick recht angenehme Abwechselung von bebautem Feld, Wald und sogenannten Palwen, einem Mittelding zwischen Wiese und Haide zeigt. In seiner Mitte ragt der fast 400 Fuß hohe, schön bewaldete Galtgarben, die bedeutendste Erhebung der ganzen Gegend recht imponirend hervor.

Die Festungswerke von Pillau, deren erster Grund von Gustav Adolph während seines Krieges mit Polen gelegt wurde, sollen nur zum Schutz der schmalen Einfahrt durch das Tief dienen; ob sie den furchtbaren Zerstörungswaffen der Neuzeit gegenüber dies leisten können, muß ich dahingestellt lassen. Seine Hauptwichtigkeit hat Pillau als Hafenstadt Königsbergs, und wird seinen Zweck, nun es mit demselben durch eine Eisenbahn in Verbindung gesetzt ist, die schon längst dringendes Bedürfniß war, in erhöhtem Maaße erfüllen können. Bei entwickelteren und lebhafteren Verkehrsverhältnissen, als sie derzeit noch in unsrer Provinz herrschen, würde übrigens wohl noch eine directere Verbindung des Hinterlandes mit der See in's Werk gesetzt werden. Pillau gegenüber auf der Südseite des Haffs zwischen Balga und Brandenburg in der Station Wolitnick streift die große Eisenbahnstraße ganz dicht am Gestade des Haffs vorbei. Der Theil des Güterverkehrs, der nicht über Elbing und Danzig die Verbindung mit dem Meere sucht, würde sie offenbar hier auf dem directesten und kürzesten Wege finden, vorausgesetzt freilich, daß eine bequeme Fahrstraße durch das Haff auch für größere Schiffe eingerichtet würde.

Wir lassen uns über das wenige Ruthen breite Tief auf die Nerung übersetzen. Gleich nachdem wir die an ihrer Spitze postirten Zoll- und Lootsen-Häuschen, in deren Umgebung dürftiges Weidengestrüpp sich angenistet, im Rücken haben, empfängt uns ein schmaler Damm kahlen, fliegenden Sandes, meilenweit sich hinziehend, selten durch dürftige Anpflanzungen unterbrochen. Seltsam ist eine solche Wanderung durch eine Wüste zwischen endlos ausgedehnten Wasserflächen. In das großartige aber einförmige Bild kommt nur ein Wechsel durch die verschiedenen Färbungen und Beleuchtungseffecte des Himmels und ihren Widerschein in den Wasserspiegeln auf beiden Seiten. Kein Laut als das Knistern des Sandes unter unsern Füßen, das Rauschen der Meereswogen, ab und zu unterbrochen

durch den schrillen Schrei der Möwe. Der mühsam den tiefen Sand durchwatende Wandrer sinkt bisweilen bis unter die Arme ein, wenn er an eine Stelle geräth, wo früher ein Baum gestanden; der Stumpf ist vom Sande überweht und nach und nach verrottet, daß die spärlichen Ueberreste den Raum nicht mehr erfüllen. Unweit des Tiefs war (in den ersten vierziger Jahren) bei einem heftigen Nordsturm ein Barkschiff weit auf die Düne geschleudert; das wenig versehrte Schiff wurde von einem unternehmenden Königsberger Kaufmann für einen mäßigen Preis erstanden. Dasselbe nach der See zu wieder in's Wasser zu ziehen und flott zu machen, daran war wegen der großen Seichtigkeit des Strandes gar nicht zu denken. Auf der Haffseite aber führt das Fahrwasser mit genügender Tiefe dicht bei der Nerung vorbei, und es kam also darauf an, den Koloß über die Nerung herüber ins Haff zu schaffen. Das kühne Unternehmen gelang mit nicht allzu großen Kosten und die verwegene Speculation war geglückt. Wahrscheinlich ist kaum mehr die Stelle zu erkennen, wo einst Menschenkraft und Menschenkunst nach mühevoller Anstrengung einen solchen Triumph gefeiert.

Fast sechs Meilen weit trägt die Nerung diesen Character völliger Oede und Kahlheit durch einige wenige kleine Dörfer und einzeln stehende Häuser, alle an der Haffseite, und spärliche Anpflanzungen von Sandhaargras oder Strandhafer (Elymus arenarius) unterbrochen. Nur der westliche Theil von dem Dorfe Kahlberg an ist mit Wald bewachsen, dem nach der See zu allerdings ein Dünenstreifen von wechselnder Breite vorgelagert ist.

Der Name Kahlberg deutet darauf, daß wir auch hier keine üppige Vegetation zu erwarten haben, und noch vor einigen zwanzig Jahren fand sich hier nichts als ein ärmliches Fischerdörfchen am Haffufer sich ausbreitend zwischen ziemlich dürftiger Kieferwaldung. Zur Badezeit, besonders während der Sommerferien pflegte es von einzelnen Elbingern besucht zu werden, besonders von Lehrern, diesen vorzugsweise erholungsbedürftigen und in materieller Hinsicht leicht zu befriedigenden Wesen. Von irgend welchen Bequemlichkeiten war kaum die Rede. Aber der gerade hier sehr günstige Badegrund und kräftige Wellenschlag verbunden mit den Reizen der Lage, die ein sinniger Naturfreund bald entdecken mußte, machte die wenigen Kenner des Orts zu seinen begeisterten Verehrern. Als nun im

Jahre 1840 einige unternehmende Elbinger Kaufleute aus England ein Dampfboot kauften, das erste, welches die Gewässer der Provinz Preußen befuhr, (mit Ausnahme eines schon im Jahr 1827 gleichfalls von Elbingern gemachten, aber verunglückten Versuchs, da das Schiff, der Copernikus, gleich bei der ersten Fahrt strandete und zu Grunde ging) um regelmäßige Fahrten zwischen Elbing und Königsberg einzurichten, brach für Kahlberg eine neue glänzende Zeit an. Zunächst durch die Bemühungen dieser Dampfbootactionäre, deren Beispiel bald andere Elbinger folgten, wurde in Kurzem aus Kahlberg ein reizender Badeort mit allem irgend zu wünschenden Comfort geschaffen, der nun in der Badesaison eine stets wachsende, zum Theil Heilung, mehr aber noch Vergnügen suchende Bevölkerung aus immer weitern Kreisen an sich zieht. Der vom Haff aus allmählich ansteigende Sandberg ist terrassirt und zu üppigen Gartenanlagen mit den mannigfaltigsten Laubbäumen und Büschen, einem reichen Blumenflor, herrlichen Orangerieen umgewandelt, mit dem eleganten und bequemen Hauptgasthause, dem Belvedere gekrönt. Es verdient seinen Namen. Die Aussicht über das Haff, dessen jenseitiges Ufer gerade an dieser Stelle, wo aus dichtem Walde hoch vom Berge das Kloster Cadinen herausschaut, die größte Schönheit und Lieblichkeit zeigt, ist wundervoll, zumal Abends, wenn die Scheibe des Vollmonds über dem dunkeln Waldstreifen emporsteigt.

Eine Menge anderer Logirhäuser oder Villen wohlhabender Elbinger sind meistens mit großem Geschmack errichtet, wobei in der Regel die Anlage des Belvedere zum Muster gedient hat. Wohl galt es die ausdauerndste Anstrengung, hier eine solche üppig grünende Oase hervorzuzaubern, und wenigstens bei den Elbingern wird der Name des Mannes, dem vorzugsweise Anstoß und Ausführung dieses Unternehmens zu verdanken ist, des Kaufmanns Georg Wilhelm Härtel lange in dankbarer Erinnerung bleiben. Von einem guten Theil der großen Summe frohester, genußreichster Empfindungen einer Menge froher Menschenherzen kann er sich als Schöpfer und Förderer ansehn.

Allerdings ist durch die ursprüngliche Lage des Dorfs, dem die neuen Gebäude sich meistens anreihten, das Kahlberger Leben ein wenig zu sehr von der See fort nach dem Ufer des Haffs gerückt. Der Weg über die hier ziemlich breite und wohl gegen 200 Fuß hoch ansteigende Nerung

zum Theil durch Sand ist beschwerlich. Spaziergänge und gesellige Vergnügungen halten sich meistens mehr an der Haffseite. Die Seeluft kann nur sehr mittelbar über den bewaldeten Bergrücken in's Dorf bringen. Dafür erfreut es sich einer äußerst geschützten Lage, welche selbst bei sehr rauhem Wetter und bis spät in den Herbst hinein ein behagliches Verweilen im Freien erlaubt. Dazu der würzig-heilsame Hauch des Fichtenwaldes. — In der That kann man sich hier nach südlicheren Regionen versetzt glauben. Ist doch selbst ein sonst erst im südlichen Deutschland und Italien einheimischer Schmetterling, der schöne Oleanderschwärmer, hier eingebürgert und kommt Jahr für Jahr aus. —

Der Botaniker findet auf diesem characteristischen Terrain eine reiche Ausbeute. Die spärliche aber interessante Flora der Sanddüne setzt sich vornehmlich aus folgenden Pflanzen zusammen: Die Anpflanzungen zur Verfestigung der unbeständigen Sandwellen bestehen besonders aus dem Sand-Haargras (Elymus arenarius) und dem Sandhalm (Ammophila arenaria,) deren Wurzeltriebe unter der Oberfläche weithin nach allen Seiten sich erstrecken. Ueberhaupt ist weite Ausbreitung der Wurzeln fast allen Dünenpflanzen eigenthümlich, wodurch allein die nöthige Befestigung im Boden und Zuführung ausreichender Nahrung ermöglicht wird. So namentlich höchst auffallend bei dem Beifuß (Artemisia), wo die Wurzelausläufer an der Oberfläche zu Tage kommen und wie riesenhafte haarige Spinnenbeine aussehen. Häufig sind, wie längs dem ganzen Strande, Stiefmütterchen in mannigfaltiger Färbung, Salzkraut (Salsola Kali), Honkenya peploides, der Meersenf (Cakile maritima); ferner Linaria odora (oder Loeselii), sehr ähnlich dem bekannten gemeinen Leinkraut (Löwenmaul) Linaria vulgaris, nur zierlicher und wohlriechend; von Schmetterlingsblüthlern der gelbe Wundklee (Anthyllis vulneraria, die Spielart maritima) und die sonst seltene Meererbse (Pisum maritimum), im Bau ganz ähnlich der weißen Erbse, nur zarter und mit schönen rosa Blüthen. Wohl die schönste Dünenpflanze ist die stattliche Stranddistel, Seemannstreu (Eryngium maritimum) mit ihren bläulich grünen schön gezackten Blättern.

Wo auf der Höhe der Düne niedere Fichten mit knorrigen Aesten und weitausgreifenden Wurzeln sich angesiedelt haben, ist der Boden mit einer fast ununterbrochenen Decke der mannigfaltigsten Flechtenarten überzogen.

Diese zierlichen Gewächse, die wir sonst meistens nur den Stamm alter Bäume und die Wände von Felsen und Steinblöcken bekleiden sehn, decken hier rasenartig den Boden, indem ihre lose dem Sande aufliegenden rundlichen Polster, sich dicht an einander drängend, zusammenfließen, und geben der Gegend einen ganz nordischen Character. Wenn nach einem Regen die sonst staubdürren Zweiglein anschwellen, lebhafte und sehr mannigfaltige Farbennüancen annehmen und ihre zierlichen Zäckchen und Blättchen entfalten, staunt man über den Formenreichthum dieses mikroskopischen Waldes. Besonders reich vertreten sind Arten von Cladonia, die Hauptmasse bildet die Rennthierflechte Cladonia rangiferina, dagegen scheint das sogenannte Isländische Moos (Cetraria Islandica) hier zu fehlen. Uebrigens bildet der Flechtenrasen hier ein Hauptnahrungsmittel der recht zahlreichen Rehe, wie in Lappland und den Sibirischen Tundren der Rennthiere.

Mehr nach der Haffseite, wo der Boden nicht so steril und die Gewalt der Flugsand führenden Winde durch die vorgelagerte Düne gebrochen ist, streben die Fichten zu mächtigen Säulenschäften empor, und zwar um so mehr, je weiter nach Westen man kommt, in den Waldgürtel, der bei der Abholzung des größten Theils der Nerung verschont blieb. Die Bergkette bildet hier eine Menge kesselförmiger Thäler, in denen der Boden feuchter, die Vegetation üppiger ist. Wir finden hier fast alle Characterflanzen, welche derartigen Localitäten im nördlichen Deutschland eigen sind, die Blau- und Drunkelbeere (Vaccinium myrtillus und uliginosum), die Preusselbeere (Vacc. Vitis Idaea) in großer Menge, so daß hunderte von Fässern davon nach Elbing geschickt werden, seltener die zierliche Moosbeere (Oxicoccos palustris), deren weitkriechende Stengel mit den zierlichen myrthenähnlichen, unterseits bläulichgrünen Blättchen besonders auf dem Torfmoos (sphagnum) Netze schlingen und die Krähen- oder Rauschbeere (Empetrum nigrum). Häufig ist auch der Porst (Ledum palustre) mit seinen weißen, nicht unangenehm, aber in größerer Menge stark betäubend riechenden Blüthen, wenn er auch nicht, wie in manchen Torfbrüchen weite Strecken überzieht, die während der Blüthezeit wegen des betäubenden Geruchs zu durchwandern nicht ohne Gefahr ist. Ab und zu findet der Botaniker zu seiner Freude Arten von Pyrola (P. minor, umbellata, uniflora) mit ihren zierlichen rosa Glöckchen; und eine seltene Orchidee die Goodyera repens

mit weißen Blüthen. Auch die Linnaea borealis, dieser Liebling aller Pflanzenkundigen von der Zeit des Vaters der Botanik her, von dem sie den Namen trägt, mit ihrem rosa Glöckchenpaar und dem feinen Vanillegeruch hat hier ihren Standort. Mächtige Farrenwedel (besonders von Pteris aquilina dem Adlerfarrn, Aspidium felix mas, Polypodium vulgare wachsen hier in ungewöhnlicher Ueppigkeit und Stärke, der Bärlapp (Lycopodium clavatum) mit seinen moosartigen, dicht belaubten, immergrünen Stengeln kriecht weithin durch die Moosdecke. Zur Vervollständigung unseres übersichtlichen Gemäldes der Pflanzendecke füge ich noch hinzu, daß der meistens sehr schmale Sandstreifen am Ufer des Haffs, soweit er nicht von den ärmlichen Gartenbeeten neben den Fischerhäusern mit etwas Gemüse und ein paar bunten Blumen, besonders Gartenmohn und der wohlriechenden spanischen Wicke eingenommen wird, besonders von Weidengestrüpp, den mächtigen, unterseits weißlich grünen Blättern des gelbblühenden Huflattigs (Tussilago farfara) und Röhricht, um das sich wohl die Zaunweide mit ihren großen weißen Blumentrichtern schlingt, bestanden ist. Merkwürdig ist, daß trotz der scheinbar fast gleichen Bodenbeschaffenheit hier und am Strande des Meeres doch nur wenige der eigentlichen Dünenpflanzen den Kamm der Nerung überschreiten, um sich hier anzusiedeln, und noch weniger findet eine Wanderung in entgegengesetzter Richtung statt. Der weit hinein sehr seichte Spiegel des Haffs ist am Rande von ausgedehnten Wiesen von Simsen (Scirpus lacustris), hier vom Volk allgemein Binsen genannt, umsäumt, dazwischen die gewöhnlichen Wasserpflanzen, die schöne Blumenbinse oder Wasserhortensie (Butomus umbellatus) mit ihrer hellrosarothen Blüthendolde, die gelbe und die weiße Seerose (Nymphaea lutea und alba) auch Menyanthes nymphoides mit den rundlichen denen der Mummel ähnelnden aber viel kleineren Blättern und der zierlichen gelben Blumenkrone hat hier eine Fundstelle.

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die characteristischen Erscheinungen der Thierwelt: Ich erwähnte schon, daß der zwar schmale, aber mehrere Meilen weit, noch über den Anfang der schmalen Landzunge der Nerung hinaus sich hinziehende Wald von zahlreichen Rehen bevölkert ist. Die flinken, zierlichen Thiere, die in dem ganzen Revier sehr geschont werden, lassen sich oft ganz in der Nähe des Dorfs sehn, kaum verscheucht

vom Plaudern und Lachen einer frohen Gesellschaft. Da, wo der Dünen- und Waldgürtel nicht an die Oberfläche des Haffs, sondern an die üppig grünenden Niederungswiesen stößt, mischen sie sich ab und zu unter die plumpen Rinder, die dort weiden, schwimmen auch wohl über die dort sehr breite Weichsel, um in den Gärten der Gehöfte ihren Besuch abzustatten. Einen vielstimmigen, muntern Vögelchor darf man hier nicht zu finden erwarten. In dem stillen, fast nur von Insecten durchsummten Fichtenwalde hört man ab und zu das Hämmern eines emsigen Spechts. Mächtige Raubvögel, Habichte, Weihen, auch wohl der Seeadler (Falco albicilla) und der Fischadler (Falco haliaëtos) ziehen hoch in der Luft ruhigen Fluges ihre weiten Kreise. Die Familien der Sumpf- und Schwimmvögel sind hier gewiß durch zahlreiche Arten vertreten; als bemerkenswerth sind mir aufgefallen mehrere Reiherarten (Ardea cinerea, stellaris und minuta), der gehäubte und der gehörnte Steißfuß (Podiceps cristatus und cornutus) und in der Nähe des Dorfes Pröbbernau auf einem mit mächtigen, fast kahlen Fichten bestandenen Dünenhügel nisten zahlreiche Kormorane (Carbo Cormoranus).

Manches Charakteristische finden wir endlich aus der Classe der Insecten. Beim Marsche durch die sandigen Waldpartieen wird man von unzähligen Schaaren kleiner grauer Grillen (Acheta) umhüpft, verschiedene Arten schnellfliegender Cicindelen (Raubkäfer) haben hier ergiebige Jagd. Der aufmerksame Beobachter entdeckt leicht im beweglichen Sande die kleinen Trichter, aus deren Grunde er sicher ist, den Ameisenlöwen, mit aufwärts gerichteten Freßzangen den Raub erwartend (die Larve eines libellenartigen Thiers Myrmecoleon formicarius) hervorzugraben. Das besonders am Haffufer sich hinziehende dichte Weidengestrüpp, überhaupt der Sitz ungezählter Arten von Spinnen, Käfern und anderm kleinen Gethier, wird von ungeheuren Mückenschwärmen durchsummt, daß man fernen Orgelklang zu vernehmen glaubt. Eine große, zierliche Art derselben, mit grünschillernden Flügeln, die im Dunkeln phosphorisch schimmern, verbreitet sich des Abends weit über den Spiegel des Haffs. Aufgefallen ist mir die gewaltige Menge von Gallen, von sehr verschiedener Gestalt und an verschiedenen Gewächsen, an denen man diese eigenthümlichen, durch den Stich verschiedener Blattwespen hervorgebrachten Umbildungen und Wuche-

ungen sonst nicht zu finden pflegt, so daß der Entomolog in diesem Felde hier einer reichen Ausbeute gewiß wäre.

Doch wir wollen unsern Blick nicht von dieser Welt im kleinen, die allerdings viel des Schönen und Interessanten und wohl nicht bloß für den Naturforscher von Fach darbietet, gefangen nehmen lassen. Wahrlich es lohnt hier, ihn frei in's Weite schweifen zu lassen. Von manchen Stellen des Dünenkammes kann man See und Haff zu gleicher Zeit sehen. Besonders auf einem Punkte, dem sogenannten Blocksberg ist die Umschau großartig. Ein ca. 300 Fuß hoher, ziemlich isolirt stehender Berg, auf seinem Gipfel mit einzelnen, ruhigen Fichten gekrönt, überragt den ganzen Höhenzug in seiner Umgebung. Beide Wasserflächen füllen fast den ganzen Gesichtskreis, der Waldstreif in der Mitte läuft nach der Pillauer Seite hin für das Auge immer schmaler zusammen, so daß Meer und Haff sich dort zu vereinigen scheinen. Das jenseitige großentheils bewaldete Ufer des Haffs schaut mit großer Deutlichkeit herüber. Rings tiefes Schweigen, nur das Brausen der See schallt zum Ohre. Ueber uns zieht ein mächtiger Raubvogel seine Kreise. Hier war einst eine zahlreiche, bunte Menge Badegäste vereinigt, und doch wurde der Charakter feierlicher Stille, die über der Stätte schwebt, kaum durch einen Laut unterbrochen. Alle waren in andächtiges Schweigen, entzücktes Staunen versenkt. Es war im Juli 1853, bei der totalen Sonnenfinsterniß, als nach völliger Bedeckung der leuchtenden Scheibe dies seltsam geheimnißvolle Dunkel am Tage nur durch das Licht der Sterne und jenen wundervollen Strahlenkranz erhellt wurde, bis man dem ersten wieder aufleuchtenden Sonnenstrahl entzückt entgegenjauchzte. Wohl von keinem Standpunkt aus wird das wunderbare Phänomen so in seiner vollen Pracht sich gezeigt haben. Die Centrallinie der Zone der totalen Verfinsterung, längs welcher die Dauer der Verfinsterung die längste ist, ging fast genau durch diese Stelle. Und nun die wunderbaren Effecte der Beleuchtung auf beiden Wasserflächen, den gelben Dünen und dem dunkeln Fichtengrün! Der Geist Gottes schwebte über den Wassern — Und es ward Licht. Es kann kein erhabeneres Bild dieser Schöpfungsmomente gedacht werden, als sich hier dem entzückten Auge aufthat. —

Die Bewohner von Kahlberg und Pröbbernau sind fast einzig und

allein auf den Fischfang angewiesen; selbst das Aufblühen Kahlbergs als Badeort hat darin wenig geändert, da der geringe Ertrag ihres Landes an Milch, Butter und Obst den Bedürfnissen der Badegäste gegenüber wenig in Betracht kommt, die vielmehr größtentheils von Elbing her per Dampfboot erfüllt werden müssen. Wie wenig das hierwachsende Getreide und Obst zu rechnen ist, sieht man am besten daraus, daß die eifrigsten und umsichtigsten Steuererheber dieser Consumtibilien, die Spatzen, die ganze Nehrung als einen Ort, wo nichts für sie zu holen ist, vermeiden. Für die Erhaltung des kleinen Viehstandes sorgt das Haff mit seinen Binsenwiesen. Viele hundert Schritte weit vom Ufer kann man das schwerhinwandelnde Hornvieh mitten im Wasser sehn, in ruhigem Behagen wiederkäuend, von munter paakenden Enten umschwommen. Wenn gegen Ende des Sommers die mehrere Ellen hohen Binsen ihre größte Ausbildung erlangt haben, gehts an die gemeinschaftliche Ernte. Alt und Jung, Männer und Weiber besetzen die zahlreiche Haff-Flottille. Wetteifernd werden die dicht stehenden Binsen geschritten, die kleinen Kähne hochbeladen an den Strand gefahren, die Binsen werden auf dem Ufersande flach zum Trocknen ausgebreitet, und dann schnell wieder zurück an die Arbeit. Denn eine Abgränzung des gemeinsamen Schatzes in gesonderte, dem oder dem gehörige Felder ist nicht möglich, und so ist jede Familie auf Schnelligkeit angewiesen, um sich möglichst viel zu sichern. Es geht dabei fröhlich und friedlich zu, wie überhaupt die Bevölkerung still und gutmüthig ist. Von dem kühnen Seemannscharakter anderer Strandbewohner ist aber nicht viel bei ihnen zu spüren. Das mag zum Theil seinen Grund darin haben, daß sie ihren Erwerb vorzugsweise auf den ergiebigen Fischfang im Haff, das die gewöhnlichen Süßwasserfische, namentlich auch Aale in reicher Fülle liefert, angewiesen sind, wo die Fahrt doch nur ausnahmsweise besondere Kühnheit und Geschicklichkeit erfordert. Freilich haben sie auch Kähne am Meeresufer, doch pflegen sie sich nicht weit hinaus zu wagen, um Flundern, Dorsch und Strömlinge (eine Art Häringe), den Hauptertrag des Seefischfangs zu erbeuten. Auch der Stör mit seinem wunderlichen Hornpanzer, bisweilen von 12 bis 15 Fuß Länge wird erjagt, weit seltener ein Seehund oder auch ein Delphin, ein „Seeschwiin", wie die Leute ihn nennen. Zu kühnen Lootsenfahrten ist keine Veranlassung. Als

vor mehreren Jahren bei einem Sturme ein Boot mit sieben Männern schon nahe bei der Küste umschlug, wagte die Bemannung eines andern Boots in nächster Nähe auch nicht einmal den Versuch der Rettung, und alle sieben kamen um, da schwimmen zu lernen nie Einem einfällt. Ja sie thun es grundsätzlich nicht, da sie meinen, daß einer, der schwimmen kann, wenn er in's Wasser fällt, sich nur länger quälen müsse; sich der Gefahr durch eigene Kraft zu entziehn, kräftig und mit Anstrengung um den Preis des Lebens zu ringen, ist nicht in ihrer Art. An dieser Energielosigkeit mag wohl auch ihre Dürftigkeit und mangelhafte Ernährung Schuld tragen. — Die Hauptnahrung sind Dorsch und Flundern, Kartoffeln ein Leckerbissen, Brod steht fast gar nicht auf ihrem Küchenzettel.

Das Badeleben in Kahlberg ist ein sehr munteres und wechselvolles. Der größte Theil seiner Gäste sucht nicht sowohl Herstellung von ernstlichen Leiden, sondern Erholung, Kräftigung und Vergnügen. Daher drängen sich Tanz, Concert und Lustparthieen, theils zu Lande, theils über Haff nach Reimannsfelde und Cadinen hinüber. Der in Badeörtern so gewöhnliche Luxus beginnt wohl auch hier seine prätentiösen Schaustellungen zu entfalten, doch hat der fröhliche und ungenirte Ton, der hier vorherrscht, ihm und einer steifen Etikette keineswegs das Feld geräumt. Er dient vorläufig nur als bunte, wechselnde Staffage des reizenden Schauplatzes heiterer, phantasievoller Lust. Täglich landen Dampfböte an, und vermitteln einen lebhaften Verkehr mit Königsberg, Braunsberg, Frauenburg und besonders mit Elbing, dessen fashionables Publicum während der Badezeit mehr hier als in der Stadt zu finden ist. — Eine hübsche Sitte herrscht hier, daß Jeder beim Schluß der Badecur zum Abschied den Göttern des Meeres einen selbstgewundenen Kranz zum Opfer darbringt als kleine Gabe des Dankes für Wochen des reinsten, frohesten Lebensgenusses, die von Blumen der Freude, wie in reichen, ununterbrochenen Guirlanden freundlich durchflochten waren.

Doch wir müssen von dem freundlichen Fleckchen Erde uns losreißen. Wir besteigen das Dampfboot, das nach Elbing geht; der weit in's Haff bis zur Haltestelle führende Bretterstieg ist mit freundlich grüßenden Badegästen besetzt; die schrille Pfeife des Dampfers ertönt und die Schaufelräder setzen sich in Bewegung. Wir nähern uns mehr und mehr dem

gegenüberliegenden Ufer, das mit den schönen Kammlinien seiner steil ansteigenden Küste, gekrönt mit reichen Waldmassen, immer deutlicher hervortritt. Auf ein vom Maste herabwehendes Flaggensignal hin kommt von Reimannsfelde der reizend gelegenen Wasserheilanstalt her uns ein Boot entgegen, wohl tausend Schritt weit in's Haff hinein. Ich und mein Gepäck sind im Nu eingeschifft und fort braust der Dampfer, während unsre kleine Nußschale fast bis zum Umkippen in seinem schäumenden Kielwasser schaukelt. Mit langen Stangen von zwei rüstigen Bootsleuten weitergeschoben ist der Kahn bald an Land und ich steige die mäßige Anhöhe auf einem bequemen Treppensteig, von Buchen und anderm Laubholz überwölbt, bis zu der geräumigen Platte, auf der die Cur- und Logirhäuser, zwischen anmuthigen Gartenanlagen voll Blumenstücken und schattigen Alleen alter Kastanien und Linden sich ausbreiten. Von der Friedlichkeit und Behaglichkeit des Plätzchens zeugt die unglaubliche Menge von Schwalben, die überall unter den Gesimsen der Häuser nisten und schwirrend die Luft erfüllen. Freilich ist kaum eine Gegend günstiger für die Thierchen zu erdenken als diese Seite des Haffgestades. Bei der fortwährenden Veränderung in der Höhe des Wasserspiegels finden sich immer Stellen des thonigen Grundes bloßgelegt, wo sie das Baumaterial ihrer Wohnungen ordentlich kunstmäßig geschlämmt, aufs beste zur Verarbeitung passend vorfinden. Um solche Stellen schwirren sie denn aber auch so dicht wie Fliegenschwärme in rastlosem Hin- und Wiederfliegen. Dicht unter der obersten Kante des steil abstürzenden Hochplateaus längs der ganzen Küste bis zum Einfluß des Elbings sieht man die Eingänge zu den Nestern der Uferschwalben in unglaublicher Menge. Ein wenig mehr landeinwärts auf der allmählich ansteigenden Hochebene erhebt sich die geschmackvolle Villa des Besitzers von Reimannsfelde, von reizenden Gartenanlagen umgeben, die in den schönsten Waldpark übergehen. Mit anerkennenswerther Liberalität ist der Eintritt den Badegästen gestattet. Der ziemlich weite, anmuthig durch dichtschattenden Laubwald, Hügel auf und ab bis zur kühlen Quelle führende Weg, den jeder Curgast, dessen Kräfte irgend dazu reichen, zweimal des Tages machen muß, wird wohl das wirksamste, jedenfalls das angenehmste Heilmittel sein, das Reimannsfelde seinen Besuchern bietet. Da ich im Uebrigen ganz entschieden des Glau-

bens bin, Wasser thue es freilich nicht, möchte ich mir den sonst höchst reizenden Ort nicht zum dauernden Aufenthalt wählen. Anders wie in Kahlberg sind die hiesigen Badegäste meistens ernstlich Kranke, unter denen zu leben für den Gesunden wahrlich nichts Angenehmes hat. Dagegen habe ich einmal ganz in der Nähe während mehrerer Wochen, die mir in behaglichster Weise verstrichen Villeggiatur gehalten, und ich möchte die übrigen Ausflüchte, die ich noch in Gesellschaft des freundlichen Lesers zu machen gedenke, von hier aus unternehmen.

Wenige hundert Schritte von Reimannsfelde, nach Elbing zu, auf dem nächsten noch höhern klippenartigen Vorsprung liegt eine kleine Besitzung, Hopehill (Hoffnungshügel) genannt. Sie gehörte vor Zeiten einem in Elbing wohnenden englischen Kaufmann. Der poetische Name deutet darauf, daß derselbe von hier aus hoffnungsvoll dem Einlaufen seiner Schiffe entgegenzusehen pflegte, die ihm aber nicht einen ersehnten Freund oder eine bang erwartete Geliebte, sondern ganz einfach seine Handelsgüter, Colonialwaaren oder Häringe zuführen sollten. Das von ihm errichtete Landhaus ist abgebrochen, von den ehemaligen Parkanlagen keine Spur; nur eine Reihe hoher Pappeln erinnert an die frühere vornehme Epoche. Jetzt wohnt hier ein halb bäuerlicher Besitzer in einem freundlichen Hause, an das ein kleiner ländlicher Garten stößt.

Werfen wir zunächst einen Blick landeinwärts. Ein Paar Schritte vom Hause gelangt man an eine kleine Erhebung, von der aus man im Grunde eine Wassermühle mit ihrem brausenden Wehr an einem kleinen Bache sieht, der zu einem mit Röhricht und Wasserpflanzen umkränzten Teich aufgestaut ist. Drüber weg erheben sich Hügelreihen, in anmuthigem Wechsel bald mit Fichten, bald mit nickenden Birken und andern Laubbäumen bestanden; dazwischen kleine Fleckchen üppiger Felder mit wogenden Aehren, da das vielfach durchschnittene wellige Terrain nur unterbrochen die Beackerung zuläßt. So freundlich der Anblick ist, wählen wir doch öfter unsern Platz auf dem Vorsprug der Klippe am Haff, dessen weiter Wasserspiegel mit den wechselnden Effecten der Beleuchtung zu träumerischer Betrachtung einladet. Vor uns hat sich durch das Hervorbrechen von Quellungen, die das lockere Erdreich zum Zusammensturz gebracht und nach und nach weggeschwemmt haben, eine kleine Thalbucht gebildet, wie

sie ab und zu die steile Küstenwand unterbrechen. In diesen geschützten Buchten, wo oft Erdreich von sehr verschiedener Beschaffenheit zusammengeschwemmt und unter einander gemischt wird, wachsen Sträuche und Blumen in üppigster Fülle und reichster Manichfaltigkeit. Erlengestrüpp und Weiden, wilder Schneeball, Schleedorn, Hollunder und besonders wilde Rosen in großer Menge und Pracht, dazwischen der bunteste Blumenflor, unter denen rothe Waldnelken, blaue Glocken, Haidekraut, Feldthymian und der gelbe Mauerpfeffer (sedum acre) besonders in's Auge fallen! Auf beiden Seiten dieses Amphitheaters zieht sich die Bergwand schroff und ziemlich kahl hin, felsähnlich mit kühner Gestaltung des Randes, der hie und da mit einer nickenden Birke oder einem seltsam verwachsenen Fichtenbusch bekrönt ist. Der vorspringende Landungsplatz von Reimannsfelde mit dem weit in's Haff führenden Steig und einige der dortigen Gebäude schließen nach dieser Seite die Aussicht. Der ganze Raum der Thalbucht war noch etwa 12 Jahre vorher ein Ackerfeld auf der Platte der Hochebene. Um seinen übrigen Besitz vor ähnlicher Einbuße zu schützen, hat der fleißige Besitzer den schroffen Rand dicht mit Weiden bepflanzt und dadurch zu verfestigen gesucht.

Das Haff breitet sich an dieser Stelle nicht als eine völlig ununterbrochene Wasserfläche aus. Dicht am Gestade haben sich eine Menge meistens fast kreisrunder Binsen-Inselchen gebildet, die theils an sich selbst, theils durch ihren Einfluß auf die Kräuselung und Wellenbewegung des Wassers anmuthige Abwechslung in die einförmige Fläche bringen. Die Anwohner entsinnen sich noch der Zeit, wo dieser Theil des Ufers frei davon war. Weiter nach Elbing zu ist der ganze südwestliche Winkel des Haffs mit geringen Unterbrechungen von Binsenwiesen und dichtem Röhricht erfüllt und ein allerdings sehr allmähliches Fortschreiten dieser Verkrautung mit Sicherheit voraus zu sehen. Alle anstoßenden Ländereien erfahren dadurch und durch Ablagerung von Schlamm und Erde einen im Lauf der Jahre nicht ganz unbeträchtlichen Zuwachs. Da überdem der ganze Theil des Haffs zwischen dieser Küste und dem durch Molen abgegränzten weit hinein fortgesetzten Fahrwasser des Elbings äußerst seicht ist, so liegt der Gedanke nahe, durch Trockenlegung dieses ganzen Seewinkels eine beträchtliche Bodenfläche schönen Wiesenlandes zu gewinnen. In

Anregung ist die Sache schon gekommen, doch wird das ziemlich weitschichtige Unternehmen in unserer Provinz, die weder an Capital noch Unternehmungsgeist Ueberfluß hat, wohl noch eine Weile auf seine Realisirung warten müssen, zumal die Besitzungen vieler verschiedener Interessenten anstoßen. Vorläufig haben wilde Enten und andere Wasservögel in ungeheurer Menge hier ebenso wie in der ganz ähnlichen Localität des Drausensees ihr Reich. Da aber diese Vögel scheu sind und sich aus dem schwer zugänglichen Binsen- und Schilfmeer selten herauswagen, bilden sie nur selten die Staffage unserer Seelandschaft. Das thun vorzugsweise die Möwen, die in verschiedenen Arten in gleichfalls unzählbaren Schaaren die weiten Wasserflächen unsrer Provinz bevölkern. Mit pfeilschnellem graziösem Fluge sieht man sie die Luft durchschneiden, wo dann die langen, spitzen, weißschimmernden Fittige einen schönen Contrast gegen die grauen Wolken bilden, in denen der Sturm herangezogen kommt. Auch den grauen Reiher sieht man ab und zu vorüberziehen in höchst eigenthümlichen Fluge, den langen Hals nicht wie der Storch gerade vorgestreckt, sondern S-förmig rückwärts gebogen.

Fast immer sieht man den Spiegel des Haffs freundlich belebt. Alle anliegenden Ortschaften treiben hier eine lebhafte Fischerei. Die mäßig großen Böte mit ihren weißen Seegeln sieht man oft in großer Anzahl ruhig über die Fläche gleiten; dazwischen ab und zu ein größeres befrachtetes Handelsschiff und mehrmals am Tage die Dampfer zwischen Elbing und Kahlberg, Elbing und Königsberg, Elbing und Danzig, die hier so nahe vorbeikommen, daß man das Stampfen ihrer Schaufelräder hören, das Aufspritzen der Wellen sehen kann. Wunderlich sieht es aus, wenn von der diesseitigen Küste aus ein Schiff beladen werden soll, mit Heu, Getreide oder Faschinen, die in Menge in den Wäldern hier geschlagen werden, und deren zur Errichtung und Ausbesserung der Nogat- und Weichseldämme eine ungeheure Quantität erforderlich ist. Die Schiffe müssen bei dem seichten Wasser viele hundert Fuß ab vom Gestade halten. Bis zu ihnen hin wird die Ladung auf hochbepackten Wagen gefahren, so daß das Wasser oft den Pferden bis zum Bug steigt.

Dann wieder ist's herrlich, wenn am späten Abend, wenn längst die Sonne zur Ruhe gegangen und der Widerschein ihrer letzten Strahlen

verglommen ist, tiefes Schweigen über der weiten Fläche ruht, daß man das Rauschen der Meereswellen von jenseits der Nerung her geheimnißvoll gedämpft vernehmen kann.

Von großem Interesse ist die Beobachtung des Himmels und der Witterungserscheinungen von dieser Warte aus, die einen so großen Theil des Horizontes überschaut. Die weite Wasserfläche des Haffs mit seiner eigenthümlichen Umgränzung übt einen bedeutenden Einfluß auf das Wetter in weitem Umkreis aus. Ueber ihm erheben sich die dichten Haffnebel, die oft genug bis Elbing und tiefer in's Land hinein Regen bringen. Oft erscheint es als eine Wetterscheide, indem Gewitter nur bis zur Mitte seines Spiegels vordringen und dort mit großer Heftigkeit sich entladen, ohne das Ufer zu erreichen. Im täglichen Verlauf der Winddrehung und davon abhängigen Witterungserscheinungen herrscht eine gewisse Regelmäßigkeit, deren Gesetze den anwohnenden Landleuten und Fischern wohl bekannt sind. Furchtbar schön und erhaben war der Anblick eines Gewitters, das gegen Abend aufziehend, bis tief in die Nacht dauerte, fast den ganzen Horizont umziehend und von verschiedenen Seiten her seine grellen Blitze versendend. An drei Stellen in der Niederung jenseits des Binsenmeers sah man den rothen Feuerschein getroffner Gebäude aufsteigen. Die phantastischen Formen der Klippen in der momentanen Beleuchtung eines besonders hellen Blitzes, der Widerhall des Donners von der Wasserfläche und den umgebenden Bergen machten einen wunderbaren Eindruck. —

Wie ich selbst von diesem reizenden Asyl aus nach allen Richtungen hin Streifereien unternahm, möchte ich auch meine Leser noch ein wenig mit mir führen. Der ganze Theil des Haffufers vom Einfluß des Elbings bis in die Nähe Frauenburgs, auf eine Strecke von fast vier Meilen, bis tief in's Land hinein ist ein Fleck Landes von überraschender Lieblichkeit. Der bewaldete Bergzug, der vom sogenannten Oberland her über Preuß. Holland bis Elbing zieht und in der Nähe dieser Stadt so anmuthige Berg- und Waldpartien bildet, tritt in seinem weitern Verlauf bis an's Haff heran, als eine wellige Hochebene, die, wie schon erwähnt, gegen das Haff hin fast überall steil abfällt. Sie wird von einer Reihe von Hügelketten durchzogen, die meist senkrecht gegen die Uferlinie des Haffs streichen, und ab und zu von Bächen durchbrochen, die sich tiefe, gewundene Thäler

mit schroffen Wänden ausgewaschen haben und mit starkem Gefälle über Kies und Rollsteine dahin murmeln. Characteristisch ist die äußerst anmuthige und manichfaltige Formation dieser kleinen Hügel, an deren graziös geschwungenen Contouren man wahre Schönheitslinien studiren kann. Ohne Zweifel verdankt diese Gegend ihre wellige Erhebung vorzugsweise von innen heraus wirkenden vulkanischen Kräften. Aber es ist kein tiefer, lang gehaltener Athemzug, kein heftig krampfhaftes Zucken der alten Erde gewesen, es scheinen die leisen Wallungen einer sanft freudigen Regung gewesen zu sein, die hier Gestalt gewonnen haben. Die oft sehr steile Böschung mancher kleinen Kuppen tritt uns recht deutlich vor Augen, wenn wir den Baumwuchs auf ihnen betrachten. Namentlich die gefügigen Birkenstämmchen sind, um an der schrägen Wand zu wurzeln und doch ihrem Trieb des Aufwärtsstrebens zu genügen, genöthigt, dicht über der Wurzel eine krumme Beugung zu bilden. Es kommt dadurch in ihre dichten Reihen scheinbar eine hastige Bewegung; es ist, als wurzelten sie eilig den Anhang herab, um zu irgend einer festlichen Versammlung verschwisterter Baumgeister ja nicht zu spät zu kommen.

Ueberhaupt erhält die ganze Gegend doch ihren Hauptreiz durch die reiche und manichfaltige Bewaldung, in welcher Hinsicht wahrlich wenige Gegenden Nord-Deutschlands sich mit ihr werden messen können. Die Nadelbäume, Tanne und Fichte, die meistens, keine andern Bäume neben sich duldend, in starrer Einförmigkeit weite Strecken überziehen, treten hier an Zahl zurück, gerade genug, um durch ihre charaktervollen Gestalten einen angenehmen Contrast gegen die weit überwiegende Laubmasse zu bilden. Geradezu alle überhaupt in Norddeutschland vorkommenden Laubhölzer sind hier vertreten. Es dominirt die Rothbuche, die einige Meilen weiter nach Osten, bei Brandenburg, die Gränze ihres Vorkommens erreicht, aber hier gerade noch in voller Pracht sich findet. Daneben die Weißbuche oder Hainbuche, besonders in dichten, heckenartigen Wänden das Unterholz bildend. Die Eiche seltener zu ganzen Hainen vergesellschaftet, findet sich überall verstreut in wundervollen vielhundertjährigen Stämmen mit mächtigen Kronen in wunderlich gothischer Verästelung. Die freundlich würdige Linde, neben der Roßkastanie besonders gern in der Nähe menschlicher Wohnungen gehalten, hat sich gleichfalls vielfach in die Wälder zerstreut.

Außer den auch in andern Gegenden meist häufigen Birken, Espen, Eschen und Weiden will ich nur hervorheben, daß die Eller oder Erle hier in einer Größe und Mächtigkeit vorkommt, daß sie mit den stärksten Eichen wetteifert, und daß auch die Arten der sonst so seltenen Ulme oder Rüster in schönen, kräftigen Stämmen sich finden.

Den Höhepunkt erreicht die Schönheit des Waldes in den Gütern Panklau und Cadinen. Die Panklauer „heiligen Hallen", ein wundervoller Buchenhain und die Panklauer oder Cadiner Aussicht werden vorzugsweise von Naturfreunden aus der Umgegend aufgesucht und fremden Besuchern gezeigt. Von der letzten muß ich, so mißlich dies auch ist, eine Schilderung zu machen versuchen. Wir selbst sitzen von Eichen umschattet unfern des Waldrandes. Vor uns breitet sich ein tiefes Kesselthal von großer Weite aus mit dem üppigsten, manichfaltigsten Baumwuchs erfüllt, worunter als besonders characteristisch, gewissermaßen das Wahrzeichen der Stelle, noch ziemlich im Vordergrunde sich eine riesige Tanne heraushebt. Gegenüber, wo die Thalwand wieder ansteigt, sieht man das Kloster von Cadinen, seit Jahren unbenutzt und innerlich im Verfall, aber äußerlich wohl erhalten mit seinem hohen rothen Dach und kleinen Thürmchen. Gleich an die bewaldete Bergwand scheint sich der Haffspiegel zu schließen, trotz der bedeutenden Verkürzung noch in beträchtlicher Breite, von weiß schimmernden Segeln belebt. Rechts erstreckt sich eine flache Landzunge tief hinein, auf der das kleine Städtchen Tollemit mit rothen Dächern und einem spitzen Kirchthurm sich erhebt. Begränzt wird das Haff in weitem Bogen durch die zum größern Theil bewaldete Nerung, doch erblickt man rechts noch die kahlen, gelben Sandhügel östlich von Kahlberg. Drüber weg aber zeigt sich noch ein breiter Streifen der See, welcher den Horizont schließt. — Steigen wir abwärts nach Cadinen zu, anfangs dem Rande des Thals folgend, den herrlichsten Baumgruppen vorbei, so enthüllt sich in immer neuen Durchblicken und Aussichten, oder vielmehr Einsichten, seine bedeutende Ausdehnung und manichfaltige Gliederung. Das stattliche Gutshaus selbst liegt in der Ebene, vor sich einen sehr geräumigen, musterhaft rein gehaltenen Hof, von den zahlreichen, schmucken, ziegelgedeckten Wirthschaftsgebäuden, Wohnungen der Instleute und einem Gasthause für die häufigen fremden Besucher umgeben, einen großen Teich in

der Mitte. Hinter dem Gasthaus der große Garten, in sehr richtigem Verständniß nicht parkartig, sondern in alt-französischem Geschmack angelegt, mit breiten, geraden Gängen, bald von uralten Kastanien- und Linden-Alleen, bald von dichten Buchenhecken eingefaßt, mit runden Rasenplätzen, Blumenrabatten, Orangerien und einem Springbrunnen, dann in Terrassen allmählich bis zu der beträchtlichen Höhe ansteigend, auf der zwischen riesigen alten Linden, Eschen, Kastanien und Wallnußbäumen das Kloster steht. Jedes Nachkünsteln der Natur würde sich in dieser wunderbaren Wälderpracht kleinlich ausnehmen.

Das Kloster, ein Bernhardinerkloster, seit beinahe 40 Jahren aufgehoben ist kein alter Bau, im Basilikenstyl, einfach und prunklos, doch machen die Kirche, das Refectorium mit seiner flachen Wölbung, die langen, hallenden Corridore, die verlassenen Zellen der Mönche einen feierlichen Eindruck, der nur durch den kindischen Muthwillen der Besucher, die überall an den Wänden sich durch Inschriften zu verewigen getrachtet haben, gestört wird. Oben an dem nach dem Haff gekehrten Giebel ist ein Balcon angelegt, von dem man eine herrliche Aussicht hat. Schöner aber noch ist's, wenn man den gefährlichen Aufgang über verfallene Treppen und Stiegen zu der Spitze des Thurms nicht scheut. Man sitzt dann mitten im dichtesten Waldesgrün und schaut den Bäumen über die belaubten Häupter weg auf den Spiegel des Haffs. —

Diese ganze Gegend verdankt einen guten Theil ihres Reizes dem glücklichen Umstand, daß sie eine Anzahl größerer Güter umfaßt, deren Besitzer nicht genöthigt ängstlich dem bloßen Erwerb nachzustreben, das Vermögen und den Sinn haben, ihrer Umgebung Reiz und Schönheit zu wahren. Auf den ebneren Stellen der Hochebene allerdings, die einst gewiß gleichfalls bewaldet waren, sieht man jetzt üppige Felder sich breiten, aber fast überall schließt den Horizont ein dicht grünender Laubkranz; die Höhen, auch wenn ihren kräftigen Ackerboden Axt, Rodehacke und Pflug dem Anbau unterworfen haben, sind meist mit einzelnen Baumgruppen, die man verschont hat, gekrönt, um anmuthigen Wechsel in das Bild zu bringen. Die mächtigen Eichen des Forst's, die zum Schiffbau in Elbing für enorme Preise verwerthet werden könnten, verweigert der Gutsherr dem drängenden Eifer des Händlers. — Die geschmackvollen Gutshäuser

und Villen, bald auf hoher Bergspitze mit weiter Umschau, bald im still umfriedeten Thal im Schatten alter Bäume liegend, von Gartenanlagen, die sinnig dem Charater der Umgebung angepaßt sind, alles dies zeugt dafür, daß der Sinn der Bewohner nicht verschlossen geblieben für den Odem der Schönheit, der über das glückliche Stück Erde ergossen ist. Möge es so bleiben!

Aber eben so characteristisch und nicht weniger reizend sind einige Bauerdörfer, besonders die dicht am Gestade liegenden, wie Sukase und Steinorth. Theils dicht am Röhricht des Haffs, theils Berg hinan in verschiedenen Höhen stehn die freundlichen, zum Theil stattlichen Häuser. Ausgedehnte Obstgärten, der größte Reichthum der Besitzer, die mit deren Erzeugnissen einen höchst einträglichen Handel nach Elbing und mehr noch nach Königsberg treiben, wo die süße Kirsche, die Pflaume kaum mehr gedeihen, ziehen sich die Bergabhänge hinan. Aber zwischen die Gärten und Häuser streckt sich hier und dort der Wald in voller Naturwüchsigkeit hinein, besonders am Rande der tief eingeschnittenen Hohlwege, die durchs Dorf führen, oder am Ufer der kleinen Bäche, die in tiefen Thalrinnen dem Haff zufließen. —

Doch ich will dem Bilde, das ich zu entwerfen versucht, keinen Pinselstrich mehr hinzufügen. Mag der Leser lieber bald möglichst einen Ausflug dorthin unternehmen, selbst die grünen Schatten der Wälder durchstreifen, und von den Bergen herab das entzückte Auge in die Weite schweifen lassen. —

Die Zahlen-Verhältnisse der ländlichen zur städtischen Bevölkerung nach den letzten Volkszählungen des preussischen Staates.

Vortrag in der Deutschen Gesellschaft gehalten am 21. December 1865

von

F. W. Schubert.

Die statistischen Verhältnisse unserer Provinz Preußen haben mir in diesem geehrten Vereine schon zu wiederholten Malen Anlaß gegeben, durch Vergleichung mit ähnlichen Zuständen der übrigen Provinzen unseres Staates, wie auch fremder Staaten, nationalökonomische Betrachtungen von allgemeinerem Interesse zu erläutern. Vor 19, vor 12 und vor 9 Jahren traf es mit den kurz vorher ausgeführten allgemeinen Volkszählungen zusammen und auch jetzt ist gerade ein Jahr verflossen, nachdem die letzte allgemeine Zählung stattgefunden hat, von welcher wir erst jetzt die Hauptresultate aus offiziellen Berichten kennen gelernt haben.*)

Es gehört bekanntlich — und glücklicher Weise — zu den seltenen Fällen für die südlichen Küstenländer der Ostsee, daß zwei Mißjahre für die landwirthschaftliche Produktion unmittelbar auf einander folgen, wie wir dies leider in diesem Jahre beklagen müssen, wenn auch partielle Ausnahmen für kleinere Bezirke oder in einzelnen Zweigen der landwirthschaftlichen Cultur eine günstige Ausnahme für sich in Anspruch nehmen können. Gerade in solcher Zeit empfindet man es am lebhaftesten, wenn nachhaltige in großem Umfange früher nicht erkannte Uebelstände eine neue kostspielige Beschwerde dem Lande für die Zukunft aufzudrängen scheinen.

---

*) Engel: Zeitschrift des statistischen Bureaus. 1865. No. 6 und 11.

Man wird natürlich auch in diesem Falle die Frage sich zuerst ernst vorlegen müssen, ist dieser neue Uebelstand etwa nur ein vorübergehender, oder kann man zu seiner Bekämpfung und vollständigen Beseitigung wirksame Mittel ergreifen?

Und welchen allgemein gefühlten Uebelstand für die landwirthschaftliche Industrie gedenke ich hier zur Sprache zu bringen? Es ist der auch in unserer Provinz jetzt verstärkt sich einstellende Mangel an ländlichen Arbeitern. —

Besorgen Sie nicht, m. H., daß ich theoretisch in diesem mit Universalheilmitteln so reich begabten Zeitalter aus meiner Wissenschaft der Statistik ein Recept oder einen vorwitzigen Rathschlag hervorsuche, um Abhülfe zu versprechen. Die Statistik hat keinen unmittelbaren Beruf, als Heilwissenschaft zu dienen, aber ihrer ernsten Aufgabe ist es vorbehalten, nach allen Richtungen hin gründlich zu untersuchen, ob ein angegebenes Verhältniß wirklich vorhanden ist, ob es als vorübergehend angesehen werden kann, oder ob es als ein allgemeines in den Zeitzuständen liegt und demgemäß durch die eigenthümlichen Phasen der Culturentwickelung des bezeichneten Landes bedingt ist? Im letzgegebenen Fall — und ich zeige für den hier angeregten Fall dies Ergebniß schon voraus an — hat man den andauernden Uebelstand vollständig anzuerkennen und vermag auch nur dann von der fortschreitenden Entwickelung der Culturzustände wirkliche Abhülfe zu erlangen.

Der Mangel an ländlichen Arbeitern ist factisch gegenwärtig in allen Culturländern ein sehr ernster Gegenstand der öffentlichen Besprechung, ich brauche wohl schwerlich aus unserem engern Vaterlande diese Klage als vorhanden noch nachzuweisen. Aber es dürfte weniger allgemein bekannt sein, wenn ich für Frankreich mehrere umfassende Abhandlungen des hiefür sachkundigsten Mannes, des Directors des statistischen Bureaus, Legoyt, mitgetheilt 1864—65 in der Revue contemporaine und dem Journal des Economistes, anführe, wenn ich nicht minder auf Leon's schätzbare Arbeit über die eigenthümlichen Verhältnisse bei dem Wachsthum der französischen Bevölkerung im diesjährigen zweiten Augusthefte der Revue contemporaine hinweise, wo dieser geachtete Schriftsteller namentlich hervorhebt, daß in den letzten Jahren in sehr vielen französischen Land-

schaften die Klagen über den Mangel an ländlichen Arbeitern sich immer mehr verstärkten. Eine gleichmäßige Erfahrung wird nach den sehr zuverlässigen statistischen Arbeiten für das Königreich Belgien seit Jahren beobachtet; in noch größerem Maaßstabe wird dasselbe Ergebniß für das Königreich der Niederlande und für England berichtet.

Der numerische Nachweis ergiebt sich einerseits aus den Resultaten der Bewegung der ländlichen Bevölkerung im Vergleich zur städtischen, indem bei jeder allgemeinen Volkszählung — nach den in den einzelnen Staaten verschiedenen Perioden von drei-, fünf- bis zehnjährigen Zwischenräumen — die ländliche zu Gunsten der städtischen entweder entschieden sich vermindert hat, oder doch mindestens in einem weit geringeren Grade bei dem allgemeinen Wachsthum der Bevölkerung als die städtische betheiligt ist. Anderseits wird gleichzeitig der Nachweis geführt werden können, daß die Massen der Arbeiten für die ländliche Bevölkerung durch sehr günstige Erweiterung der landwirthschaftlichen Cultur im Terrain, wie durch Bergbau, Forstzucht, durch manche neu hinzugetretene Industriezweige der physischen Cultur sich ansehnlich vergrößert haben, also gegen frühere Zeiten immer noch einen vermehrten Bedarf an diesen Arbeitskräften hervorgerufen haben.

Bleiben wir zuerst bei dem Verhältniß der allgemeinen Bewegung zwischen der ländlichen und städtischen Bevölkerung stehen und beginnen mit den Resultaten für Frankreich, weil dieser Staat im Gesammtvergleich der gegenseitigen Cultur- und Verkehrsbeziehungen die größte Annäherung mit dem preußischen Staate durchblicken läßt. In Frankreich findet bekanntlich die Volkszählung alle fünf Jahre statt, ich verweile nur bei den vier letzten und gebe überdies für die drei letzten Ziffern nur abgerundete Zahlen zur leichtern Uebersicht.

Die Gesammtbevölkerung dieses Staates war:

Im Jahre 1846	35,400,000	Einw.	
davon die ländliche	26,753,000	„	$75,_{58}$ pCt.
„ „ städtische	8,647,000	„	$24,_{42}$ „
Im Jahre 1851	35,783,000	„	
davon die ländliche	26,648,000	„	$74,_{48}$ pCt.
„ „ städtische	9,135,000	„	$25,_{52}$ „

Im Jahre 1856		36,039,000 Einw.		
	davon die ländliche	26,194,000	„	72,69 pCt.
	„ „ städtische	9,845,000	„	27,31 „
Im Jahre 1861		36,717,000	„	
	davon die ländliche	26,043,000	„	71,14 pCt.
	„ „ städtische	10,674,000	„	28,86 „

jedoch ohne die Hinzunahme von Savoyen und Nizza, um nicht das Gesammtresultat zu stören, wiewohl beide Departements 1861 bereits incorporirt waren.

Es hat mithin die Gesammtbevölkerung dieses Staates in 15 Jahren überhaupt um 1,317,000 Einwohner sich vermehrt, allerdings eine sehr geringe Vermehrung im Vergleich zu der Mehrzahl der europäischen Staaten, nämlich nur 3¾ pCt. bei dem Stamm-Capital im Jahre 1846, d. h. im jährlichen Durchschnitte ¼ pCt. Dabei hat aber die ländliche Bevölkerung nicht nur gar nicht zugenommen, sondern sich noch sehr beträchtlich vermindert, nämlich um 710,000 Einwohner; in ihren Verhältnißzahlen zur Gesammtbevölkerung fast genau um 4½ pCt., während gleichzeitig die städtische Bevölkerung um 2,027,000 Köpfe verstärkt ist, also nicht nur die gesammte Vermehrung des Staates in 15 Jahren an sich gezogen hat, sondern außerdem noch um 710,000 Köpfe größer geworden ist. Betrachten wir die städtische Bevölkerung in Frankreich für sich allein, so hat sie in 15 Jahren um 23½ pCt. zugenommen, oder im jährlichen Durchschnitte um mehr als 1½ pCt., wodurch eben sie in ihrer Verhältnißzahl zur Gesammtbevölkerung von 24,42 pCt. bis auf 28,86 pCt. gestiegen ist, also fast genau mit 4½ pCt. vorgeschritten ist. Man rechne dies nicht vorzugsweise auf die außerordentliche Erweiterung der Hauptstadt Paris, denn die Ausdehnung des Stadtgebiets im Terrain-Umfang erscheint doch nicht wesentlich in Bezug auf die Bevölkerung, und Paris hat trotz seiner kolossalen Volksmenge von 1,696,141 Einw. bei der letzten Zählung im Jahre 1861, doch nur eine Verstärkung von 642,243 Einw. in dieser Zeit erlangt, da es 1846 bereits 1,053,897 Einw. besaß, also eine Vermehrung um 60 pCt., während Lyon mit 318,803 Einw., Lille mit 131,827 Einw., St. Etienne mit 92,250 Einw., Toulon mit 84,987 Einw. in demselben Zeitraume sich vollständig verdoppelten, Hâvre mit 74,336 Einw. sich sogar verdreifachte.

Es ist mithin eine allgemeine starke Zunahme der städtischen Bevölkerung, von der keine einzige Stadt mit lebhafter Theilnahme an den industriellen und commerciellen Bestrebungen des Landes ausgeschlossen geblieben ist. Marseille hat die Zahl von 260,910 Einw., Bordeaux die von 162,750 Einw. erreicht. Die Zahl der französischen Städte mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Einw. im Jahre 1846 nur auf vier beschränkt, ist jetzt auf acht vorgerückt; zu den Städten zwischen 50,000 und 100,000 Einw. hat sich in derselben funfzehnjährigen Periode eine doppelte Zahl gesellt, die jetzt bereits auf vierzehn steht.

Gehen wir nunmehr zu den Resultaten für den preußischen Staat über, so sondern wir zuvörderst die Berechnungen für den gesammten Staat von den uns näher stehenden für die Provinz Preußen. Indem wir in jenen noch mehr übereinstimmende Vergleichspunkte mit Frankreich finden, vorzugsweise in besonderer Berücksichtigung der westlichen Provinzen, Sachsens und auch der Mark Brandenburg, wegen des hier überwiegenden Einflusses der Hauptstadt Berlin, erlangen wir in den Ergebnissen für die Provinz Preußen auch zugleich eine näher anwendbare Darstellung für die gleichartigen Verhältnisse in Schlesien, Pommern und dem Großherzogthum Posen.

Die Gesammtbevölkerung des preußischen Staates betrug nach den dreijährigen zu Anfang des December angestellten Volkszählungen:

	Einw.		ländl. Bevölk.		städt. Bevölk.	
1846	16,112,938	davon	11,608,984	$72{,}_{02}$ pCt.	4,508,954	$27{,}_{98}$ pCt.
1849	16,331,187	"	11,714,285	$71{,}_{75}$ "	4,616,902	$28{,}_{25}$ "
1852	16,935,420	"	12,120,214	$71{,}_{54}$ "	4,815,206	$28{,}_{46}$ "
1855	17,202,821	"	12,234,577	$71{,}_{11}$ "	4,968,244	$28{,}_{89}$ "
1858	17,739,913	"	12,490,715	$70{,}_{51}$ "	5,249,198	$29{,}_{49}$ "
1861	18,497,458	"	12,929,726	$69{,}_{85}$ "	5,567,732	$30{,}_{15}$ "
1864	19,255,139	"	13,252,328	$68{,}_{80}$ "	6,002,811	$31{,}_{20}$ "

Es ist demnach in diesen 18 Jahren die Gesammtbevölkerung unseres Staates um 3,142,201 Einw. gestiegen, d. i. bei einem Stamm Capital von 16,112,938 Einw. im Jahre 1846 um 19 pCt., oder im jährlichen Durchschnitte um etwas mehr als 1 pCt., d. i. mehr als im vierfach stärkeren Progressions-Verhältnisse gegen die Gesammtbevölkerung des franzö-

sischen Staates. Aber bei dieser Verstärkung der Bevölkerung ist die ländliche, ungeachtet der fast dreimal so großen Kopfzahl im Jahre 1846 gegen die städtische, fast nur mit der gleichen großen Zahlenquote wie die städtische betheiligt, denn jene hat überhaupt nur um 1,648,344 Einw. mit 14 pCt. d. h. im jährlichen Durchschnitte noch nicht mit $^3/_4$ pCt. zugenommen, während die städtische Bevölkerung gleichfalls um 1,493,857 Köpfe verstärkt, mit mehr als 33 pCt. oder im jährlichen Durchschnitte fast mit 2 pCt. gewachsen ist. Dadurch hat sich dann sehr beträchtlich das allgemeine Zahlenverhältniß für die städtische und ländliche Bevölkerung in Bezug auf die Gesammtbevölkerung verändert, denn die ländliche ist von 72 pCt. der Gesammtmasse um $3_{,2}$ pCt. bis auf $68_{,8}$ pCt. veringert, bildet also für den ganzen Staat nicht mehr wesentlich viel über zwei Drittel der Gesammtbevölkerung. Vergleichen wir damit die oben angegebene Verminderung der ländlichen Bevölkerung in Frankreich, so ist diese in dem noch kürzeren Zeitraume von 15 Jahren um $4_{,4}$ pCt. rascher verringert, bildet indeß doch noch einen stärkeren Antheil an der Gesammtbevölkerung, nämlich $71_{,14}$ pCt.

Die Vertheilung der städtischen Bevölkerung im preußischen Staate nach den Provinzen und einzelnen Regierungsbezirken bietet indeß noch einen weit stärkeren Wechsel in der Zunahme zu Ungunsten der ländlichen Bevölkerung. Das Maximum der städtischen Bevölkerung, nämlich mehr als die Hälfte der Gesammtbevölkerung liefern nur zwei Regierungsbezirke. Düsseldorf zählte am 3. December 1864 625,663 Einw. in den Städten und nur 557,070 auf dem platten Lande, also 53 pCt. städtische und nur 47 pCt. ländliche Bevölkerung, aber auch dies Verhältniß hat sich in so abnormer Weise erst in den letzten 21 Jahren gestaltet, da nach der Zählung des Jahres 1843 hier auf 347,943 städtische Bewohner 503,513 ländliche kamen, mithin jene nur 41 pCt., diese noch 59 pCt. der Gesammtbevölkerung bildeten. Noch mehr fällt hier die außerordentliche Zunahme der städtischen Bevölkerung in die Augen, wenn man die absolute Vergrößerung dieses Regierungsbezirks in den beiden Volkszählungen vergleicht, die städtische Bevölkerung ist von 1843—1864 um 278,720 Köpfe gestiegen, die ländliche dagegen nur um 53,467 Köpfe, d. h. jene hat sich seit 1843 fast verdoppelt, um mehr als 80 pCt. vermehrt,

während diese in derselben Zeit nur um 10 pCt. gewachsen ist. Der zweite Regierungsbezirk in Bezug auf das Maximum der städtischen Bevölkerung ist Potsdam, allerdings mit Einschluß der Hauptstadt Berlin. Dieser war bereits nach der Volkszählung von 1843 der einzige, in welchem schon damals die städtische Bevölkerung die ländliche überwog, indem jene mit 626,386 Köpfen zu 56 pCt., diese mit 508,049 Köpfen zu 44 pCt. an der Gesammtbevölkerung des Regierungsbezirks von 1,134,435 Seelen betheiligt war. Nach der letzten Volkszählung betrug in demselben Regierungsbezirke die Gesammtbevölkerung 1,613,016 Einw., davon die städtische 989,873 Köpfe und die ländliche 623,143 Köpfe, mithin jene $61,_3$ pCt., diese nur $38,_7$ pCt. Zu berücksichtigen ist inzwischen hier die Bevölkerung Berlins, die nach der letzten Zählung auf 632,749 Einw. gestiegen ist, mithin für sich allein mehr als die ländliche Bevölkerung des gesammten Regierungsbezirks beträgt und etwas über 39 pCt. der Gesammtbevölkerung desselben für sich in Anspruch nimmt. Dessenungeachtet ist relativ die städtische Bevölkerung im Regierungsbezirke Düsseldorf in einem weit stärkeren Maaßstabe als in Potsdam mit Einschluß von Berlin vermehrt, indem innerhalb desselben Zeitraums jene um 80 pCt., diese nur um 58 pCt. gestiegen ist. Doch bleibt noch zu bemerken, daß der Regierungsbezirk Potsdam auch mit Ausschluß von Berlin noch eine hervorragende städtische Bevölkerung zählt mit 357,124 Einw., d. i. 36 pCt., gegen 623,143 Einw., d. i. 64 pCt. an ländlicher Bevölkerung.

Nächst diesen beiden Regierungsbezirken besitzt der preußische Staat noch sechs Regierungsbezirke, in welchen nach der letzten Volkszählung die städtische Bevölkerung über ein Drittel der Gesammtbevölkerung für sich umfaßt, also um mehr als 2 pCt. den Gesammtdurchschnitt derselben für den Staat überschreitet, da wie oben nachgewiesen ist, dieser am 3. December 1864 nur auf $31,_2$ pCt. auslief. Dies sind die drei Regierungsbezirke des Herzogthums Sachsen, zwei in Pommern und noch Cöln, welcher letztere jedoch nur sehr wenig über ein Drittel hinausgreift.

	Gesammtbevölk.	ländliche		städtische	
Magdeburg .	813,348	485,058	$59,_5$ pCt.	328,290	$40,_5$ pCt
Merseburg . .	858,399	549,412	64, „	308,987	36, „
Erfurt . . .	372,228	231,445	62, „	140,783	38, „

	Gesammtbevölk.	ländliche		städtische	
Stettin . . .	677,641	441,789	65, pCt.	235,852	35, pCt.
Stralsund . .	216,133	132,204	61, „	83,929	39, „
Cöln . . .	584,883	389,661	$66_{,6}$ „	195,222	$33_{,4}$ „

Unter den Oberpräsidialbezirken oder Provinzen erreichen drei für die städtische Bevölkerung mehr als ein Drittel der Gesammtbevölkerung, Brandenburg fast ganz genau die Hälfte, bei der Gesammtbevölkerung von 2,616,583 Einw. 1,308,236 Köpfe städtische, gegen 1,308,347 Köpfe ländliche Bevölkerung, Sachsen bei der Gesammtbevölkerung von 2,043,975 Einw. in 38 pCt. städtische Bewohner mit 778,060 Einw. und 62 pCt. ländliche mit 1,265,915 Einw., die Rheinprovinz bei der Gesammtbevölkerung von 3,346,195 Einw. in $34_{,2}$ pCt. städtische Bewohner mit 1,143,106 Einw. und $65_{,8}$ pCt. ländliche mit 2,203,089 Einw.

Ganz nahe an dem Gesammtdurchschnitte für den Staat mit $31_{,2}$ pCt. und selbst unter denselben sinkend, jedoch noch mit mehr als 25 pCt. Antheil an der Gesammtbevölkerung, finden wir gegenwärtig die städtische Bevölkerung in 2 Reg.-Bez. der Provinz Preußen (Danzig, Königsberg),

1 „ „ „ Posen (Posen),
1 „ „ „ Brandenburg (Frankfurt),
1 „ „ „ Schlesien (Breslau),
1 „ „ „ Westphalen (Arnsberg),
1 „ „ „ Rheinprovinz (Aachen),

und außerdem in der Gesammtbevölkerung der drei Provinzen Pommern, Posen und Westphalen.

		Gesammtbevölk.	ländliche		städtische	
Reg.-Bez.	Königsberg	1,034,111	758,626	$73_{,5}$ pCt.	275,485	$26_{,5}$ pCt.
„	Danzig .	502,820	348,434	$70_{,8}$ „	154,386	$29_{,2}$ „
„	Posen . .	978,268	702,138	$71_{,7}$ „	276,130	$28_{,3}$ „
„	Frankfurt .	1,003,567	685,204	$68_{,2}$ „	318,563	$31_{,8}$ „
„	Breslau .	1,345,377	997,795	$67_{,3}$ „	439,580	$32_{,7}$ „
„	Arnsberg .	740,961	522,465	$70_{,6}$ „	218,496	$29_{,4}$ „
„	Aachen . .	472,018	330,821	$68_{,9}$ „	141,197	$31_{,1}$ „
Provinz	Posen . .	1,523,729	1,111,650	$73_{,0}$ „	412,079	$27_{,0}$ „
„	Pommern .	1,437,375	997,795	$68_{,9}$ „	439,580	$31_{,1}$ „
„	Westphalen	1,666,581	1,235,292	$74_{,1}$ „	431,289	$25_{,9}$ „

Die geringste städtische Bevölkerung befindet sich unter einem Viertel bis auf ein Fünftheil der Gesammtbevölkerung in je einem Regierungsbezirke der Provinzen Preußen (Marienwerder), Posen (Bromberg), Pommern (Cöslin), Schlesien (Liegnitz), der Rheinprovinz (Coblenz) und in zwei Regierungsbezirken Westphalens (Münster und Minden) und außerdem in der Gesammtbevölkerung der beiden Provinzen Preußen und Schlesien.

		Gesammtbevölk.	ländliche		städtische	
Reg.-Bez.	Marienwerder	750,298	593,254	79,1 pCt.	157,044	29,9 pCt.
"	Bromberg .	545,461	409,512	75,4 "	135,949	24,6 "
"	Cöslin . .	543,601	423,802	78,0 "	119,799	22,0 "
"	Liegnitz . .	972,945	751,555	77,2 "	221,390	22,8 "
"	Münster . .	442,472	343,105	77,6 "	99,367	22,4 "
"	Minden . .	483,148	369,722	76,6 "	113,426	23,4 "
"	Coblenz . .	542,471	426,600	78,7 "	115,871	21,3 "
Provinz	Preußen . .	3,014,595	2,340,015	77,6 "	674,580	22,4 "
"	Schlesien . .	3,510,706	2,734,688	78,2 "	766,018	21,8 "

Endlich noch unterhalb eines Fünftheils oder weniger als 20 pCt. besitzt an städtischer Bevölkerung der

		Gesammtbevölk.	ländliche		städtische	
Reg.-Bez.	Gumbinnen .	727,366	639,701	88,0 pCt.	87,665	12,0 pCt.
"	Oppeln . .	1,192,384	1,003,448	84,7 "	188,936	15,3 "
"	Trier . . .	564,090	498,937	88,4 "	65,153	17,6 "
"	Hohenzollern .	64,958	53,964	83,0 "	10,994	17,0 "

Das Herzogthum Lauenburg, welches bekanntlich bei der letzten Volkszählung dem preußischen Staate noch nicht einverleibt war, zählt bei einer Bevölkerung von 49,704 Einw. 8298 Einw. in den 3 Städten d. i. 16,7 pCt. und 41,406 Einw. auf dem platten Lande d. i. 83,3 pCt.

Bei dem jetzt nachgewiesenen verhältnißmäßig weit stärkeren Wachsthum der städtischen Einw. im Vergleich zu der Bevölkerung des platten Landes, kommt es indeß wesentlich darauf an, wie die Bevölkerung der größeren und mittleren Städte, der Concentrationspunkte der Industrie, des Handels und des inneren Verkehrs, gleichmäßig fortgeschritten sind, denn durch diese ist vorzugsweise oder ausschließlich der andauernde

Bestand der verstärkten städtischen Bevölkerung bedingt, während in den ganz kleinen Städten die Betriebsamkeit ihrer Bewohner in sehr starker Uebereinstimmung mit den Beschäftigungen des größten Theils der ländlichen Bevölkerung sehr bedeutsamen Schwankungen unterworfen bleibt, die indeß auf die numerischen Verhältnisse für die Bewegung in der Bevölkerung von keinem entscheidenden Einflusse sind. Wenn wir aber gerade das gegenwärtige Uebergewicht der städtischen Bevölkerung im preußischen Staate, wie in Frankreich und Belgien und in noch höherem Grade in England und Südschottland, hauptsächlich durch die rasche, aber ebenmäßig fortsteigende Steigerung der Population in jenen großen und mittleren Concentrationspunkten der industriellen Cultur sowie des inneren und auswärtigen Handelsverkehrs fortgeführt wahrnehmen, so ist auch der anhaltende Mangel an Arbeitskräften der ländlichen Bevölkerung constatirt und demgemäß seine Ausgleichung nur auf dem Wege der Cultur-Entwickelung durch stärkere Heranziehung der mechanischen Kräfte, durch Erweiterung unserer technologischen Kenntnisse, durch vielfache Ersparung der menschlichen Kräfte, sowie durch die umsichtigste Verbindung des Capitals und des Associationswesens nach allen Beziehungen zu erwarten.

Dieses vorwiegende Verhältniß der größeren und mittleren Städte in Bezug auf die Steigerung der städtischen Bevölkerung macht sich aber für Preußen seit 1843 in hervorragender Weise überall geltend.

Im Jahre 1843 gab es unter den 979 Städten

		gesammte städt. Bevölk.	
58	größere mit mehr als 10,000 E.; zus.	1,669,730 E.	= 39,32 pCt.
232	mittlere zwisch. 10,000 u. 3500 „ „	1,254,427 „	= 29,54 „
689	kleine Städte*) unter 3500—600 E.; zus.	1,322,016 „	= 31,14 „
		zusammen 4,246,174 E.	

Es umfaßten also die 58 Städte über 10,000 Einw. fast 2/5 der städtischen Bevölkerung, unter diesen damals nur 6 große Städte mit mehr als 50,000 Einw. = 732,027 Einw. d. i. 17,3 pCt. der gesammten städtischen Bevölkerung, die mittleren und kleineren Städte, zusammen 921, haben noch 60,68 pCt. der städtischen Bevölkerung.

*) Von diesen waren noch 69 zwischen 999 u. 600 Einw. u. 17 unter 600 Einw.

	gesammte städtische Bevölk.
Im Jahre 1852 finden wir unter den 986 Städten*) bereits 80 mit mehr als 10,000 Einw., zusammen	2,171,927 Einw. $45_{,1}$ pCt.,
die 906 mittleren und kleinen Städte zusammen zwischen 10,000—600 Einw. zusammen	2,643,279 „ $54_{,9}$ „
zusammen	4,815,206 Einw.

Es haben mithin in den 9 Jahren die Städte über 10,000 Einw. bereits 6 pCt. der gesammten städtischen Bevölkerung mehr für sich in Anspruch genommen.

	gesammte städtische Bevölk.
Nach abermals 3 Jahren am 3. December 1855 umfassen die 80 Städte über 10,000 Einw. bereits	2,266,304 Einw. $45_{,7}$ pCt.,
die 906 mittleren und kleinen Städte zwischen 10,000—600 Einw.	2,701,940 „ $54_{,3}$ „
zusammen	4,968,244 Einw.

und die nähere specielle Berechnung weist nach, daß während der drei Jahre 1852—55 zusammen die großen Städte um $4_{,16}$ pCt., die mittleren und kleineren Städte nur $2_{,22}$ pCt., die ländliche Bevölkerung dagegen noch nicht ein pCt. ($0_{,94}$ pCt.) in der Gesammtbevölkerung zugenommen haben.

Zu den großen Städten über 50,000 Einw. sind wieder zwei neue, Stettin und Aachen, zugetreten und diese 8 Städte zählen für sich allein 1855 bereits 1,024,459 Einw., d. i. $20_{,5}$ pCt. oder über ein Fünftheil der gesammten städtischen Bevölkerung. Nach der Volkszählung vom 3. December 1858 ist zu den großen Städten über 50,000 Einw. abermals eine hinzugetreten, Elberfeld; es sind jetzt bereits 9, welche für sich allein eine Gesammtzahl von 1,106,786 Einw. zählten, also bei der städtischen Gesammtbevölkerung dieses Jahrs 5,249,198 Einw. allein 22 pCt. für sich in Anspruch nehmen: und zusammen mit der Bevölkerung der übrigen großen Städte (in der Gesammtzahl 87) zwischen 50,000—10,000 Einw. bereits 2,556,915 Einw. d. i. $48_{,75}$ pCt. der städtischen Gesammtbevölkerung,

*) Klötze ist 1846 im Kreise Gardelegen zur Stadt erhoben, Gesetzsammlung 1846. No. 13. — 6 Städte sind in den Hohenzollernschen Landen hinzugetreten.

dagegen die mittleren unter 10,000 und die kleineren zusammen (in der Gesammtzahl 913) 2,692,283 Einw. d. i. $51_{,25}$ pCt.

Es ist selbstverständlich, daß bei der städtischen Bevölkerung die militärische überall mit einbegriffen ist, da sie eben für ihre Dienstzeit den Beschäftigungen für die ländliche Arbeit entzogen ist. Beobachten wir die städtische Bevölkerung nun genauer in Beziehung auf ihre Attractionskraft für die Gesammtbevölkerung, so erkennen wir seit dieser Zeit fast ein regelmäßiges Steigen derselben, sowie sie erst für die einzelne Stadt das numerische Verhältniß von 3500 Einw. erreicht haben, wenn nicht außerordentliche Ereignisse, wie die polnischen Unruhen (bei Rawicz und andern Orten), oder bedeutsame Crisen für die Cultur des Bergbaus und umfangreiche Zweige der technischen Industrie dieselbe auf einige Jahre zurückdrängen, die jedoch dann wieder in kürzerer Zeit nachgeholt werden.

Die Zahl der Städte des preußischen Staates hat sich nunmehr überhaupt auf die gerade Summe von 1000*) gehoben, indem einigen Ortschaften der westlichen und mittleren Provinzen in den letzten Jahren die städtische Eigenschaft noch zuerkannt ist. Unter den 9 großen Städten über 50,000 Einw. hat sich 1858 Berlin bereits einer halben Million genähert (458,637), Breslau und Cöln sind stark über 100,000 Bewohner vorgeschritten, bis auf 135,661 und 114,477 Einw., wobei zu bemerken bleibt, daß bei Cöln jetzt eben so wenig Deutz, wie bei Magdeburg nicht mehr Neustadt und Sudenburg, in den statistischen Tabellen zur Bevölkerung dieser Städte mitgezählt werden, sondern ihre eigene Stelle unter den Städten einnehmen. Die nächstfolgenden beiden Städte gehören unserer Provinz an mit 87,267 Einw. für Königsberg und mit 76,795 Einw. für Danzig, die allerdings bereits Jahrhunderte lang mit einer Bevölkerung von mehr als 50,000 Seelen festgestanden haben und nun erst schneller auch hierin fortzuschreiten beginnen. Dann kommen noch vier große Städte zwischen 65,000 und 53,000 Einw., Magdeburg, Stettin, Aachen und Elberfeld. Die nun kommende Stufenfolge der fast ohne Ausnahme sich

*) Mit der Incorporation Lauenburg's ist durch die drei Städte des Herzogthums ihre Zahl auf 1003 erhöht, das Verhältniß der städtischen Bevölkerung aber nur durch 8298 Köpfe vermehrt, bei 41,406 Bewohnern des platten Landes.

rasch hebenden Städte zwischen 50,000 und 20,000 Einw. beträgt 1858 erst 17, davon nur vier mit mehr als 40,000 Einw., Crefeld, Posen, Barmen, Potsdam, ebensoviel Städte zwischen 40,000 u. 30,000 Einw., Halle, Düsseldorf, Erfurt, Frankfurt, und neun Städte zwischen 30,000 u. 20,000 E., die fast gleichmäßig auf alle Provinzen vertheilt sind, da nur das Großherzogthum Posen darunter noch damals fehlte, — Elbing, Stralsund, Brandenburg, Görlitz, Halberstadt, Münster, Dortmund, Coblenz und Trier.

Darauf folgen 63 Städte zwischen 20,000 und 10,000 Einw., welche noch der Städteordnung des Jahres 1808 noch zu den großen gezählt werden sollen; bei diesen sind die Provinzen Sachsen, Schlesien und die Rheinprovinz vorzugsweise betheiligt, aber auch unsere Provinz besitzt fünf davon, Memel, Tilsit, Thorn, Insterburg und Graudenz und seit 1861 ist noch die sechste in Braunsberg hinzugetreten. Von den 274 Mittelstädten zwischen 10,000 und 3,500 Einw. gehören nur 27 zu einer Bevölkerung mit mehr als 8000 Einw., 66 zählen zwischen 8000 und 6000 Einw. und 181 Städte umfassen noch eine Einwohnerzahl von 3500 bis 6000 Köpfen. Die Gesammtbevölkerung dieser Mittelstädte gewährte noch 1,553,783 K. oder 29,6 pCt., während alle übrigen 642 kleinen Städte nur 1,138,500 E. besaßen, oder 21,6 pCt. der gesammten städtischen Bevölkerung. Von diesen gehen inzwischen verhältnißmäßig nur sehr wenige zu einer raschen Hebung über: bis zur Volkszählung vom 3. December 1861 hatten sich nur 14 aus dieser Reihe über 3500 Einw. erhoben, und von da ab bis zur letzten Zählung 1864 wieder 16, so daß gegenwärtig die Gesammtzahl der kleinen Städte unter 3500 Einw. (bis auf 42 zwischen 1000 und 500 Einw. und 4 noch unter 500 Einw.)*) überhaupt nur noch aus 612 besteht. Die Bevölkerung dieser Städte theilt stets das gleiche Geschick mit der ländlichen Bevölkerung, sie ist manigfachen Schwankungen in ihrer Bewegung unterworfen, und von einer gleichmäßigen, wenn auch nur sehr geringen Zunahme kann bei der Mehrzahl nicht der Nachweis geführt werden, und eben so wenig darf ein namhaft berechenbarer Abzug der ländlichen Arbeitskräfte nach diesen Ortschaften angenommen werden.

*) Preußen, Pommern und Westphalen besitzen keine so kleine Städte, die Rheinprovinz 1, Hohenzollern 2, Sachsen 2, Brandenburg 4, Schlesien 13, Posen 24.

Für die weitere Erläuterung des noch stärkeren Fortschreitens der städtischen Bevölkerung in den großen und mittelgroßen Städten während der beiden letzten dreijährigen Perioden, führen wir zuerst nachstehende Ergebnisse an. Nach der Zählung vom 3. December 1861 waren abermals zwei große Städte über 50,000 Einw. vorgeschritten: Posen bis 51,232 Einw. und Crefeld bis 50,584 Einw., so daß diese Kategorie der großen Städte jetzt 11 zählte, und ihre Bevölkerung allein, wobei Berlin bereits mit 547,571 Einwohnern sein Uebergewicht darbrachte, in allen eilf Städten 1,341,174 Einw. umfaßte, d. h. sie sind bei der städtischen Gesammtbevölkerung dieses Jahres mit 5,567,732 Seelen, gerade mit 24 pCt. betheiligt, oder wiederum mit 2 pCt. mehr als im Jahre 1858. Die nächste Kategorie der großen Städte zwischen 50,000 und 20,000 Einw. hat sich gleichfalls um zwei verstärkt, mit Bromberg bis auf 22,472 Einw. und Essen bis auf 20,811 Einw.; sie bleibt aber auf der Gesammtzahl 17 stehen, da eben so zwei Städte in die noch höhere Stufenfolge der Städte mit mehr als 50,000 Einw. übergegangen sind. Ihre Bevölkerung beträgt zusammen 537,444 Seelen oder gegen 10 pCt. der gesammten städtischen Bevölkerung. Die darauf folgende Kategorie der mittelgroßen Städte zwischen 20,000 und 10,000 Einw. hat sich noch stärker, um neun, vermehrt (Cottbus, Oppeln, Braunsberg, Torgau, Herford, Solingen, Neuß, Rheydt, Luckenwalde); sie besteht also aus 70, welche zusammen 1861 eine Bevölkerung von 914,944 Einw. oder über 16 pCt. der städtischen Bevölkerung umfaßten. Zusammengerechnet mit der Bevölkerung der Städte in erster und zweiter Kategorie, so wie wir es oben für 1858 ausgeführt haben, erhalten wir für die 98 großen Städte über 10,000 Seelen die Summe von 2,793,562 Köpfen, schon etwas mehr als die Hälfte der gesammten städtischen Bevölkerung, oder $50{,}_2$ pCt, während die übrige Bevölkerung der 902 Städte von weniger als 10,000 Einw. nur 2,774,170 Köpfe oder $49{,}_8$ pCt., mithin ist die letztere wieder um $1{,}_5$ pCt. gegen die gesammte städtische Bevölkerung zurückgeblieben.

Unter dieser zweiten geringeren Hälfte der städtischen Bevölkerung nehmen aber die 278 Mittelstädte zwischen 10,000 und 3500 Seelen wieder 1,634,170 Seelen oder $29{,}_4$ pCt. für sich in Anspruch, und es bleibt demnach für die 628 kleinen Städte unter 3500 Einw. nur 1,140,000 Köpfe

oder $20,_4$ pCt., mithin nur sehr wenig über ein Fünftheil der städtischen Bevölkerung. Die Verhältnisse der Mittelstädte haben sich inzwischen unter einander dahin verändert, daß aus der ersten Klasse zwischen 10,000 und 8000 Einw. sieben in die nächste höhere übergegangen und zwei Städte wieder neu eingetreten sind, also 22 verbleiben, während die zweite Klasse zwischen 8000 und 6000 Einw. sich bis auf 71 und die dritte zwischen 6000 und 3500 Einw. bis auf 185 verstärkt hat. Dagegen hat die Bevölkerung in den kleinen Städten unter 3500 Seelen relativ wieder um $1,_2$ pCt. sich verringert, und absolut hat sie nur kaum um 1500 Einw. für den ganzen Staat, oder durchschnittlich um 2 Einw. für jede Stadt zugenommen.

Nach der letzten Volkszählung vom 3. December 1864 hat die Zahl der großen Städte über 50,000 Einw. sich abermals um eine mit Barmen bis auf 59,444 Einw. vermehrt. Sie erreicht also gegenwärtig 12, darunter Berlin mit 632,749 Einw. oder über ein Zehntel der gesammten städtischen Bevölkerung, die auf 6,002,811 Einw. überhaupt gelangt ist; Berlin bietet jetzt ein Dreißigtheil der Bevölkerung des ganzen Staates dar. Zu den Städten über 100,000 Einw. ist jetzt in Königsberg auch die vierte mit 101,507 Einw. vorgeschritten, Danzig hat 90,334 Einw. erreicht, Magdeburg und Stettin über 70,000 Einw., Aachen und Elberfeld stehen bereits über 62,000 und Posen, Crefeld und Barmen über 53,000 Einw. Die Gesammtbevölkerung dieser zwölf großen Städte beträgt 1,543,744 Einw. oder $25,_7$ pCt. der städtischen Bevölkerung, also relativ wieder über $1,_7$ pCt. mehr als 1861. Die nächste Kategorie der großen Städte zwischen 50,000 und 20,000 Einw. ist gleichfals um eine verstärkt, mit Bonn bis auf 22,492 Einw. und auf 17 stehen geblieben, welche zusammen 531,106 E. zählten, mithin zusammengerechnet mit der Bevölkerung jener großen zwölf Städte bereits 2,074,850 Einw. betragen, oder gegen 35 pCt. der städtischen Bevölkerung. Unter diesen finden wir Städte, die in weniger als zehn Jahren ihre Bevölkerung verdoppelt haben, wie Essen jetzt mit 31,366 Einw., Görlitz mit 31,499 Einw., Dortmund mit 27,356 Einw.

In der nächstfolgenden Kategorie der größeren Städte zwischen 20,000 und 10,000 Einw. ist die Anzahl durch einen Abgang in die nächst höhere, sowie durch die Aufnahme drei neuer (Bochum mit 11,766 Einw., Witten mit 10,542 und Düren mit 10,261 Einw.) auf 72 gestiegen, welche

insgesammt 976,546 Einw. zählen, d. i. $16_{,2}$ pCt., und zusammengerechnet mit der Bevölkerung jener 29 großen Städte eine Volksmasse von 3,851,396 Einw. bilden, die fast genau um ein volles Procent die Hälfte der gesammten städtischen Bevölkerung mit fast 51 pCt. von 6,002,811 Einw. überschreiten. Die übrigen 899 Städte schließen mithin nur die geringere Hälfte von 2,951,415 Einw. oder etwas über $49_{,1}$ pCt. der städtischen Bevölkerung ein, sind also relativ um $^{7}/_{10}$ pCt. zurückgegangen, welche Verminderung in der absoluten Zunahme jedoch nur auf Kosten der kleinen Städte unter 3500 Einw. geschehen ist. Denn die auf die Zahl von 287 gestiegenen Mittelstädte zwischen 10,000 und 3500 Einw. besaßen eine Bevölkerung von 1,856,215 Einw. oder $30_{,9}$ pCt. der städtischen Bevölkerung, hatten also um $1_{,5}$ pCt. mehr Antheil an derselben, wie im Jahre 1861, indem die erste Kategorie derselben zwischen 10,000 und 8000 Einw. um 11 bis auf 33 Städte gewachsen war, die zweite Kategorie zwischen 8000 und 6000 Einw. auf 67 stand und die dritte Kategorie zwischen 6000 und 3500 Einw. um 6 bis auf 187 sich vermehrt hatte. Diese Mittelstädte besitzen zwar noch einen entschiedenen Einfluß auf die gegenwärtige Zurückdrängung der ländlichen Bevölkerung hinter der städtischen, indem sie oft noch eine verlockende Einladung zur Uebersiedelung für städtische Betriebsamkeit darbieten, die nach dem klimatischen Verhältnisse, der wohlgelegenen Situation, sowie nach der verschiedenartigen Entwickelung der Industrie in den einzelnen Provinzen und Regierungsbezirken sehr von einander abweicht. Aber der Rest der städtischen Bevölkerung, welcher sich in den kleinen Städten unter 3500 Einw. bis auf die kleinsten mit nur 289 Einw. in Trebschen und 438 Einw. in Lagow, beide im Regierungsbezirk Frankfurt, auf Rogowo mit 444 Einw. und Zydowo mit 400 Einw. im Regierungsbezirk Bromberg, überhaupt in 612 Ortschaften mit 1,095,200 Einw. befindet, gewährt nur noch $18_{,25}$ pCt. der städtischen Bevölkerung, ist also seit fünf Jahren wieder um mehr als 2 pCt. geringer betheiligt, wenn die gesammte Masse der städtischen Bevölkerung nach ihren Stufenfolgen mit einander verglichen wird. Sie ist aber auch in der absoluten Zahl geringer geworden, indem sie um mehr als 45,000 Einw. sich vermindert hat, weil die Zahl dieser Städte keinen Zuwachs erlangt, aber gerade die noch am stärksten bevölkerten und über 3500 Einw. ausschreitenden zu den

Mittelstädten übergehen. Sie wird sich auch für die nächsten Zählungsperioden in diesem Verhältnisse erhalten und demgemäß bei dem so starken Fortschreiten der städtischen Bevölkerung nicht gleichmäßigen Antheil nehmen, sondern mit der ländlichen Bevölkerung zu analogen Erfahrungen vielfach Anlaß geben.

Zum Schlusse meines Vortrages erscheint es mir aber im Interesse dieses Vereins noch einige Resultate dieser statistischen Berechnungen auf die besondern Zustände unserer Provinz Preußen hervorzuheben, indem ich unmittelbar an meine früheren Mittheilungen aus dem Jahre 1857 anknüpfe. Das entschiedene verhältnißmäßige Zurückgehen der ländlichen Bevölkerung hinter den Fortschritten der städtischen hatte ich damals also berechnet: *)

	Ges.-Bev. d. Prov. Preuß.	Städtebew.	ländl. Bev.	auf 100 Städtebew.
1852	2,604,748	551,617	2,053,131	370 Landbew.
1855	2,610,130	566,644	2,043,486	365 "

Und nun lasse ich die Berechnung für die folgenden drei letzten Volkszählungen folgen in derselben Weise:

	Ges.-Bev. d. Prov. Preuß.	Städtebew.	ländl. Bev.	auf 100 Städtebew.
1858	2,744,500	598,222	2,146,278	359 Landbew.
1861	2,866,866	632,868	2,233,998	353 "
1864	3,014,595	674,580	2,340,015	346 "

und in Procentsätzen an der Gesammtbevölkerung der Provinz:

1858	für die ländliche 79,9 pCt.,	für die städtische 20,1 pCt.
1861	" " " 77,9 "	" " " 22,1 "
1864	" " " 77,6 "	" " " 22,4 "

wobei, wie schon angedeutet ist, der Regierungsbezirk Gumbinnen wegen seiner noch überwiegenden ländlichen Bevölkerung mit 88 pCt. (da sein eigentlicher Hafenplatz Memel, zugleich die am stärksten bevölkerte Stadt in dortiger Gegend, aus finanziell-commerziellen Gründen zum Regierungsbezirk Königsberg gelegt ist), das Verhältniß der ländlichen Bevölkerung noch auf 77 pCt. und darüber erhalten hat, während nach Ausschluß des Regierungsbezirks Gumbinnen die ländliche Bevölkerung der drei Regie-

*) Landwirthschaftl. Jahrbücher für Ostpreußen. 1857. Nov.-Decbr.-Heft.

rungsbezirke Königsberg, Danzig und Marienwerder auch hier noch auf 72 pCt. der Gesammtbevölkerung gestellt werden müßte.

Die übrigen Verhältnisse der Ueberlegenheit der großen Städte über 10,000 Einw. mit ihrer Attractionskraft auf die ländliche Bevölkerung wirken auch für diese Provinz ebenmäßig, wie für den ganzen Staat, und rufen mithin auch übereinstimmende Folgen für die Bedürfnißfrage nach ländlichen Arbeitern hervor. Wenn wir hiefür die statistischen Zahlen aus den Tabellen vom 3. December 1864 entnehmen, so erhalten wir die Volksmasse der drei großen Städte Königsberg, Danzig und Elbing mit 219,375 Einw. oder $32{,}_5$ pCt. der städtischen Bevölkerung der Provinz; mit Hinzurechnung der 6 Städte zwischen 20,000 und 10,000 Einw. = 87,704 Einw., gewährt es die Summe von 307,079 Einw. oder $45{,}_7$ pCt.; dazu kommt die Bevölkerung der 38 Mittelstädte zwischen 10,000 und 3500 Einw. mit 238,401 Einw. oder $35{,}_3$ pCt.; endlich bleiben für die 74 kleinen Städte zwischen 3500 und 1050 Einw. (Kauernick 1050, Garnsee 1143, Landeck 1100) nur 129,500 Einw. oder 19 pCt.

Und doch hat zum Glück für die Wohlfahrt unserer Provinz und Dank der Ausdauer und größeren Betriebsamkeit in der intellectuellen landwirthschaftlichen Cultur, die Quantität der landwirthschaftlichen Arbeiten mit jedem Jahre in unserer Provinz zugenommen. Es liegt mir ferne, heute darauf näher einzugehen; ich will nur bemerken: das Schluß-Ergebniß für die landwirthschaftliche Benutzung des Bodens unserer Provinz lag in den Tabellen für 1852 auf 11,308,881 Morgen urbarer Fläche des Ackers incl. Gärten und 2,479,023 Morgen Wiesen, dagegen besitzen wir für 1864 12,441,339 Morg. urbarer Fläche des Ackers incl. Gärten und 2,739,575 M. Wiesen.

Also haben wir seit den zwölf Jahren mindestens für ein Zehntel mehr an urbarer Fläche zur landwirthschaftlichen Arbeit zu sorgen und dazu den Begehr an verstärkten Arbeitskräften für die Mittel des Verkehrs aller Art zu befriedigen, von den Eisenbahnen und Chausseen bis zu den einfachsten Verbindungen zwischen den Ackerflächen, endlich die verstärkten Arbeitskräfte für eine intensivere Bewirthschaftung des urbaren Bodens herbei zu schaffen. Es steht daher auch für unsere Provinz ein andauernder Mangel an Arbeitskräften der ländlichen Bevölkerung in Aussicht; im Wechselverkehr können

wohl Schlesien, das Großherzogthum Posen und die östlichen Kreise von Pommern bisweilen Aushülfe gewähren, aber man rechne hiebei auf kein Nachbarland, welches eine noch weit dünnere Bevölkerung als die unsrige besitzt und sich erst in den Anfängen einer höheren intellectuellen landwirthschaftlichen Cultur und ihrer Ausgleichung mit der städtischen Industrie bewegt. Denn hier müssen sich häufig dieselben Bedürfnisse aus gleichen Gründen wie bei uns gleichzeitig einstellen, müssen ebenso immer gleichzeitig fortgepflanzt werden, und können daher nur zu rivalisirenden Gegensätzen sich gegenseitig entwickeln.

Zur Rettung Schiffbrüchiger.

Rede, gehalten am 26. Januar 1866 bei Gelegenheit der Gründung des Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger in Königsberg i. Pr.

von

Dr. Burow jun.

Meine Herren! Sie sind heute unserem Aufrufe Folge leistend hier zusammengekommen, um am hiesigen Orte einen Verein zur Rettung Schiffbrüchiger zu bilden.

Da nun aber vielleicht Manche von Ihnen durch ihren Beruf und Ueberhäufung mit Geschäften daran verhindert sein mögen, die meistens in einzelnen Zeitungs- und Journalartikeln zerstreuten Nachrichten über die Entwickelung und Fortschritte des Rettungswesens in neuerer Zeit zu verfolgen, so scheint es zweckmäßig, Ihnen über diesen Gegenstand einen kurzen Ueberblick zu geben.

Erlauben Sie, m. H., daß ich um am schnellsten und übersichtlichsten zu verfahren, mein Thema in drei Abschnitte theile, indem ich einmal Ihnen eine kurze **Geschichte des Rettungswesens** gebe, zweitens das Nothwendigste aus der Strandungsstatistik anführe und drittens Sie mit den Vervollkommnungen der Apparate zur Rettung bekannt mache. —

Meine Herren! Die Zeiten, in denen der Seeman, wenn er in schwerem Sturm sein treues Schiff dem Wogenschwall weichen sah, mehr noch als die entfesselte Wuth der Elemente die Hinterlist und Barbarei der Strandbewohner fürchten mußte, — die Zeiten, in denen eben diese Küstenbewohner Schiffe, welche bereits der furchtbar brandenden Küste nahe waren, durch Aufstecken falscher Lichter in's sichere Verderben lockten, — die Zeiten, in denen die Pfarrer der Küstengemeinden von der Kanzel herab

um einen gesegneten Strand bitten mußten: diese Zeiten sind, Gott sei Dank, vorüber.

Ein wohlthätiger Umschlag ist erfolgt: denn heutzutage opfern todesmuthig die Anwohner des Strandes bei Unglücksfällen ihr Leben zur Rettung ihrer gefährdeten Mitmenschen, und achten der Gefahren nicht, welchen sie sich selbst aussetzen, wenn sie nur die gestrandeten Seeleute dem nassen Grabe entreißen. Alle Gesellschaften, welche durch Sammlungen von Beiträgen um Aufstellung von zweckmäßigen Apparaten an gefährlichen Punkten der Küste zur Rettung Schiffbrüchiger mitzuwirken gesucht, haben daher stets und vor Allem den Eifer der Strandbewohner durch Anerkennungszeichen und Geldbelohnungen nach geschehenen Rettungsthaten anzufachen und zu unterhalten gesucht, da ja eben die Fischer die eigentlichen ausführenden Organe bei den Rettungen sind. —

Wenn nun auch zu allen Zeiten einzelne muthvolle Männer sich bei Strandungen ausgezeichnet haben, so war es doch um das Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, daß in dieser Beziehung etwas energischer vorgegangen wurde und mit der größeren Zahl der Strandungen und öfteren Rettungen zugleich Verbesserungen der Rettungsapparate Hand in Hand gingen.

England war es, das durch seine insulare Lage und seinen schnell anwachsenden Welthandel gedrängt, allen anderen Ländern mit glänzendem Beispiel voranging und wunderbarer Weise war ein Wagenbauer in London, Mr. Lukin im Jahre 1785 der erste Erbauer eines Rettungsbootes, welches er durch später zu beschreibende Einrichtungen „unsinkbar" gemacht hatte.

Mit Verbesserung der Boote und Erfindung neuer Apparate wuchs schnell das Interesse für die gute Sache und speciell auf Veranlassung eines Mannes, dessen Name in der Geschichte der Humanitätsanstalten unsterblich sein müßte, Mr. Hillary (von der Insel Man im Irischen Kanal) wurde zu London 1824 die „Royal National life-boat Institution" (Königl. National Rettungsboot-Gesellschaft) gegründet.

Diese Gesellschaft, welche von Anfang an nur auf Privatunterstützungen angewiesen und von der Regierung völlig unabhängig war, hat bis zum heutigen Tage mit immer wachsender Ausdehnung und nicht erkalten-

dem Eifer ihre segensreichen Zwecke verfolgt, und allen anderen Ländern einen Impuls gegeben, auf diesem glorreichen Wege ihr zu folgen.

Von ihrer Entwickelung erhält man einen Begriff, wenn man bedenkt, daß nach zehnjährigem Bestehen sie bereits 35 Boote an der Englischen Küste stationirt hatte, im Jahre 1860 aber schon 90 Boote, und 1864: 144 Boots- und 239 Mörser- (und Raketen-)stationen. Es sind in dieser Zeit durch ihre Apparate aus dringender Lebensgefahr durchschnittlich im Jahr 350 Menschen gerettet worden, im Ganzen seit ihrer Gründung, also in 41 Jahren 14,266 Menschenleben, eine Zahl, welche uns wahrhafte Achtung vor dem Wirken dieses Vereins einflößen muß!

Seine Einnahmen haben sich stetig gesteigert, so daß ihm 1863: 140,000 Thlr., im folgenden Jahre über 200,000 Thlr. zugeflossen sind. Es werden im Jahresbericht Gaben bis zur Höhe von £ 5000 angeführt.

Die Gesellschaft hat seit ihrem Bestehen für besonders heroische Thaten bei Rettungen 82 goldene und 745 silberne Medaillen und £ 19,800 Prämien ausgetheilt.*) — Diesem Beispiele konnten sich die übrigen Staaten nicht verschließen. In Dänemark traten Privatleute zusammen und gründeten 1847 einen Rettungsverein, indessen betheiligte sich hier der Staat lebhaft, und gegenwärtig besitzt dieses kleine Land 23 Boots- und 12 Raketenstationen, welche oft genug bei der gefährlichen Schiffahrt im Sund, Kattegat und Skagerrack in Thätigkeit kommen.

In Preußen lag bis Ende vorigen Jahres das gesammte Rettungswesen in Händen der Regierung. Es waren bereits 1803 in England Rettungsboote nach den damals besten Mustern für die Häfen Memel, Pillau**) und Swinemünde angeschafft worden, welche z. Th. noch heute im Dienst sind. Diese Boote sind aber nur in den Häfen und deren allernächster Nähe stationirt, und werden bei etwaigen Strandungen von den Seelootsen geführt. Es sind also viele gefährliche Punkte, welche sich zwischen den an der preußischen Küste sehr weit getrennt liegenden Häfen befinden, gänzlich ohne Rettungsmittel und die Besatzungen von Schiffen,

*) Diese Nachrichten sind den 1865 erschienenen Annual Report of the Comittee for 1864, London 14 John Street, Adelphi entnommen.

**) Dieses Boot, welches kein selbstaufrichtendes ist, kenterte am 11. August 1818 und es ertrank dabei der Lootsenkommandeur Steenke mit 16 Mann Besatzung.

welche hier auflaufen, sind in der allerdringendsten Gefahr. Preußen besitzt gegenwärtig 12 Boots- und 9 Mörserstationen; aber ein Blick auf die Karte lehrt, wie wenig diese Zahl genügen kann.

Pillau hat 4 Boote und 1 Mörser, Memel 3 Boote und 2 Mörser, und bei Bodenwinkel (in der Nähe von Kahlberg) ist ein Mörser stationirt. —

Es würde zu weit führen über die Rettungsanstalten in Holland, Schweden und Norwegen; Frankreich (wo für das Rettungswesen bis jetzt wenig geleistet ist) und Rußland zu sprechen. Es genüge, daß auch in diesen Ländern meistens von Regierungswegen und in nicht ausreichendem Maße gesorgt wird.

In Deutschland constituirte sich 1860 der ostfriesische Verein mit seinem Hauptsitz in Emden. Er ist Privatverein, bildete sich ziemlich nach Englischem Muster und besitzt 8 Boots- und 1 Mörserstation, vorzüglich auf den Inseln längs der Westküste von Schleswig-Holstein in der Nordsee; 1861 folgte Hamburg und stationirte 2 Boote auf Duhnen und Cuxhafen, und 1863 Bremen mit den Stationen Bremerhafen und Wangeroge. Der größte Schritt aber für unser gesammtes Vaterland geschah, als am 29. Mai 1865 in Kiel die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger gegründet wurde. Es traten als Stamm die letztgenannten 3 Vereine der neuen Gesellschaft bei und übermachten derselben ihr bisheriges Stationsinventar, so daß bereits Ende 1865: 15 Boote und einige Projektile dieser Gesellschaft angehörten, von denen viele schon mit bestem Erfolg in Thätigkeit gewesen sind.*)

Als Zweigvereine traten sofort bei: Lübeck, Rostock, Husum, Kiel, Bremen, Heide und kurze Zeit nach der Constituirung Danzig und Stettin, und von vielen Vereinen steht der Beitritt in nächster Zeit bevor. Der allgemeine Verein hat seinen Sitz in Bremen, und werden durch alljährliche Versammlungen der Delegirten in vorher bestimmten Städten die Geschäfte abgemacht. Der Verein bezieht die Einkünfte der Bezirksvereine und richtet ihnen dafür die Stationen ein. —

Sie, meine Herren, werden heute darüber abzustimmen haben, ob,

*) So rettete noch in diesen Tagen das Boot der Station Juist 15 Mann von dem am 4. Februar gestrandeten Huller Dampfer Excelsior.

vorausgesetzt, daß bei uns ein Verein zu Stande kommt, dieser selbstständig, oder als Bezirksverein des allgemeinen deutschen Vereins ins Leben treten soll. —

Um nun aber einen rechten Begriff von der Wirksamkeit und Nothwendigkeit dieser Rettungsanstalten zu bekommen, muß man einen kurzen Blick in die Strandungsstatistiken der verschiedenen Länder werfen. Um mit England wieder zu beginnen, so finden nach einer Durchschnittsrechnung an den Küsten von England, Irland und Schottland jährlich 1660 Strandungen statt, bei denen trotz der unzähligen Fischer- und Lootsenkutter, welche die Küste umschwärmen, über 600 Menschen ertrinken.

Gerettet wurden 1864 durch Apparate und Boote des Vereins 432 Menschen, durch Fischer 266, im Ganzen 698.

Die Englische Statistik ist eine ausgezeichnete, die wesentlich durch die Gesellschaft und deren Organe unterstützt wird, besonders durch Herausgabe von guten Wrackkarten. Die Strandungen sind nach Ort, Zahl der Geretteten und sogar nach Grund des Unglücksfalls verzeichnet.

Wie nöthig es aber ist die ganze Küste möglichst dicht mit Rettungsstationen zu besetzen, hat ein trauriges Ereigniß am Schluß vorigen Jahres wieder recht deutlich bewiesen, wo in einer Nacht in der Bucht von Torbay (in der Nähe von Teignmouth im Canal) mehr als 40 Schiffe zu Grunde gingen (worunter auch ein Königsberger Schiff), und nahe an 170 Menschen umkamen.

Wäre an dieser Stelle ein Rettungsboot stationirt gewesen, so hätten viele Menschenleben gerettet werden können.

Dänemark sorgt ebenfalls für eine gute Statistik. Hiernach brachten die letzten 7 Jahre 855 Schiffbrüche, also durchschnittlich pro Jahr 122. Es wurden aber in den letzten 12 Jahren durch Raketenapparate und Rettungsboote 1255 Menschen, und eine ebensolche Zahl durch Fischer in den letzten 6 Jahren gerettet. Unter den durch die Vereinsboote Geretteten befanden sich allein 186 Preußische Seeleute.

Im Jahre 1863 sind nur 39 Personen bei Strandungen ertrunken, dagegen 180 gerettet, wie wir sehen, ein sehr gutes Verhältniß.

Unser Preußen steht in Bezug auf Strandungsstatistik völlig zurück. Die Regierung, für welche es ein leichtes wäre genaue Statistiken anfer-

tigen zu lassen, hat sich ganz passiv verhalten. Es ist dies aber um so bedauerlicher, als nur zuverlässige Statistiken es möglich machen, bei Errichtung neuer Stationen die geeigneten Punkte zu treffen. Auf Veranlassung des Stettiner Rettungsvereins ist von Herrn Mieske eine Wrackkarte der Preußischen Küste für die Jahre 1857—64 zusammengestellt; indessen scheint nicht nur der Zeitraum ein zu kurz gegriffener, sondern es fehlen auch gerade diejenigen genaueren Details, auf welche es hauptsächlich ankommt, so besonders die Vertheilung der Strandungen auf die einzelnen Küstenpunkte.

Nach dieser Zusammenstellung sind in den letzten 8 Jahren 384 Schiffe verloren. Davon sind 103 gesunken und verschollen und 281 gestrandet und zwar die geringste Zahl 1857, nämlich 22, die höchste aber 1864, nämlich 49, also durchschnittlich pro Jahr 35.

Leider ist es aber für den Privatmann sehr schwer, wo nicht unmöglich, genaue Angaben über geschehene Strandungen zu erhalten, wenn man auf längere Zeit zurückgehen will und so habe ich für unsere ostpreußische Küste nicht die gewünschten Zahlen erlangen können.

Denn während Herr Mieske für die Pillauer Küstenstrecke die zweithöchste Strandungsziffer, nämlich 86 (in 8 Jahren) anführt, so konnte ich nur von 21 Strandungen die Zahl der Geretteten und Ertrunkenen erhalten. Es sind diese Schiffsunfälle auf der Strecke von Brüsterort bis Polski (frische Nehrung) erfolgt, und es sind 7 Mann und einmal die ganze Besatzung, also ungefähr 5 Mann, im ganzen 12 Mann ertrunken. Es ist noch genauern Feststellungen vorbehalten, die zur Errichtung von Stationen passendsten Punkte zu erwählen, indessen dürften von vornherein Polski und Kraxtepellen, letzteres an der Westküste von Samland, eine Meile südlich von Brüsterort, als die geeignetsten Stellen zu bezeichnen sein. Daß überhaupt für Ostpreußen das Bedürfniß vorliegt, Rettungsstationen einzurichten, geht schon daraus hervor, daß auf der ganzen langen Küste von Neufahrwasser bis Memel nur die einzige Station Pillau existirt (mit Ausnahme von Bodenwinkel, westlich von Kahlberg, und von Schwarzort bei Memel, wo je ein Mörser stationirt sind). —

Wenn wir nun auf den dritten Punkt, nämlich die Besprechung derjenigen Vorrichtungen übergehen, welche man als die zweckmäßigsten zur

Rettung bei Strandungen construirt hat, so haben wir hier zweierlei anzuführen, nämlich 1. die Rettungsboote und 2. die Projektil-Apparate.

Als in England Ende vorigen Jahrhunderts die Rettungen sich mehrten, sah man bald ein, daß es meist nicht möglich sei, mit gewöhnlichen Booten in schwerer Brandung gegen die durch den brausenden Sturm aufgepeitschten Wogen abzukommen, geschweige denn von festsitzenden Wracks Schiffbrüchige zu retten.

Als erstes Bedürfniß für die Sicherheit der Rettenden selbst stellte es sich heraus, die Boote so zu construiren, daß sie nicht sinken konnten, wie schon gesagt 1785 durch Lukin in London. Lukin erreichte diese Verbesserung, indem er den Booten durch zweckmäßig innen angebrachte Luftbehälter, und zwar luftdicht verlöthete kupferne Kasten, einen Ueberschuß von Schwimmkraft (buoyancy) mittheilte, ganz ebenso wie ein Mensch sich dadurch über dem Wasser erhält, daß er sich Luftblasen unterbindet.

Die nach diesem Prinzip gebauten Boote galten lange Zeit als die vorzüglichsten und noch heute sind alle sogenannten Rettungsboote (lifeboats) der Auswanderer- und Dampfschiffe Boote dieser Art.

Die Rettungsboote sind stets Ruderboote,*) mit 5 bis 16 Ruderern besetzt. Sie sind hinten und vorne spitz, damit sie gleich gut vor- wie rückwärts gehen können, und werden aus demselben Grunde gewöhnlich nicht mit einem Steuer, sondern mit einem Ruder gesteuert. Sie sind sehr feste Boote von 24 bis 30 Fuß Länge, ein Viertel davon als Breite, tragen 8 bis 18 Mann Besatzung und müssen außerdem noch 10 bis 20 Passagiere fassen können, und so schwimmfähig sein, daß sie diese ganze Besatzung noch zu tragen vermögen, selbst wenn sie bis an den Rand voll Wasser geschlagen sind.

Diese Boote sanken nun zwar nicht, indessen waren sie doch, wenn eine Welle darüber brandete und sie mit Wasser füllte, unbrauchbar, und die Mannschaft mußte Gott danken, wenn sie wieder das Ufer erreichte.

---

*) Mit Ausnahme der großen 40 bis 46 Fuß langen Boote der Stationen an der Suffolk-Küste (England, nördlich von der Themse-Mündung), welche von den weit ab in der Nordsee liegenden Sandbänken retten sollen und daher schwere Sturm-Segelboote sind.

Deshalb gab man ihnen eine solche Bauart, daß sie das hineingeschlagene Wasser von selbst wieder entleerten.

Man erreichte dieses, was auf den ersten Blick kaum ausführbar erscheint, ebenfalls auf einfache Weise. Denken Sie sich, m. H., ein gewöhnliches Sieb, welches ich mit den Händen ins Wasser tauche, so wird das Niveau des Wassers innen und außen gleich stehen. Hebe ich nun mit einem gewissen Aufwand meiner Kraft das Sieb aus dem Wasser in die Höhe, so wird das Wasser ablaufen. In den Booten wurden nun $1\frac{1}{2}$ Fuß über dem Kiel ein doppelter Boden, gewissermaßen ein niedriges Deck, wasserdicht angebracht, und durch dieses Deck und den äußeren Boden des Fahrzeuges oben und unten offene metallene Abzugsröhren befestigt, 6 bis 12 an der Zahl, von 4 bis 6 Zoll Durchmesser. Wenn nun das Boot eine entsprechende Schwimmkraft hat, und das Deck genügend hoch angebracht ist, so wird das Wasser außerhalb des Boots und in den Röhren nach dem Gesetz der communicirenden Röhren gleich hoch stehen. Es wird, wenn eine geringe Quantität Wasser hineinspritzt, dieses durch die Abzugskanäle nach unten abfließen. Wenn aber der Fall eintritt, daß eine Welle das Innere des Boots ganz vollschlägt, so wird jetzt mein Vergleich mit dem Sieb passen. Denn jetzt hebt die überschüssige Schwimmkraft das Boot, wie vorhin meine Hand das Sieb, in die Höhe, und das Wasser muß der Schwere folgend abfließen, bis das Gleichgewicht hergestellt ist und das Wasser in den Abzugskanälen und der freien Meeresoberfläche gleich hoch steht. Es ist selbstverständlich, daß es wesentlich auf genügende Zahl und Weite der Röhren ankommt, damit die Selbstentleerung schnell genug erfolge. Man ist meistens zufrieden, wenn in 30 bis 50 Sekunden das Wasser abgeflossen ist. Etwas Wasser wird natürlich hierbei, wie in jedem Boot zurückbleiben, welches durch schwere Brandung arbeitet.*)

Ein gutes Rettungsboot muß ferner eine sehr große seitliche Stabilität haben, es muß nicht rank sein, damit es nicht leicht Wasser schöpfe oder umschlage. Zu diesem Zwecke sind die Boote sehr breit gebaut und

*) Es sei noch erwähnt, daß die englischen Rettungsboote nahe unter der oberen Oeffnung in den Röhren Ventilklappen haben, welche so equilibrirt sind, daß sie nach oben fest schließen, während ein leiser Druck von oben, also auch etwas heraufströmendes Wasser, sie öffnet und so freien Abfluß gewährt.

haben einen guten Ballast, womöglich in Form eines 8 bis 10 Centner schweren eisernen Kieles. Auch hat man sie außen mit einem Korkgürtel bekleidet und innen auf beiden Seiten Luftkasten angebracht, in der doppelten Absicht, einmal die Seitenstabilität zu vermehren, und zweitens dem etwa eingeschlagenen Wasser weniger Raum zu gewähren und es auch bei heftigen Bewegungen des Bootes daran zu verhindern, nach den Seiten zu schlagen und so durch sein Gewicht das Fahrzeug noch mehr niederzudrücken.

Um im Falle eines Leckes nicht die Schwimmkraft des Bootes durch den Ballast zu sehr in Anspruch zu nehmen, hat man auch Wasserballast und Ballast in Form von Holzklötzen angewandt. Trotz aller dieser guten Eigenschaften kann ein Boot doch in der Brandung umschlagen und die Mannschaft wäre dann verloren. Deshalb sann man auf Abhülfe, und 1851 construirte Beeching, ein Bootsbauer in Great Yarmouth das erste sich selbstrichtende (selfrighting) Rettungsboot. Er gab dem Boote ein Equilibrium, ähnlich dem bekannten Kinderspielzeug, welches auf den Kopf gestellt, doch sich stets schnell wieder auf die Füße dreht.

Um den Schwerpunkt möglichst tief unter den Drehpunkt des Bootes zu legen, baute er dieses so, daß der obere Bordrand sehr stark nach vorne und hinten auf lief (Sprung hatte), während zugleich an diesen Enden große Luftkasten angebracht waren, und der starke eiserne Kiel den Schwerpunkt möglichst tief drückte. Wenn also ein solches Boot durch eine starke Welle völlig umgedreht wird, so daß es kieloberst schwimmt, so ruht es gewissermaßen außerhalb des Wassers auf den beiden Endluftkasten, während der Schwerpunkt über den Drehpunkt zu liegen kommt. Die Folge ist also, daß bei der geringsten Seitwärtsneigung durch die bewegte See das Fahrzeug dem Bestreben nachgeben muß, sich aufzurichten, so daß der Kiel sich wieder nach unten dreht. Versinken kann das Boot aber nicht der Luftkasten wegen, und es tritt also jetzt die Eigenschaft des Selbstentleerens ein, und das von selbst aufgerichtete Boot wird schnell sein Wasser nach unten ausströmen lassen und wieder manenvrirfähig sein.*)

*) Daß solche Deduktionen nicht theoretisch ausgeklügelt, sondern vielfach praktisch bewährt sind, beweisen manche Fälle. So z. B. die im Life-boat Journal vom 1. Ja-

Die schließlichen Erfordernisse eines guten Rettungsbootes sind: Geschwindigkeit, denn ein schnelles Boot wird manche Welle durchschneiden und mancher Gefahr ausweichen, welcher ein langsames Fahrzeug nicht entgehen könnte; ferner Stärke und Festigkeit des Baues, damit es ohne leck zu werden die unvermeidlichen Stöße beim Anlegen an ein Wrack und beim Anlaufen des Strandes ertragen kann, und endlich müssen außen am Boot Sturmleinen befestigt sein. Man versteht hierunter ein fingerdickes Tau, welches in losen Bogen in Zwischenräumen von ca. 2 Fuß außen rund herum befestigt ist, damit die Mannschaft bei etwaigem Umschlagen des Bootes im Wasser sich festhalten kann. —

Das hier geschilderte Boot ist das aus Eichenholz angefertigte der englischen Rettungsgesellschaft und wird nach dem Erbauer Peake-Boot genannt. Es ist für die englischen Küsten, welche meist felsig sind, aber überall in den allerkürzesten Distanzen Häfen darbieten, in denen das Boot für gewöhnlich liegen kann, und aus welchen es dann bei Sturm ausläuft, das allerzweckmäßigste. Da es aber sehr schwer ist und über 5000 Pfund wiegt, so ist es an sandigem Strand, wie die holländische, dänische und unsere Küste ihn darbieten, kaum verwendbar, weil hier die Boote, auf großen Karren stehend, oft weit bis zur Strandungsstelle transportirt werden müssen. Man hat deshalb in letzter Zeit die nach dem Patent des Amerikaner Francis gebauten Boote versucht. Diese Boote, welche gegenwärtig für Deutschland die Fabrik von Mac Donald & Co. in Hamburg liefert, werden aus galvanisirtem (verzinktem) und cannelirtem (wellenförmig gepreßtem) dünnen ($1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{4}$ Pfund pro Quadratfuß schwerem) Eisenblech hergestellt. Sie haben vor den hölzernen Booten vor Allem den Vorzug größerer Leichtigkeit, denn sie wiegen nur etwas mehr als die Hälfte der letzteren; außerdem aber sind sie sehr dauerhaft und nicht den Witterungseinflüssen ausgesetzt.

Die ursprünglichen Francis-Boote waren gewöhnliche Boote mit Luftkasten; ihnen ging also die Eigenschaft des Selbstaufrichtens und Selbst-

---

nuar 1866, Vol. VI. No. 59, pag. 2. mitgetheilte Rettungsfahrt, wo am 20. Oct. 1865 das St. Ives-Rettungsboot (Cornwall, England) bei einer Fahrt zwei Mal kenterte, beidemal inmitten der furchtbarsten Brandungswellen sich schnell richtete und entleerte, so daß die Rettungsmannschaft die Besatzung des gestrandeten Schiffes bergen konnte.

entleerens ab. Auf Vorschlag des Danziger Rettungsvereins hat man neuerdings eine Combination des Peake- und Francis-Systems versucht und das erste danach gebaute Boot „Daheim", gegenwärtig in Leba stationirt, hat sich bei einer im September 1865 in Hamburg angestellten Probe sehr gut bewährt — es fehlte ihm nur leider die Eigenschaft des Selbstrichtens; dafür ist es aber aufs Aeußerste steif und wiegt nur 25 Ctr. Memel hat bereits ein ebensolches Boot bestellt und andere Stationen werden ebenfalls das combinirte System adoptiren. —

Die Rettungsboote werden in der Art aufbewahrt, daß sie, wo ein Hafen den Stationsort bildet, völlig ausgerüstet unter einem Schuppen auf einer nach dem Wasser zugeneigten Ebene ruhen, von welcher sie im Augenblicke des Gebrauchs mit ihrer vollen Mannschaft ins Wasser gelassen werden. Befindet sich die Station aber am Strande, ferne von einem Hafen, so ruht das Boot auf*) einem eigens dazu construirten hochrädrigen Karren, aber ebenfalls unter einem Schuppen. Soll das Boot in See, so wird der Karren rückwärts ins Wasser geschoben, und die Mannschaft, welche fertig zum Rudern im Boot sitzt, muß im Augenblick des Flottwerdens das Boot durch die Brandung zu zwängen suchen. Es gehört also zu einer Station der Schuppen, der Karren und das Boot nebst Zubehör, was zusammen auf ca. 1600 bis 2000 Thlr. veranschlagt wird. Die Bemannung wird von Fischern und Seeleuten gebildet, welche pro Fahrt bezahlt werden, während nur der Bootsführer in jährlicher Besoldung steht, welcher sowohl die Führung des Bootes, als auch die Berichte an den Vorstand zu veranlassen hat. Zu erwähnen wäre noch, daß kein Mann an Bord eines Rettungsbootes gehen darf, ohne mit einem Rettungsgürtel bekleidet zu sein. Es sind dieses aus festem Segeltuch mit dazwischen genähten Korkstücken verfertigte Gürtel, welche auf Art einer Weste Brust und Rücken umschließen und jeden des Schwimmens unkundigen Menschen zu tragen im Stande sind.

---

*) In Pillau liegt das Boot nicht auf dem Wagen, sondern hängt an zwei Ketten unter der Achse, von welcher es beim Flottwerden schnell losgelassen wird, eine jedenfalls unzweckmäßigere Vorrichtung. S. Zeitschrift f. Bauwesen von Erbkam. Jahrgang IX. Berlin 1859, pag. 411—418. Beschreibung der Rettungsapparate in Pillau von H. Schultze.

Für unsere ostpreußische Küste (frische und kurische Nehrung und samländischen Strand) eignen sich die Peake-Boote nicht sonderlich, weil sie zum Transport längst der Küste zu schwer sind. Es scheinen vielmehr die modificirten Francis-Boote die geeignetsten, wenngleich es sehr zu wünschen wäre, daß ihre Construction noch so weit vervollkommnet werden könnte, daß sie auch selbstrichtend würden.

Es bleibt nun noch übrig die **Projektil-Apparate** zu besprechen. Es liegt sehr nahe, daß wenn ein Schiff mit nach dem Lande wehendem Sturm strandet, es leichter möglich ist mit dem Winde, vermittelst geworfener oder schwimmender Gegenstände vom Schiffe aus eine Verbindung nach dem Lande herzustellen, als in umgekehrter Richtung. Indessen ist meist die Mannschaft des Wrackes durch überbrechende Sturzseen bald erschöpft oder das Schiff leidet dermaßen, daß die Leute außer Stande sind, zu ihrer Rettung etwas selbst zu thun. Es kam deshalb im Jahre 1808 Capitän Manby in Yarmouth auf die Idee, vermittelst einer Kugel eine Leine über ein gestrandetes Schiff vom Lande aus zu schießen, um auf diese Art eine Communikation zu vermitteln und erfand so den Rettungsmörser. Seine Idee konnte er noch im selben Jahre als höchst brauchbar beweisen und seitdem ist der Mörser in eben dem Maße in Gebrauch gekommen, wie das Rettungsboot, so daß, wie oben gesagt, England bereits 239 Projektil-Apparate stationirt hat, während Preußen deren 9 besitzt.

Diese Mörser-Apparate haben aber einige Nachtheile, denn sie sind schwer transportabel, die Leine reißt leicht an ihrer Befestigungsstelle an der Kugel in Folge der starken Anfangsgeschwindigkeit und die Kugel hat keine sehr große Flugkraft. Ein Mörser der deutschen Station Sylt von $3^6/_{10}$ Zoll Caliber warf seine Kugel bei 24 Loth Pulverladung 300 bis 400 Schritt weit, während der Mörser in Pillau bei 6 Zoll Caliber und 22 Loth Pulver 250 Schritte trug. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, kam 1826 Mr. Denett in Newport (Isle of Wight) auf den Gedanken, die Leine vermittelst Raketen herüber zu schießen, wobei man noch den Vortheil hat, daß bei Nacht die Rakete durch ihren Schein das Wrack beleuchtet. Es ist natürlich, daß hierzu nur sehr große Raketen, meist dreipfündige benutzt werden können; diese sollen dann aber auch 600 bis 700 Schritt weit tragen.

Wenn ein Schiff nahe der Küste gestrandet ist und der Mörser- oder Raketen-Apparat angewandt werden soll, so versucht man mittelst desselben eine dünne Leine, welche an der Kugel resp. Raketenstock befestigt, und zur Seite des Apparats derart aufgeringelt ist, daß beim schnellen Abrollen sie sich nicht verwickeln kann, über die Masten des Schiffes zu schießen. Ist das gelungen, so wird an dieser dünnen Leine ein dickeres Tau nachgezogen. Dieses kann nun dazu benutzt werden an ihm ein Rettungsboot zum Wrack zu ziehen oder aber es wird dieses dicke Tau möglichst straff gespannt, damit der tiefer hängende mittlere Theil nicht in die Brandung reicht, und dasselbe dann als Leitseil benutzt für eine Art von Korb oder Rettungsboje, in welche je eine Person der zu rettenden Mannschaft einsteigt, um vermittelst eines einfachen Zug-Apparats nach dem Lande gezogen zu werden, bis auf diese Art alle geborgen sind.*)

Es ist selbstverständlich, daß an vielen Küsten solche Projektilapparate viel zweckmäßiger sind, als Boote, während sie doch auch zugleich billiger sind; einzelne Parthien des samländischen Strandes, wo die Schiffe meist in allernächster Nähe des Uferberges festkommen, eignen sich besonders für Wurfapparate.

Schließlich sei es mir erlaubt, kurz die sogen. Rettungs-Anker zu erwähnen. Es sind dieses ankerartige Apparate, welche völlig zusammenzuklappen sind und dann wie ein Bolzen in einen Mörser geladen werden können, um dann aus demselben so weit als möglich über die Brandung in die See geschossen zu werden. Der Anker klappt im Fluge auseinander, bohrt sich im Grunde fest und an der mitgerissenen Leine kann unter Umständen ein Rettungsboot sich gut über die Brandung holen. —

Meine Herren! Sie Alle haben oft, wenn in dunkler Winternacht der Sturm mit Hagel oder Schnee einherbrauste, gedacht, Gott schütze die Unglücklichen auf der See! Jetzt, meine Herren, ist der Augenblick gekommen, diesen Gedanken zur That werden zu lassen. Gründen Sie hier einen Verein zur Rettung Schiffbrüchiger, damit, so weit es in menschlicher Kraft liegt, bei Strandungen an unserer Küste das gefährdete Leben der Seeleute gerettet werden möge. —

*) S. die Abbildungen und Beschreibungen in Wagner's „Nautische Blätter" 1866, Danzig, Th. Bertling, ein Buch, welches Allen dringend empfohlen werden muß, welche sich für das See- und Rettungswesen interessiren.

Nachschrift. Nachträglich sei es mir gestattet mitzutheilen, daß am 26. Januar c. in einer zahlreich besuchten Versammlung der Rettungsverein sich constituirt hat. Die Betheiligung, welche das Unternehmen findet, ist erfreulich, denn Ende Februar waren bereis 187 Mitglieder eingezeichnet, welche 1592 Thlr. einmalige und 403 Thlr. jährliche Beiträge garantirt hatten. Hierzu kommen noch ca. 400 Thlr., welche der hiesige Flottenverein der Gesellschaft übergiebt. Die Provinz hat sich dabei bis jetzt noch gar nicht betheiligt, indessen steht bei dem bewährten Wohlthätigkeitssinne der ostpreußischen Provinz eine rege Theilnahme zu erwarten. Der Königsberger Verein hat sich als Bezirksverein des allgemeinen deutschen Vereins constituirt und ist von letzterem bereits die Einrichtung von zwei Stationen an unserer Küste zugesichert worden.

Etwaige Beiträge ist Unterzeichneter gerne bereit an die Kasse abzuliefern.

Dr. Burow jun., Kneiph. Langgasse No. 37.

Kritiken und Referate.

De Aristarchi studiis Homericis. Scripsit K. Lehrs, professor Regimontanus. Editio recognita et epimetris aucta. Lipsiae apud S. Hirzelium MDCCCLXV. (VIII und 485 S. gr. 8.)

Der Name Aristarchs (er lebte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. in Alexandrien) war im Alterthum für die höchste Meisterschaft der philologischen Kritik sprichwörtlich, eine sehr große Schule pflanzte seine Methode und seine Lehre fort, seine Einwirkungen dauerten tief ins byzantinische Mittelalter hinein und sein Ansehn blieb ein kanonisches. Ein späterer Commentator des Homer bekennt in einem zweifelhaften Falle, es sei am sichersten dem Aristarch zu folgen, wenn auch die entgegengesetzte Ansicht richtiger scheine. So läßt, wie ein neuerer Schriftsteller sagt, das Gigantische, das sein Name in der Erinnerung der Menschen behalten, ebensowohl auf eine gewaltige Kraft des Geistes als auf eine bedeutende Persönlichkeit schließen. Doch war dieser große Name in neuerer Zeit fast verschollen, bis 1780 der französische Gelehrte Villoison (derselbe, bei dem die Herzogin Amalie von Weimar ein Mal griechisch lernte) auf der Marcus-Bibliothek zu Venedig eine Handschrift der Ilias entdeckte, die mit einem sehr gelehrten altgriechischen zum Theil aus aristarchischen Quellen excerpirten Commentar versehen war. Aber wie so manche außerhalb Deutschlands gemachte philologische Entdeckung, blieb auch diese ein todter Schatz, bis ein deutscher Gelehrter, Friedrich August Wolf, sie in seinen berühmten Prolegomena (1795) und in seiner Ausgabe des Homer verwerthete. Wolf stellte zuerst der Kritik die Aufgabe und löste sie bis auf einen gewissen Grad: dem homerischen Text so viel als möglich die Gestalt wieder zu geben, die er durch Aristarch erhalten hatte. Ungleich mehr wurde

diese Aufgabe durch das 1833 erschienene Werk von Lehrs „über Aristarchs homerische Studien" ihrer Lösung genähert, welches nicht nur für die homerische Kritik, sondern für die klassische Philologie überhaupt Epoche machend gewesen ist. Hier war nachgewiesen, daß in dem von Villoison entdeckten Commentar etwa zehnmal so viel von Aristarch herrühre, als man bis dahin geglaubt hatte, und durch diese überraschende Vermehrung des Materials ein ganz anderes unendlich vollständigeres Bild von den großartigen Leistungen des Mannes gewonnen, als Wolf es hatte geben können. Zugleich wurde aber auch Kritik und Erklärung des Homer aufs wesentlichste gefördert, da es sich zur Beschämung der modernen Philologie herausstellte, daß Aristarch in sehr vielen Fällen schon vor 2000 Jahren das richtige getroffen hatte, wo die neuern in der Irre gegangen waren.

Die erste Auflage dieses hochwichtigen Werkes (bei Bornträger erschienen) war seit einigen Jahren vergriffen. In der glänzend ausgestatteten neuen Auflage, die S. Hirzel in Leipzig veranstaltet hat, erscheint es durchgesehn und vervollständigt und durch eine Anzahl deutsch geschriebener Abhandlungen über homerische Kritik vermehrt. Die erste Auflage war Lobeck, Lachmann (bekanntlich einige Zeit Professor an der hiesigen Universität) und „dem berühmten Arzte" Ludw. Wilh. Sachs, die zweite ist dem Andenken derselben Männer gewidmet.

L. Friedländer.

Jul. Schiekopp (evang. Religionslehrer am Gymnasium zu Tilsit), acht apologetische Vorträge über die Person Christi. Königsberg. (Gräfe & Unzer.) 1866. (XVIII u. 359 S. gr. 8.)

Wenn jetzt auf einmal in Deutschland aller Orten, in Holland, der Schweiz, in Frankreich, England, in Rußland, so weit es deutscher Zunge ist, eine reiche apologetische Literatur, vorzugsweise auf die Person Christi gerichtet, hervorwächst, wenn auf der Tagesordnung von Synodal-Versammlungen und Pastoral-Conferenzen seit Jahr und Tag die apologetische Aufgabe der Predigt in einer oder der anderen Form eine stehende Proposition ist (vgl. u. A. Luthardt in der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche, 1865. Sept.), wenn gleichzeitig eine eigene Monatsschrift für christliche Apologetik („der Beweis des Glaubens"

von Andreä und Brachmann seit Juli 1865) begründet wird und weithin Anklang findet, so darf damit der Beweis, daß ein starkes christlich-apologetisches Bedürfniß in der Gegenwart vorhanden ist, für ausreichend geführt erachtet werden, und um der Sache willen hat, wer auf diesem Gebiet als Mitarbeiter hervortritt, nicht eben nöthig, sich zu entschuldigen. Die persönliche Qualification zur öffentlichen Mitarbeit muß diese selbst rechtfertigen.

Die vorliegende Arbeit ist diese Rechtfertigung nicht schuldig geblieben. Sie reiht sich den tüchtigsten unter den apologetischen Schriften würdig an, welche der Verfasser in seinem Vorwort (S. XVI ff.) aufgeführt hat, denen außer des kathol. Hettinger Apologie des Christenthums, Freiburg 1863, einige seither erschienene noch nachzutragen erlaubt sei: Schaff, die Person Jesu Christi, das Wunder der Geschichte. Gotha 1865.*) v. Zezschwitz, zur Apologie des Christenthums nach Geschichte u. Lehre. Leipzig 1866. Steinmeyer, die Wunderthaten des Herrn in Bezug auf die neueste Kritik. Berlin 1866.

Die Schrift des Herrn Schiekopp ist aus Vorträgen hervorgegangen, welche er im vorigen Winter in Tilsit vor einem dankbaren Zuhörerkreise gehalten hat. Er legt sie hier, aber vielfach überarbeitet, bedeutend erweitert, beziehungsweise auch verkürzt, dem größeren Leserkreise vor. Ein Abschnitt, der ausführlichste von allen, über die Glaubwürdigkeit der Evangelien des N. T., ist ganz neu hinzugekommen. Das Buch sucht seine Leser, wie die Vorträge ihre Zuhörer gefunden haben, unter den gebildeten Laien. Findet es dieselben, wie wir dringend wünschen, reichlich, so sind wir um einen großen Segen gründlicher Belehrung und Instandsetzung zum verständigen Urtheil über die höchsten Lebensfragen unbesorgt. Denn Unkenntniß, Unwissenheit und Urtheilslosigkeit in den Kreisen auch der Gebildeten (darin stimmen wir dem Herrn Vorredner dieser Schrift, Gen.-Sup. Dr. Moll bei) ist ein Hauptfeind in diesen neu entbrannten Kämpfen gegen die evangelische Geschichtlichkeit der Person Jesu Christi.

Wenn nur die Erwartung eben so gut wie der Wunsch eines wei-

---

*) An dieser Schrift hat uns besonders gefallen der Versuch eines Catalogus testium veritatis aus dem Lager der Gegner, von Pilatus bis über Napoleon hinaus. Ein glücklicher Gedanke, der einer weiteren Ausführung fähig und werth wäre.

ten Leserkreises begründet wäre! Es ist nicht zu leugnen, daß unser Verfasser, obwohl er aller hier überflüssigen Gelehrsamkeit sich weise und maaßvoll enthält, seinen Lesern doch Ernst und Anstrengung überall zumuthet; er führt sie in kritische Fragen hinein, deren Erörterung unvermeidlich ist, deren Lösung zu umgehen da auch kein Recht mehr besteht, wo einmal die Existenz der Fragen ins Bewußtsein getreten ist. Wollte Gott, wir irrten nun in der Annahme, daß dieser Ernst vielen unter unseren Gebildeten fehle, wollte Gott, daß unsere Wahrnehmung auf Täuschung beruhe: unsere Gebildeten besitzen an den großen in Rede stehenden Fragen gerade genug Interesse, um sie zum Gegenstande einer leichten Abendgesellschaftsdiscussion zu machen, aber zu wenig, um sie über den Schwebepunkt hinaus bis auf den Grund zu verfolgen. Wir meinen nicht, daß Herr S. darum hätte oberflächlicher sein sollen; er konnte es nicht bei der Aufgabe, die er sich gestellt, neben welcher populärere Aufgaben ihren Raum und ihr Recht ja haben und auch finden. Herr S. wollte auch seinen Amtsgenossen, den Männern, welchen heute die schwere, aber schöne und große, des edelsten Schweißes würdige Pflicht des Religionsunterrichts auf höheren Lehranstalten obliegt, nützlich werden. Wir unterschreiben, was er (S. XIV) über die Nothwendigkeit des apologetischen Charakters dieses Unterrichts in der heutigen Zeit sagt, durchaus, nur etwa mit der Nota, daß die Hinweisung auf das Falsche und Verkehrte in den modernen mehr Ent- als Darstellungen des Lebens Jesu bei dem Religionsunterrichte auch in der Prima doch mehr indirect, ohne fortgehende ausdrückliche Polemik geschehe. Wir meinen (und stellen uns dabei den Herrn Verfasser gar nicht in Opposition gegen unsere Meinung vor), der Lehrer gebe seinen Unterricht unter fortgehender Berücksichtigung jener neuen Evangelisten und ihrer Tendenzen, als solcher, die auch in den Schülerherzen eine Stätte finden könnten, er lehre nicht, als wenn seine Lehre auf keinen Widerstand stoße, rein thetisch, tradirend, kerygmatisch, sondern apologetisch, aber seine apologetische Lehrkunst verfahre nach dem Satze: artis est artem celare. Die für den praktischen Unterrichtszweck wirksame apologetische Methode ist die den apriorischen Bekämpfungen der evangelischen Geschichte entgegentretende aposteriorische, exacte, wirklich historische, für welche in Thomas Wizenmann's „Geschichte Jesu nach

Matthäus, als Selbstbeweis ihrer Zuverlässigkeit betrachtet" ein noch immer beachtenswerthes Beispiel vorliegt. Seitdem Wizenmann (den Kant einen sehr feinen und hellen Kopf nannte) geschrieben, ist die neutestamentliche Wissenschaft in ihren Negationen und Positionen weit vorgeschritten, und manche seiner Aeußerungen ist heute nicht mehr haltbar oder doch nicht ausreichend, aber anregend und anleitend, namentlich in methodischer Beziehung ist seine von Auberlen, Basel 1864, wieder herausgegebene Arbeit für alle Zeit.

Auf alle Fälle ist das Buch des Hrn. S. sehr dazu geeignet, den Lehrer mit dem nothwendigen apologetischen Material zu versehen. Dasselbe macht keinen Anspruch darauf, selbstständige Forschungen, welche die Wissenschaft objectiv zu fördern im Stande wären, zu entfalten, aber es ist die Frucht eines sehr fleißigen und sorgfältigen Studiums in der einschläglichen Literatur. Der Verf. zeigt eine umfassende Belesenheit in den Schriften der Gegner und der Vertheidiger der evangelischen Geschichte; er referirt durchweg mit gewissenhafter Treue, mit vielem Geschick und glücklichem Tact in der Auswahl, und in einer übersichtlichen Darstellung. Er wendet eine verständige, maaßvolle Kritik an, und seine Polemik ist durchaus edel, würdevoll, entschieden und doch mild, bescheiden, frei von Bitterkeit, auch wo die Versuchung dazu nahe lag. Von besonderem Interesse sind für den Referenten gewesen, und dürften es für manchen, mit der neueren Literatur über das Leben Jesu im Allgemeinen auch Wohlvertrauten sein: die Mittheilungen der Ansichten und Urtheile der Franzosen aus der neueren kritischen Schule, Coquerel's, Scherer's, Colani's u. A. über Renan.

Die Anordnung des ganzen Buchs ist diese: ein einleitender Vortrag bespricht die Stellung Jesu zur (wir möchten lieber sagen: in der) Weltgeschichte. Es folgt: das Leben Jesu von D. F. Strauß, das Leben Jesu von E. Renan, das Characterbild Jesu von D. Schenkel, die Glaubwürdigkeit der Evangelien des neuen Testaments, die Wunder Jesu, die Thatsache der Auferstehung Jesu, das dreifache Amt und die gottmenschliche Natur (wir möchten lieber sagen: Person) Jesu Christi. Angehängt sind zwei Beilagen über das Leben Jesu von Baltzer und über den historischen Christus von Keim.

Vielleicht ließe sich über Einiges in dieser Anordnung mit dem Herrn

Verf. freundlich rechten. Auf den Referenten machte namentlich der Uebergang vom ersten zum zweiten Vortrage den Eindruck eines Sprunges, er erwartete nach dem sehr gelungenen einleitenden Vortrage vor Allen den Nachweis, wie Jesus nun der sei, der alle jene Lücken und Brüche des vorchristlichen Lebens ausgefüllt und geheilt, und die verborgenen oder offenbaren Hoffnungen der Welt realisirt habe, er rechnete hier darauf, dem wirklichen Jesus zu begegnen, statt seiner kommt ihm David Strauß entgegen. Die Beilage über das Leben Jesu von Baltzer kann fast überflüssig erscheinen bei der nachgewiesenen Unbedeutendheit dieses Buches. Hr. S. wird zwar vielen seiner Leser die Bekanntschaft mit demselben ermitteln, was einige ihm gewiß danken werden, da sie ohne ihn kaum Gelegenheit zu dieser Bekanntschaft gehabt hätten. Aber der Gewinn derselben ist ziemlich = Null; denn der neue Bekannte ist die Personification der bodenlosesten subjectiven Willkühr. Wir wissen freilich nicht, ob nicht etwa lokale Rücksichten den Verf. bei Vorführung dieses heillosen Biographen des Heilandes geleitet haben. Von ganz anderem Werthe ist die andere Beilage über Keim's geschichtlichen Christus. Der mit Gerechtigkeit und Liebe vom Verf. gezeichnete kritische aber doch glaubensinnige Standpunkt dieses Theologen ließe sich aus dessen Predigten (Freundesworte zur Gemeinde. 2 Bde. Stuttgart 1861 u. 62, meistens noch in Eßlingen gehalten) noch weiter illustriren. In der Vorrede zu denselben (December 1861) äußert sich Keim so: „Liebe zu Ihm zu wollen, welcher das ewige religiöse Ideal des Geschlechts ist, und in der Liebe zu Ihm einen heiligen Drang zu einer edeln, heiligen, lebens- und ewigkeitsfähigen Menschheit zu entzünden, das ist die Summe unseres Christenthums. Mögen Andere andere Wege gehen, andere und breitere Formeln wählen, Christen werden sie doch nur sein, wenn sie mit uns lernen, im Leben dem Herrn gleich zu werden, — der seinem größten Apostel das Wort als einzige und höchste Glaubensformel auf die Lippen legte: so jemand den Herrn Jesum nicht lieb hat, der sei Anathema! Auch ist die Welt zerrissen genug, der Abfall erschütternd genug — daß man in der evangelischen Kirche Grund genug hätte, über alle anderen Formeln sich zur Formel des Apostels zu sammeln, und Alle als Brüder zu begrüßen und zu lieben, welche in der Liebe des Herrn zusammenkommen. War das

nicht auch die heilige hoffnungknospende Jugend unserer Reformation? Keine weitläufige Dogmatik, aber der schlichte Glaube an den Herrn Jesum Christum, und die glühende Liebe zu Ihm.“ Von besonderem Interesse ist es, die fünf Osterpredigten im Anfange des zweiten Bandes zu vergleichen, die zur Genüge darthun, daß er die in Frauenfeld behauptete „Wendung nach rechts“ zu machen gar nicht nöthig gehabt hat. Er steht in der That nicht bloß von Strauß und Renan, sondern selbst von dem jetzigen Schenkel erkennbar fern, trotz seiner, von Herrn Schiekopp S. 336 angeführten, mehr den Gegnern Schenkels ungünstigen, als Schenkel günstigen, freilich überflüssig leidenschaftlichen Aeußerungen.

In der verwerfenden Beurtheilung Schenkels stimmen wir dem Herrn Verf. wesentlich bei. Der von Schenkel nicht ohne Unaufrichtigkeit geleugnete Abfall von ihm selbst, würde sich, wenn es darauf ankäme, außer den von Herrn S. angeführten Belägen noch weiter belegen lassen durch Vergleichung seiner Vorträge im Dienste der innern Mission (1854), Gespräche über Protestantismus und Katholicismus (1852) u. s. w. Aber es ist nicht nöthig, den Schenkel von ehemals gegen den Schenkel von heute aufzurufen; ohnehin ist Unveränderlichkeit der Meinung ja ein zweifelhaftes Lob. Aber gelegentlich ausgesprochene Grundsätze des heutigen Schenkel gereichen ihm selbst zur Verurtheilung. Wie besteht er denn z. B. selbst vor seinem eigenen richtigen Satze (S. 154 unserer Schrift): „es ziemt dem Historiker nicht unbegründete Vermuthungen aufzustellen“? Die kurz vorher (S. 153) skizzirte Schenkelsche Darstellung der Auferstehung Jesu, die mit dem Passus schließt: „das irdische Fleisch und Blut ließ Jesus der Erde zurück, aber sein unvergänglicher Geist stieg aus dem Grabe zur Herrlichkeit eines höheren verklärten Daseins empor“ begleitet Herr S. mit der Bemerkung: das nennen wir aber nicht die christliche Lehre von der Auferstehung, sondern das ist nichts weiter als der alte rationalistische Glaube an die Unsterblichkeit. Das will uns fast zu glimpflich dünken, wir finden darin, daß Schenkel auch den Geist Jesu begraben sein läßt, einen Nonsens. — Was die Proteste gegen Schenkel als Director des badischen Predigerseminars betrifft, namentlich die vielberufenen preußischen, so stimmen wir dem Herrn Verf. in der Unverträglichkeit dieser amtlichen Stellung des Bildners der evan-

gelischen Prediger eines Landes mit einem religiösen Standpunkte, wie der in Schenkels jüngsten Schriften zu Tage gekommene, einfach bei, halten aber die Proteste fremdländischer Pastoren weder für opportun, noch billigen wir die Art und Weise, wie sie in Preußen zu Wege gebracht sind.

Zu den besonders gelungenen Parthieen unseres Buches zählen wir die lehrreiche und an feinen Bemerkungen reiche Darstellung und Beurtheilung des Materialismus und seiner Leugnung der Wundermöglichkeit (S. 230 ff.), z. B. die Nachweisung des Widerspruchs in Virchow's Behauptung von der Transcendenz als einer Verirrung des menschlichen Geistes, eines Dinges, das doch nicht existiren soll. Desgleichen die Darstellung und Beurtheilung der romanhaften Behandlung des Lebens Jesu durch Renan. Sie legt es dem Leser sehr nahe, die ordinäre Theorie dieses, bei allem Esprit, leichtsinnigen Franzosen, welche schließlich offen auf das mundus vult decipi, decipiatur hinauskommt, auf ihn selbst und sein Buch anzuwenden. Womit will denn der Mann, der sich zu dem Satze bekennt, daß ohne einen poetisch-phantastischen Aufschwung niemals etwas Großes in der Welt zu Stande gebracht worden, und ohne Schwärmerei der heilige Franz v. Assisi u. s. w. und auch Jesus der Geschichte nichts zu berichten hinterlassen haben würden, womit will er den abweisen, der diesen Satz nicht auf Jesum, sondern auf ihn selbst, den phantasirenden Biographen Jesu anwendet, und in seinen Phantastereien ein ihm unentbehrliches Deceptionsmittel findet zur Erreichung seines Zieles, das Paradies der Zukunft mitvorzubereiten?

Nur einen Gedanken, den Herr S. bei dieser Gelegenheit (S. 103) ausspricht, theilen wir nicht. Haben wirklich Tausende vor Renan gedacht, was er ausgesprochen? Wir halten vielmehr diese taschenspielerische Umwandlung der Geschichte des Lebens Jesu in einen Roman, der dennoch Anspruch macht, Geschichte zu sein, diese frivolen Albernheiten der Liebeleien galiläischer Mädchen für ein novum petulanter, sentimentaler Erotik, und die Ehre der Urheberschaft dieser Liederlichkeiten darf dem Bretagner Ernest Renan nicht bestritten werden. Dieser Jesus in Marzipan (wie Schaff sagt, während Renan die Masse für reinen weißen Marmor ausgiebt) ist sein eigenes Fabrikat. Anklänge an solchen Unfug mögen sich auch sonst finden; wir erlauben uns ein Exempel namhaft zu machen.

das sich doch in so fern sehr vortheilhaft unterscheidet, als Christus selbst hier von der Unsauberkeit der träumenden Phantasie verschont bleibt. Am Ausgange des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts predigte, auch in Frankreich, und zwar zu Paris und Tours, ein Franziskaner Michel Menot, dessen erotische Bearbeitung der Geschichte der großen Sünderin (Luc. 7, 36 ff.) erhalten ist. Diese ist ihm, wie gewöhnlich, identisch mit Maria Magdalena und mit der Schwester der Martha. Er fabelt von ihr Folgendes: Erat Domina terrestris de castro Magdalon, tam sapiens, quod erat mirum audire loqui de sapientia ejus et prudentia . . . Videbatur, qu'elle fut faite pour regarder.*) Pulcra, juvenis, alta, vermeille pleine, vermeille comme une rose, mignonne, fringante. Credo, quod non erat nisi 15. aut 16. annorum, quando invenit sic vivere, et 30, quando rediit ad bonitatem Dei. Quando pater mortuus fuit, plena erat sua voluntate. Martha soror non audebat ei dicere verbum et videbatur ei, quod faciebat magnum honorem illis, qui veniebant ad illam. Quidquid faciebat, erat vivere à son plaisir . . . Un peu apres cette pauvre sotte abandonée erat in castro suo. Le bruit courait deja par toute la Judée et le Pays de Galilée. Omnes bibendo et comedendo loquebantur de ea et de ejus vita. Martha soror timens Deum et amans honorem de la lignée, toute honteuse de la honte de sa soeur, videns, quod omnes loquebantur de sa soeur et de ses beaux miracles, venit ad eam dicens: o soror, si pater adhuc viveret, qui tantum vos amabat, et audiret ista, quae per orbem agitantur de vobis, certes vous lui mettriez la mort entre les dents. Facitis magnum dedecus progenetrici nostrae. „Et de quoi? Quid vis dicere?“ Heu, soror, non opus est ultra procedere, neque amplius manifestare. Scitis bene, quod volo dicere, et ubi lateat punctus. Les petits enfants en vont à la moutarde. „O bigotte, de quoi vous meles vous, belle dame. Et tous les grands diables, (Dieu soit bénit) non estis magistra mea. Quis dedit mihi cette vaillante dame, pour troubler ma vie? Vadatis, precor, ad domum vestram. Scio, quod habeo agere, ita bene, sicut una alia. Habeo sensum et intellectum, pour me savoir

*) Das Erhaltene ist wohl das Concept des Franziskaner Mönchs, daher die Mélange von Latein und Französisch.

gouverner. C'est si belle chose, que de ne penser que de soi même!" Martha rogabat eam, ut iret ad sermonem, et consuleret aliquem hominem bonae vitae. Magdalena dixit janitori: non dimittas mihi intrare hoc castrum cette enragée de soeur, qui ne nous amene que toute dissension et riotte, ubi non consuevit esse nisi cantus gaudii. — O soror, essetis valde felix, si possetis videre unum hominem, qui praedicat in Hierusalem. Est pulcrior omnibus, quos unquam vidistis, tam gratiosus, tam honestus, il a si beau maintien, il fait si bien son entretien, vous ne vîtes jamais de pareil. Credo firmiter, quod si videretis eum, essetis amorosa de eo; est in flore juventutis suae . . . Illa cepit pulcra indumenta sua, aquam rosaceam pro lavando faciem suam, cepit speculum. Videbatur, quod esset unus pulcer angelus; nullus eam aspexisset, qui non fuisset amorosus de ea. Ipsa ante se misit mangones, portantes force de cadreaux de cramoisin, ut disponerent sibi locum. Martha vidit haec omnia, fingens nihil videre, et sequebatur eam, sicut si fuisset parva ancilla. Christus jam erat in media praedicatione vel forte in secunda parte. Tunc ipse cepit detestari vitia, pompas, vanitates et specialiter peccatum luxuriae etc. Darauf wird Maria gerührt, wendet sich zur Buße, ihre Galane bemühen sich vergeblich, sie herumzuholen, sie sucht den guten Prediger auf, findet ihn endlich am Tische des Simon u. s. w. — Dieselbe rosenwässerige Manier der Behandlung der heiligen Geschichte finden wir auch bei Renan, nur weiter ausgedehnt, auch auf die Zeichnung des Bildes Jesu.

Nach dieser Episode kehren wir aber zu dem Buche des Herrn Schieloпп zurück, freilich nur, um dem Verfasser zum Schluß für seine treffliche Arbeit dankbar die Hand zu drücken. Wir haben uns noch manche Parthien seines Buches angestrichen, die es werth sind, als vorzüglich lehrreich und treffend in der Widerlegung der neutestamentlichen Mythen- und Legendentheorien und destructiv-kritischen Hypothesen hervorgehoben zu werden oder zu denen wir ergänzende, meistens beistimmende Bemerkungen machen möchten. Aber unsere Anzeige darf nicht zur Abhandlung anwachsen. Wir freuen uns, daß unsere Provinz zu dem heutigen Befreiungskampfe der evangelischen Christenheit von dem Joche einer übermüthigen Kritik, eines romanhaften Schwindels, und einer characterlosen Halbgläubigkeit

dieses stattliche Contingent gestellt hat. Möchte es überall die Aufnahme finden, die es verdient; es wird dieselbe durch Beschützung der theuersten Lebensgüter redlich vergelten.

C.

---

de Brueneck (Borussus), Henr. Magn. Egm., De auctoritatis, qua Prussiae ordines sub Ordinis Teutonici imperio utebantur, initio et incremento. Diss. inaug. Bonnae 1865. (1 Bl., 92 S. und 1 Bl. 8.)

Nur der Vollständigkeit wegen verzeichnen wir diese neueste Leistung eines Landsmannes auf dem Gebiete unserer Provinzialgeschichte, ohne derselben einen erheblichen selbständigen Werth zusprechen zu können. Es ist eine Zusammenstellung des bereits Bekannten aus den geläufigsten Quellen und Geschichtswerken. Indem wir auf eine Kritik im Einzelnen verzichten, beschränken wir uns auf eine kurze Uebersicht des Inhalts.

Nach einer vorausgeschickten Einleitung über die Eroberung Preußens durch den deutschen Orden und über die Geschichte des eroberten Landes bis zum ersten Thorner Frieden (1411), handelt der Verf. im ersten Kapitel von der Verfassung des Ordensstaates bis auf Heinrich Reuß v. Plauen (den Aelteren). In diesem Kapitel werden I. die obersten Landesgewalten (Orden und Bischöfe) besprochen, II. die dem Orden unterworfenen Bewohner: A. Adel, B. Städte, C. Bauern, D. Freilehensleute und Kölmer; III. wird das Verhältniß zwischen den ständischen Rechten und der Landesherrlichkeit des Ordens erörtert in Beziehung auf: a) Jurisdiction, b) Steuern, c) Zölle. — Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit dem Wachsthum der ständischen Macht, gegenüber dem Verfall der Ordensherrschaft, von der Einrichtung des „Landesrathes" (1412) an bis auf den Preußischen Bund (1454), über welchen Zeitpunkt jedoch die geschichtliche Entwickelung hinaus- und bis in das 16. Jahrhundert hinabgeführt wird.

In äußerlicher Hinsicht müssen wir noch bemerken, daß eine größere Sorgfalt des Druckers in Betreff der zahlreichen störenden Druckfehler zu wünschen gewesen wäre.

S—n.

Altpreußischer Verlag.

Copernicus und sein Jugendfreund. Eine Erzählung von Adolf Prowe. Mit einem Titelbild: das Copernicushaus in Thorn." Thorn 1865. Druck und Verlag v. Ernst Lambeck. (IV u. 248 S. 12.)

Der Titel könnte zutreffender lauten: Thorn und seine Bürger zu Ausgang des XV. Jahrhunderts. Was uns hier in sehr anspruchsloser Form geboten wird, ist mehr ein mit sicherer Zeichnung und in lebhaften Farben ausgeführtes höchst anziehendes Culturgemälde aus der Blüthezeit einer mittelalterlichen preußischen Hansestadt mit dem Vordergrunde einer Familiengeschichte der verwandten Patricierhäuser Koppernigk, Allen und Watzelrode, als eine mit erzählenden Elementen durchwebte Biographie des berühmten Astronomen Copernicus. Dieser letztere fängt uns eigentlich erst da an zu interessiren, wo die Erzählung als solche aufhört oder nur noch in lockerer Verknüpfung ausläuft, nämlich in den letzten Kapiteln; vorher erfahren wir außer seiner Geburt nur ganz beiläufig hin und her, daß er ein ernster, dem Nachdenken zugeneigter, lern- und wißbegieriger Knabe und Jüngling ist. Ja sogar die Mittheilung über sein Jugendleben S. 223, wie zuerst sein Sinn sich auf die Betrachtung der Natur gewandt und eine Ahnung der höheren Zwecke des Weltalls empfangen habe, hat der Verfasser versäumt, an der geeigneten Stelle in die Erzählung dieses Jugendlebens selbst einzufügen, und so darauf verzichtet, uns mit poetischer Lizenz die stufenweise Entwickelung eines Menschen nachzuweisen, dessen innere Ausbildung wir uns höchst eigenartig vorzustellen genöthigt sein würden, auch wenn wir historisch nichts mehr von ihm wüßten, als daß er eben der Entdecker eines neuen Weltsystems gewesen. Hier war es eben die Aufgabe des Erzählers, der immer mehr oder weniger zugleich ein Erfinder sein muß, eine psychologische Wahrscheinlichkeitsrechnung anzustellen, nicht in der Form einer historisch-wissenschaftlichen Hypothese, sondern in der Fassung poetischer Darstellung. Der Mangel geschichtlicher Ueberlieferung hätte durch die Phantasie ergänzt, die Entwickelung des jungen Astronomen mit innerer Nothwendigkeit entweder aus der fördernden Mitwirkung der zufälligen Umgebung auf einen solchen Geist,

oder aus dem Gegensatz beider dargethan werden müssen. Andererseits nimmt allerdings die Mittheilung der Schicksale Johannes Seiffarts einen verhältnißmäßig sehr großen Raum für sich in Anspruch, ohne daß das wirklich historische Material in Bezug auf ihn reichhaltiger war; aber es ist aus dem Buche kaum zu erkennen, mit welcher Berechtigung dieser Seiffart des Copernicus Jugendfreund genannt wird, da beide nur in den losesten und rein äußerlichen Beziehungen zu einander stehn, von einer gegenseitigen oder auch nur einseitigen Einwirkung auf die geistige Richtung, welche der eine oder andere für das Leben einnimmt, aber nicht die Rede ist. Seiffart nimmt freilich einen Anlauf, als ob er bestimmt wäre, einer der kirchlichen Reformatoren Preußens zu werden, aber sein freigeistiges Streben verläuft schließlich nach einigen wüstromantischen Kreuz- und Quersprüngen völlig im Sande. Auch hier hätten wir dem Verfasser gern die poetische Lizenz verstattet, der historischen Ueberlieferung nachzuhelfen und zu zeigen, wie der Thorner Stadtschreiber für die Befreiung des Bürgerstandes von patricischem Einflusse, der Hussite in den Kämpfen der Reformation mitwirkte. Dann erst würden diese beiden Figuren ihre poetische Zusammengehörigkeit nachgewiesen haben, und der Erzählung als solcher die nöthige Einheit nicht fehlen. — Aber auch so bleibt das Mitgetheilte höchst dankenswerth und zeigt wieder, wie reichhaltigen Stoff unsere Provinzialgeschichte dem Erzähler zur Verfügung stellt. Das ganze weite Feld liegt noch so gut wie völlig brach und wartet auf einen Bearbeiter, der sein ganzes Leben lang hinreichende und lohnende Beschäftigung fände. Namentlich ist die Geschichte unserer großen Städte wegen der Beziehungen zum Orden, zur Hansa und zu Polen von einer Eigenartigkeit, die auch in weitesten Kreisen Interesse erwecken muß, wenn sie in ansprechender Weise vorgetragen wird. Wir halten, nachdem die Wissenschaft bisher mit rühmlichem Fleiß das historische Material bereits so reichlich zusammengetragen hat, daß zu dessen Kenntnißnahme und geistiger Durchdringung ein zeitraubendes Quellenstudium nicht mehr erforderlich ist, gerade die poetische Darstellung am geeignetsten für den Zweck, das größere, immer auf Unterhaltung bedachte Publikum mit den Resultaten dieser Forschungen bekannt zu machen. Wie frei A. Prowe über dieses Material gebietet und wie glücklich ihm der populär-erzählende Ton gelingt, zeigt

diese hübsche Arbeit, die jedem Leser ein volles und greifbares Bild des alten Thorn zurücklassen wird, an dem nur der Fachkenner die vielen kleinen und kleinsten Stifte bemerkt, aus denen es zu künstlicher Mosaik zusammengesetzt ist. — Sehr wenig lobenswerth ist dagegen die Ausstattung des kleinen Buches, das mit seinem schlechten Papier und unsaubern Druck von jedem Volkskalender übertroffen wird. Das ist nicht der richtige Weg, dem altpreußischen Verlage Eingang in Deutschland zu schaffen. Man kann es unter solchen Umständen den einheimischen Schriftstellern, die wirklich etwas Tüchtiges leisten, wahrhaftig nicht verdenken, wenn sie sich nach auswärtigen Verlegern umsehn, wovon freilich bald die Folge sein muß, daß Alles, was hier gedruckt wird, schon ungelesen seinen Weg in den Maculaturkorb der Kritik findet. Wir machen beispielsweise nur auf Seite 11, 162, 172 aufmerksam, um unsern Tadel nicht unbegründet zu lassen.



Alterthumsgesellschaft Prussia.

23. Februar. Der Vorsitzende (Hr. Gutsbes. Minden) eröffnet die Sitzung mit ein paar geschäftlichen Mittheilungen: namentlich bringt derselbe ein an die Gesellschaft gerichtetes gedrucktes Circular der Redaction des „Annuaire des sociétés savantes de la France et de l'étranger“ zur Kenntniß, welches Circular zu näherer Berichterstattung an Dr. Steffenhagen abgegeben wird. Nach diesen geschäftlichen Mittheilungen trägt Hr. Minden aus einigen wenig bekannten Reisewerken (unter Anderen aus Brand's Reisen, vgl. Mtsschr. III, 59*) mehrere interessante Partien über Königsberg und Umgegend vor. Von Hrn. Hauptmann v. Döring wird eine äußerst sauber in Gold geprägte Danziger Medaille aus der Zeit des Königs Sigismund III. von Polen vorgelegt, ein altes Familien-Erbstück, welches gegenwärtig zu einer zierlichen Broche verarbeitet ist (unbeschadet der ursprünglichen Beschaffenheit). Hr. Ulmer macht die erfreuliche Mittheilung, daß er Schritte gethan habe, die noch vorhandene, zu dem ehemaligen Altstädtischen Junkergarten gehörige Inschrift (Erleut. Preuß. II, 505) für die Sammlung der Prussia zu erwerben. Dr. Reicke giebt schließlich Proben aus „Christian Schwartzen

Musae Teutonicae Königsberg 1705, 1706", einer Sammlung in Musik gesetzter geistlicher und weltlicher Lieder, deren Verfasser sich „Hausvoigt zur Mümmel in Preussen" nennt.

23. März. Die Sammlungen der Prussia sind wiederum durch Geschenke in erfreulichster Weise bereichert worden. Hr. Pfarrer Wischhusen in Momehnen (bei Gerdauen) hat mehrere alte Documente eingesandt, u. A. eine Verschreibungs-Urkunde des Herzogs Albrecht d. d. Königsberg 28. Aug. 1530. Ein großer eiserner Sporn von mehr als 5¼ Zoll Weite, gefunden von Hrn. Douglas-Ludwigsort auf der Feldmark seines Gutes, ist als Geschenk des Hrn. Dr. med. Hensche eingegangen. Ferner durch Hrn. Stadtrath Hensche eine Reihe von Fundstücken (Steigbügel, Sporen, Pferde-Brustbehänge, eine zierlich gearbeitete Fibula), welche bei Gelegenheit des Chausseebaues zwischen Insterburg und Tilsit in einem grandhaltigen Hügel, worin auch Todten-Urnen, gefunden und von Hrn. v. Simpson-Georgenburg übersendet worden sind. Frau Stadträthin Thimm hat Borowski's Büste geschenkt. Weitere Geschenke aus der an Alterthümern besonders reichen Lötzener Gegend sind durch Hrn. Prem.-Lieut. Wulff, ein überaus thätiges Mitglied, in Aussicht gestellt; auch hat derselbe von angeblichen Pfahlbauten Mittheilung gemacht, die Hr. von Pape auf Wolfsee in einem großen Moore seines Gutes entdeckt haben soll. — Als neue (auswärtige) Mitglieder sind dem Vereine beigetreten Hr. Rendant Niebios und Hr. Prorector Vigouroux, beide in Lötzen und mit dem freundlichen Versprechen, das Antiquarium der Prussia durch einige interessante Alterthumsgegenstände zu vermehren. — Aus den sonstigen reichhaltigen Mittheilungen mag nur das Wichtigste hervorgehoben werden. Hr. Minden zeigt einen bemerkenswerthen Katalog der bekannten Sammlung des Commerzienrathes Saturgus (Königsberg) 1783. Dr. Reicke berichtet über einen von Buchhdl. Cohn an Hrn. Minden abschriftl. eingesandten Brief Kant's an F. H. Jacobi aus d. J. 1789, der zwar in Beider Werken abgedruckt ist, jedoch mit Weglassung einer Herder's „Syncretisterei" scharf criticierenden, sowie einer andern Stelle von localem Interesse. Derselbe macht auf die druckfertige Geschichte des Graudenzer Kreises von Fröhlich aufmerksam, auf welche die Gesellschaft subscribieren will; theilt zwei Briefe von der Karschin an Scheffner

aus d. J. 1763, 64 mit und giebt ein paar Beläge für die in der französischen nicht nur, sondern selbst auch in der deutschen Literatur noch immerfort herrschende Unkenntniß in Betreff unserer Provinz, zumal Littauens und Masurens, welche neuerdings mit Kühnast's statistischen Mittheilungen nach Rußland verlegt worden sind. (vgl. Altpr. Mtsschr. III, 182.) Schließlich liest Hr. Prof. A. Hagen aus Virchow's nach Inhalt wie Form glänzendem Aufsatz über Hünengräber und Pfahlbauten vor.

S—n.

Mittheilungen und Anhang.

Eine littauische Hochzeit.

Es war ein sonnenheller Wintertag, als wir, drei Uhr Nachmittags, über schimmernde Schneegefilde durch eine Landschaft dahinglitten, wie sie auch Littauen und zwar grade in solcher Jahreszeit recht anmuthig zu bieten vermag. Die von Wohlhabenheit zeugenden Dörfer schauten aus ihrer weißen Hülle gar sauber und traulich hervor, die kleinen Hügel, seitwärts unseres Weges, glühten im Strahl der bereits sinkenden Sonne und die vielen stattlichen Bäume mit ihren nur zur Hälfte beschneiten Stämmen und Zweigen, deren graziöser Behang wie von dunkeln Säulen und Bändern gehalten erschien, ließen uns jenen, nicht allzuhäufig vorkommenden, winterlichen Anblick genießen, wie ihn unserer Meinung nach, weder der strahlende Reif, noch des Lenzes Blüthen so prachtvoll und malerisch zu gewähren im Stande sind.

Unser Ziel war ein Dörfchen, woselbst heute eine littauische Hochzeit gefeiert werden sollte, der beizuwohnen wir diese Fahrt unternommen hatten. Nach Verlauf einer halben Stunde waren wir an Ort und Stelle. Mit uns zugleich trabte der aus der Kirche kommende Hochzeitszug durch die freundliche Dorfstraße; sechs bis acht überfüllte Schlitten sprengten, der Hochzeitssitte gemäß, in wilder Flucht daher. Es war eigentlich ein Wettrennen, wo Einer den Andern zu überholen trachtete. Ohrenbetäubendes Jauchzen mit hübschen Clarinettentönen untermischt, durchdrang die Luft und machte beinahe unsere Pferde scheu. — Vor der Festwohnung angelangt, sprangen die Männer in krummen Sätzen über den Rand des

Schlittens und liefen mit einer Eile ins Haus, als wenn ihnen der Kopf brannte, ohne sich nur ein einzig Mal nach ihren Frauen umzusehen. Ja, selbst der Bräutigam hatte keine Ausnahme davon gemacht. Fast wären wir versucht gewesen, dieses Treiben als eine natürliche Ungeschliffenheit zu belächeln, wir erinnerten uns aber bald daran, daß dergleichen durchaus zum feinen Ton dieser Leute gehöre, und daß die Littauerin eine männliche Hülfe bei irgend welchem Auf- oder Abwärtssteigen wie ein Mißtraun in ihre Geschicklichkeit, folglich einem Spott' ähnlich, betrachten würde.

Jetzt war auch der weibliche Theil der Gesellschaft, etwas gemäßigter aber immer noch flink genug, auf den Schnee und ins Haus gesprungen — nur Urte, die Braut, welche uns persönlich zu ihrem Ehrentage eingeladen hatte, blieb zurück, warf Tuch und Mantel über den nächsten Zaun, und eilte uns, als ihre vornehmsten Gäste, mit Freuden zu begrüßen. Sie trug über einem roth und schwarzgestickten Hemdchen einen eigenthümlich gewürfelten wollenen Rock von bunten Farben, mit dunkelm Mieder — Marginne —, darüber eine weiße, ebenfalls roth und schwarz gestickte Schürze. Das Haupt zierte ein kurzer, hintenabfallender mit Silberband eingefaßter Mousselinschleier, ein Myrthenkranz und schwere blonde Flechten. Die hübsche Maid stand in ihrem sehr kleidsamen, nationalen Fest- und Brautanzuge vor uns. Was aber dieser wirklich schönen Gestalt noch mehr Schmuck verlieh, war jene, beinahe allen Littauerinnen eigene Gewandtheit des Wesens, die man höfisch zu nennen versucht sein könnte. Das bescheidene und doch freimüthige Herantreten an uns, das Schüchterne und zugleich Sichere mit dem sie uns in ihre Hütte führte, und manch' anderer kleiner Zug, trugen in der That den Stempel des Vornehmen an sich.

Wir traten in den grün bekränzten Flur und in das Zimmer rechts ein, welches durch die Fülle seiner umhergesteckten Tannenzweige in eine echte Laube verwandelt zu sein schien. Frischer Waldesduft strömte uns entgegen. Unter einem Baldachin von Zweigen, in der besten Ecke des Zimmers künstlich hergerichtet, mußten wir Platz nehmen; es war dieses gleichsam der Thronhimmel und Ehrenplatz des Brautpaar's, Brautwinkel genannt, strotzend von Zierrathen in littauischem Geschmack. An

seidenen Fäden schwankten Aepfel, hölzerne Vögel, Papierblumen u. s. w. größtentheils in Silber- und Goldschaum gekleidet; in der Mitte aber hing eine Krone mit den prunkendsten aller Schmucksachen; dieselbe wird, als ausschließliches Eigenthum der Braut, vor der am Schluße des Festes üblichen Zerstörung des Brautwinkels von vorsorglichen Händen in Sicherheit gebracht.

Nachdem uns hier die übrigen Glieder der Familie, wie die Köchin — welche bei solchen Gelegenheiten dem Range einer Hausfrau gleichkommt — ihre Huldigung dargebracht hatten, wurde Kaffee mit Blechfladen, Kropfen- und Räderkuchen gereicht. Die Bauern waren in den beiden Stuben rechts und links vom Flur und in einem Nebenstübchen vertheilt und plauderten bei ihrem Kaffee gar lebhaft, wiewohl mit Anstand, der sich besonders darin kund gab, daß nicht alles durcheinander schrie, sondern ein Jeglicher der miteinander Sprechenden erst dann das Wort ergriff, wenn sein Nachbar dasselbe fallen ließ. Eine Rücksicht, die man bei so viel Redseligkeit wie hier und einer Art von Beredsamkeit nicht selten in diesen Klassen zu schätzen Gelegenheit findet. Sogar einige Großsprecher auf dieser Hochzeit, darunter ein Schmied, der sich im Allgemeinen nicht durch Anspruchslosigkeit hervorthat, fügten sich willig dem zarten Gebrauch.

Das Kaffeetrinken währte nicht zu lange, da stimmten drei Musikanten in der zweit besten Ecke des grünen Zimmers einen leidlichen Walzer an, der die ganze Versammlung, uns ausgenommen, in Bewegung brachte. Alt und Jung tummelte sich mit gleicher Munterkeit auf dem Tanzplatz, und da die Stube groß war, und unsere Ecke durch einen quer vorgeschobenen Tisch eine geräumige Loge bildete, so konnten wir von hier aus mit Bequemlichkeit des Anblicks einer die Grenzen des Schicklichen nicht verletzenden Volkslustbarkeit froh werden. Wir schlugen vorläufig alle Engagements aus, die uns von der Brautmutter im Namen und Auftrage des Bräutigams, des obengenannten Schmied's, des Kreisschulzen und einer andern Notabilität höflichst angeboten wurden, und nahmen lieber Veranlassung, den hübschen Menschenschlag unserer Heimath zu bewundern. Die Männer fast insgesammt zeichnete ein hoher, schlanker zuweilen athletischer Wuchs aus und eine Frische des Gesichts und eine kraftvolle Haltung, die so dauernd begründet in der Natur dieser Leute zu liegen scheint,

daß ihr selbst das höchste Alter nur wenig Einbuße zu thun wagt. Unter den Frauen, littauischen wie deutschen, mußten wir in mancher Beziehung den erstern in Nationaltracht den Vorzug geben, weniger in Anbetracht der Formen und des Ausdrucks. Die deutsche Bäuerin geht der littauischen meist an Schönheit, wie an einem gewissen Schein von Intelligenz voraus, mehr als in der bei Weitem hübschern Kleidung und anmuthigern Beweglichkeit der letztern. Das äußere Bild einer Littauerin wird durch eine mittelgroße, nicht sehr schlanke aber abgerundete Figur, einem von blonden Haaren eingefaßten, rothwangigen, immerfreundlichen Gesicht mit gutgebauter Nase, etwas breitem Munde und blauen Augen, weniger schön als ansprechend dargestellt. Doch findet man auch wahrhaft junonische Erscheinungen, wie die Urte's, unter ihnen.

Was den Tanz betraf, so fanden wir ihn taktvoll, aber steif. Die Art abwechselnd zu tanzen und zu promeniren hätte sich nicht übel gemacht, wenn die Tänzer etwas mehr Grazie und weniger Nachlässigkeit affektirt hätten. Doch neu und der Aufzeichnung würdig dürfte die von manchen Personen beliebte Aufforderung zum Tanze sein; sie geschieht in folgender, halb gesuchter Manier. Der Tänzer versetzt sich schon aus möglichst weiter Entfernung in eine tanzende Bewegung, wobei er mit den Füßen ab und zu nachdrücklich aufstampft. Die Arme taktvoll hin und her schwenkend, die Melodie des Tanzes brummend, den Oberkörper vorgebeugt, die Augen fest auf die Erkohrene gerichtet — so naht er ihr bis auf zwei oder drei Schritte. Dann bleibt er stehn, nein, er tänzelt eine Minute lang auf ein und demselben Fleck, stampft mehrmals auf, nun winkt er. Aber dieser Wink, die eigentliche Aufforderung, geschieht nur sehr oberflächlich, mit einem Anflug von Hochmuth, um damit seiner Dame verständlich zu machen, daß er etwa nicht um ihretwillen tanzt, sondern um zu tanzen! Nichtsdestoweniger erhebt sie sich seinem Winke nachzukommen, und indem sie mit abgewendetem, Ueberdruß verkündendem Gesicht, nur wie aus Gefälligkeit auf ihn zu schlendert, glaubt sie für seine ihr nicht undeutlich gezeigte Geringschätzung Rache geübt zu haben.

Gleich nach dem ersten Walzer wurde von zweien Tanzbeflissenen, die erst im verflossenen Herbst von der Garde entlassen, aus Potsdam zurückgekehrt waren, ein Tanz in Angriff genommen, den sie von dort mitge-

bracht haben wollten, und den sie „Extramadur" nannten. Es sollte wahrscheinlich ein Stückchen Quadrille sein, deren Ausführung eben so frisch aus der Luft gegriffen sein mochte, als der hochtrabende Name, welchen letztern wir mit der Extremadura-Strickbaumwolle in richtige Verbindung bringen zu können meinten. Die Touren dieses wunderlichen, im Polka-Takt ausgeführten Potsdamers kennzeichneten sich durch eine Verwirrung, gegen welche die babylonische eine Regelmäßigkeit gewesen sein mußte. Aber die zeitherigen Gardisten wußten sich zu helfen. Sobald das Durcheinander den höchsten Punkt der Rathlosigkeit erreicht hatte, riefen sie gebieterisch: „Galuppad!" — Die Musik gehorchte, jeder Herr riß seine Dame in stürmischem Galopp mit sich herum und der Knoten war durchschnitten. Leider konnte unserer Lachlust kein Genüge geschehn, denn die Jünglinge schielten wiederholt nach dem Brautwinkel, um die Kritik ihres modernen Tanzes aus unsern Blicken herauszulesen.

Nach dieser folgte eine nicht minder ergötzliche Scene. Der Schmiedemeister, Vetter des Hauses, Großprahler und flotter Tänzer, kam feierlichst und nicht absichtslos auf eine Frau zugeschritten, die sich eben dicht in unserer Nähe befand. Er fixirte sie einige Augenblicke scharf, setzte sich zu ihr nieder, und sprach bedeutsam, auf plattdeutsch natürlich: „Na Mütterchen, solch' einen feinen Tanz haben Sie auch noch nicht gesehn, hm? —" Die Frau entgegnete mit Bestimmtheit: „Und Sie auch nicht Meisterchen!" — Der Schmied warf sich zurück und rief hocherstaunt: „Ich nicht?" — Die Frau antwortete lachend: „So scheint es mir, Meisterchen!" — „Mütterchen — sprach der Mann ernst — bin ich nicht in Königsberg gewesen?" — „Was thut das?" fragte sie. „Nun — rief er wichtig — da kennt man dergleichen Tänze, besonders auf den Generalsbällen!" — „Gott schütze! — rief die Frau lachend — Generalsbälle haben Sie doch nicht gedrückt?" — „Mich nicht?" — Der Schmied rief's und starrte die Nachbarin an, diese sagte ruhig: „Gewiß nicht!" —

Der Schmied schwieg einen Moment frappirt, dann antwortete er mit Pathos: „Frau, wenn ich Ihnen sage, daß der Generalsball mein geringster Ball in Königsberg gewesen ist, ich bei andern großen Herrn mindestens sechs oder sieben Mal zum Ball gekommen bin — so — „So ist das mindestens sechs oder sieben Mal —" . . . .

Die Frau beschloß mit einem Nicken des Kopfes den Satz. Aber der Schmied zeigte, daß man zuweilen erhaben über jede Beleidigung sein kann; gelassen und ordentlich wehmüthig rief er: „Mütterchen, kennen Sie alle meine Schicksale, die ich als Jüngling erlebt habe?" — „Wie sollte ich das?" war die Antwort. „Also — sprach der Schmied — will ich Ihnen jetzt eine Kleinigkeit darüber mittheilen!" — „Später!" sagte die Frau abwehrend. „Nein, sogleich! also Nr. 1 war ich — —"

Die Frau erhob sich mit den Worten: „Ein ander Mal!" und der Schmied mußte nothgedrungen schweigen und dazu war ihm im Laufe des Abends noch eine Demüthigung vor unsern Augen aufbehalten, die wir später berichten wollen.

Jetzt die Schilderung des Abendessens, das für die Bauern im Zimmer links vom Flur, für uns im Brautwinkel aufgetragen wurde. Die Gerichte dieses Festessens, von welchen allen zu genießen wir von der Familie und ihrer Köchin auf das Liebenswürdigste bewogen wurden, kann ich nicht unerwähnt lassen. Erster Gang: Schweinefleischbrühe mit Graupe; zweiter Gang: Gekochtes Schweinefleisch mit gedämpften Kartoffeln; dritter Gang: Gebratenes Spannferkel mit Erbsenbrei, genannt Schuppeniß; vierter Gang: Reiß mit Pflaumen; fünfter Gang: Schweinefleck mit Klößen; sechster Gang: Schweinebraten und Gänsebraten.

Als Getränk diente der bei den Littauern beliebte „Allaus", von dem man auch uns kredenzte, bis die Köchin den Krug entfernte und seinen Inhalt mit schlechtem Bier vertauschte. Denn sie dominirte heute, wie an der Tafel die eine Fleischsorte. Neben dem Allaus wurde noch als eine Delikatesse so etwas von einer Bowle präsentirt, ein Gebräu von eitel Branntwein mit Zucker und Kirschsaft vermischt. Es war dieses die sogenannte Brautsuppe, welche theils aus Tellern und mit Löffeln gegessen, theils aus Gläsern getrunken wird. Als Urte einen Augenblick zu uns kam, mußte sie mit uns auf ihr und ihres Bräutigams Wohlergehn anstoßen. Dieses fand Nachahmung, man hörte bald darauf nichts als klappernde Gläser und Töpfe, wobei Urte ein Pröbchen echt littauischer Koketterie zum Besten gab. Sie ließ es nämlich den Gratulanten nicht leicht werden mit ihr anzustoßen, namentlich mußten die Männer lange bitten, und immer wendete sie sich von ihnen ab und schob ihr Gläschen bei Seite; einmal

versteckte sie es sogar. Dabei lachte sie geziert, ertheilte bald diesem, bald jenem einen kräftigen Schlag und ließ es auch an Scheltreden nicht fehlen. Dabei hörten wir manch scherzhaftes Wort und manchen Mutterwitz. Sonst ging außer mehreren littauischen Gesängen nichts Merkwürdiges an der großen Tafel vor, die Männer zeigten sich vornehmlich dem Trinken, die Frauen dem Essen und die Mädchen dem Lachen ergeben, wobei wir Muße hatten, die Pracht ihrer Zähne zu bewundern.

Jetzt aber, am Ende der Tafelfreuden, erschien ein Platzmeister, Brautführer, mit einer Schale, die bis zur Hälfte mit Brautsuppe angefüllt war; in diese Schale mußte jeder Gast ein Geldstück hineinwerfen und als es geschehn, ergriffen zwei andere Platzmeister die Braut, während der erste sie scheinbar zwang, den sämmtlichen Inhalt der Schale hinunter zu schlucken. Schließlich aber nimmt sie alles als Hochzeitsgabe in Empfang. Der Spektakel dabei ist etwas angreifend für civilisirte Ohren, aber ganz littauisch.

Zu gleicher Zeit schlichen die Musikanten auf ihren Platz im grünen Zimmer und lockten durch einen heitern Walzer alles was Füße hatte zum Tanz. Mit demselben Ungestüm wie früher von den Schlitten sprangen die „Herren" jetzt über Tisch und Bänke, um mit der ersten besten „Dame" ein Tänzchen zu machen. Doch hatten wir keine Ursache noch vor dem feierlichen Brauttanze das Haus zu verlassen, denn wir nahmen keine wirkliche Trunkenheit wahr, sogar unter den Männern nicht, nur gerade so viel Frohsinn, daß man sich, wie in dergleichen belebter Gesellschaft immer, eher behaglich, als beängstigt fühlen konnte. —

Allerdings war die Tanzlust, durch die feurige Brautsuppe angefacht, noch reger geworden, die alten Männer waren so munter dabei, daß sie den Hut vom Kopfe, die Pfeife aus dem Munde zu nehmen vergaßen — doch nein, vergessen hatten sie's nicht! es war dieses Verfahren wiederum eine ihrer Hauptfinessen, denn, also ausstaffirt, glaubt der an Jahren reiche Tänzer männliche Würde mit kindlicher Heiterkeit zu vereinbaren. Die gute Mütze auf dem Kopf, die treue Pfeife in den Zähnen — wer wagt's, mit so glänzenden Zeichen der reinen Vernunft den Achtzigjährigen als Tänzer zu belächeln? —

Mit diesem Freibrief zu jugendlicher Fröhlichkeit ausgerüstet, hatten wir das Vergnügen, unsern Schmiedemeister wiederzusehn. Sobald er die

Schwelle des Nebenstübchens überschritten, hatte er Füße, Arme und Pfeife im Walzertakt; Mütze und Oberkörper saßen etwas schief, die Tanzweise brummte er heiser. Wer soll die Glückliche sein? — Himmel, er steuert auf den Brautwinkel zu, seine Blicke richten sich durchbohrend der Reihe nach auf uns, wir wenden uns bestürzt zur Seite — da schwenkt der geniale Tänzer zu Evchen, Urte's jüngerer Schwester, hin. Aber er tänzelt lange vor ihr, denn sein Wink war unbeachtet geblieben, jetzt stampft er heftig mit dem Fuß auf und fragt unfreundlich: „Wird's bald?" „Es wird gar nicht!" entgegnet ihm Eva. „Wirst Du kommen oder nicht?" ruft er grimmig. „Ich komme nicht!" — „Dann werde ich Dich holen!" — „Hole mich, wenn Du eine Ohrfeige begehrst!" —

Dem Schmied fiel die Mütze vom Kopf, er hob sie auf und drehte sie bedenklich in den Fingern — wir besorgten eine Gewaltthat, so wüthend schaute er die Dirne an. In diesem Augenblick kam der Brautvater, faßte des Schmied's Arm und führte ihn in das Nebenstübchen. Im Fortgehn aber rief der Gekränkte noch mehrmals: „Faule Grete, rechte!" —

Etwa eine Stunde darauf nahm der Brauttanz seinen Anfang, von ihm konnten wir uns nicht ausschließen, da jeder Mann mit der Braut und jede Frau mit dem Bräutigam ein Mal herumzuwalzen die Ehre hat. Zuweilen werden hierbei der Braut alte Scherben unter die Füße geworfen. Als dieser Tanz glücklich zu Ende war, entfernte sich Urte, um ihren Myrthenkranz mit dem weißen, in den Ecken bunt gestickten Kopftuch der verheiratheten Frauen zu vertauschen — Muteris. — Ihre Abwesenheit wurde dazu benutzt, den Brautwinkel, aus dem wir uns bei Zeiten entfernt hatten, mit lautem Jubel zu erstürmen und vollständig zu zerstören, denn Jeder bemühte sich, irgend etwas daraus zu erhaschen und dabei ging es wieder sehr unsanft her. — Hierauf erschien die junge Frau mit der Muteris auf dem Haupte, die ihr wohl stand, aber sie weinte unaufhörlich, denn die Littauerinnen weinen leicht und gern. Urte that, als sei sie untröstlich, förmlich zur Ehe gezwungen, und doch liebte sie ihren Johns wie irgend ein zärtlich Herz das andere. — Beim Abschied von uns zeigte sie sich dagegen wieder recht vornehm liebenswürdig. Wir beschenkten sie und noch einige andere Personen, und dann wurden wir von der ganzen Gesellschaft, sogar mit Musik, zum Schlitten begleitet.

Am Horizont stieg eben der Mond gleich einer Feuerkugel im dunkeln Aether auf. Der Himmel hatte sein Sternenzelt über uns gespannt, kein Lüftchen regte sich — es war eine wunderbar schöne, poetische Winternacht.

Aus den Accessionen der Alterthumsgesellschaft Prussia.

Der Besitzer Albert Robbe aus Mülsen, welcher bereits früher in ungewöhnlicher, uneigennützigster Weise sein Interesse für den Verein Prussia bethätigte, hat mir abermals eine große Menge Alterthümer für die Sammlung des Vereins übergeben und sind dieselben in dem nachfolgenden Verzeichniß detaillirt. Herr Robbe hat sie eigenhändig zu Tage gefördert und zwar auf der Feldmark Mülsen; der Fundort, ein dem Dorfe Mülsen gemeinschaftlich gehöriger Kiesplan, liegt hart am Kranzer Landwege, welcher von Mülsen nach dem Badeorte hinführt, einige hundert Schritt vom Vorwerk Pries entfernt. Hügelerhebungen deuten die alten Grabstätten nicht an, einer bloßen Vermuthung folgend, entdeckte sie Herr Robbe. Die aufgefundenen Gegenstände, besonders die eisernen, sind stark vom Roste angefressen. Sie lagen 3 Fuß unter der Erde, dort nur von einem einfachen Steinkranze im Umfang der Gräber umgeben. Der Charakter und Inhalt der letzteren scheint völlig analog denen des nahe gelegenen Wiskianten zu sein. Die Urnenscherben tragen ebenfalls dasselbe Gepräge und sind die Urnen auch ohne Decksteine, nur von der aufgeworfenen Erde bedeckt gewesen, daher jedenfalls durch den Druck derselben und die Feuchtigkeit bald zerstört. Die Bronzen, darunter besonders die eigenthümlichen kreisförmigen Gewandhalter, die Waffenstücke und die eisernen Glocken, sowie auch eine kleinere von Bronze, wahrscheinlich am Zaumzeug angebracht gewesen, sind ebenfalls durchaus identisch mit dem Wiskiauter Funde. — Nach den Angaben des Herrn Robbe ist der Fund bei Mülsen noch lange nicht erschöpft und verspricht noch reiche Ausbeute.

Verzeichniß des Fundes.

I. Bronzen: 1) Ein Sporn. 2) Vier Gewandhalter. 3) Eine Spirale von 2 Zoll Durchmesser und 3 Gewinden. 4) Eine kleine Glocke am Ringe. 5) Ein verzierter Schuh einer Schwertscheide. 6) Ein Haken. 7) Ein

gewundenes Drahtstück. 8) Zwei unbestimmbare Stücke. 9) Ca. 20 dünne Blechstücke von Gefäßen und Beschlägen.

II. Eisen ꝛc.: 1) Eine Eisenkeule. 2) 17 zum Theil wohlerhaltene Speerspitzen, 9 Stück Rudera davon. 3) 12 Messer, drei Bruchstücke. 4) 8 Schwertstücke. 5) 14 Sporen resp. Bruchstücke. 6) 2 Steigbügel und 5 Bruchstücke. 7) 5 Gebisse und 12 Zaum- und Geschirr-Bruchstücke. 8) Drei eiserne kleine Glocken. 9) 2 Schnallen, 2 Scheeren, 1 Stahl, 2 Steinperlen, 2 Stück, deren Zweck unbekannt. 10) 15 Nägel und Zwingen. 11) 60 stark verrostete Eisenstücke, Ueberbleibsel von Waffen und Geschirr-Zeug. 12) Ca. 40 Stück Urnenscherben.

Ferner sind dem Unterzeichneten von dem Lieutenant von Streng, Mitglied des Vereins, nachfolgende Stücke zur Uebergabe an die Sammlung der Prussia zugesandt worden:

I. Eine Parthie Alterthümer, welche Lieut. v. Streng in Gemeinschaft mit Unterzeichnetem in Wiskiauten zu Tage gefördert und bisher selbst asservirt hatte, und zwar: 1) 9 Speere. 2) 7 Schwertstücke, zum Theil sehr schön erhalten und vom Roste frei. 3) 2 Scheeren. 4) 1 Rittersporn und ein Bruchstück eines Stachelsporns. 5) 2 Steigbügel und ein Bruchstück. 6) 6 Gebiß-Stücke. 7) 4 Nägel, 2 Messer, 1 Schnalle, 2 Steinperlen, 6 Bronze-Bruchstücke, 1 kleines Eisen-Gefäß, 10 Bronze-Blechstücke.

II. Eine Menge höchst interessanter Alterthümer, verschiedenen Zeitaltern, bis zur Bronze- und Steinperiode hinaufreichend, angehörig. Diese Sachen sind neuerdings bei den Masurischen Kanalbauten bei Arys aufgefunden und durch Lieut. v. Streng bei seinem kürzlichen Besuche in Masuren für den Verein Prussia gesammelt: 1) Eine durchbohrte Stein-Axt von schwarzem Gestein. 2) Ein Steinmeißel von selbiger Steinart. 3) Ein Schneidestein von Feuerstein. 4) Drei runde Scheiben, durchbohrt, von blauem gebrannten Thon, ca. 4 Zoll Durchmesser, 1 Zoll dick, Netzbeschwerer. 5) Zwei wohl demselben Zweck entsprechende große Thon- resp. Ziegel-Perlen. 6) Ein bearbeitetes Hirschhorn-Stück. 7) Eine sogen. Netznadel von Fischknochen. 8) Zwei sogen. Kattenringe von Bronze, ca. 6 Zoll

Durchmesser. 9) Zwei große Bronze-Spiralen, 4 Gewinde, ca. 4 Zoll Durchmesser; die Enden sind ösenförmig umgebogen; in den Oesen der einen Spirale steckt eine Nadel, welche einen spiralig gewundenen Kopf hat. 10) Ein Bronzegriff zum Anschrauben; Halbmond und Stern bilden den Griff. 11) Eine Messerklinge. 12) Ein Scheerenstück. 13) Ein eisernes, wohlerhaltenes Kugelschloß. 14) Eine mit einem Bohrloch versehene Elchschaufel. —

Königsberg, den 10. Januar 1866.

Wulff, Premier-Lieutenant.

Der Gumbinner Regierungsbezirk in Rußland.

Wir Deutschen sind es schon lange gewohnt, in französischen Büchern einer verwunderlichen Unkenntniß in Betreff deutscher Zustände, Personen und Localitäten zu begegnen. Geflissentlich theilen unsere Zeitungen dergl. oft absurde Notizen aus der französischen Literatur mit. So brachte z. B. die Beilage zu No. 48 der Königsberger Hartungschen Zeitung vom Jahre 1810 unter der Ueberschrift „Tolle Notiz über Kant" einen Auszug aus der „Gallerie historique" livr. 23. Paris 1808, nach welcher unser berühmte Philosoph schwedischer Abkunft, in Pommern geboren, Sohn eines Corporals in schwedischen Diensten sein, und man seine durch die Kritik der reinen Vernunft und andere paradoxe Schriften aufgestellte Lehre öffentlich in den Königsberger Kirchen sous le nom de Christianisme National predigen soll u. s. w. Wirklich spaßhaft war das im vorigen Jahre durch alle Zeitungen gehende: „Il (scil. Vierey) mourut à Asthma, près de Breslau" des Herrn Fétis in seiner „biographie universelle des musiciens." Doch Geographie ist überhaupt — bei der angebornen Leichtfertigkeit der Franzosen sehr erklärlich — nicht die stärkste Seite derselben. Auffallender aber ist es, wenn selbst deutsche Gelehrte von den althergebrachten irrigen und falschen Vorstellungen über deutsches Land und deutsche Leute nicht loskommen können. Zumal unser Altpreußen erscheint ihnen noch immer wie eine terra incognita, wo die Littauer kleine Pferde züchten, die Masuren in Erdhöhlen wohnen und auf der kurischen Nehrung die

„Krähenfresser" hausen.*) Mit Littauen und Masuren wissen unsre deutschen Brüder im Westen erst recht nichts anzufangen. Doch nimmt es uns Wunder, daß Göttinger Gelehrte sie nach Rußland verlegen. Der Fall ist zu merkwürdig, als daß wir hier nicht Notiz davon nehmen sollten. In Tübingen erscheint die sehr gediegene bestrenommirte Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft unter Mitwirkung von Männern wie Rau, Mohl, Hanssen u. A. In dem 4. Heft des 20. Jahrgangs 1864 befindet sich eine sonst sehr verdienstliche staatswissenschaftliche Bücherschau des Jahres 1863 von Prof. Unger und Hermann Müller in Göttingen systematisch zusammengestellt. Der IX. Abschnitt derselben enthält die Statistik, zuerst die allgemeine, dann die specielle der einzelnen Länder: Deutschland, Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Spanien, Rußland u. s. w.; unter Rußland finden wir S. 841 verzeichnet: „Kühnast, statistische Mittheilungen über Littauen und Masuren." (I. II. Band. Gumbinnen. Sterzel.) — Und richtig wieder nach einem Jahre (21. Jahrgang. 1865. 4. Heft. S. 663) in der diesmal von Herm. Müller aus Göttingen allein besorgten Bücherschau für 1864 repräsentirt noch immer Kühnast mit der Fortsetzung seiner statistischen Mittheilungen über Littauen und Masuren (III. Bd.) die russische Statistik. Herr Kühnast, jetzt an das Königsberger Regierungs-Collegium versetzt, war Regierungsrath in Gumbinnen; sein Buch enthält „Nachrichten über Grundbesitz, Viehstand, Bevölkerung und öffentliche Abgaben der Ortschaften nach amtlichen Quellen mitgetheilt", und zwar behandelt der I. Band Masuren, der II. und III. Band Littauen.**) Nun giebt es zwar auch ein russisches Littauen, aber kein russisches Masuren; wenn jenes auch den Göttinger Bücherschauer nach Rußland weisen konnte, so mußte ihn doch die Zusammenstellung mit Masuren bedenklich machen und — der Gumbinner Regierungsbezirk wäre nicht russisch geworden.

ð

*) Vgl. Altpr. Mtsschr. I, 289.
**) Vgl. a. a. O. I, 669. Bibliographie.

Geschenke aus Altpreußen an das germanische Museum in Nürnberg.

Für das Archiv:

Magistrat der Stadt Culm:

3301. Verzeichniß der die Stadt Culm betreffenden Urkunden von 1257 bis 1645. Pap.

Magistrat der Stadt Königsberg:

3302. Verzeichniß der im städtischen Archiv zu Königsberg befindlichen Urkunden von 1251 bis 1717. (325 Nummern.) Pap.

Beilage z. Anzeiger f. Kunde d. deutsch. Vorzeit. 1866. No. 1. Sp. 28.

Universitäts-Chronik 1866.

9. Febr. Reglement für den akademischen Fechtunterricht. (2 Bl. 8.)

12. „ (Kants Todestag.) **Ludw. Kühnast**, stud. jur., Vortrag: „Erläuterung von Kant's Deduction der elterlichen Gewalt als eines Rechtsverhältnisses [Metaphys. Anfangsgr. d. Rechtslehre §. 28. 29.]."

24. „ Philol. Doctordiss. von **Walt. Rindfleisch** (aus Pomerendorf): De Pausaniae et Aelii Dionysii lexicis rhetoricis. (115 S. 8.)

„Acad. Alb. Regim. MDCCCLXVI. II." Index lectionum . . . per aetatem (sic) . . . a. d. XVI. Aprilis . . . [Prorector Dr. **Alb. Wagner** Med. et Chir. P. P. O.] (15 S. 4.) Präfatus est **L. Friedlaender** de titulo Orelliano 2593. (S. 3. 4.)

Verzeichniss der . . . im Sommer-Halbj. vom 16. Apr. an zu haltend. Vorlesungen u. der öffentl. academ. Anstalten. (4 Bl. 4.)

13. März. Medic. Habilitationsschrift von **Hugo Hildebrandt**, M. D. Art. Obstetr. et Gynaecol. P. P. O. D.: De Mechanismo partus capite praevio normali et enormi. (34 S. 4.)

16. „ Phys. Doctordiss. von **Alb. Wangerin** (aus Pommern): De annulis Newtonianis. (30 S. 8. m. 1 Taf.)

22. „ Programm „Acad. Alb. Regim. MDCCCLXVI. III." ad Natalicia Principis generosissimi Guilielmi I . . . celebranda. Inest **Lobeckii** dissertationis de diis veterum adspectu corporum exanimium non prohibitis iterum editae pars altera. (S. 5—13.) 4.

28. „ Philol. Doctordiss. v. **Henr. Babucke** (aus Kgsbg.): Dissertationis de Quintiliani doctrina et studiis capita duo. (48 S. 8.)

28. „ Lectionem qua quid ophthalmologia adhuc praestiterit historice enarratur . . . a . . . **Aem. Bertholdo**, med. Dr. ad docendi facultatem rite impetrandam . . . in publico habendam indicit **Aug. Müller**, med. Dr. P. P. O. ord. med. h. t. Prodecanus. S

Bibliographie 1864.

(Fortsetzung.)

Parey, E., Landrath des Marienburg. Kreises, Der Marienburger Kreis. I. Theil: Statistik u. Topographie nebst Darstellung der Deich- u. Entwässerungs-Verhältnisse in den Werdern und Niederungen der Weichsel u. Nogat. Danzig. Kafemann. (XIV u. 321 S. gr. 8.) 1½ Thlr.

Pawlowski, Lehr. z. St. Albrecht J. N., mnemotechnische Sigel-Sätze, mit Berücksicht. der Sigelgruppen alphabet. geordnet. Ein Hilfsmittel zur leichten, schnell. u. sichern Einprägung sämmtlicher Sigel-Wörter u. Sigel-Zeichen d. Stolzeschen Stenographie. Danzig. Bertling. (14 S. 8.) 3 Sgr.

v. **Pelchrzim**, E., Prem.-Lieut. im 7. Ostpr. Inf.-Regim. Nr. 44, Instruktion für den Gruppenführer im Terrain. Thorn. Dr. u. Verl. v. E. Dombrowski. (32 S. 8.) 1/12 Thlr.

Perls, Max, Qua via insufficientia renum symptomata uraemica efficiat. Diss. inaug. Kgsbg. (Schubert & Seidel.) (30 S. gr. 8.) 1/6 Thlr.

Phillips, Georg. Jac. (aus Elbing), Quid jus catholicum et protestanticum de impedimento, quod vocatur deficientis conditionis appositae, explicatur. Diss. inaug. Berol. (84 S. 8.)

Pierson, Will., Preußische Geschichte. Berl., 865. (864). Stilke & van Muyden. (IV u. 626 S. Lex.-8. m. 1 chromolith. Karte in gr. Fol.) 2 Thlr. in engl. Einb. 2½ Thlr.

Poetzschke, Th., Elementa puerorum. Lateinisches Elementarbuch. I. Cursus der Sexta. Regelmäßige Formenlehre. Kgsbg. u. Tilsit. Theile. (VIII u. 189 S. gr. 8.) 12½ Sgr.

Polen-Prozeß. Verhandlungen des Kgl. Staats-Gerichtshofes z. Berlin in der Untersuchungssache wider den Grafen Joh. Działyński u. Genossen wegen Hochverraths. No. 1—4. Culm. (Berl., F. Schneider.) hoch 4. à 2 Sgr.

Postbericht des Königl. Hof-Post-Amtes zu Königsb. in Pr. Schultz'sche Hofbuchdr. 1 Bl. gr. Fol.

Preuss, Dr. Ed., Jo. Guil. **Baieri** compendium theologiae positivae secundum editionem anni 1694 denuo accuratissime typis exscribendum curavit, vitam b. Baieri ad indices necessarios adjecit. Berl. Schlawitz. (XXXVI u. 712 S. 8.) 1 Thlr.

— **Gerhard**, Loci theologici (cf. Altpr. Monatsschr. I, 764.) Lfg. 3. 4. Ebd. (Tom. I. S. 289—610.) à ½ Thlr.

— — An den Bischof v. Paderborn Herrn Dr. Conrad Martin. Eine Erwiderg. auf dessen „bischöfl. Wort" üb. die Controverspunkte. Ebd. (48 S. gr. 8.) 1/3 Thlr.

[Preußen.]

Ballien, Th., Gesetze u. Verordnungen, betreffend das Volksschulwesen in der Provinz **Preußen** . . . Theil II. Enthaltend sämmtl. provinz. Gesetze u. Verordnungen. Brandenburg. Wiesike. (179 S. gr. 8.) 1/3 Thlr.

Riese, Aug., Friedrich Wilhelms d. Großen Churfürsten Winterfeldzug in Preußen u. Samogitien gegen d. Schweden im J. 1678—79. Ein Beitrag z. brandenburg. Kriegsgesch. Mit 1 Karte d, Kriegsschauplatzes in qu. 4. Berlin. Decker. (VIII u. 104 S. gr. 8.) 22½ Sgr.

v. Treitschke, Heinr., d. deutsche Ordensland Preußen. [v. Treitschke, Heinr., Histor. u. Polit. Aufsätze vornehmlich z. neuest. deutsch. Geschichte. Lpz., 865. (864.) Hirzel. S. 1—68. gr. 8.]

I. Programm f. d. deutsch. Handwerkerbund. — II. Grundzüge staatlich anzuerkennender deutscher Handwerksrechte. Gedr. bei Agath. Wernich in Elbing. (4 S. gr. 8.)

Prolog u. Epilog gesproch. im Saale des Schützenhauses bei d. Festvorstellung z. 300j. Geburtstage Shakespeares. (Danz., A. W. Kafemann.) (8 Bl. 8.)

Protokoll üb. d. Verhandlungen des Provinzial-Handwerker-Tages zu Elbing, am 5. u. 6. Sept. 1864. Elbing. Gedr. bei Agath. Wernich. (8 S. gr. 8.)

Radau, R., Sur la formule barométrique. Paris, Quesneville. [Extrait du Moniteur scientifique. 176. livr. 15. Avril.]

v. Recklinghausen, Prof. F., Auserlesene pathologisch-anatomische Beobachtungen. [Virchow's Archiv f. pathol. Anat. etc. 30. Bd. 3. & 4. Hft. S. 360—376.]

Reglement f. d. Droschken-Fuhrwesen vom 23. Aug. 1864. Kgsbg., Gedr. u. zu haben bei H. Hartung. (12 S. 8.)

[Reichardt.]

Schletterer, H. M., Johann Friedrich Reichardt. Sein Leben u. seine Werke 1. Bd. Augsburg, 865 (864.) Schlosser. (VIII u. 662 S. gr. 8.) 3⅓ Thlr.

Brandt, M. G. W., Leben der Luise Reichardt. Nach Quellen dargestellt. 2. erweit. Aufl. Basel, 865. (864.) Bahnmaier's Verl. (218 S. 8.) 21 Sgr. in engl. Einb. m. Goldschn. 1 Thlr. 3 Sgr.

Reichenau, Rudolf, Aus unsern vier Wänden. Mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch. In Holz ausgeführt von Prof. H. Bürkner. 1. Abth. Bilder aus dem Kinderleben. 10. Aufl. Pracht-Ausg. Leipz., 865. (864.) Grunow. (III u. 118 S. 4.) Eleg. cart. 3⅓ Thlr.

Reinicke, Consist.-R. u. Superint., Womit wir dem Könige an seinem Geburtstage huldigen. Predigt, gehalten d. 22. März 1864 vor e. Militair- u. Civil-Gemeinde in d. Oberpfarrkirche zu St. Marien. Danz. Druck von Edw. Gröning. 2½ Sgr.

Reusch, Tribunals-R. Dr., System der Preuß. Allgemeinen Gerichts-Ordnung nach Gesetz u. Praxis dargestellt. 2. Bd. Heft 4—6. (Schluß.) Außerordentliche Civilprozesse §. 47 bis 52 bearbeitet von Marcinowski, Kreisrichter. Kgsbg. u. Tilsit, 865. (864.) Theile's Buchhdlg. (VIII u. S. 355—629. gr. 8.) à ½ Thlr.

— — Die nordischen Göttersagen einfach erzählt. Mit (eingedr.) Holzschn. nach Zeichnungen v. L. Pietsch. Berl., 865. (864.) Schindler. (IX u. 139 S. 8.) cart. ⅔ Thlr.

Richter, Dr. Arth., Die Phantasie und ihre Schöpfungen. Eine Studie zur Psychologie. Magdeburg. Creutz. (39 S. 8.) ¼ Thlr.

Richter, Dr. Arth., Ueber Leben u. Geistesentwickelung des Plotin. Neu-Platonische Studien. Halle. Schmidt. (IV u. 86 S. gr. 8.) 2/3 Thlr.

Riehle, C., Oberfeuerwerker in d. 1. Artillerie-Brigade, Anleitung zur Abfassung dienstlicher Schreiben, zum Gebrauch für die Avancirten der Artillerie bearbeitet. Kgsbg., 865. (864.) (Schultz'sche Hofbuchdr.) (28 S. gr. 8.)

Riemer, Kgl. Landrath, Die Rinderpest. Eine systemat. Darstellung u. Beurtheilung der zum Schutze geg. die Seuche in Preußen bestehenden Bestimmungen nebst Abänderungs-Vorschlägen u. Bemerkung. üb. Schutzvereine u. Versicherungs-Gesellschaften. Stallupönen. C. Wiluzki. (VI u. 108 S. 8.) 12½ Sgr.

(**Roepell,** G., 2tes Flugblatt der Volkswirthsch. Gesellsch. f. Ost- u. Westpr., behandelt „die deutschen Ein- und Ausgangszölle" (Grenzzollwes. — Zollverein) hrsg. v. Vorstand. Gedr. b. Kafemann in Danzig.)

R(oepell), No. 3. Octbr. 1864. Flugblatt . . . Städtische Steuern und Kommunal-Budgets. Ebd. (12 S. gr. 8.)

Roepell, G., Die Bewegung der neun Preussischen Zettelbanken, in d. J. 1857—63 einschliessl., tabellarisch dargestellt. Ebd. (39 S. Lex. 8.) 18 Sgr.

Roeßmann, Dr., Mathematisch-Physicalische Studien. Analyse des physischen Hebels. Fall der Körper in der Luft. Geänderte Alwoodische Fallmaschine. Druck v. C. Peschke in Wehlau. Kgsbg. Theile in Comm. (44 S. 8. m. 1 Steindrtaf. in 4.) 2/3 Thlr.

Rosenkranz, Karl, Kritik der Principien der Strauss'schen Glaubenslehre. (N. Tit.-Ausg.) Leipzig, (844.) Brauns. (VI u. 70 S. gr. 8.) 12 Sgr.

— — Rameau's Neffe. [Der Gedanke. 5. Bd. 1. Hft. S. 1—25.]

— — Rede zur Säcularfeier von Fichte's Geburtstag den 19. Mai 1862 gehalten in dem Auditorium maximum der Albertina zu Königsberg. [Ebd. 5. Bd. 3. Hft. S. 170—187.]

— — Der deutsche Materialismus und die Theologie. [Zeitschrift f. wissensch. Theol. 7. Jahrg. 3. Hft. S. 225—287.]

Rudloff, Dr. Wilh., Ein Erinnerungsblatt zum Andenken an d. Jubelfeier des 300jähr. Geburtstages Shakespeare's am 23. April 1864. Danz. Druck v. Edw. Gröning; in Comm. bei Th. Anhuth. (8 S. gr. 8.)

Saemann, Dr. Oscar, zu Kgsbg. in Pr., Amaurose beider Augen durch subcutane Injection von Strychnin nitr. geheilt. [Deutsche Klinik. No. 44. 45.]

— — „Die Wasserdouche" der Ohrtrompete, eine neue Verwendung des Politzerschen Verfahrens. [Ebd. 52. 1865. 2. 5.]

v. Saint-Paul, Kgl. Landr. u. Rittergutsbes., Ueber Wiesen-Melioration u. Compost-Bereitung. Hrsg. z. Besten der Kronprinzstiftung. [Separatabdrücke aus d. „Landwirthsch. Jahrbüchern" Jahrg. XII. 1860. April-, Mai- u. Juni-Hft. u. Jahrg. XV. 1863. Mai-Heft.] Kgsbg. Druck v. E. J. Dalkowski. (2 S. gr. 8.) 5 Sgr.

[Samland.]

Klautsch, Oberl. A., Das Samland. Vortrag, gehalten im Evangel. Vereinshause

zu Brandenburg a. d. H. am 19. Januar 1864. [Programm d. Saldern'schen Realschule in Brandenburg. S. 1—11. 4.]

Sanio, Dr. Carl, Ueber Verdickung des Holzkörpers auf der Markseite bei Tecoma radicans. [Botan. Ztg. No. 8.]

— — Ueber endogene Gefässbündelbildung. [Ebd. 27. 28.]

Schade, Oskar, Deutsche Handwerkslieder gesammelt u. hrsg. Leipzig, 865. (864.) Vogel. (VIII u. 280 S. 8.) 1 Thlr.

Schaper, Stsanw. zu Lyck, Zur Psychologie des Verdachts u. der Ueberzeugung. [Goltdammer's Archiv f. Preuß. Strafrecht. Bd. XII. S. 441—459.]

— Oberl. Dr. C. in Insterburg, dann Gymnas.-Dir. in Lyck, Ueber die Entstehungszeit der Vergilischen Eclogen. [Neue Jahrb. f. Philol. u. Paed. 89. Bd. 9. Hft. S. 633—657. 11. Hft. S. 769—794.]

Scheele, Wilh., Vorschule zu den lat. Klassikern. Eine Zusammenstellung v. Lern- u. Uebgsstoff f. d. erste u. d. mittlere Stufe des Unterrichts in d. lat. Sprache. 1. Thl. Formenlehre u. Lesestücke. 10. verb. u. verm. Aufl. Elbing. Neumann-Hartmann. (XII u. 183 S. 8.) 10 Sgr. 2. Thl. Satzlehre u. Lesestücke. 6., verb. Aufl. Ebd. (XII u. 219 S.) 15 Sgr.

[v. **Schenkendorf**, Max.]

Baur, W., Geschichts- u. Lebensbilder. Bd. II. Hamburg. Agentur d. rauh. Hauses.

Schliep (weil. Reg.-R. u. Commissar. für d. Deich- u. Vorfluths-Reguliergswes. in den Niedergen der Weichsel u. Nogat), Darstellung der Deich- u. Entwässergsanlagen in den Werdern u. Niederungen der Weichsel u. Nogat Elbinger u. Marienburger Kreises. [**Parey**, E., der Marienburger Kreis. 1. Theil. S. 61—292.]

(**Schmoekel**, Caes.), Ein oller Grieche, od. Pech u. Wechsel. Komisch. Lebensbild mit Gesang in 2 Abtheilg. Als Mscr. gedr. . . . Thorn, Rathsbchdr. (Ernst Lambeck.) (31 S. gr. 8.)

Schmidt, Dr. A., Miltons dramatische Dichtungen. Eine Vorlesung . . . Kgsb. Wilh. Koch. (58 S. 8.) 1/4 Thlr.

Schnaase, D., Diakon zu St. Johann in Danzig, Offener Brief an den Pastor von St. Johann in Danzig Hrn. Jacob Aug. Herm. Hepner zu seiner 25jährig. Amtsjubelfeier . . . am 17. Nov. 1864. Als Mscr. gedr. Danzig, Druck v. A. W. Wendt. (1 Bl. u. 19 S. gr. 8.)

[**Schopenhauer**.]

Haym, R., Arthur Schopenhauer. [Abgedr. aus d. 14. Bd. der preuß. Jahrbüch.] Berl. G. Reimer. (113. S. gr. 8.) 1/2 Thlr.

Schreiner, Dr. Aug., Immanuel Kant, der Königsberger Weltweise. Ein Volksbüchlein für Stadt u. Land. Bei Gelegenheit der Aufstellung der Kant-Statue als Andenken gewidmet seiner Vaterstadt, wie allen Verehrern u. Freunden des großen Mannes, u. die ihn genauer kennen zu lernen wünschen. Kgsbg., 864. Druck v. E. Rautenberg. Im Selbstverl. d. Verf. (VIII u. 71 S. gr. 8.) 5 Sgr.

Schriften d. Kgl. physikal.-ökonom. Gesellsch. zu Königsberg. 5. Jahr. 2 Abtheilgen. Kgsbg. In Comm. bei W. Koch. VII, 212 u. 36 S. gr. 4. m. 4 Taf.) 2 Thlr.

Schröder. — Brocken. Von Dr. **Schröder**, luth. Pastor in Thorn. 2. Mittheilg. (Culm. Gedr. bei Wilh. Theod. Lohde.) (15 S. 8.)

Schröter (aus Kgsbg., Prof. in Breslau), Ueber die Steinersche Fläche 4. Grades. (Abgedr. aus d. Monatsber. der Berlin. Akad. v. 26. Nov. 1863.) [Crelle's Journal f. d. reine u. angewandte Mathem. 64. Bd. 1. Hft. Berl. S. 79—94.]

Schultz, J. C., Danzig u. seine Bauwerke in malerisch. Original-Radirungen. 2. Aufl. Danzig. Selbstverl.

Schultz, Jul., De prosodia satiricorum Romanorum capita II de muta cum liquida et de synaloephe. Kgsbg. Schubert & Seidel in Comm. (66 S. gr. 8.) 1/3 Thlr.

Schulze, Lic. Dr. Ludw., o. Prof. d. Theol. z. Kgsbg., Ueber die Wunder Jesu Christi mit Beziehung auf d. Leben Jesu von Renan. Vortrag . . . Kgsbg., Gräfe u. Unzer. (VIII u. 62 S. 8.)

Periodische Literatur (1866).

„**Schlesische Provinzialblätter. Hrsg. v. Th.. Oelsner.**" N. F. 5. Jahrg. Febr. (S. 65—128.): C. Krone, Beitrag z. Geschichte d. Begründg. d. Steindruckerei in Schles. Erinnerg. aus d. eigenen Leben. Dr. Th. Bach, Beitr. zur Culturgeschichte Oberschles. Aus Hippel's handschr. Nachlasse. A. Weltzel, d. ehemal. Postwes. Schles. Rob. Schück, Ein Beitr. zu d. Ringwäll., Steinwäll. u. Heidenkirchhöfen in Schles. v. Blacha, ein Wort z. Sprachreinigung. Chi, Was fehlt d. meist. Landgemeind. Schles. u. wäre doch unschwer u. zu gr. Segen herzustell.? 2) Ländl. Krankenhäuser. F. Kr., die Feuervsicherg. d. kl. Leute. Sw., zur Gesch. der Stdt. Kreuzburg O/S. H. Palm, d. Belagerung v. Schweidnitz i. d. J. 1757 u. 58, in e. mundartl. poet. Schildrg. Th. Oelsner, Fr. Wilh. Weitzner (Nekrol.) A. M. O., d. letzte Hinrichtg. e. Verbrechers in d. Stdt. Liebau. Stimmen aus u. f. Schles. — Literat.- u. Kunstblatt. — Chronik u. Statistik. — Briefkasten. — Anhang.

A. Stern-Lablacken, d. Bildung des ländl. Arbeiters in den landwirthsch. Fortbildungsschulen. [**Ostpr. Ztg.** 28.]

Die sogen. apostolisch-christl. Gemeinde in **Ostpreuß.** [**Kath. Kirchbl.** 11.]

V. Ortsnamen im ehemaligen **Pomerellen.** [**Graudenz. Gesell.** 25.]

Die **Mossbruchstraße** von Petricken nach Schöndorf. [**Kgsbg. Amtsbl.** 8. cf. 4.]

Z. Die **Weichseldämme** (Notiz üb. d. Bruchjahre — 74 seit 1394 —) [**Westpr. Ztg.** 66.]

Statistische Nachrichten üb. d. Verkehr auf d. **Oberländisch. Kanal** in den 5 Jahren 1861—1865. [**Marienw. Amtsbl.** 11.]

Die Graudenzer Kreisgeschichte (v. Kreisger.-Secret. **Fröhlich** in Graudenz verfaßt; druckfertig.) [**Graudenzer Gesell.** 33.]

Verzeichniß der Accessionen d. **Danz. Stadtbiblioth.** i. J. 1865. (Danz. 24. Febr. 1866. Druck v. A. W. Kafemann. 1 Bl. fol.) (umfaßt 137 Nrn., darunter 34 Geschenke.) [Beil. z. **Danz. Ztg.** 3502.]

Naturforsch. Gesellsch. zu **Danzig**; ord. Versamml. 7. Febr. (Dr. S. Bericht üb. Apotheker **Helm's** Experimental-Vortrag üb. Stickstoffverbindgn. im Wasser, deren Nachweisung u. Bedeutg. f. d. menschl. Gesdh., mit bes. Bez. auf d. **Danziger** Wasser.) [**Danz. Ztg.** 3500.] . . . ord. Versamml. 17. Jan. (?) (Dr. S. Ber. üb. Astronom **Kayser's** Vortrag üb. d. Methode der geogr. Längenbestimmg.) [Ebd. 3518.]

† **Elbing**, 7. März. (Mitthlg. aus d. Verwaltgsber. d. J. 1864. — Die **städtische Biblioth.**, leider nur kümmerl. v. d. Commune mit jährl. 168 Thlr. ausgestattet, ist dennoch, thls. durch werthvolle Geschenke, zu e. stattl. Sammlg. v. **22000 Bd.** angewachs.; um für dieselben Raum zu gewinn., sind viele z. Theil werthv. Alterthümer, Festgsreliefs &c. aus dem Lokale entfernt u. sollen, auf d. Rathhause aufgestellt, den Stamm e. neuen Sammlg. bilden.") [**Danz. Ztg.** 3512. cf. 3514.]

Das Gymnasial-Institut zu **Kauernik.** Aus dem **Löbauer** Kreise. [**Graud. Gesell.** 22.]

Adolph Menzel's Gemälde: die „Huldigung Sr. Maj. d. Königs Wilhelm I. in **Kgsbg.**" [Die Dioskuren. 1.]

Das Kgl. Große **Hospital im Löbenicht** zu **Kgsbg.** [**Kgsbg. Amtsbl.** 7. S. 50—55.]

Börsenordnung f. **Kgsbg.** i. Pr. d. d. Kgsbg. 27. Apr. 1865; genehmigt d. d. Berl. 12. Juni 1865. [Ztschr. f. d. gesammte Hdlsrcht, hrsg. v. **Goldschmidt** u. **Laband.** 9. Bd. 2. Hft. Erlang., 1865. S. 328—331.]

Mäkler-Ordnung f. **Kgsbg.** i. **Pr.** u. **Memel** 1865. [Ebd. S. 334—337.]

Börsen-Ordnung f. **Memel** d. d. Memel 13. Apr. 1865; genehmigt d. d. Berl. 12. Juni 1865. [Ebd. S. 331—334.]

Verein zur Rettung Schiffbrüchiger in **Kgsbg.** 1ste ord. Sitzg. 12. März. (Konsul Kleyenstüber's Bericht üb. d. Stand d. Vereinsangelegenhtn.: jetzt 326 Mitgl. mit einmal. Beiträg, ca. 1800 Thlr. u. jährl. ca. 540 Thlr.; der hiesige **Flottenverein** hat seinen Kassenbestand ca. 440 Thlr. überwiesen. — Vorschlag weg. 2 zu begründ. Rettgsstationen. — Wahl des definitiv. Vorstands.) [**Kgsbg. Hartgsche, Ostpr.** u. **Kgsbg. N. Ztg.** 61.]

Die **Idioten-Anstalt** in **Rastenburg.** [**Danz. Amtsbl.** 6. cf. Kgsbg. Amtsbl. 3. **Gumbinn. Amtsbl.** 6. **Marienw. Amtsbl.** 8.]

†† **Pr. Stargard** 7. März. (Mittheilgn. üb. d. 1339 erbaute, aber nicht vollend. kath. Pfarrkirche u. ihre Schätze.) **Westpr. Ztg.** 58.]

Nekrolog des Staatsminist. a. D. **Rudolf v. Auerswald** († 15. Jan. 1866.) [Unsere Zeit. Mtsschr. z. Convers.-Lexik. hrsg. v. **Rud. Gottschall.** 2. Jahrg. 3. Hft. S. 229—231. cf. Illustr. Ztg. 1179.]

Z. Ein ernster Gedenktag für uns. Provinz (. . . der 25. Febr., an welchem vor 50 J. (1816) d. command. General u. Milit.-Gouvern. d. **Prov. Preußen**, Gener. d. Inf. Graf **Bülow v. Dennewitz**, Besitzer v. **Grünhof** bei Kgsbg., auf sm. Gute **Neuhausen** bei Kgsbg. †.) [**Westpr. Ztg.** 48.]

(Berichtigung eines Druckfehl. in Preuß u. Vetter's Preußisch. Kinderfreund bei dem Lebensabrisse Simon **Dachs** u. einige speciellere Notizen zu demselben (Storch, die Kirche u. d. Kirchspiel Juditten, 1861. S. 59. 61. 65.) [**Ostpr. Ztg.** 48.]

(Nekrolog der am 21. Febr. verstorb. Frau Oberpräs. **Katharina Eichmann** geb. Freiin v. **Schrötter**.) [Ebd. 48.]

Ueber die Erziehung z. Wohlwollen. **Herbarts** allg. Pädagogik. [Monatsblätt. f. wissensch. Pädagog. hrsg. v. Ziller u. Ballauff 1865. No. 2.]

Ballauff, üb. einige neuere Fortbildungen der pädag. Grundsätze **Herbarts** [Ebd. No. 4.]

Ed. **Hildebrandt's** ostind. Landschaften: „An den Ufern des Ganges, Benares", und „Ein Abend in den Tropen." [Die Dioskuren. 1866. 1.]

Carl Johann Georg Papendieck. (Biogr. Notiz üb. d. am 22. Febr. in Berlin verstorb. Abgeordn.) **Pr. Lit. Ztg.** 47; **Danz. Ztg.** 3500; **Kgsbg. H. Ztg.** 52.] Nachruf. [**Hartgsche Ztg.** 48.]

Königsb. Ende Febr. Die neueste Richtung von **Scherres** u. e. Bild von **Behrendsen**. [Die Dioskuren. 8.]

Aufforderung.

Die Herren Gutsbesitzer der Provinz werden hiedurch ersucht, bei tieferen Grabungen oder Bohrungen von Brunnen **Schichten-** oder **Bohrproben** von 3 zu 3 Fuß Tiefe nehmen zu lassen, jede derselben in Papier einzupacken, mit der Tiefzahl zu versehen und nach abgeschlossener Arbeit, mit Lokalnotizen versehen, der unterzeichneten Gesellschaft, zu Händen des Herrn Dr. Berendt, Königsberg, Katholische Kirchenstraße 10, gütigst zusenden zu wollen, um dadurch zur Förderung der geognostischen Untersuchung der Provinz beizutragen.

Die Königl. physikal.-ökonom. Gesellschaft.

Anzeigen.

Die Schauspielkunst bis auf Lessing.

Von

Dr. E. Gervais.*)

Für den Griechen bestand die dramatische Kunst nur im Verbande von dichterischer Schöpfung und theatralischer Aufführung. Bei uns ist die Trennung von beiden so weit gediehen, daß wir dramatische Dichtungen zu Kunstwerken erster Größe zählen, die gar nicht für die Bühnenaufführung bestimmt sind, andre wiederum nicht lesen, nur sehen mögen, um einen Genuß davon zu haben. Ueberhaupt gehen dramatische Dichtung und Schauspielkunst nicht mehr Hand in Hand; jene wird von den Meisten hochgeschätzt, während nur wenige dieser eine Hochachtung, wie sie die Kunst gebietet, zollen. Die Menge findet nur in dieser ein Ergötzen, ohne auf den Werth dessen zu achten, was sie darstellt. Kurz die Bühne, die Schauspielkunst haben eine gesonderte Stellung, die den Alten fremd war. Unter denen, welche letztre Kunst gering schätzen, hat es an Grüblern nicht gefehlt, die in ihr den Mangel jedes künstlerischen Bedingnisses nachzuweisen versucht, und nicht bloß den verachteten Stand der Schauspieler im modernen Europa, sondern auch den der Sklaven oder Freigelassenen bei den Römern, ja die untergeordnete Stellung bei Ausübung und Erlernung der technischen Fertigkeiten bei den Griechen als Beweis für ihre Behauptung geltend gemacht. So leugnete noch in neuster Zeit ein über das

*) Nachstehende Abhandlung ist ein Abschnitt aus einem größern Werke: „Das deutsche Drama und die deutsche Bühne von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart," dessen 1. Band mit Lessing abschließt. Sie dürfte auch für sich verständlich u. von Interesse sein.

Schauspielwesen wohlunterrichteter Schriftsteller,*) daß die Schauspielkunst der Alten zu den freien und schönen Künsten gezählt worden sei, da der angehende Schauspieler genöthigt war, sich nicht bloß einem belehrenden Unterrichte, sondern noch mancher Beschränkung seiner Persönlichkeit zu fügen. „Der Schauspieler, der nicht vor zurückgelegtem 30sten Jahre auf dem öffentlichen Theater erscheinen durfte, brauchte eine lange Vorbereitung und Einübung, um in den Besitz aller jener Fertigkeiten zu kommen, welche sein Geschäft erforderte, und die theils in Declamation, theils in Aktion bestanden. Zahlreiche Beweise zeigen, daß in alter Zeit Declamation und Gestikulation einzig und allein mechanisch erlernte Fähigkeiten waren, und ein Künstlerisches durchaus nicht aufzufinden war." — Ebenso leugnet er, daß es jetzt eine Schauspielkunst gebe, ja überhaupt eine geben könne, da ihr Selbsterschaffen und Freiheit abgehe.

Die Beweise sind in Bezug auf die Griechen ebenso viel Entstellungen der historischen als der künstlerischen Wahrheit. Zur Blüthezeit der dramatischen Kunst war der Dichter zugleich der Darsteller, wie schon von Aeschylus bekannt ist, und von Sophocles, der nur durch ein zu schwaches Organ von der Recitation abgehalten, in seiner Tamyris in den Stellen, wo er sein vollendetes Citherspiel und eine ergreifende Situation zeigen konnte, die Titelrolle und in seinem vielleicht satyrischen Drama Nausikaa diese selber oder eine ihrer Mägde spielte, um seine Geschicklichkeit in der Orchestik zu beweisen. So gab es in dem ganzen Umfange der Schauspielkunst, die allerdings viele und große Fertigkeiten erforderte, Nichts, was den Freiesten und Angesehensten in einem Staate, der Sophocles sogar unter die zehn Feldherren ernannte, entehrte. Denn den Griechen war keine Geschicklichkeit verächtlich, die ihnen ein reines Vergnügen und ästhetischen Genuß bereitete.**) Daß der Schauspieler in großem, ja mitunter selbst zu großem Ansehn stand, ist eine von den glaubwürdigsten Schriftstellern bestätigte Thatsache. Anders in Rom. Hier war schon der Zustand der dramatischen Dichtkunst ein bedauernswürdiger. Es gefiel nur

*) Hebenstreit, das Schauspielwesen. Wien 1843.

**) S. Lessings Leben des Sophocles. Werke. Thl. VI. S. 282 ff., Note K. S. 334—342.

das, was dem Auge und der Sinnlichkeit schmeichelte; der übertriebenste Luxus ging mit der immermehr überhandnehmenden Verschlechterung der Sitten und dem Verderbnisse des guten Geschmacks Hand in Hand. Die Geringschätzung des Schauspielers, der in jener Zeit, wo die dramatische Kunst bei den Römern zur Erhöhung des Luxus diente, leider zur Befriedigung der beliebtesten Genüsse sich bereitwillig hingab, ist daher leicht begreiflich. Auch die dramatische Dichtkunst blieb Nicht-Römern und Freigelassenen als eine geringgeachtete Beschäftigung überlassen. Was folgt aus so verschiedener Schätzung der Kunst und der Künstler? Doch wol nur, daß bei den Griechen die Kunst zu ungleich höherer Vollendung gelangen mußte, was wie die Hochschätzung derselben aus dem Naturell des Volkes selber hervorging.*)

Bei den modernen Völkern hat sich die Dichtkunst meistens als der Ausfluß der höchstbegabtesten Geister offenbart und darum in der Höhe der Werthachtung erhalten, wenn auch denen, welche in ihr zur wahren Vollendung gelangten, oft erst die Nachwelt gerechte Würdigung, Ehre und Ehrendenkmäler zu Theil werden ließ. Die Kunst wie der Stand der Schauspieler waren und sind nach subjectiven Ansichten oder nach individuellen Leistungen höher oder geringer geachtet. Alles dies steht historisch fest. Statt vieler Autoritäten, die gegen diese Kunst geeifert, führe ich nur Rousseau an, der zwar das Genie des Schauspielers nicht bestreitet, aber meint, daß in demselben etwas Sklavisches und Niedriges liege, und daß der Schauspieler durch seinen Stand eine Vermischung von Niedrigkeit, Falschheit, lächerlichem Stolze und Herabwürdigung in seiner Seele empfange, wodurch er zur Darstellung aller Personen fähig werde, ausgenommen der edelsten Person, des wahren Menschen, aus dem er heraustrete. Er behauptet: „die Schauspieler müßten tugendhafter sein als alle andere Menschen, wenn sie nicht verderbter sein wollten.“ Der phantastische Idealist konnte von Niemand besser widerlegt werden, als von dem rationalen d'Alembert.

Bevor wir aber von der Einwirkung seiner Kunst auf den Charakter

*) Vergl. die Widerlegung Hebenstreits in den Wiener Jahrbüchern. Bd. 102. S. 242 ff. von Deinhardstein, der wir im Folgenden noch manches entlehnen werden.

des Schauspielers reden, lassen Sie uns das Wesen jener selbst betrachten. Aus der Unterordnung unter die Dichtkunst den Mangel an Selbständigkeit der Schauspielkunst zu beweisen, ist ein oft versuchtes, aber nicht probehaltiges Experiment, ihrer Würde und Bedeutsamkeit entgegen zu treten. In jeder Kunst ist das Höchste und Eigentlichste ihrer Wirkung das Poetische. Danach als letztem Zwecke streben alle schönen Künste, und nur die Mittel zur Erreichung sind verschieden. Die Bildhauerkunst sucht die poetische Idee durch Formung des Stoffes anschaulich zu machen, sie ist eine Poesie in Stein, wie die Tonkunst in Tönen, die Malerei in Farben, die Dichtkunst in Worten, die Schauspielkunst in Declamation und Gesticulation. Die letztere ist dem Poetischen ebenso untergeordnet, als die Dichtkunst. Sie geht demselben Ziele zu, nur auf einem andern Wege. In einer Art der Dichtkunst, der dramatischen, verbindet sie sich mit ihr. Letztere konnte ohne dieselbe bei dem kunstgebildetsten Volke der Welt, den Griechen, gar nicht bestehen, da die Aufgabe der Tragödie in schöner Situation bestand, und die Darstellung dieser durch alle die schwer zu erlernenden Fertigkeiten des Schlauspielers zu bewerkstelligen war. Nicht bloß die Ausführung des Chors, sondern auch das, was der Dichter in der Partie der ersten, zweiten und dritten Rolle mehr angedeutet als nach Art der Neuern allseitig im Charakter jeder Rolle in Worte gefaßt hatte, fiel der Kunst der Spieler zu. Man hat noch lange nicht genügend bei den alten Tragikern und Komikern darauf geachtet, wie sie abwechselnd bald die Situation bis zur Erschöpfung in dem Dialoge ausmalen, bald wieder karg im Ausdrucke sind, ja wie im Philoktet, im Ajax u. a. m. nur in leidenschaftsvollen Lauten die Handlung begleiten, oder wie so häufig in ihren Komödien Aristophanes, Plautus und Terenz nur ein oder ein paar abgerissene Worte hinwerfen, die nicht selten das Gegentheil der Handlung erfordern, kurz so Vieles, und zuweilen Alles, allein der Action anheimgeben. So reichte hier eine Kunst der andern die Hand; der Wechsel, wo eine die andre ablöste, zeigte von ebensoviel Einsicht des Dichters in die eine wie in die andre Kunst, die er beide auszuüben befähigt sein mußte. Auch der Schauspieler, der nicht Dichter war, diesen nicht zur Seite hatte, mußte mit seiner Kunst die des letztern aufzufassen und zu ergänzen verstehen.

Doch was brauchen wir bis zu den Alten zurückzugehen! Auch Shakespeare's Stücke sind allein für die Aufführung geschrieben; seine Zeit kannte noch die Unnatur nicht, das, was drastisch vor unsere Augen treten sollte, bloß für Leser auszumalen. Bei der Lectüre seiner Dramen fällt die Ungleichheit auf, daß er, der, wie Wieland sagt,*) „unter allen Dichtern seit Homer die Menschen vom Könige bis zum Bettler, von Julius Caesar bis zum John Falstaff am besten gekannt und mit einer Art von unbegreiflicher Intuition durch und durch gesehen hat," mitunter nur trockene Umrisse, schroffe Zeichnungen und grelle Symmetrie der Charaktere und Situationen giebt. Bei der Darstellung machen diese Skizzirungen gerade die lebendigste Wirkung, und gehen durch gute Darstellung ganz und völlig in wirksamste Kunst über. Andererseits fesseln beim Lesen einzelne Ausführungen Kopf und Herz dermaßen, daß wir bei ihnen fort und fort verweilen, seine reiche Weltkenntniß bewundern, seine mannigfaltige Weisheit durchdenken, seine zart ausgemalten Empfindungen lange nachempfinden möchten. Der fortschreitende Gang seiner dargestellten Dramen, wie er dem poetischen Gerippe mancher Gestalten Fleisch und Leben, den Charakteren Mannigfaltigkeit, der skizzenhaften Handlung die erforderliche Ausführung giebt, so hindert er unser Ausruhen auf dem Einzelnen, das doch wieder zu lebendig ist, um verloren zu gehen, hilft uns über alles Kopfbrechen und Nachgrübeln hinweg, befriedigt unsre Einbildungskraft ohne sie abzuspannen. Kurz die Dichtkunst und Schauspielkunst, die ja auch Shakespeare beide in sich noch vereinte, treten bei ihm Hand in Hand, jede die andre ehrend und das Ihrige jeder überlassend in Wirksamkeit gleich berechtigt auf. Dies war eine der vielen Einsichten, die Lessing dem großen Briten verdankte, und die vor ihm kein deutscher Bühnendichter an den Tag legte.

Daß die Gebilde der Schauspielkunst schneller als die andern schönen Künste an uns vorübergehen, darf uns nicht Geringschätzung dessen erwecken, was, so lange es bestand, uns mit Theilnahme und Entzücken erfüllte. Bei keinem Kunstwerke kommt es darauf an, wie lange es besteht, sondern nur, wie es beschaffen ist. Der Bildhauer und der Maler blei-

*) S. Agathon. Bd. II. S. 192.

den dieselben Künstler, ob ihre Werke im nächsten Augenblicke nach ihrer Entstehung vernichtet werden oder nicht. Wie viele derselben gehen an unsern Blicken vorüber, wie das Spiel der Bühne, ohne wie dieses einen andern Genuß als den der lebendigsten Rückerinnerung zurückzulassen. Die Wirkung jeder Kunst ist Harmonie der Gedanken und Empfindungen, die sie durch gewisse äußere Mittel, sei's Stein, Farbe, Ton, Wort vor unsre Sinne, und durch diese vor die Seele bringt: die Erreichung dieser Wirkung theilt die Schauspielkunst mit den übrigen. Oder empfinden wir bei der gelungenen Leistung des Schauspielers jene künstlerische Wirkung nicht? Werden wir von ihm minder erhoben als von dem gelungenen Werke des Malers, des Tonsetzers, des Bildhauers, des Dichters? Wie diese bringt er eine in uns vordem nicht bestandene, und damit eine wirkliche Harmonie der Empfindungen und Gedanken hervor. Er erschafft das Wahre durch Illusion, und Illusion verlangen alle Künste von uns, wenn sie auf uns Eindruck machen sollen.*) Die Würden, die der Bühnenkünstler darstellt, bekleiden ihn nicht wirklich, er tödtet sich und andre zum Schein, fühlt eine glückliche oder unglückliche Liebe nicht selber, Jugend und Alter hat ihm nur die Schminke verliehen. Und dennoch fühlen wir, sehen wir, bewundern wir alles, wie Wahrheit, die höchste Wahrheit, das Ideal der Wahrheit!

Wenn Krittler sagen: was der Schauspieler wirke, sei kein Kunstwerk, sondern nichts als ein Körperspiel, so könnte man ebensogut sagen: die Malerei ist ein Farbenspiel oder die Tonkunst ein Tonspiel. Und man

---

*) Remond de Sainte Albine in seinem Werke le Comédien Paris 1747 stellt die Illusion des Schauspielers noch über die des Malers. S. hier, was Lessing aus ihm Werke IV. S. 176 also übersetzt: „Umsonst rühmt sich die Malerei, daß sie die Leinwand belebe; es kommen aus ihren Händen nichts als unbelebte Werke. Die dramatische Dichtkunst hingegen giebt den Wesen, welche sie schafft, Gedanken und Empfindungen, ja sogar vermittels des theatralischen Spiels Sprache und Bewegung. Die Malerei verführt die Augen allein, die Zauberei der Bühne fesselt die Augen, das Gehör, den Geist und das Herz. Der Maler stellt die Begebenheiten nur vor, der Schauspieler läßt sie auf gewisse Weise noch einmal geschehen. Seine Kunst ist daher eine von denjenigen, welchen es am meisten zukommt, uns ein vollständiges Vergnügen zu verschaffen. Bei den übrigen Künsten, welche die Natur nachahmen, muß unsere Einbildungskraft ihrem Unvermögen fast immer nachhelfen. Nur die Kunst des Schauspielers bedarf dieser Nachhülfe nicht." — Lessing in einem Briefe an Mendelssohn weist die Illusion aus der dramatischen Poesie in die Schauspielkunst. S. Werke XII. S. 69.

hätte in der Beziehung Recht, daß alle diese Künste durch die leichte, spielende Weise ihrer Productionen dem ernsten Geschäfte der Wissenschaft gegenüber stehen, und in der Beziehung Unrecht, wenn man wegen der leichten Art der Hervorbringung auf die Bedeutenheit des Hervorgebrachten keine Rücksicht nehmen und damit der Würde jeder schönen Kunst zu Leibe gehen wollte. Daß Leute ohne sonstige Geistesbegabung oder ohne höhere Bildung ein angebornes Talent der Nachahmung, eine ungewöhnliche Leichtigkeit im Spiel der Seelenkräfte mit Anwendung auf dramatische Dichterwerke besitzen, und fast gar keines Studiums bedürfen, ist nicht allein bei der Schauspielkunst, sondern bei jeder schönen Kunst der Fall. Denn in jeder Kunstleistung bleibt das Höchste und Schöpferische das, was nicht gelehrt und gelernt werden kann. Der Schauspieler wird, wenn ihn nicht die Natur dazu gemacht hat, bei allem Fleiße, bei aller Kenntniß der mechanischen Erfordernisse seiner Kunst immerdar die Wirkung verfehlen, die eine künstlerische Illusion in den Zuschauern hervorruft. Die Natur muß den Schauspieler entwerfen, die Kunst muß ihn vollends ausbilden. Auch die sogenannten Verstandeskünstler, die doch nicht in der ersten Reihe glänzen, weil ihnen die eigentliche Hauptsache fehlt, haben außer dem Fleiße und dem strengen Studium eine geistige Richtung von der Natur erhalten, ohne welche sie nicht auf das Prädikat Künstler Anspruch machen könnten.

Wenn andererseits vom Schauspieler die vielen mechanischen Fertigkeiten ein längeres Vorstudium erfordern, das je nach dem höhern oder niedrern Standpunkte, auf welchem Tragödie und Komödie zu einer Zeit oder bei einem Volke stehen, leichter oder schwerer sein, wenig oder viel Geltung haben wird, so beweist dies — was? — Doch wol nur, daß gebildetere Zeiten oder gebildetere Völker dasjenige, was rohere nicht der Mühe werth achten, oder wofür sie nicht Sinn und Geschmack besitzen, für unerläßlich ansehen, damit der Genuß am Schauspiele ein ihrem feinern Sinne, ihrem ästhetischen Geschmacke genügender werde. Dann hat wiederum die Schauspielkunst mit andern Künsten gemein, daß sie einer schwierigen Technik zur Ausübung ihres schöpferischen Wirkens bedarf.

Ebenso theilt der Schauspieler mit allen Künstlern, daß er vom Beifalle des Publikums abhängig ist. Einem ungebildeten oder irregeleiteten

Publikum gefallen Ohren kitzelnde Melodien mehr als Compositionen, die zur Seele sprechen, Genrebilder mehr als Darstellung historischer Stoffe, Possen mehr als klassische Werke. Verlieren aber deshalb Tonsetzer, Maler, Dichter ihren Werth? Oder ist der Schauspieler mehr gezwungen, dem verderbten Geschmack zu huldigen? Hat er nicht wie jeder Künstler die Freiheit des ehrlichen Mannes, eher seiner Kunst zu entsagen als sie unwürdig auszuüben?

So stellt die kritische Beweisführung heraus, daß es eine Schauspielkunst gebe, und daß der, welcher mit Anlagen dazu geboren, sie mit ganzer Potenz übt, ein Künstler sei, welcher gleich jedem andern Künstler unsere Hochachtung und Bewunderung verdiene. Daran ändert nichts der historische Nachweis, daß die Kunst wie die Person des Schauspielers sehr verschiedener Würdigung unterworfen gewesen, daß der Schauspielerstand in bürgerlicher Geltung meistens weiter hinter dem anderer Künstler zurückgesetzt worden ist. In Einem nur treffen die Urtheile der Kritik und der Geschichte zusammen, daß bei dem gebildetsten Volke der Griechen die vielseitigste Entwicklung der Kunst mit der persönlichen Hochschätzung des Künstlers zusammentrafen. Daraus darf wol mit Recht der Schluß gezogen werden, daß die Kunst nur da emporblüht, wo der Künstler in allgemeiner Achtung steht. Denn wie sehr auch das Genie die hemmenden Schranken des Vorurtheils durchbrechen, über die conventionellen Standesbegriffe sich hinweg setzen mag; wie sehr sein Beispiel auch andere zu gleichem Entschlusse ermuthigen kann: er hat der Kunst ein Opfer gebracht, ohne dadurch sie selbst aus den Fesseln des Zeitalters zu einer freien, den andern gleichgeachteten zu machen. Wir ehren seinen Muth, wir bewundern seine Leistungen, aber er gehört einem Stande an, der nach wie vor durch die Geringschätzung der Welt ein gedrücktes Dasein behält. Nur die öffentliche Meinung, die Umgestaltung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, die Bekämpfung falscher Vorurtheile, vornehmlich die sittliche Erhebung des verachteten Standes selbst kann die freie Schauspielkunst, wie sie einst zu Athen blühte, ins Leben rufen.

Die Mängel der wirklichen Welt, soweit sie der Kunst Eintrag thun, aufzudecken und zu rügen, ist eine Pflicht der Kritik. Doch nur der

Kunst selber die Wege zu zeigen, die sie einschlagen muß, um zum Ziele zu gelangen, ist ihre Aufgabe. —

Wir haben bisher a posteriori aus der Wirkung auf das Vorhandensein einer Schauspielkunst geschlossen, die durch Declamation und Gestikulation das Poetische vermittle, worin alle Künste ihren gemeinsamen Ausdruck finden. A priori ließe sich nur die Wirkung, welche die Schauspielkunst hervorbringt, aus ihr selbst bestimmen, wenn Gesetze und Regeln vorhanden wären, deren Befolgung das Künstlerische, wie wir es erkannt haben, nothwendig zur Folge hätten. Doch wir haben schon bemerkt, daß das Beste und Schöpferische, was erst eine Produktion zur Kunst erhebt, sich nicht lehren und lernen lasse. Selbst der mechanische Theil, der durch Fleiß und Studium zu erringen wäre, hat, nach Geschmack und Bildung der Völker und Zeiten, sowol eine sehr abweichende Basis als einen sehr mannigfaltigen Inhalt gehabt, so daß auch aus ihm keine sicher zu bestimmende Wirkung sich herleiten läßt. Die Alten zwar scheinen der Kunst des Schauspielers eine so umfangreiche Technik zu Grunde gelegt zu haben, daß jene zur Anschauung zu bringen, die vollendete Fertigkeit in dieser genügte. Wir Neuern müssen es fast aufgeben, das Wesen der Schauspielkunst — oder richtiger der Schauspielerkunst — aus ihren dabei angewandten Mitteln zu erklären. Wol ist auch unter den modernen Nationen vielfach der Versuch gemacht, feste Regeln der Kunst aufzustellen. Lessing begann ein Werk über die körperliche Beredsamkeit als Grundlage für die ganze Kunst zu schreiben; er hat diese, wie er selbst gestand, nicht geschaffen. Er übersetzte zum Theil das Werk des Sainte Albine „le Comédien;“ er fand, es nütze dem Schauspieler nichts und schade dem Publikum für die Beurtheilung dieses. Er empfahl eine Ausgabe des Donatus, die man Schauspielern in die Hände geben könne; er gab selber die trefflichsten Winke, Auseinandersetzungen, Beweise für das, was der Schauspieler zu thun oder lassen habe. Alles ohne Erfolg; er überließ die deutschen Schauspieler ihrer Routine und erklärte, daß es bei uns keine Schauspiel(er)kunst gebe, daß sie erst geschaffen werden müsse. Ebenso vergebens bemühten sich Engel, Ramler, Goethe u. a. m. den deutschen Bühnenkünstlern eine Technik ihrer Kunst zu schaffen. Wir kommen auf Lessings Bestrebungen später noch zurück. Hier nur das Resultat der Er-

fahrung: die Schauspielkunst steht auch heute noch wirksam da, die Schauspielerkunst war allein bei den Alten eine systematische, auf festen Regeln gegründete.

Doch vergessen wir nicht, daß mit der Kunst des Schauspielers zu Athen die Kunst des Dichters Hand in Hand ging, wie auch die moderne Schauspielkunst jedesmal in dem Aufschwunge der dramatischen Poesie ihren Stützpunkt hatte. So bietet denn die entschiedene Thatsache, daß eine bessere dramatische Poesie bessere Schauspieler hervorgerufen, wenigstens einen Anhaltspunkt, die Kunst der letzteren zu fixiren. Wir wollen einen Blick auf die Nationen werfen, welche auf die deutsche Bühne zu verschiedenen Zeiten einen Einfluß übten, um soweit es möglich, aus diesem Einfluß die Gestaltung unserer Schauspielkunst uns klar zu machen.

Bei den Griechen war bekanntlich die Tragödie Anfangs nichts als ein Gesang verschiedener Loblieder zu Ehren des Bacchus. Damit der Chor, welcher diese Lieder sang, manchmal ruhen und Athem schöpfen könnte, fiel Thespis darauf, eine interessante Begebenheit dazwischen von einem aus seiner Truppe erzählen oder vorstellen zu lassen. Das war der erste Mime, der durch Declamation und Gestikulation die Schauspielkunst in's Leben rief. Aeschylus verwandelte die Erzählung und Vorstellung, die von einer einzigen Person geschah, in ein ordentliches Gespräch, indem er eine zweite Person hinzufügte, unter die sich nunmehr die Geschichte vertheilte, obgleich nothwendig die eine Person mehr Antheil an der Handlung haben mußte als die andere. Der, welcher die Hauptperson spielte, hieß der Protagonistes, der andere der Deuteragonistes. Es war aber darum nicht nothwendig, daß das ganze Drama nicht mehr als zwei Personen haben mußte; der Deuteragonist konnte derselben mehr als eine vorstellen, wenn sie nur nicht mit einander zu gleich erschienen. Sophocles fand auch dieses noch zu einförmig und fügte, wie die Vermehrung des Chors von 12 auf 15 Personen, auch den Tritagonistes hinzu, der jedoch kein besonderer Künstler zu sein brauchte, wie denn Demosthenes seinem Gegner Aeschines es öfters vorwarf, daß derselbe in seiner Jugend solche dritte Rollen gespielt habe, womit er nicht etwa einen Vorwurf seiner Person, sondern seiner geringen Kunstfertigkeit machen wollte. In Betreff des dritten Rollenspielers scheint es jedoch schon bei den alten

Schriftstellern strittig, ob dieser von Aeschylus oder von Sophocles eingeführt worden.*) Für die Kunst wichtigere Aenderungen gehören gewiß dem letztern an, so in Bezug auf Kostüme und Attribute der Spielenden, die Einführung des Kothurns und des krummen Stabes ähnlich dem der Jäger, dessen bei Euripides die Greise sich so häufig und für die Darstellung wirksam bedienten. Daß Sophocles nicht selber mehr, wie es vor dem gewöhnlich war, in seinen Stücken mitspielte, scheint ihm mehr nachgegeben zu sein, weil er eine allzuschwache Stimme hatte; doch ohne Mitwirkung, wie wir schon erwähnten, blieb er da nicht, wo seine technischen Fertigkeiten es gestatteten. Eine Hauptänderung, die er zuerst durchsetzte, wenn sie auch nicht allgemeiner Gebrauch blieb, war, daß Drama gegen Drama um den Preis stritt, und nicht mehr die ganze Tetralogie. So nannte man die vier Stücke, um die damals die tragischen Dichter zum Wettkampf auftraten, und von denen das letzte beständig ein Satyrstück war. Fünf durch Einsicht, den Ruf der Rechtschaffenheit ausgezeichnete Richter nach abgelegtem Eide, gegen alle Kabalen, Factionen und freundschaftliche Verwendungen taub zu sein, urtheilten über die Wahl der aufzuführenden Stücke, und schützten solchergestalt selbst den Dichter, aus Liebe zum Ruhme zweideutige Schritte zu machen.

So ward in Athen die höchste Kunstvollendung durch den Dichter, wenige Spieler, zu denen er meistens selbst gehörte, und vereidete Kunstrichter bewerkstelligt. Wir Deutschen haben wiederholentlich Versuche gemacht, der Einfachheit der antiken Tragödie, ihrer Bühnenrichtung,**) ihren Regeln, auch ihren Stücken Eingang zu verschaffen. Der Gestaltung unseres Bühnenwesens konnte das nur heilsam sein; Eines aber versuchte man niemals von Athen her einzuführen. Doch halt! Lessing, als er dem Ministerium in Manheim Vorschläge zur Verbesserung des Theaters machte, gedachte auch der griechischen Kunstrichter. Denn er schlug vor: „daß von Seiten der Kunst und Moral die Aufsicht des Theaters der deutschen Akademie anvertraut werden sollte. Zu dem Ende müsse sie:

---

*) Was überhaupt von dem Schematismus dieser Angaben, die sich bei Aristoteles, Dicaearchus u. a. m. finden, zu halten sei, darüber spricht verständig Droysen in seinen Didaskalien zur Uebersetzung von Aeschylus Werken. Bd. II. S. 307.

**) Vergl. über diese Droysens Aeschylus. I. S. 183. ff.

erstens die neu herausgekommenen Stücke lesen und prüfen und diejenigen davon vorschlagen, die der Aufführung am würdigsten wären. Zweitens über die Sprache der Schauspieler wachen, und durch ihre Erinnerungen so viel als möglich verhindern, daß weder üble Aussprache, noch grammatische Sprachfehler sich in das Publikum verbreiteten. Es verstände sich, daß man ihr zu diesem Behufe eine eigne Loge im Theater einräume. Drittens müsse die deutsche Akademie zu dieser Absicht einen Ausschuß von sechs oder sieben Gliedern ernennen, der von jeder Vorstellung dasjenige vor sie brächte, was einer allgemeinen Berathschlagung würdig wäre." Lessings Rathschläge wurden so wenig in Manheim als in Wien, wo Maria Theresia gleichfalls an den einzigen Mann sich wandte, der, wenn irgend einer, dem deutschen Theater aufzuhelfen verstanden hätte, zur Ausführung gebracht. Daß weder Manheim noch Wien, noch irgend eine Stadt in Deutschland ein Nationaltheater, wie Lessing es sich dachte, ins Leben rufen könnte, war ihm klar; er sah das verfehlte Unternehmen, als man ihn dazu nach erster Stadt rief, voraus. Man fragte ihn um Rath, aber folgte dem nicht. Was hätte auch sein Kunstrichterkollegium in dem vielstaatlichen Deutschland gefruchtet? Erst nach fester Vereinigung zu einem Ganzen würde ein wirksamer Areopag für dramatische Kunstwerke und Kunstleistungen ernannt werden können. Man sieht indeß Lessings Tendenz, daß er das Theater unter die Aufsicht derer, die er für die competentesten Richter hielt, stellen wollte. Die bildenden Künste ins Gesammt sollten nach ihm unter strenger Controlle des Gesetzgebers stehen, „schon um des Einflusses willen, den sie auf den Charakter der Nation üben."*) Doch nicht der Polizei, sondern den Gebildetesten der Nation war das Richteramt zugedacht.

---

*) Hören wir ihn im Laokoon: Unstreitig müssen sich die Gesetze über die Wissenschaften keine Gewalt anmaßen, denn der Endzweck der Wissenschaft ist Wahrheit. Wahrheit ist der Seele nothwendig, und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anzuthun. Der Endzweck der Kunst hingegen ist Vergnügen, und das Vergnügen ist entbehrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhangen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maaße er jede Art desselben verstatten will. Die bildenden Künste ins Besondre außer dem Einflusse, den sie auf den Charakter der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Gesetzes heischet.

Wenn uns die Griechen nicht bei unsern so ganz veränderten staatlichen, bürgerlichen und künstlerischen Verhältnissen zu einer klassischen Bühne verhelfen konnten, hätten wir dem Vorbilde des sprach- und geistverwandten Englands folgen sollen. Auch hier entzündete sich die Schauspielkunst an dem Genius großer Dichter. Erst mußten Shakespeare, Johnson, Beaumont, Fletcher, Dryden, Addisson und Moore gewirkt haben, bevor von einem Nationaltheater die Rede sein konnte. Mit dem Enthusiasmus des Volks für die Werke seiner Dichter erhob sich die Bühne zu einer nie dagewesenen Vollkommenheit. Diese Bühne, obwol sie in Shakespeares Stücken die Welt bedeutete und durch raschen Ortswechsel heutige Maschinisten nicht zu Athem kommen läßt, machte nicht, wie die griechische, Ansprüche an eine vollendet künstlerische Scenerie. Dagegen verlangte sie mehr als drei bis vier Darsteller, und daß von dem großen Personal jeder ein vollendeter Spieler sei, der einer oft nur skizzirten Rolle Ausführung und Leben gebe. Darin aber stimmen die genannten Dichter ins Gesammt mit den griechischen Tragikern überein, daß sie mit den Schauspielern die höchste Kunst der dramatischen Wirkung theilten, und diesen oft die schwierigste Aufgabe übertrugen. Daher die größten englischen Schauspieler Owen, Wrongton, Foote und Garrik in einem Zeitraume, welcher die Darstellung jener Werke, nicht Andrer, mit Ungestüm forderte, sich begegneten und vereint mit den Schöpfern der dramatischen Dichtkunst ihre eigne schufen. Mit des Trauerspieldichters Book Ableben (1783) ging die erstere abwärts, die Schauspieler fanden an ihr keinen Anhalt mehr.

Wir wissen, wie die englische Poesie in allen Gattungen ihren Einfluß auf Deutschland ausgeübt hat. Wir haben gesehen, wie bereits zu Lebzeiten Shakespeares sogenannte engliche Komödianten in deutschen Städten englische Stücke mit einer bis dahin nie gesehenen Präcision aufführten, wonach auch deutsche Schauspielergesellschaften sich bildeten, die zuweilen von Fürsten in Sold genommen wurden, welche von England sich Stücke, Garderobe und Bühnenapparat kommen ließen, um bessere Theatervorstellungen zu bewerkstellen; wie auch die Volksbühne sich nach jenen englischen Komödianten bildete, wie nach ihren Stücken neue deutsche benannt wurden, die freilich große Rohheit zeigen und noch unter Ayrers Machwerken standen, so daß für die Kunst es kein großer Verlust

war, als der dreizigjährige Krieg fast alle Bühnen verschwinden ließ. Nach Beendigung desselben machten, neben den nach einer Kunstbühne ringenden schlesischen Dichtern, Rist und Klay Versuche den Geschmack des Volks durch Schauspiele zu bilden, die eine reinere Sprache, ergreifende Gegenstände, eine die äußeren und inneren Sinne fesselnde Darstellung boten. Wirklich gelang es ihnen die Stücke der Ayrer, Reuter, Ferber und des Barbier Vogel, die nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch Bildung und Sitte verspottet hatten, zu verdrängen und von den höchsten Ständen bis zu den niedrigsten Beifall und Ruhm zu erndten. Doch weder die allegorisirenden patriotischen Stücke Rists, noch die mit allem Pomp und scenischem Aufwande in Kirchen aufgeführten geistlichen Stücke Klays konnten der Kunst Vortheil bringen, und nichts anders im Volke anregen, als — die Schaulust. Hätte Gryphius eine Bühne für das größere Publikum mit Beihülfe guter Spieler, woran es seiner Zeit nicht fehlte,*) begründet, so wäre vielleicht fünfzig Jahre früher und in vollendeterer Weise eine Reform des Theaters erfolgt. Gryphius mit Magister Veltheim, aus dessen wohlgeschulter Truppe alle Gesellschaften bis auf die der Neuberin hervorgingen, wäre im Stande gewesen eine regelmäßige und doch nicht manierirte Tragödie, eine volksthümliche und doch nicht platte Komödie zu schaffen. Doch Gryphius schrieb nicht für die Bühne, und Veltheim, der diese heben wollte, blieb sich selbst überlassen, griff bald nach Allem umher, was ihm Werth zu haben schien, veranlaßte eine Ausgabe der Molièreschen Lustspiele, gab neben diesen französische Tragödien, benutzte die Entwürfe von Gherardi's théâtre Italien, um sie aus dem Stegreife von seinen geübten Spielern aufführen zu lassen, suchte auch regelmäßigere deutsche Stücke auf der Bühne zu erhalten und trat mit Takt, oder aus Abneigung, dem Grotesken und Burlesken der Volksstücke entgegen, das aus dem Norden Deutschlands sich bald mehr in den Süden, besonders Oesterreich hinzog, wo Wien nacheinander die berühmtesten Possenreißer als Hanswurst und Bernardon glänzen sah, die später in die lokalen Buffos Casperle, Bartel und Staberle übergingen.

*) Die von Rist gerühmten „studirten Leute", die Theaterunternehmer Gartner, Treu, Paul u. a. m. kamen zu Gryphs Lebzeiten auch nach Breslau.

Den englischen Bühnentypus mit zahlreichem Personal, wozu auch verwickelte Handlung und reichhaltigerer Stoff kamen, suchte auch der Zittauer Weise als Gegensatz zu den antikisirenden unnatürlichpathetischen schlesischen Dichtern beizubehalten und von dem Zwange aller Kunstregeln auf die Nachahmung des gemeinen Lebens hinzuleiten. Wir sahen aber, wie er alles Maaß überschreitend nur schlimmere Nachahmer seiner Poesie, aber keine bessere Kunst hervorrief. Die kaum durch Veltheim gehobene Bühne sank zur tiefsten Jämmerlichkeit herab und das um so mehr, als die Zahl der von Ort zu Ort ziehenden Truppen sich ins Ungeheure vermehrte. Auch die bessern fanden weder eine feste Stätte, von wo aus, wie von London und Paris, eine Musterbühne hätte wirken können, noch schlossen sich ihnen dramatische Dichter an, von denen wiederum die besseren ihre Stücke nicht für die Aufführung schrieben, oder sie doch nur in Kreisen von Freunden darstellen ließen, die, wie der Dilettantismus überhaupt, weder dem technisch zu Erlernenden noch dem Selbstschöpferischen in der Kunst Genüge leisteten!

Erst Gottscheds Bemühungen um die Verbesserung des Theaters gaben dem Schauspieler Gelegenheit unter Leitung einer weitgebietenden Autorität, nach einer geregelten Technik und vornehmlich nach einem im Princip sehr bestimmten Repertoir aus ihrem bisherigen Herumschweifen zu einem festen Mittelpunkte, aus ihrem Gewerbe zu einer Kunst, aus ihrer Routine zu einem Selbstbewußtsein über das, was sie schufen, zu gelangen. Sehr mit Recht sagt ein neuerer bühnenerfahrener Schriftsteller:*) der Grund, warum die Franzosen gute Schauspieler in größerer Zahl aufzuweisen haben als die Deutschen, liegt in der mindern Wandelbarkeit eines Bühnenrepertoirs, und in der häufigen Darstellung der Meisterwerke ihrer Dichter. Nichts schadet der Würde einer Bühne, und mit ihr der Achtung der Schauspieler so sehr als jene von der Menge gesuchte Wandelbarkeit, wobei der Schauspieler alles Studium aufgeben und mit dem Memoriren verwechseln muß." Ein Hinneigen zu dem französischen Geschmack, der mit der ganzen Richtung der Zeit zu den Sitten, Moden, Trachten, sogar zu der Sprache und Denkungsweise der Franzosen auf

*) Deinhardstein Wiener Jahrbücher a. a. O.

gleicher Linie steht, hatte sich längst sowol bei den dramatischen Dichtern als bei den gebildeten Schauspielern in Deutschland bemerkbar gemacht. Wie Gryphius und Lohenstein in ihren Tragödien, selbst, wo sie Seneca als Muster wählen, an die französischen Tragiker erinnern, wie diese den Alexandriner, die Einheit der Zeit, wenn auch noch nicht des Orts haben, so spielte Veltheims Truppe französische Tragödien und Komödien, was die aus seiner hervorgehenden Schauspielergesellschaften gleichfalls thaten. Die Neuber hatte bereits in Weissenfels französische Stücke, unter andern den Cid des Corneille, aufführen lassen, ehe sie mit dem Regulus von Pradon unter Gottscheds Auspicien die auf französischem Fuß eingerichtete Bühne eröffnete, welche Jahre lang an dem Repertoir festhielt, das jener entwarf. Sie selber war eine Schauspielerin, die von Declamation und Gestikulation Einsicht hatte, Verse mit Verstand und Kunst vortrug, in der Action nie übertrieb. Nicht bloße Gewinnsucht, sondern auch das ernste Bestreben nach Besserung des Schauspielwesens hatte sie im Auge. Darum scheute sie keine Kosten, die besten Talente unter den damaligen Schauspielern an sich zu ziehen, und zwei derselben, Kohlhardt und Koch haben zuerst auf einen Nachruhm unter Deutschlands Bühnenkünstlern Anspruch.

Man muß den tiefen Verfall der damaligen Bühnenzustände kennen, um die Bemühungen, sie zu bessern oder wenigstens zu ändern für keine kleine Sache zu halten. Die meisten Schauspieler waren aus Seiltänzerbanden hervorgegangen, in deren Buden Marionetten mit lebenden Personen wechselten. Das schaulustige Publikum, veränderungssüchtig wie zu allen Zeiten, hatte von den erbärmlichen Opern und langweiligen Staatsactionen seinen Geschmack jenen zugewendet, so daß selbst in Gottscheds Glanzzeit der Führer einer solchen Bande, Kuniger, sich noch einen großen Ruf erwerben konnte. Mitunter erstand ein Talent unter solchen Kunstgenossen, oder kam von den Jesuitentheatern in Baiern und Oestreich her; wie der nachmals berühmte Schuch in einer Jesuitenschule seine erste Bildung, in einem Marionettentheater seinen ersten Ruf erwarb. Dort waren neben ihm Stinzel und Josephie vorgebildet, die im Süden, wie Schuch, Koch, Schönemann, Ackermann, neben letzterm erst Eckhof, später Schröder im Norden Deutschlands die bessere Schauspielerkunst erschufen.

Die erste Schaubühne in Oestreich, so wie in allen katholischen Ländern hatten die Jesuiten ins Dasein gerufen. Wie sie sich beständig beflissen, Alles allein zu sein, wie sie allein regieren, unterrichten, Ketzer bekehren, Sünden vergeben wollten, dachten sie auch, allein das Volk zu belustigen, Alles zu größrer Ehre Gottes d. h. zu größrem Ansehen ihres Ordens. Sie ließen durch ihre Schüler, unter denen junge Leute aus den vornehmsten Häusern sich befanden, Schauspiele, welche Patres nostri selbst gemacht hatten, aufführen und luden dazu Alles, was reich und vornehm war, ein. Die Patres nostri sorgten dafür, daß die Schaubühne mit den buntesten Decorationen, auch wol mit Maschinen, wie man sie von den Hofbaletten her kannte, zu fliegenden und schwärmenden Figuren versehen, und ihre Schüler — versteht sich auf Kosten der Eltern — in bunte und flitternde Kleider gesteckt waren. Es gab soviel anzugaffen, und die schlauen Nicht-Mönche brauchten unter so vielen andern Mitteln auch dieses, um dem großen Haufen Zuneigung zu ihrem Orden beizubringen. Gesunden Verstand, noch weniger irgend einige wahre dramatische Anlage hatten solche Stücke freilich nicht. Ihre Schauspiele, die sie aus der geistlichen und weltlichen Geschichte hernahmen und mit allem Flitterstaate kahler Pedanterie und platten Schulwitzes aufstutzten, verstießen beständig wider den gesunden Verstand. Gottsched und Nicolai haben uns von den Jesuitenstücken dieser Zeiten Proben gegeben, die in Inhalt und Form noch unter Ayrers Stücken stehn.*) Ihre Aufführungen dauerten bis zur Aufhebung des Ordens und noch heutiges Tages erinnern daran die Bauernkomödien, die biblischen Stücke, Legenden und Passionen, die auf Theatern, leicht aus Holz gezimmert, unter freiem Himmel, neben einem Wirthshause — der Wirth selbst ist der Chorage — in der Gegend von Insbruck in Ober-Baiern im Ober-Ammergau aufgeführt werden. Auch in protestantischen Ländern waren damals die geistlichen Stücke, wie sie einst Klay in Nürnberg in's Leben gerufen, noch nicht aus der Mode gekommen. In Quedlinburg führte man Passionen und Lebensläufe der Patriarchen auf. Die Märtyrerstücke, von Gryphius bis auf Kronegk, sind

*) Nicolai, dem ich die Schilderung entlehne, giebt in seiner Reise durch Deutschland und Schweiz Thl. IV. Beilage XI den Plan von Isaaks Opferung.

unverkennbar im Anschluß, aber zugleich als Veredelung in künstlerischer Beziehung entstanden.

Verhältnißmäßig besser als die Jesuitenkomödien waren die Staatsactionen. In den zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts wurden besonders die Haupt- und Staats-Actionen eines gewissen Ludovici, aus Pommern gebürtig, der sich in Wittenberg als Magister aufhielt und in Hamburg starb, mit großem Beifall gespielt. Lessing besaß noch eine davon aus der Neuberin Nachlaß, und Nicolai rühmt ihren Inhalt wie die Präcision der Ausführung. Es waren darin nach damaliger Art zum Extemporiren nur die Folge und der Inhalt der Auftritte angegeben, nur die Hauptscene ganz ausgeführt. „Man sieht daraus, schreibt Nicolai,*) daß Ludovici kein gemeiner Geist war, obgleich roh, und daß er Alles aus sich selbst, ohne fremde Anweisung geholt hatte. Er hatte viel Sinn fürs Pathetische und stark Rührende. Die Anlage seiner Plane zeigten, daß er Empfindung von der Wirkung auf dem Theater hatte. Ich erinnere mich besonders noch des Grafen von Essex, Cromwell und des Königs Ottokar von Böhmen." — Doch die Gattung war einmal abgenutzt, so wie die Verkleidungen, Zaubereien und Prügeleffecte in den Lustspielen, der Unsinn in den Opern. Gottsched wußte den rechten Moment zu nutzen, um sie alle von der Bühne zu verbannen, und seinen regelrechten französischen Stücken eine Zeit lang die Herrschaft zu verschaffen, bis auch sie dem Bessern weichen mußten.

Ein wesentlicher Vortheil für die Schauspielerkunst war der, welcher vorhin auf Seiten der französischen Schauspieler angegeben wurde. Das beschränkte Repertoir und die im gleichen Schnitte zugerichteten Stücke, zumal da sie ein meist kleines Personal erforderten, gestatteten zu Studium und Sicherheit in der Rolle die erforderliche Zeit, und da das mitzuerziehende Publikum dem Ansehen Gottscheds sich gefügig unterwarf, durfte nichts übereilt werden. Freilich waren die Akteure auch ganz auf ihren Protektor gewiesen. Denn Vorbilder für die neuübersetzten, neubearbeiteten oder Originalstücke fehlten ihnen, und überdieß war eine neue Technik, ein ungewohnter Vers, eine neue Declamation und Gestikulation zu erler-

---

*) A. a. O. S. 565.

nen. Wie man dieß auch nicht von den französischen Schauspielern abler- nen durfte, wenigstens nicht von denen, die man in Deutschland sah, be- weist eine sehr sprechende Beschreibung solcher französischer Akteurs, die ein Brief aus Wien vom Jahre 1750 giebt.*) „Die Liebhaberin, heißt es darin, macht ihrem Liebhaber eine orientalische, christliche, französische Re- verenz, beide Hände kreuzweis auf der Brust, den Leib tief vorwärtsge- bogen; von jedem Schritte, den sie macht, zittert die Bühne. Der Lieb- haber umarmt sie mit dem Haupte auf ihrer Brust, den linken Fuß über den ganzen Bauch — wer sollte nicht speien? Alle Schauspielerinnen machen Katzenbuckel, stellen sich sehr geil an, seufzen und heulen, verviel- fachen das Affectirte und treiben das Bewegliche bis zum Kitzel. Die Hände fliegen über die Scheitel, die Stimme verliert sich in Seufzern. Der linke Fuß bleibt wie angenagelt, der rechte thut zuweilen einen Schritt mit Er- schütterung des Leibes, der Bühne und des Zuschauers; dann beugt sie sich vorwärts und zeigt ihre Fleischbank.“ **)

Da konnte Gottsched stolz darauf sein, daß es in seinem Leipzig besser stand. Und doch wie lange dauerte es noch, ehe ein weniger selbstzufrie- dener Kunstrichter an dem Geleisteten ein Genüge fand. Die besten Schau- spieler konnten sich nicht einmal in den Sinn der schlechtübersetzten oder bearbeiteten Stücke, unter denen die französischen an Zahl und Ansehn voranstanden, finden. Corneille's heroische Sentenzen, Racine's süße und schmachtende Tiraden und noch mehr Destouches zierliche Hofsprache, Marivaux's quintessenzirter Witz krümmten und quetschten sich in dem Munde deutscher Akteurs. Auf allen Bühnen war, seitdem man sich der extemporirten Stücke entschlagen hatte, ein gezierter, unnatürlicher Ton ein- geführt worden. Im Trauerspiele herrschte ein langsamer, ein eintöniger, predigender Vortrag, mit dem nur stoßweise ein convulsivisches Aufbrau- sen abwechselte. Im Lustspiele wurde ein gedehntes und ängstliches, un- gewisses Wesen bemerkbar, das den Sinn des Stückes fast nie traf. Dazu waren Sitten und Gesinnungen in den ausländischen Stücken den deutschen

*) Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. III. S. 689.

**) Daß auch in Berlin das französische Theater nicht besser war, erhellt aus einem Briefe Carl Lessings an seinen Bruder vom Jahre 1773. S. Werke Lessings. XIII. S. 487.

Spielern wie den meisten Zuschauern fremd, bis erst Lessing den großen Vortheil nachwies, den einheimische Sitten in der Komödie und selbst in der Tragödie hätten, da sie dem Schauspieler die Darstellung erleichterten, bei dem Zuschauer die Illusion beförderten.

Man spielte lange in Leipzig und bald in ganz Deutschland getrost fort, Lustspiele, Trauerspiele, ohne zu ahnen, daß man keinem Stücke sein Recht thäte. Gottsched weidete sich an dem Triumphe, daß sie alle regelmäßig waren, daß man seinen Namen als den Namen eines Reformators des Geschmackes pries, seine Stücke in fremde Sprachen übersetzte, von Paris bis Petersburg bewunderte. Fort und fort trieb er seine Anhänger und Schüler, die Rectoren in Sachsen und Schlesien, den Adel in Dresden und Wien an, durch neue Stücke sein Repertoir zu erweitern. Denn da die Schauspielertruppen das Wandern aufgeben sollten, darum nicht mehr mit einer beschränkten Anzahl Stücke den Beifall von Stadt zu Stadt mit sich nehmen konnten, so mußte die Armuth der deutschen dramatischen Literatur durch die Thätigkeit der Dichter verdeckt, aber freilich nun auch fabrikmäßig und übereilt gearbeitet werden. Wie für die dramatische Poesie hat auch für die Schauspieler Gottsched das negative Verdienst, daß er, indem er an dem Schlechten rüttelte, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen, das Bedürfniß nach dem erhofften Guten anregte. Dort wie hier mußte er einem anderen Manne das Werk heilsamen Schaffens überlassen; dort wie hier sollte er durch seinen Starrsinn sich um allen Ruhm bringen, und selbst das Gute, das er gewirkt, verschwinden sehen. Sein Zerwürfniß mit der Neuber ist für die Bühne von ähnlichen Folgen begleitet gewesen als sein kritischer Streit mit den Schweizern. Die Zwangherrschaft seiner Regeln hörte auf. Da das, was vordem Geltung gehabt hatte, nicht mehr lockte oder in seinem Unwerthe erkannt war, mußte Neues versucht und aufgesucht werden.

Für die Bühne aber und die Schauspieler, die kaum erst ein eifriges Streben für die ihnen gestellte Aufgabe gezeigt hatten, war es ein Uebelstand, daß die feste Leiterhand ihnen entzogen wurde. Zwar fehlte es auch nach Gottsched nicht an solchen, die zur Leitung sich drängten, aber weder besaßen sie eines Shakespeare's oder Molière's erhebende dichterische Produktionskraft, gepaart mit technischer Bühnenkenntniß, noch enthielten

ihre Forderungen klar ausgesprochene, faßliche Regeln, deren Ausübung einem begabten Künstler von Nutzen werden konnte, oder gar eine Schauspielkunst zu schaffen vermochte, deren Erfolg sicher, deren Technik bindend war. So rief denn noch Lessing unwillig aus: „Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst“ — was wir besser wol Schauspielerkunst nennen, da es nicht, wenigstens nicht unmittelbar die illusorische Wirkung, sondern die technische Regel bezeichnen soll. — „Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr, sie ist verloren, sie muß ganz von Neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätz darüber hat man in verschiedenen Sprachen genug, aber specielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem besondern Fall zu bestimmen sei, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheint, daß es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidiget findet.“

Die Schwierigkeit, eine Kunst in Regeln zu fassen, theilt die Schauspielerkunst mit allen andren. Nur daß sie, trotz ihrer eignen Geltung, von der Dichtkunst ihren Aufschwung erhält, macht sie da, wo diese fehlt, so schwankend und zu einer bloßen Routine der Schauspieler selbst. In Deutschland ging sie nie Hand in Hand mit der Dichtkunst. Die zuerst sie geweckt, denen fehlte der belebende Impuls; als unsre großen dramatischen Meister sich erhoben, waren die Spieler, durch ihre Routine an die Darstellung der mannichfachen Charaktere, Situationen, Sitten, Sentenzen, wie die gespielten Stücke aller Nationen sie erheischten, gewöhnt, nicht Willens sich von Neuem in die Abhängigkeit einer Dichtkunst zu begeben, die in sich selbst die alleinige Befriedigung suchte, und dem darstellenden Künstler so wenig Gelegenheit zu selbstschöpferischer Wirkung darbot, oder wol gar ihn für entbehrlich hielt. Goethes und Schillers vollendetste Dichterwerke lockten die Schröder und Iffland zu wenig an; diese hielten sich fern, weil die von ihnen und ihren Vorgängern geschaffene Routine in jenen Werken zu wenig Anregung fand. Der einzige deutsche dramatische Dichter, der bildend auf den Schauspieler zu wirken

bemüht war und ihm zugleich zu Studium und Selbstschöpfung freies Feld genug ließ, war Lessing. Sein glückliches Zusammentreffen mit einem Mann, der ein angebornes Talent mit dem eifrigsten Bestreben, die Kunst, der er es zugewandt, wenigstens in sich zu gestalten verband, ließ zum ersten Male in Deutschland des Dichters Kunst mit des Schauspielers Kunst Hand in Hand gehen und für einander die Aufgabe stellen und lösen.

Es ist schwer und bedenklich aus den subjectiven Urtheilen über die Leistungen eines Schauspielers der Nachwelt ein Bild von diesem zu entwerfen. Aber wo die Urtheile höchst verschiedenartiger Mitlebender fast übereinstimmend lauten, darf der Zweifel, ob so Bedeutendes wirklich von einem Manne geleistet worden, nicht das Belehrende, das die Wirkungen der Kunst in einem bestimmten Individuum haben, verkümmern. Conrad Eckhof (geb. 1720 zu Hamburg, gest. 1778) wird der deutsche Garrik*) oder Roscius, am besten der Vater der deutschen Schauspielerkunst genannt. Er sah es zuerst ein, welche unermeßliche Forderung man an den deutschen Schauspieler machte, daß er französische, englische, italienische Stücke spielen sollte, die obendrein meist elendiglich ins Deutsche übersetzt waren. Und woher hätte er die Vorbilder für diese nehmen sollen? Der griechische Schauspieler wußte, was sein Publikum verlange, wie er seinem ganz nationalen Stoffe sich nur anzuschmiegen habe, um die höchste Kunstwirkung hervorzurufen. Der englische Mime war von dem mitlebenden Dichter in die feinsten Züge des Charakters eingeweiht, oder kannte des verstorbenen Intentionen und des Publikums Forderungen bei der übernommenen Rolle; der französische Acteur faßte leicht die einseitigen, markirten Züge, die jeder seiner Tragiker oder Komiker gezeichnet, und die aus bestimmten Kreisen und Klassen des Vaterlandes entlehnt waren. Keiner dieser Vortheile stand dem deutschen Schauspieler zur Seite, der in jeder Rolle sich zu verleugnen, eine andre Nationalität vorzukehren, einen schief oder unwahr gezeichneten Charakter, eine falsche Sentenz wenigstens wirkungsvoll zu machen,

*) Nicolai, der strenge und als Kenner urtheilte, schreibt, als er Eckhof in Weimar den Odoardo Galotti spielen sah, an Lessing: „Es ist wirklich eine Schande, daß dieser Mann unter uns so verkannt wird. Garrick kann kaum mehr sein als Er. S. Lessings W. XIII. S. 479.

einen holprigen Vers oder geschraubte Prosa durch den Vortrag zu verwischen hatte.

Indem Eckhof damit anfing, die dramatischen Werke der verschiedenen Nationen zu studiren, faßte er jede nach ihren Sitten auf. Mit einem seltenen Scharfsinn drang er in den Charakter des Stückes und dessen feinste Nuancen ein. Dabei verschmähte er allen Flitterstaat der Declamation, die Effecte der Action, er suchte den wahren Ausdruck der Natur, führte ins Trauerspiel den simplen Ton ein, der der Würde und Zärtlichkeit gleich fähig ist, und wußte ihn von der einfachsten Sentenz bis zum feurigsten und wüthendsten Ausdruck zu steigern. Und ebenso traf er im Lustspiel zuerst den ungezwungenen Conversationston. Lessing sagt von ihm: „Dieser Mann mag eine Rolle machen, welche er will, man erkennt ihn in der kleinsten immer noch für den ersten Acteur, und bedauert nicht auch zugleich alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können. Ein an ihm ganz eignes Talent ist dieses, daß er Sittensprüche und allgemeine Betrachtungen, langweilige Ausbeugungen eines verlegenen Dichters mit einem Anstande, mit einer Innigkeit zu sagen weiß, daß das Trivialste von dieser Art in seinem Munde Neuheit und Würde, das Frostigste Feuer und Leben erhält.“ — Im Fache der Könige und Helden versagte ihm seine etwas zu kleine Figur und nicht vortheilhafte Körperbildung — er hatte hohe Schultern, sehr dicke hervorragende Knöchel — die gehörigen Mittel, gleichwol waren auch seine Kodrus und Kanut bewundernswürdig. Letztern, eine mittelalterliche, nordländische Gestalt, spielte er noch im französischen Staatskleide, mit Stern und Band, einer Knotenperücke, betreßtem Federhute und Krückenstocke, aber durch die bloße Kraft seiner Rede, durch den würdigen Ausdruck seines Gesichts gebot er die Huldigungen, die er empfing.

Iffland gestand noch 1807: daß ein Organ wie Eckhof es besessen, an donnernder Macht, Zartheit und Wohllaut seines Gleichen auf den Bühnen noch nicht gefunden habe. Als einmal Schröder, vielleicht der strengste Kritiker Eckhofs, in einer heitren Gesellschaft alle Manieren berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen, die er gekannt, in täuschender Nachahmung vorüberführte, rief einer der Anwesenden lebhaft: „O, um Alles in der Welt, eine Zeile, eine einzige von Eckhof.“ Lächelnd faßte

ihn Schröder bei der Hand und sagte ablehnend: „Geben Sie mir erst sein Organ!“ — Eckhofs Auge, berichtet Iffland, war nicht groß, aber von einem Email, welches weit hinausglänzte, und des heftigsten, wie des sanftesten Ausdrucks Meister. Er, der im gemeinen Leben fast vernachlässigt, in einer ungekämmten Perücke, mit gebücktem Kopfe einherging, trug seine Brust auf der Bühne mit einem unübertrefflichen Adel. Der verständige, seltene, immer bestimmte Gebrauch, den er von den Richtungen des Halses, des Kopfes machte, die weise Verwendung seiner Schritte, kluge Deutung seiner Händesprache, alles dies waren Vorrückungen in das Gebiet, welches er sich eigen machen wollte. Sandte er diesen das Gesicht nach, traf endlich Blick und Ton auf den Punkt hin, wo er wirken wollte, so war ihm stets die Eroberung gewiß.

Wie die beiden großen Erben seiner Kunst, Schröder und Iffland, sind die competentesten Zeitgenossen, Lessing, Nicolai, Schink, Engel, Kotzebue u. a. m. voll von Eckhofs Lobe, und man müßte die zahllosen Stellen gelegentlicher Aeußerungen, Besprechungen, besondrer Leistungen Eckhofs anführen, um ein vollständiges Bild von diesem Mimen zu geben. Hören wir statt vieler Stimmen die eine Schinks in seinen dramatischen Fragmenten: „Eckhof war unter Deutschlands Schauspielern, was Lessing unter den dramatischen Dichtern war. Der Erste, der Unerreichbare. Wer kannte, wie er, alle Seiten und Falten des Herzens? Wer so alle Farben und Contraste der Stände? Wer hatte alle Klänge und Töne der Leidenschaft in seiner Gewalt? Wer war so immer der Mensch und niemals — Eckhof der Schauspieler? Wer machte so Voltaire's und Corneille's Todtengerippe zu seelenvollen Wesen, Herz und Geist interessirend? Wer wachte so für den Dichter, wenn er schlief? Wer that, so wie er, der Kunst weder zu viel noch zu wenig? Daher kam auch seine gewaltige Täuschung, mit der er uns hinriß, nach der er für uns Sidney,*) Vater Rode,**) Dorimund,***)

*) In Gressets Stück gleiches Namens.

**) In Engels dankbarem Sohn.

***) In der Cenie der Frau von Graffigny. Hiezu eine Bemerkung Lessings, als er Eckhof gesehen: „Diese Mischung von Sanftmuth und Ernst, von Weichherzigkeit und Strenge wird gerade in so einem Manne wirklich sein, oder sie ist es in keinem. S. Hamburg. Dram. VII. S. 148, womit auch S. 11 zu vergleichen, Eckhof als Evander.

der Bauer mit der Erbschaft,*) Capeulbet, Lord Ogleby,**) Odoardo Galotti, der taube Apotheker,***) und nie der Schauspieler war. Man konnte von ihm sagen, was Pope von Shakespeare sagte: er war nicht der Nachahmer der Natur, es war die Natur selbst.

Eckhofs letzte Rolle, die er spielte (am 6. April 1778), war der Geist im Hamlet, in der ihn nur noch Schröder übertroffen haben mag. Er sank hinab mit den Worten: „Gedenke meiner!" Gedenken seiner mußten wir hier und eine genauere Schilderung seines Wirkens geben, weil er allen strebenden Talenten nach ihm die Richtung vorgeschrieben, die in Deutschland als die einzige eingeschlagen werden konnte, um eine Kunst zur Geltung zu bringen, die, wenn auch nicht von Dichtern ins Leben gerufen, wie bei andern Nationen, doch an die Werke der Dichter sich anzuschließen bemühte, den Dichter zu ergänzen bestrebt war. Denn an Eckhof unfehlbar dachte Lessing, als er in der Einleitung zur Hamburger Dramaturgie schrieb: „Eine schöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein sprechendes Auge, ein reizender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodische Stimme sind Dinge, die sich wol mit Worten ausdrücken lassen. Doch sind es auch weder die einzigen, noch größten Vollkommenheiten des Schauspielers. Schätzbare Gaben der Natur, zu seinem Berufe nöthig, aber noch lange nicht den Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken."†)

Wie sehr Eckhof, welcher dem Dichter sich anzuschließen, mit ihm zu denken, für ihn zu denken trachtete, dennoch daran lag, daß der Schauspieler aus sich eine vollendetere Kunst entwickle, und nicht vom Dichter allein den Vortheil ziehe, um sich bei der Menge Beifall zu erwerben, dafür giebt einen Beleg seine Besorgniß, die er bei dem Erscheinen von

---

*) Im Lustspiel gl. N.

**) In der heimlichen Heirath von Schröder.

***) Goldoni's verstellter Kranker.

†) Auch Remond de Sainte Albine verlangte schon vom Schauspieler, daß er nicht bloß dem Dichter folge: „Er muß ihm nachhelfen, er muß ihn unterstützen. Er muß selbst Dichter werden; er muß nicht bloß alle Freiheiten der Rolle ausdrücken, er muß auch neue hinzuthun; er muß nicht bloß ausführen, er muß selbst schaffen.

Shakespeare's Dramen auf der deutschen Bühne — deren Trefflichkeit und Gewalt er lebendig fühlte — äußerte: wie nämlich bei den Schauspielen dieses Gewichts und denen, welche dadurch veranlaßt werden müßten, die Schauspieler, welche ohne ihr Zuthun Beifall erwürben, sich dann vernachlässigen würden. Zum Theil sind diese Befürchtungen eingetroffen, da noch heute viele Shakespeare-Darsteller den Applaus der Menge, den des Dichters unvernichtbare Gewalt hervorruft, ihren bis zur Carricatur des Shakespeareschen Urbildes hinabsinkenden Uebertreibungen beimessen. Andrerseits stellt gerade Shakespeare an den denkenden Künstler die Aufgabe, nach allseitiger Durchdringung seiner Charaktere jeden, auch den kleinsten oder nur skizzirten, als ein harmonisches Ganze durch die Darstellung zu verkörpern und zu beseelen.

Eine schlimmere Gefahr drohte den Schauspielern, die durch einseitige Talente, durch äußere Gaben oder angelernte Manieren die Menge bestachen, von Seiten deutscher Dichter, — als welche freilich bald die Schauspieler selbst glänzen wollten, ohne Shakespeare zu sein. — Diese begannen für jene Akteurs — oder für sich selber — Rollen und Stücke zu schreiben; verwöhnten dadurch die Spieler und hielten den Beifall, den dieselben — oder sie selber — erndteten, für ein Zeugniß ihres Dichtergenies. Eckhof wußte es noch Lessing Dank, daß er ihm die Aufgabe, die er zu lösen habe, nicht leicht mache. Als ihm Nicolai wegen der meisterhaften Durchführung des Odoardo seine Bewunderung aussprach entgegnete Eckhof: „Wenn der Autor tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften hinabtaucht, so muß der Schauspieler ja wol nachtauchen, bis er ihn trifft. Dieß ist freilich mühsam und mißlich. Aber nur wenige machen es dem Schauspieler so schwer, wie Lessing. Man kann die andern leicht haschen, sie schwimmen oben auf, wie Baumrinde." —

Wenn in dem Proteusartigen des Schaffens, an Vielseitigkeit und — Eckhofs Organ ausgenommen, — durch äußere Gaben Schröder und L. Devrient den Vater der deutschen Schauspielerkunst überstrahlten, wenn ein Iffland, ein Seydelmann und andre dahingegangene und noch lebende Künstler im Studium ihrer Kunst und in dem mühsamen, aber auch mißlichen Streben in jeder Rolle dem Dichter gerecht zu werden, Eckhof nicht nachstehen: ein Verdienst zeichnet diesen vor allen späteren aus, und ich

möchte es als das größte um die dramatische Kunst selber nennen, daß er an den größten dramatischen Dichter seiner Zeit sich enge anschloß und mit ihm verbunden das gleiche Ziel erstrebte. Weder er noch Lessing konnten, ja wollten vielleicht nicht sogleich von dem herrschenden Geschmacke sich frei machen, aber unermüdlich hat auch Eckhof der Unnatur desselben, die ihm drückendere Fesseln als dem Dichter auferlegte, entgegengewirkt, um eine selbstständige deutsche Kunst zu begründen, die Andre nach ihm zu vollenden hatten. Wie Goethe und Schiller zu Lessing, stehen Schröder und Iffland zu Eckhof, aber nicht mehr werden die beiden Dichter von den beiden Schauspielern so bereitwillig unterstützt wie Lessing von Eckhof; nicht mehr letztere vom ersteren zu Rathe und Hülfe gezogen, wie Eckhof von Lessing; sondern anfänglich wandelt jeder der Viere seine eigne Bahn, dann Goethe und Schiller vereint und eifrigst bemüht, das deutsche Theater zu heben, aber nicht durch Heranziehung Schröders und Ifflands, sondern indem sie sich in Weimar Spieler von geringerer Bedeutung zustutzten. Auch Schröder und Iffland reichten sich aus der Ferne die Hände, aber nicht als Bühnenkünstler, sondern — fast in einer Opposition wider jene — zu dramatischen Bühnenstücken. Hätten alle Vier in vereintem Streben der deutschen Bühne sich geweiht, das von Eckhof und Lessing versuchte Werk einer deutschen Nationalbühne wäre jenen eher gelungen, wenigstens stünde es heute um die dramatische Kunst anders. Die Vereinigung großer Dichter und Schauspieler — wenn auch nicht so wirksam wie die Verschmelzung von beiden in den griechischen Tragikern und in Shakespeare — vermöchte in Deutschland allein eine deutsche Bühne zu schaffen, einer deutschen Dramatik die Wurzel im Herzen der Nation zu pflanzen, daß stets neue Schößlinge entsprößen, und von Jahrzehent zu Jahrzehent neue Blüthen und Früchte erschienen.

Ein deutsches Nationaltheater ist nie zum Leben gekommen, eine dramatische Kunst in Deutschland ist ein von Zeit zu Zeit leuchtendes Meteor gewesen. Immer noch rächt sich die Vereinzelung schöpferischer Dichter, talentbegabter Schauspieler und richtig raisonirender Kunstrichter. Auch letztere mußten mehr, als die beiden Schlegel, Tieck und andere thaten, sich mit ersteren beiden zu wirksamerer Thätigkeit verbinden, nicht vornehm ihre Orakelsprüche in dramaturgischen Blättern oder Vorlesungen

vor Residenzstädtern zerstreuen. Erst wenn eine Kunstgenossenschaft der begabtesten und geübtesten Geister aller drei Kunstzweige ihre Thätigkeit vereint entfalteten; wenn nicht von einer Theaterspeculation, wie 1767 Lessing und Eckhof in Hamburg, sondern von einer Großmacht in Deutschland die Berufenen ihr Werk begännen, würde das deutsche Nationaltheater eine Wirklichkeit werden können. Wie schlagartig wirkte schon jener erste und unzulängliche Versuch auf die nachfolgende Generation. Welch ein Leitstern Lessings Hamburger Dramaturgie geworden, weiß jeder. Aber auch Eckhofs Schöpfertalent rief, wenn auch nicht eine zum Verständniß aller erwachte Kunst, doch geniale Künstler hervor. Neben ihm hatten schon Koch, Ackermann, Borchers, Brückner, eine Hensel und Löwen geglänzt. An ihm entzündete sich das Genie Schröders, der wieder Brockmann bildete, welcher zuerst natürliche Declamation und wahrheitstreue Action nach Wien brachte und den manierirten Bergopzomer, den frostigen Lang und den nach Effekt haschenden Stephanie den Aeltern aus der unverdienten Gunst des Publikums brachte. Später erst konnten in Manheim, Berlin und Dresden deutsche Spieler die französischen verdrängen; doch als sie endlich den Sieg davon trugen, waren es Jünger Eckhofs, die den französischen Mustern, die wol anständig in ruhiger Stellung, aber übertrieben in der Bewegung, pomphaft im Ausdruck, ohne Einsicht in die Charaktere und oft selbst in den Sinn der Worte sich zeigten, die natürliche Gestikulation im Trauerspiele wie im Lustspiele entgegenstellten. —

Zwei Bemerkungen für die Gegenwart knüpfe ich an das Andenken Eckhofs, der für beide den rechten Anlaß bietet. Er war der erste, der die Sitte früherer Schauspieler und — heutiger Matadore, sich auf möglichst vielen Bühnen sehen zu lassen, Gastvorstellungen zu geben und in sogenannten Paraderollen sich zu zeigen, verschmähte und lieber in Hamburg eine neue Aera für die Schauspielkunst beginnen wollte, von wo er nur in Nachbarstädte mit derselben Truppe zog und später in Weimar eine feste Stellung suchte. Schon Schröder und Iffland ließen auf Theatern ihre Kunst glänzen, denen sie nicht bleibend anzugehören dachten. Diese Sitte hat viel Nachtheiliges sowol für den gastirenden Helden als für das Publikum, dem er sich zeigt. Jener, gewissermaßen auf Eroberungen und

Triumphe ausziehend, will des Sieges auch gewiß sein und wählt Rollen, in denen er allein glänzen kann, seis eine Hauptrolle, neben der die Mitspielenden wenig zu Worte kommen, oder eine untergeordnetere, der er eine besondere Bedeutsamkeit zu geben sucht. Die Zuschauer sind nur auf ihn gespannt, übersehen die Mängel der übrigen Akteurs, die um seinetwillen oft mit Widerwillen ihr Gedächtniß für Stücke anstrengen müssen, die mit ihm wieder vom Repertoir verschwinden; bemerken kaum, daß die gegebenen Stücke z. B. die besten Shakespeareschen, zu wahren Skeletten, aber mit vollständig ausgeprägtem Kopfe, oder wohlgestaltetem Leibe umgewandelt sind; gerathen in Entzücken über die Meisterschaft in jeder Bewegung, jeder Stellung, jedem Blick und Wort des Gastes. Der Hervorruf ist ihm — nebst einer guten Einnahme — sicher. Was aber hat er geleistet? Ein Kunstwerk? Gewiß nicht, denn dieses beruht im Ganzen. Nur ein Kunststück, unwürdig seines Berufs. Was hat das Publikum empfangen, genossen, gewonnen? Seine Illusion, mit dem Aufrollen des Vorhanges in eine Welt versetzt, welche durch eine Harmonie von Gedanken und Empfindungen, wie die wirkliche Welt sie nicht bietet, die ästhetische Wirkung der Kunst allein auf uns geltend machen will, wird durch Lücken in der Handlung, durch die Stümperhaftigkeit der Ausführung gestört; der Gast, eine fremde Gestalt unter den bekannten, erregt wohl Neugierde, Staunen, Bewunderung, aber nicht Mitleid und Furcht oder Mitfreude und Hoffen, die in uns die Leidenschaften und Gemüthsstimmungen der Handelnden erwecken sollen. Wir sehen den Vorhang am Schlusse sinken, kehren ihm den Rücken und denken — an die nächste Vorstellung, worin der große Mime wieder ein neues Kunststück uns zu zeigen verspricht.

Eckhof, der geborne Hamburger, ließ alle Directionen zu Gewinn und Beifall anderwärts fortziehen und blieb mit wenigen Tüchtigen, ihm Gleichgesinnten oder von ihm Angezogenen zurück. Das Publikum, mit seiner Person, seinen Leistungen vertraut, ließ allein den Charakter, den er spielte, auf sich wirken; jeder neue Fortschritt, jede neue Seite seines Talents erhöhte die Illusion, griff in die Seele, begeisterte, rührte, erregte Heiterkeit, bildete vor allen Dingen den Geschmack, vermehrte das Verständniß der Kunst in einem Publikum, das nur kam, um das Ganze zu genießen, und nur im Ganzen Befriedigung fand. So wenigstens wid-

mete Eckhof seine Kunst dem Ganzen, und durch beides seinem Publikum. Ein ungelehriges, unverständiges hätte ihn und nachmals Schröder nicht so dauernd gefesselt. Doch schon die Meinung solcher Schauspieler, von einem großen Theile ihrer Mitbürger geliebt und geschätzt zu sein, ist kein Wahn, und es wäre sehr zu wünschen, es hielte jeder Künstler beständig und mit allem Ernst an der Ueberzeugung fest, auf Verbesserung des Geschmacks und Veredlung der Sitten einwirken zu können. Dann würde, was Schiller in schöner Begeisterung, von höheren Idealen gehoben, wähnte, die Schaubühne eine Bildungsanstalt, wirksamer als Katheder und Kanzel, für die Menschheit werden. „So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als todter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze."*) „Die Schaubühne ist mehr als jede andre öffentliche Anstalt des Staates eine Schule praktischer Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele."**) Dem Schauspielergenie hat Rousseau, ohne es zu wollen, ja in entgegengesetzter Absicht die ideale Höhe seiner Kunst vorgezeichnet, durch die oben erwähnte Behauptung: „daß Schauspieler tugendhafter sein müßten als alle andere Menschen, wenn sie nicht verderbter sein wollten." —

Eine zweite Bemerkung betrifft die Vielseitigkeit des Talents. Schon vor Eckhof war sie auffallend und an vielen seiner Jünger ist sie noch mehr bewundert worden. Im Grunde kommt es nicht darauf an, daß ein Künstler vielseitig, sondern, daß er möglichst vollkommen ist, und man zwinge ja nicht die edle tragische Natur, der das Naive nicht zu Gebote steht, zu einer naiven, und den Künstler, dem die leicht scherzende Muse hold ist, nicht zur tragischen Rolle. Aber sehr häufig haben angehende Schauspieler noch keine Kenntniß des Umfanges und der Beschaffenheit ihrer Kunstanlagen. Viele irren sich so sehr in ihrer Bestimmung, daß, wenn man wissen will, für welche Rolle sie sich am mindesten eignen, es in der Regel die ist, welche sie am liebsten spielen. In jenen wandernden

---

*) S. Schiller: die Schaubühne als moralische Anstalt. Werke XI. S. 32.
**) Ebendas. S. 35. Vergl. auch S. 46.

Gesellschaften, denen in seiner Jugend Eckhof wie Schröder zugehörten, zwang schon die Nothwendigkeit und die beschränkte Zahl der Mitglieder, daß jeder möglichst vielgeübt sich bewährte. Einer ruhigen Kunstentwickelung entschiedener Talente war dieses nachtheilig, und die Bessern bedangen sich ein ihnen geeignetes Rollenfach, oder suchten, wie Eckhof, einen festen Aufenthalt zu gewinnen, um den Umfang ihrer Kraft aus dem Urtheil des beobachtenden Kunstrichters zu prüfen, und über denselben nie hinauszutreten. Das ist freilich immer erst eine Folge mannigfacher Versuche, die in der Jugend gemacht zu haben, eine Reife im besten Lebensalter herbeiführt. Für solche Entwickelung war es vortheilhaft, daß damals junge Talente als Tänzer, Sänger, in Mädchen- und Frauenrollen sich zu zeigen, oder, was bei Lessing für den Schauspieler Borchers ein günstiges Vorurtheil erweckte, sich in alten Rollen frühzeitig zu versuchen. „Dieses zeigt von seiner Liebe zur Kunst, und der Kenner unterscheidet ihn sogleich von den vielen andern jungen Schauspielern, die nur immer auf der Bühne glänzen wollen, und deren kleine Eitelkeit sich in lauter galanten, liebenswürdigen Rollen begaffen und bewundern zu lassen, ihr vornehmster auch wol öfters ihr einziger Beruf zum Theater ist." — Zu den Versuchen in den verschiedensten Rollenfächern kommen noch technische Uebungen, Reiten, Fechten, Tanzen, musikalische Entwickelung, Spielen auf Instrumenten, mimische Darstellungen, Balett u. a. m. Heute geht eine Sängerin mit guter Stimme und höchstens musikalischer Ausbildung, die nicht selten schon jene allzusehr forcirt hat, zur Oper, spielt, wenn es mit der Stimme ganz zu Ende gegangen ist, zweite oder dritte Liebhaberin — wie es in der Theateralmanachssprache heißt — dann Anstands- und Ehrendamen, zuletzt Mütter und komische Alten, als ob sich das Alles mit den Jahren fände. Ein junger Mann von gutem Wuchse, ausdrucksvollen Mienen, lebhaftem Auge, klangvoller Stimme glaubt zum Liebhaber geboren zu sein, macht auch, so lange die Jugend dauert, Glück bei allen Bewundrern jener Gaben; dann beschließt er den Witzling zu spielen, was ihm noch besser gelingt; denn, wie Lessing sagt: „Das Lächerliche kann der Witzige und Unwitzige nachsagen, aber die Sprache des Herzens kann nur das Herz treffen." — Eine hohe, steife Gestalt, starker Gliederbau, rollende Augen, eine Stentorstimme machen heute einen Helden und scheinen für

Richard III., Cromwell, Wallenstein, Tell die einzigen Erfordernisse. Doch bleiben wir auch bei entschiedenen Talenten, reichbegabten Naturen stehen, die als erste Sterne auf unseren Hofbühnen glänzen, und als Gastspieler europäischen Ruf haben. Die Einen finden wir einseitig vorgebildet, einseitig entwickelt, die Andern gelten von vornherein für Wunderleute, die Alles gleich vermögen, und zum Erstaunen des großen Haufens ihre Kunststücke machen. Weder diese noch jene haben Eckhof darin nachgeahmt, jeden Charakter nach seiner Empfindungs- und Denkweise, nach Sitten des Volks und der Zeit, soweit es der Inhalt des Stückes erheischt, aufzufassen, in jedem bis zur höchsten Illusion ein Andrer zu sein, und nicht eher zu einem neuen überzugehn, aber auch durch diesen Vorschritt den Umfang seiner Kunst zu erschöpfen, „so daß er in seinen besten Jahren von den heftigsten und innigsten tragischen Rollen bis zur feinsten und niedrigsten komischen Alles in gleicher Vollkommenheit spielte."

Nun noch ein Wort von der Einwirkung der Kunst auf des Künstlers eignes Selbst, und zwar, wie jene nicht bloß an einem Individuum, sondern an dem ganzen Stande sich offenbart. — Daß durch ein Genie wie Eckhof's nicht nur die Kunst, sondern auch der Stand des Schauspielers in den Augen der Welt gehoben ward, beweist die Verehrung, welche die Besten der Nation dem Manne zollten. Hatte bereits Gottsched, als er seine Thätigkeit der Bühne zuwandte, die Gemeinschaft mit Schauspielern für einen Gelehrten nicht entehrend gezeigt, so schlossen junge Männer von Kenntnissen und Bildung ihnen sich noch enger an, und Lessings vorurtheilsfreier Geist gab auch andern das Beispiel, in innigem Verkehr mit strebenden Künstlern die Verbesserung der Bühne, die Gottsched mißlungen, zu erzielen. Ihm schien dazu das Zusammenwirken mit denen nicht unwürdig, welche dieselbe künstlerische Aufgabe, die vor ihnen der dramatische Dichter zu lösen versucht, wieder aufnahmen, sich nämlich in die einzelnen Charaktere seiner Dichtung zu verwandeln, um aus ihnen heraus — nicht durch ihr Subject — eine Illusion der Kunst zu bewirken.

Lessing setzte zu der Erreichung seines Zweckes auch seine kritische Feder in Thätigkeit, und begleitete die Vorstellungen in Hamburg mit den trefflichsten Bemerkungen, Winken und Andeutungen für die Schauspieler. Er nahm an, der wahre Künstler sei von aller eitlen Empfindlichkeit ent-

fernt, die Kunst gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über sich urtheilen und wolle sich lieber auch dann und wann falsch als seltener beurtheilt wissen. Aber zu bald nur mußte er erfahren, daß diese einzige Schmeichelei, die er einem Künstler zu machen wußte, von den Schauspielern wie von dem Publikum nicht verstanden werde, daß beide über das Wesen der Kunst aufzuklären, verlorne Mühe und ein undankbares Unternehmen sei. Denen, die der rauschende Beifall der oft unverständigen Menge belohnt hatte, mißfiel es sich hinterher bekrittelt, in öffentlichen Blättern getadelt zu sehen. Lessing suchte auch den Verdacht, daß er wehe thun wolle, den Schauspielern zu benehmen. Deshalb enthielt er sich lieber jeder öffentlichen Bemerkungen über sie und entschuldigte am Schlusse seiner Dramaturgie das leicht verletzliche Gefühl der Schauspieler damit, daß es noch keine bestimmte Regeln gebe, wonach Lob und Tadel im einzelnen Falle zu bemessen sei, bloßes Raisonnement und Kunstgeschwätz nichts nütze. Gelobt, meint er, werde der Schauspieler sich nie genug, getadelt aber allezeit zu viel glauben. Ja öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Er schließt zuletzt mit einem Erfahrungssatz: „Ueberhaupt hat man die Bemerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler in Ansehung der Kritik in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Kunst abnimmt."

So verzichtete der schärfste Kritiker, der je Schauspielern die treffendsten Lehren in mildester Weise geboten, auf diese Belehrung, weil er das Recht nicht zu haben glaubte, eine Schwäche des Standes zu kränken. Fragen wir, worin diese Schwäche ihren Grund hat, so ists die Eitelkeit, unfehlbar der verbreitetеste Fehler in dem Schauspielerstande. Aber man muß auch gestehen, daß die Schauspieler mehr als andre Mühe haben sich derselben zu erwehren. Die angeborene Reizbarkeit ihres Innern wird täglich neu angefacht und erhalten. Lob, Tadel, Kränkung, Ueberschätzung, Alles wirkt darauf ein, und es ist keine geringe Nüchternheit des Verstandes erforderlich, bei dem tobenden Beifall der Menge in den Schranken ruhiger Selbstschätzung zu bleiben, besonders wenn Neid und Geringschätzung hinterher sich feindlich entgegenstellen. Darum wäre es der Kritik geziemender, Lessings Beispiel zu folgen und um der Verdienste willen, die

großen Künstlern zuerkannt werden müssen, ihre Schwäche zu schonen. Eine Beurtheilung ihrer Leistungen wird im besten Falle sie nur verwirren.

Ganz ein andres ist es, Stücke in der Weise zu besprechen, daß mit Sachkenntniß und Feinblick auch eine Beleuchtung über die Auffassung der einzelnen Charaktere daran geknüpft werde, die den Spieler belehren, ihn ins Klare mit seiner Aufgabe setzen könnte. Ohne daß seine Person tangirt würde, sähe er dann in eine camera obscura, die für das Schaffen seines Bildes von Nutzen sein könnte. Oeffentliche Besprechungen über lebende Künstler haben immer etwas Verletzendes; auch sein Lob ist dem wirklich großen Künstler nicht angenehm, denn, da er der Mittel seines Schaffens sich bewußt ist, kennt er auch nur allein ihre ganze Wirkung, und zweifelt mindestens an der richtigen Würdigung, die ihm von Andern zu Theil wird. Doch abgesehn davon ist die Recension des Bühnenspiels unschicklich. Den Schauspieler, der auf öffentlichem Schauplatze seine Leistung einem Publikum hinstellt, das seinem Gefühle folgend Beifall oder Mißfallen ausdrückt, muß es darum eben verletzen, wenn das, was er mit Selbstverleugnung für einen künstlerischen Zweck schuf, in ganz subjectiver Auffassung, oft mit dilettantischem Raisonnement, bekrittelt wird. Auffälliges Ungeschick, offenbare Talentlosigkeit der Spieler, Verstöße und Mangelhaftigkeiten der Aufführung sollten nur den Directionen zur Last gelegt werden, deren Pflicht es ist, nur technisch geübte und talentbegabte Spieler die Bühne betreten zu lassen, und sie am rechten Orte zu brauchen.

Neben der Eitelkeit sind Neid, Mißgunst, der Glaube zurückgesetzt zu sein, allgemein verbreitete Fehler in einem Stande, der noch immer auf Kosten der Kunst und der Sittlichkeit Beifall zu erringen verurtheilt wird. Nicht wie in andern Berufskreisen geben dem Künstler seine frühern Leistungen, sein Dienstalter, nicht einmal Glück und Protection Befriedigung des Ehrgeizes oder auch nur bescheidener Wünsche. Vielmehr wird jede seiner Leistungen nach eignem Maßstabe gemessen, das Alter raubt ihm oft den wohl errungenen Lorbeer, das Glück vermag dem Talente keinen Vorschub zu thun, die Protection wird eher ein Anlaß zum Mißfallen. Kurz auf sich allein ist Jeder in diesem Stande gewiesen, darum will Jeder in einer dankbaren Rolle Beifall erndten. Zwei Uebelstände erwachsen daraus für die Kunst selber, ein Haschen nach Effect und das Bestreben, die

Mitspielenden auszustechen. Beides verwies schon Lessing. „Es könnte leicht sein," sagt er in der Dramaturgie, „daß sich unsre Schauspieler bei der Mäßigung, zu der sie die Kunst auch in den heftigsten Leidenschaften verbindet, in Ansehung des Beifalls nicht allzu wohl befinden dürften. Aber welches Beifalls? Die Gallerie ist freilich ein großer Liebhaber des Lärmenden und Tobenden, und selten wird sie ermangeln, eine gute Lunge mit lauten Händen zu erwiedern. Auch das deutsche Parterre ist noch ziemlich von diesem Geschmacke, und es giebt Acteurs, die schlau genug von diesem Geschmacke Vortheil zu ziehen wissen. Der Schläfrigste rafft sich gegen das Ende der Scene, wenn er abgehen soll, zusammen, erhebet auf einmal die Stimme und überladet die Action, ohne zu überlegen, ob der Sinn seiner Rede diese höhere Anstrengung auch erfordere. Nicht selten widerspricht sie sogar der Verfassung, mit der er abgehen soll; aber was thut das ihm? Genug, daß er das Parterre dadurch erinnert hat, aufmerksam auf ihn zu sein und, wenn es die Güte haben will, ihm nachzuklatschen. Nachzischen sollte es ihm! Doch leider ist es theils nicht Kenner genug, theils zu gutherzig, und nimmt die Begierde ihm gefallen zu wollen für die That." An dem zweiten Uebelstande scheinen die Schauspieler minder schuldig, weil ihr Bemühen, Alles aus einer Rolle zu machen, was sie gestattet, eher Lob verdiene. Gleichwol ist es kein Paradoxon, wenn Lessing von einer vortrefflichen Schauspielerin, die in Berlin die Orsina so spielte, daß das Ende des Stückes Nicolai'n matt vorkam, sagt: „sie kann auch wol zu vortrefflich gespielt haben; denn auch das ist ein Fehler, und ein verständiger Schauspieler muß nie seine Rolle, wo es nicht nöthig ist, zum Nachtheil aller andern heben!" — Beiderlei Mißbräuchen vermag eine Theaterschule und eine kunstverständige Direction zu steuern ja sie vermag die vorhin genannten Fehler, die mehr oder weniger dem Schauspielerstande eigen sind, wenn auch nicht ganz zu unterdrücken, doch ihren der Kunst nachtheiligen Folgen vorzubeugen. Die Theaterschule erforsche, bilde und prüfe die zur Künstlerlaufbahn befähigten Jünger, jede Direction sei gehalten nur solche anzustellen.

Man wende nicht ein, daß die freie Kunst dadurch in Fesseln geschlagen werde, oder daß das Genie keiner Prüfung und Beschränkung sich unterwerfen dürfe, da es oft erst das nie zuvor Geahnte schaffe. Mit der

Freiheit der Kunst steht die Unterordnung des Künstlers nicht im Widerspruche; und was gelehrt, geweckt, geprüft wird, sind die Nutzanwendungen der angebornen Anlagen für eine Kunst, die, abgesehen von allen neuen Schöpfungen der Dichter und Schauspieler, in ihrem letzten Zwecke bereits Aristoteles erkannte, den zu erreichen die Mittel sich finden lassen, ohne daß ihre ganze Wirksamkeit und Tragweite, die das Genie unbewußt entdeckt, je erschöpft werden.

Daß freilich noch nicht einmal die Mittel im Allgemeinen richtig und allseitig bei den modernen Nationen zum klaren Bewußtsein und darnach zur technischen Ausübung gekommen sind, beweist, wie wenig uns daran gelegen, aus der dem Genius unbewußt inwohnenden Schauspielkunst eine auf Regeln basirte Schauspielerkunst zu gewinnen. Diese kann erst geschaffen werden, wenn neben andern Kunstakademien auch eine Theaterakademie unter der Aufsicht des Staates und unter Leitung technisch geprüfter und geistig bewährter Vorstände vorhanden ist, aus der allein die öffentlichen Bühnen des ganzen Landes — also Staatsbühnen — ihre Spieler erhalten. Dann erst wird auch jeder Makel, der noch dem Stande anklebt, schwinden. So lange die Hauptbedingung für das Gedeihen jeder Kunst, Bildung und Leitung, der Schauspielkunst fehlt, so lange Hofbühnen Männern von dilettantischen Kenntnissen, die eine Liebhaberei für die Kunst zeigen, Provinzialbühnen der Speculation, die kleinern privilegirten Herumstreichern überlassen werden, ist der Schauspieler seiner eignen und jedes Andern Willkür preisgegeben, weder seine Kunst noch sein Stand gewahrt, und nur die Kraft des Genies zu bewundern, die trotz der Widerwärtigkeiten und Gefahren zu Anerkennung, zu Ruhm gelangt.

Aus Altpreussens Rechtsgeschichte.

(Vgl. II, 604.)

Von

Dr. Emil Steffenhagen,

Privatdocenten an der Universität Königsberg.

III.

Der Kulmer Oberhof.

1. Schon die erste Landesordnung, die der Orden bei seinem Eintritte in das Kulmerland erließ, die berühmte Kulmer Handfeste vom 28. December 1233[a]) (erneuert 1251), führte das Magdeburgische Stadtrecht als Entscheidungsquelle ein und bestimmte zugleich als Oberhof, von welchem Rechtsbelehrungen und gescholtene Urtheile geholt werden sollten, den Schöffenstuhl der damaligen Hauptstadt Kulm. art. VI, VII der Handfeste bei Leman Kulm. R. pag. 5:

> VI. Wir seczen ouch in den selben steten Meideburgisch recht yn allen orteilen ewiclichen czv haldene u. s. w.
>
> VII. Is das ouch in den selben steten keines czwiuelis twalm wirt von gerichtis rechte. ader von orteilen gerichtis rechtes. des selbes gelides sal man vragen dy ratlute der stat Culmen. wand wir dy selbe stat houbtstadt vnd di wirdigisten wellen wesen vnder den andern steten u. s. w.

An den Kulmer Schöffenstuhl wurden dann die neu gegründeten Städte und Dörfer in ihren Privilegien noch ausdrücklich gewiesen (Voigt

---

a) Nicht 1232! Ueber die richtige Auflösung des Datums: Töppen Preuß. Historiographie S. 279 und Watterich Ordensstaat S. 221.

Rechtsverf. Preuß. p. 14). Zwar werden auch Marienwerder, Christburg, Osterode, Gilgenburg, Liebstadt als solche Orte genannt, wo benachbarte Dörfer und Städte ihre gescholtenen Urtheile „suchen" sollten; sie jedoch waren nur Mittelgerichte, die selbst um Rechtsbelehrung nach Kulm gingen, und von denen eine weitere Berufung ebendorthin möglich war (Voigt l. c. S. 15 f. Hartknoch Alt- und Neues Preußen II, 627). Der Kulmer Schöffenstuhl war also die höchste Instanz für die Preußischen Städte und Dörfer insgesammt (soweit sie nicht nach Lübischem Rechte lebten),*) mit alleiniger Ausnahme von Thorn, das ebenso, wie Kulm, seinen Rechtszug selbständig nach Magdeburg nahm. Den „Kolm" haben oder das Recht des „Oberkolmes" bedeutete daher so viel, als die letzte Instanz bilden ([Simson] Nachrichten über die Gründung und Fortbildung d. Tribunals zu Königsb. p. 2).

2. Bis in die Mitte des XV. Jahrh. blieb Kulm der höchste Gerichtshof für Preußen. Als aber in dem Aufstande des Bundes der Landschaft und Städte 1454 Kulm vom Orden abgefallen war, um nie mehr wiedergewonnen zu werden, verlor es auch seine Bedeutung als Hauptstadt und Oberhof. Statt dessen erhielt die Altstadt Königsberg, die 1455 zum Orden zurücktrat, das Recht des Oberkolmes, und die Appellationen nach Kulm hörten auf. Es heißt darüber in der „Unterrichtung in die Kulmer Handfeste" bei dem citierten art. VII (Manuscript Ac. 3 fol. der Königsb. Stadtbibl.[b]) Bl. 147[a]):

*) Auf diese seine Qualität als Oberhof beruft sich der Kulmer Schöffenstuhl in zwei Rechtsfragen nach Magdeburg: Stobbe Beitr. zur Gesch. d. deutsch. R. p. 96, 98 Voigt Rechtsverf. S. 18 f. mit N. 34. — In einer alten „Landes- und Städte-Willkür" (Steffenhagen Magdeb. Recht §. 2 R, 8) wird bestimmt: Alle, dy gescholdene orteyle kegen den kolmen ffuren, sullen czu jrer czerunge vj gutte mark haben vnd nycht mer (cf. Curicke Beschreibung von Danzig S. 134[b] Hanow Gesch. d. Culmisch. R. §. 51 h) und weiter: Wen eyn orteyl eyn kumpt, das geschulden jst, das sal man brechen myt des heren borchgreuen wyllen, an den js ouch geschreben steth, vnd der js ouch wndyr seyme sygel an dy kolmer sendet u. s. w.

b) Vgl. Schweikart in Kamptz' Jahrbüch. Bd. XXVI, 258 N. 25 Simson l. c. Note 6 alin. 2. Ueber andere HH. s. Monatsschr. II, 659. — Gedruckt ist die „Unterrichtung" Danzig, Franz Rohde 1539. 4° (Hanow Gesch. des Culm. R. §. 40).

„... dieselbige Stadt Colmen ist auff die Zeitt ein Heupt-stadtt gesetzet wordenn, auch bis in den grossen Kriegk eine Heup[t]stadt geplieben. Da aber das Landt zu Preussen im selben Kriegk [getrennet[c]] vnd zertheilet ist worden, ist darnach auff dieser Seitten die Altestadt Königspergk vor eine oberste Heuptstadt, als vor Zeitten die Stadt Colmen gewesen, von der Oberkeitt verordenet worden, dahin man alle gescholttene Vrtheill aus den andren Stedten auff dieser Seitten hatt mussen appelliren vnd daselbest rechtfertigen lassen" u. s. w.

Die Zeit, wann diese Veränderung eintrat, wird verschieden angegeben: bald knüpft man sie an den Thorner Frieden v. 1466 (Hartknoch l. c. II, 594 Meckelburg zur Chronik des Joh. Freiberg S. 10 N. 48), bald unmittelbar an den Rückfall Königsberg's i. J. 1455 (Faber Haupt- und Residenz-St. Königsb. p. 196 cf. Simson l. c. S. 2, 3). Eine bestimmte Entscheidung läßt sich hier nicht geben, da die Verlegung des Oberkolmes auf das Altstädtische Rathhaus in keinem ausdrücklichen Privileg ausgesprochen ist (Freiberg's Chronik v. Meckelburg S. 10 bei N. 51), die späteren Berichte aber den Zeitpunkt unentschieden lassen.

3. Aus der Rechtspraxis der Kulmer Schöffen haben sich verhältnißmäßig nur wenig Urtheilssprüche erhalten. Außer einigen blos gelegentlichen und mittelbaren Zeugnissen,[d]) stehen zunächst in einer Danziger Handschrift (Homeyer Rechtsbüch. No. 139 Behrend Magd. Frag. p. II[e])) Bl. 135^b ff. und 191^a ff. Berichte über je zwei Kulmische Rechtssachen, die beiden ersten v. 1326, 1321, der dritte ohne Zeitangabe, der vierte v. 1423. — Ferner kennen wir ein Weisthum für die Königsberger Schöffen, das in drei HH. begegnet (Steffenhagen Catalog.

c) Ergänzung aus anderen Handschriften.

d) 1) Steffenhagen Catal. No. CXIX, 3c alin. 2. 2) IX Bücher Magdeb. R. (Steffenhagen p. 20 Monatsschr. II, 30). 3) Magdeburger Fragen (Behrend I. 7. 21 N. 11, II. 2. 17 N. 10, III. 6. 2 N. 29). 4) Magd. Urtelsammlung für Kulm (Stobbe Beiträge zur Gesch. d. deutsch. R. p. 102, 110 f., 114, 120). — Dagegen ist die irrige Meinung, wonach man früher Kulmer Urtheile im Alten Kulm zu finden glaubte, jetzt antiquiert.

e) Die H. ist in der vorigen Mittheilung §. 4 (Mtsschr. II, 607 ff.) bereits genauer beschrieben.

No. CLXXII, 9; CLXXV, 8 Monatsschr. I, 73). Es besteht in allen dreien übereinstimmend aus 19 Artikeln, in der dritten noch mit angehängten Rechtssätzen, die vielleicht ebenfalls von den Kulmer Schöffen herrühren. Die Abfassung fällt nicht später als 1444, da die dritte, älteste H. dem genannten Jahre angehört,[f] während die anderen beiden aus dem XVI. Jahrh. stammen.

Das Weisthum scheint der Mittheilung nicht unwerth, und wir geben es nach der H. v. 1444, mit den erheblicheren Varianten der beiden anderen, die mit A (= H. der Königsberger Stadtbibl.) und B (= H. der Wallenrodt'schen Bibliothek) bezeichnet werden. AB liefern den Text durch Inhalts-Ueberschriften interpoliert und in meistens übereinstimmender, vom Grundtexte aber häufig abweichender Gestalt.[g])

Dese nochgeſchrebin ſachin ſcheppin czu koningſberg czum Colmen ſich habin laſin vndirrichten.

[1.] Clagit eyn man ſchadin vf den andern, der im entſtanden ſy von eyner ſachin, dy dor vor gerichte were geweiſt, ſo ſal der cleger den ſchadin bewiſin, alzo recht iſt; jſt abir dy ſache vor gerichte nicht geweiſt, ſo mag der antwerter der ſachin bekennen adir lokin mit rechte, vnd der cleger mag den ſchadin vff en nicht geczugen.

[2.] § Item ſchilt eyner dy ſcheppen, adir reth en an iren eydt, alz das ſy ſich mit em vmme dy ſache gebin in eyn recht, ſo mogin dy ſcheppin eyn teil vffſteyn vnd clagin, vnde das ander teil orteil ſiczinde vindin mit rechte, vmme ires ſelbiſt ſache von rechtis wegin.

[3.] § Item tedingit eyn man obir ſcheppin orteil, der ſal gebin ſyme widdirſachen, kegin deme her orteil fregit, eynen firding, vnd dem richter iiij ſ', vnd iſt den ſcheppin, noch nymande dorvbir pflichtig.

[4.] § Item eyn ſcheppe mag heyſchin obir eyne ikliche ſache eynen ſchilling,[h]) der ſachin her gedengken ſal,[i]) von rechtis wegin.

---

f) Steffenhagen Magd. R. p. 6 f. Monatsschr. II, 16 f.

g) B stimmt mit A, nur 3mal geht er, anstatt mit A, mit dem Grundtexte, 4mal seinen eigenen Weg.

h) AB ſh. der pfennige, die da genge ſeint.

i) der . . . ſal] AB vmb das ſie die ſache gedencken muſſen.

[5.] § Item eyner wundin fulleiſt, dor blut adir bloe wirt bie gelegit, dy ſache iſt czugbar von rechtis wegin.

[6.] Item ffulleiſt, alleyne die ſache eynlicczigk iſt, ſteit her nicht, man echtit en von rechte.

[7.] § Eyne beſacczunge ſal man vff bieten czu dren dingin, vnd czu deme virdin dinge ſal mans jm geweldigin zcu eyme pfande. Das pfant ſal man vff bieten czu dren dingin; jn deme dritten dinge ſal mans jm eygenen zcu uorkowffin in deme nheſten marktage,[k]) ap es varnde gut iſt; jſt es aber leginde grundt, dy ſal man teilen zcu haldin ioer vnd tag.

[8.] § Eyn richter mag eyn geheigit ding machen mit dren ſcheppin; iſt es aber noetſache, ſo mag her es thun mit czwen ſcheppen.

[9.] Item ſechs ſcheppin ſullin weſin, dor man eynen kundigit in dy ochte.

[10.] § Eyn richter mag eyn ghehegit ding machin, wor es noet thut, von rechte.

[11.] Eyn richter mag mit geheitem dinge heymelichin in gefengnis geyn, vnd[l]) vorhoren eynen man von rechtis wegen.

[12.] § Item tedingit eyn vorſproche obir ſcheppen orteil, vnd das orteil der howbtman nicht voriaet, ſo vorbuſit der howbtman nicht, ſunder der vorſprache gibt dem richter iiij ſ'; voriaet aber der howbtman daz orteil, her mus es vorbuſin, alzo vorgeſprochin iſt.

[13.] § Item hot eyne frauwe czwierley kinder, alz das das irſte kint iſt von der muter geſcheidin vnde geteilit ſynes veterlichin erbis in rechter vormuntſchaft vnd vorioet vor geheitem dinge; ſo ſtirbit[m]) denn das erſte kint, das dor mit rechte abegeſundert iſt: ſo erbit ſyn gut mit merem rechte vff ſyne muter, denn an ſyn halp bruder, alleyne der halp bruder ſteit[n]) mith der muter vngeſundert[o]) ſynes veterlichin erbis vngeſundert.[p])

---

k) AB marckte.

l) AB zu.

m) AB ſtürbe.

n) f. AB.

o) AB vngeteilet ſeint.

p) f. AB.

[14.] § Ap ſich eyn man czoge an ſyne lyngkouffis luthe,[q]) vnd der ander im des nicht uolgin wolde: ap[r]) der linckoufs luthe geczugknis moge mechtig ſyn? Her mag nicht mechtig ſyn von rechtis wegen.

[15.] § Ap czweyne erbe gebuwit weren vff eynen ſtenger vnder eyme dache, vnd der eyne ſyn erbe vorkowfte: ap der ander denn das erbe moge by ſprachin, adir ap der erſte, der daz erbe vorkouft hot, moge eyn gewere ſin des erbis? Her mag des eyn gewere ſyn von rechtis wegin; vor ioet es ouch dy nheſte ſibbe, ſo mag es dy vorder[s]) nicht by ſprochin.

[16.] § Item ap drij adir vir[t]) lute czins habin vf eyme erbe, vnd das erbe vfgegebin wirt vor den czins: ap der denne, der den leſten czins hot an[u]) deme erbe, ſal den erſten iren czins abeſlaen vnd loſin,[v]) ap ſy den habin wollin; addir ap ſy[w]) glich buwin ſullin vnd dez erbis[x]) glich gebruchen?[y]) Sy ſullin das erbe[z]) glich buwin vnd glich[aa]) gebruchen von rechtis wegen.

[17.] § Ap eyner den andern heiſit eynen diep, vnd im keynes das vf ſynen rugken gebunden hot,[bb]) der ſal jm[cc]) das vorbuſen mit eyner lantbuſe,[dd]) vnde deme richter iiij ſ'.[ee])

[18.] § Ap eyn borggreue habe gnade zcu thune ane des clegers wille? Her hoth nicht gnade zcu thune ane dez clegers wille, adir der cleger ane des borggreue.[ff])

---

q) AB ſh. vmb einen kauff.
r) AB ſh. denn.
s) AB ſh. ſibbe.
t) AB mehr.
u) AB auff.
v) a. v. l.] AB ablöſen.
w) AB ſh. das erbe.
x) d. e.] ſ. AB.
y) AB ſh. oder was recht ſey.
z) d. e.] ſ. AB.
aa) ſ. AB.
bb) vnd . . . hot] AB vnd bekennet das vor gerichte.
cc) AB dem cleger.
dd) e. l.] AB eym wergelde.
ee) iiij ſ'.] AB ſein gewette, von rechts wegen.
ff) d. b.] B den burggrauenn.

[19.] § Wundit eyn man deme andern czwier wundin adir meyr; bekennet her des vor gerichte, ſo ſal her buſin vor ikliche ſache, die dor czugbar iſt, dy[gg]) hant; jſt der wundin meyr, denne der hende, eyne ikliche wunde ſal her vorbuſin mit eym halbin[hh]) wergelde.[ii])*)

[Das Folgende von anderer Hand fehlt in AB.]

[20.] Heiſzet eyn man denn anderen eynen meyneyder, vnde bekennet her des, zo ſall her is deme clegere vorbuſzen mit eyme firdungk, vnd dem richter ſeyn gewette von rechtis wegen.

[21.] Item app eyn man ortell ſchulde vff der banngk eyme anderen czw ſchaden, ap den der, deme das orteil czu fromen vunden was, deme ſcheldere widder zcw gebe vnde nicht liſſe awſzgeen: ap man deme ſcheppen icht vmme das geſchulden orteil buſze ſulde geben, ader was dorvmme recht moge ſeyn? Der das orteil ſchilt, der ſal deme ſcheppen das vorbuſſenn, vnd deme richter wetten.

[22.] Item ap eyn vorſproche ſtunde yn dryn ader iiij perſonen warte yn eyner clage, vnde itczlichem geteidingkt were eyn vullrecht, vnde dy ſelbin orteil ſchullden, vnde das geſchulden orteil worde vorloren: das ſal itczlicher dem ſcheppen vorbuſzenn mit eynem firdungk von rechte, vnde deme richter ſo manch gewette von rechte.

[23.] Item obir nachte wunden, ſteet her nicht, man echtet en.

[24.] Item ap man vnde weib, dye elich czwſamme ſteen, vnd ane kint ſeyn, mogen leiprente koffen czw erer beider leben ane erben gelobb, alzo das eyns dem anderen dy rente moge erben noch ſeyme tode, ader ap is dy erben mogenn gebrechen von rechte? Sy mogen is nicht gebrechen ader geweren von rechtis wegen.

[25.] Item ap eyn man ſeynem elichen weibe gunde leiprente czw kouffen von ir beider gutter czw irem leibe alleine: ap das dy erben von beidenn ſeiten mogen gebrechen ader nicht? Sy mogen is nicht gebrechen von rechtis wegen.

---

gg) AB zu.

hh) ſ. A.

ii) A hat am Schluſſe die Jahreszahl 1543.

*) Vgl. Monatsſchr. I, 73 f. — Ueber die Geſchichte des Wergeldes in Preußen: Mülverſtedt Neue Preuß. Prov.-Blätter 2te Folge 1853. III, 373, 390 IV, 292, 420 Voigt Geſch. Preuß. IV, 594.

[26.] Item ap eyn man ſeynem elichen weibe, ader das weibb irem elichen manne moge gelt vnd gut geben, czw entphoende noch irem tode czuuoraus vor den erben, ane erben geloub von rechte, vnd dy gift geſchee an mechtiger dingſtath? Sy mogen is nicht gethun vs rechte.

[27.] Item ap eyn man welde ſcheppen ufftreiben, vnd ander ſetczen, vnd ſy mit rechte obir yn quemen, das ſy ſitczen mochten: was ſeyne buſze were von rechte? Itczlichem lantbuſze.

[28.] Item ap eyn man beweiſzen ſulle awſzradunge ſeynes kindes, ader ander gegeben gutter: das ſall her beweiſen ſelbſebende mit vnuorſprachen leuten noch toder hanth.

[29.] Item lantbuſze ſal man beczalen bey dinckczeiten.

[30.] Item ap eyn man hauſzgenoſzen ader knechte hette jn ſeynem hauſze, dy enn vorwunten, ader ſey geſtule, ſey gebewde, tiſſche, ader was deſz gleichen were, czwbrachen, das iſt alzo wol hawſzfrede gebrachen, als ander, dy von bawſzen eyn quemen: jſt dy wunde des czymmers geledis lang vnd nagels tiff, wem man dor vmme beſchuldiget, her entgeet ſelbſebende; iſt ſy nicht ledis lang vnd nagels tiff, ſo entgeet hers ſelb dritte von rechtis wegen.

[31.] Item eyn man, der ſich aus der ocht ſweret, do hoth eyn vorſproche eygentlich lon von.

[32.] Item ap eyn man beclageth den anderen mit geczeuge, vmme was ſache is ſey, vnd der antwerter antwert och mith geczewge; wenne den der tag kumpt, das dy eyde geſcheen ſullen, vnde denne der antwerter nymande kunde gehaben, der em hulffe czw ſeyme rechte: ap her denne ouch elende ſweren moge? Hiruff geet das recht: Der antwerter ſall ſweren, als her vorheiſſchen hot, mit geczewge, vnde moge nicht elende ſweren; went das recht dinet czw ſchaden vnd czw fromen von rechtis wegen.

4. Sodann findet sich in einer Königsberger H. des XV. Jahrh. (Steffenhagen Catal. No. CLXI, 4) eine größere Zahl von **Kulmer Schöffenurtheilen**, die wir ebenfalls mittheilen.

Diſſe nochgeſchrebene ſachen ſint yn dem Colmen gefroget vnde berichtet.

[1.] Czcu dem erſten. Czwene komen vor eyn geheget ding

vnde nemen eynen dingtag, vnde der eyne gesteet nicht: ap nu der ander dy sache uff en gewonnen habe? Hiruff eyn antwert: Nemen czwene eynen dingtag uff flechtis bey der sache ane vulwilkorunge, vnde der eyne nicht gesteet, der sal dem richter bussen vnd kumpt wedir czu seyme rechte; wes sich abir eyn mundig vorwilkort jn mechtiger stat, das bricht ym seyn lantrecht.

Item aliud.

[2.] Czwene nemen eynen dingtag, bey der sache czu gesteen, vnde der eyne gesteet nicht: ap der ander hulffe rede moge genissen, adir was recht sey? Hiruff eyn antwert: Czwene komen vor eyn geheget ding vnde haben eynen dingtag nemlich uffgenomen vor gehegetem dinge, alzo das eyner vorwilkort, bey der sache czu steen, alzo sprechende „Gestee ich nicht den tag, so wil ich dy houptsache haben vorloren“; gesteet her denne nicht: so meyne ich, her habe dy sache vorloren von rechtis wegen.

Item.

[3.] Wen man eynen vorboten sal, yn des gut geclaget ist, czum ersten, czum andern vnde czu dem dritten mole, vnde czum vierden mole: ap man dy vorbotunge sal teylen czu dryn dingen ader czu dem virden dinge, vnde wer dy vorbotunge thun sal, das gerichte adir der cleger, der sin darff, vnde wy man eynen vorboten sal? Hiruff sprechen dy scheppen czum Colmen: Wenne man eynen vorboten sal, yn des gut ist geclaget, czweer noch dem ersten etc., das recht ist vffenbar; wen man eynen abewesenden man sal vorboten, dem yn seyn gut ist gesprachen, den sal vorboten der cleger, deme bebotunge wirt geteilet, czu dryn dingen; hat der abewesende man erbe vnde legende grundt yn dem selbigen gerichte, dor seyn gut ist ynne vorsprachen mit rechte, dor eyn sal man den abewesenden man vorboten von rechte, vnde nicht vorder.

Item aliud.

[4.] Ap eyner wurde gewunt yn das oer obene, das dy wunde were awszgerissen nagels lang: ap das eyn blut sey adir eyne wunde, vnde was recht eyn ore hat an wunden oben adir nedene an dem lepchen? Hiruff alzo: Ap eyner wurde gewunt yn das oer obene

adir durch das oerlepchen, das ist eyne wunde vnde sal geczeug tragen.

Item aliud.

[5.] Ap dy scheppen phlichtig seyn, eynen toden czu beseen uff der gasse adir yn dem hawse, do her geslagen ist, adir ap man yn yn des richters haws sal tragen? Hiruff sal man wissen: Wirt eyn man czu tode geslagen uff der gasse adir yn eyme hawse, vnde denne des toden frundelinge yn frisscher tat das gerichte dorumme besuchen: so sullen dy scheppen mit gehegetem dinge geen vnde den toden uff heben noch rechte. Geschege ouch, das eyn man gewunt wurde so verlichen, das her vor vnmacht nicht mochte komen czu gerichte, das man en besee noch rechte: so sal der yn frisscher tat seyne vnmacht beboten czu gerichte, das der richter dy scheppen dor czu fugen sal, das sy den gewunten man beseen.

Item eyns merke.

[6.] Ap eyner wurde czu dinge geladen mit dem boten czu dren dingen, vnde nicht gestunde: ap der ander dy sache uff yn gewonnen habe uff seyne hulffe rede, adir ap her en czu dem vierden dinge laden sulle, vnde wy lange man hulffe rede warten sal, czu xiiij tagen adir czu dren dingen? Hiruff wil das recht: Was ladunge der vronebote yn das gerichte czeuget, das ist mechtig; wurde eyner geladen vnde nicht gestunde, dem teylet man dy busse, czum leczten teilet man ym uff hulffe rede; brenget her der nicht czu rechter dingczeit, so teilet man yn vorwunden adir obirwunden yn den sachen. Brechte eyner ouch hulffe rede, dy von rechte nicht besteen mochten, das were ym vnhulfflich czu seyme rechte. Wenne vier sachen seyn, dy gehulfe not beweisen, dy eyn man czu rechter dingczeit czu dinge sal vorboten: also seuchbette, der reiches dinst, betefart, vnde ap eyn man bawszen landes were.

Item eyn anders.

[7.] Czeyet eyn man dem anderen deube, adir leeth ym czu, her sey eyn heler der deube, vnde kan das uff en nicht volbrengen: her sal en lossen mit eyme gesatczten wergelde, wen dy sache kampfbar ist vnde geet an hawt vnde an ere.

Item von eyden.

[8.] Wer eyde gelobet vnde leiſtet der nicht, uff den iſt dy ſache gewonnen uff ſeyne hulffrede, vnde [ſal] dorczu dem richter wetten vnde dem cleger buſſen, ap man js mit rechten orteiln iruordert.

Item.

[9.] Vort meer: alſo ufte eyner vellig wirt, alzo uffte vorleuſt her eyne holunge, vnde ſal ſo uffte wetten vnde buſſen.

Item.

[10.] Wirt her alzo czu dren molen vellig, her vorleuſt ſeyne ſache.

Item.

[11.] Alzo uffte, alzo eyner ſeyne clage mit vnrechte uff den andern vellet, vnde alzo uffte, alzo eyner czu eyner clage vnrecht antwertet: alzo uffte mus her dem richter wetten vnde dem cleger buſſen. Geſchiet es czu dren molen, her vorleuſt ſeyne ſache vnde wirt ſchadehafft.

Item von erbe czu nemen vornym wol.

(Unter dieſer Ueberſchrift folgen in dreizehn Abſätzen Erbrechtsregeln, die, mit Ausnahme der letzten [No. 24], in den Regel-Sammlungen der Wiener'ſchen und der Danziger H. bei Waſſerſchleben Succeſſionsordn. Anh. B, C ſich wiederfinden.)

[12.] (B. III art. 22 pg. 141 von die von eynem vater reſp. C. IV^b cap. 33 alin. 1 pg. 161, mit dem Zuſatze des Danziger Codex [W. p. 141 not. 2], jedoch folgendermaßen variierend: vnde nicht dy kindere, dy ſeyne bruder ſeyn von des vater wegen alleyne.)

[13.] (C. IV^b cap. 33 alin. 2.)

[14.] (l. c. capp. 34 & 35.)

[15.] (B. III art. 21 p. 141 reſp. C. IV^b cap. 30 p. 160; cf. Magd. Frag. I. 7. 14.)

[16.] (C. IV^b cap. 31 p. 161.)

[17.] (l. c. cap. 32.)

[18.] (B. II art. 1 p. 135 f. reſp. C. IV art. 1 p. 157.)

[19.] (B. II art. 2 p. 136 reſp. C. IV art. 2, aber mit dem Zuſatze: dy geczweyt ſeyn.)

[20.] (C. IV^b cap. 28 p. 160 mit B. III art. 22 p. 141 bis Ab ich mehr kinder habe resp. mit C. IV^b cap. 33 alin. 1 p. 161.)

[21, 22.] (B. II artt. 7, 8 p. 136 resp. C. IV artt. 8, 9 p. 157.)

[23.] (C. IV^b cap. 29 p. 160, mit der Variante vettern statt vatern.)

[24.] (Fehlt in den Regel-Sammlungen.) Meynes bruder adir fwester kindes kint, vnde meynes vettern, oemen, mumen vnde wasen kint, dy sint alle gleiche nohe, meyn erbe czu nemen.

Von geczoge, dy eyn vorspreche nympt.

[25.] Welch vorspreche eynen czog nympt czu gehegetem dinge, den sal seyn houptman vor yoen; so sal man den czogk teylen vor allen orteiln.

Von geendeter sache.

[26.] Welche sache vor gehegetem dinge geendet adir aws der hant gegeben wirt, dy sal noch rechte nicht me czur clage komen.

Von totslage yn vrisscher tat, vnde volleist.

[27.] Eyn totslag, der do wirt beweiset yn frisscher tat, weme doruumme beschuldiget, wil her do vor sweren: das mus her thun selb sebende; vnde eyn jtczlicher volleister, dem czu der volleist eyns toden wirt gegeben beweisliche tat, alzo eyne wunde, eyn blut, eyn bloe, adir sust ander hindernis, dy mussen ouch sweren selb sebinde.

Von vrisschen wunden vnde vulleist.

[28.] Vor eyne vrissche [wunde] sal man sweren selb dritte, vnde eyn itczlicher, dem czu der volleist eyner wunde wirt gegeben blut, adir bloe, adir sust beweisliche tat, der sal ouch do vor sweren selb dritte.

Item.

[29.] Wirt eyn man beclaget vmme totslag adir vngerichte, das obirnechtig ist, den sal man beclagen vnde heisschen czu dren dingen, vnde darff en nicht vorboten; kumpt her denne yn dreyen dingen nicht, sich czuuorantwerten, so mag man en vorboten vnde voruesten.

Item eyn anders.

[30.] Ap eyn man beclait wirt vmme volleist kampfbar wunden adir totslag, vnde der man vorburget wirt uff eyn recht vorczukomen, vnde kumpt nicht vor: was der burge leiden sulle dor vmme, vnde

wy vele her dem richter wetten ſulle, vnde wy der, der dy vulleiſt ledig werden ſulle, ap her ſeyne vnſcholt do vor bewt? Hir uff alſo: Vorburget eyn man den andern vmme volleiſt eyns totſlages, vnde brenget den nicht vor, ſo ſal der borge dem cleger eynen vol wergelt geben, das ſint xviij pfunt, vnde deme [richter] ſeyn gewette, das ſint viij ſchill. Iſt is abir vmme kampfbar wunden, ſo gipt der eyn halb wergelt, das ſeyn ix pfunt, vnde dem richter ſeyn gewette, das ſint viij ſ' ſulchir pfenninge, als yn dem gerichte ſint. Beut eyner ouch vnſcholt vor dy volleiſt, der mag entgeen mit ſeynes eyns hant, adir ſelb dritte, ap her mit geczeuge beclaget wirt. Bekennet abir eyn man vor gerichte, das her yn der vulleiſt des totſlages ſey geweſt, adir jn vulleiſt eyner kampfbar wunden, vnde den totſlag adir dy czeugbar wunde nicht getan hat: der ſal dy vulbort des totſlages vorbuſſen mit vollem wergelde, vnde dy volleiſt der wunden mit eyme halben wergelde dem cleger, vnde dem richter ſeyn gewette.

Item aliud.

[31.] Geſchege ys, das eyn man adir eyne frauwe wurde geſlagen mit wunden adir ane wunden, ſo das ſy ſtorben, vnde das nicht beleitet adir beweiſet jn friſſcher tat, ſunder wurde obirnechtig: ſo mag der, der das vngerichte getan hat, do vor ſweren mit eyns hant.

Item aliud.

[32.] Geſchege is ouch, das eyn man gewunt wurde, ſo das her ſo vnmechtig wurde, das her jn gerichte nicht mochte komen; bebotet her ſeyne vnmechtikeit jn vriſſcher tat czu gerichte mit ſeynem weybe, kinde, knechte, adir fremden: ſo bleybet der bey rechte, vnde alle ſeyne wunden czeugbar; vnde ſturbe der von der wunden, ſo mag man eynen totſlag clagen.

Item aliud.

[33.] Geſchege is ouch, das eyn man geſlagen wurde totliche wunden yn eynem velde, ſo das her czu gerichte vor vnmacht, vnde ſo ferre were, nicht mochte komen, vnde ſeyne wunden ſo obirnechtig worden: So wil das recht: Thar der gewunte man ſeyne vnmacht mit eyns hant uff den heiligen ſweren, ſo mag her ſeyne wunden bey vollem rechte behalden, gleich ap her ſy yn vriſſcher tat hette beweiſet.

5. Endlich enthält das Kulmer Stadtbuch (Steffenhagen Catal. No. CLXII) S. 168 eine vereinzelte Rechtsentscheidung der Rathmannen zu Kulm aus dem J. 1438.

Alſo wart geſchr[eben] das orteyl von der Edelen lute czur Trommenye wonende Anno etc. xxxviij.

Vnſern frundtlichen grus czuuor, vorſichtige, lieben frunde; euwern brieff vs gehegettem dinge an vns neheſt geſandt habe wir wol vornomen, jnhaldende, das vor euch jn gehegettem dinge czwey teyl jrer ſache vnd ſchelunge, die ſie euch jn ſchryften vorbracht haben, mechtiglichen gegangen ſeyn, gleiche geſchulden orteyl czu entſcheyden etc.; vnd noch alle deme, das wir jn den ſelben ſchryften vnd brieffen beſchreben vynden, ſo teylen wir vor eyn recht: Synt der czeith, das der houptbrieff vnd beyder teyl vorbrengunge vnd ſchryfte weyſen vff vyer vetter kynder, jre erben vnd nochkomelingen, das ſie alle mit enandir mit eyner klepwaten[kk]) jn dem ſee kluteczky ſullen fyſſchen czu jren tyſſchen: ſo haben die vier vetter kynder, jre erben vnd nochkomelynge recht czu der klepwathe eyn jtczlichir noch ſeynem anteyl vnd noch ſeyner beſytczunge, das her der gebruche, ſo lange ab jm ymandt ſeyne beſytczunge mit rechte wurde brechen, do gee is vort vmme, als eyn recht iſt. Geſchr[eben] czum Colmen vndir vnſer ſtadt jng[eſigel] am dinſtage noch Andree apoſtoli Anno etc. xxxviij. [2. December 1438.]

Rathmanne
Colmen.

IV.

Lübische Rechtsweisungen.

1. Neben dem Sächſiſch-Magdeburgiſchen Rechte galt in Preußen das Lübiſche Recht, freilich nur in einem eng begrenzten Gebiete. Während das Magdeburger Recht das ganze Binnenland einnahm, herrſchte Lübiſches Recht in den Küſtenſtädten, die mit Lübeck durch die Hanſa oder

---

kk) „Kleppe, ein Fiſchergarn" (Hennig Preuß. Wörterbuch p. 125).

durch Handelsverbindungen in Beziehung standen. Von Hela auf der Landzunge am Putziger Wiek reichte das Lübische Stadtrecht über die Westpreußischen Städte Danzig, Dirschau, Elbing, ferner über die Städte Frauenburg und Braunsberg im Bisthume Ermland, bis nach Memel; auch galt es eine Zeit lang in der Pommerellischen Stadt Conitz, wo es jedoch schon frühe mit dem Kulmischen Rechte vertauscht wurde. — Ueber die Bewidmungen der Preußischen Städte mit Lübischem Rechte und die ihnen verliehenen ausführlichen Rechtsmittheilungen soll später besonders gehandelt werden; gegenwärtig beschäftigen wir uns mit den Weisthümern, die auf Anfragen über einzelne Fälle von Lübeck nach Preußen ergingen.

2. Anfänglich, nach dem Elbinger Privileg v. 1246, sollte keine Berufung nach Lübeck stattfinden; zum Ersatz war die Appellations-Instanz der „vier Gerichtsbänke" angeordnet, in denen „nach Rath der Ordensritter" Recht gesprochen werden sollte (Codex Diplomat. Warm. I, 21 No. 13):

> Et ne pro Sententiis reprehensis longas vias ad correctionem ipsarum facere compellantur, sanccimus, ut ipsa correctio fiat infra quatuor scampna iudicialia, secundum consilium domus nostre.

Trotzdem machte sich sehr bald das Bedürfniß näherer Verbindung mit der Mutterstadt geltend (Voigt Rechtsverf. Preuß. p. 56 f.), und schon im 13. Jahrh. (zwischen 1250 und 1300) richteten die Elbinger nach Lübeck die Bitte um Entscheidung zweier Rechtsfragen (Urkundenbuch d. St. Lübeck I. No. 757 und danach Codex Dipl. Warm. I. No. 120).[a]) Es kam sogar zu Streitigkeiten mit dem Orden über die Appellation,[b]) bis endlich ein besonderes Privileg 1343 den Elbingern das Berufungsrecht nach Lübeck zugestand, welches Recht dann auch die Neustadt Elbing bei ihrer Gründung (1347) erhielt (Codex diplom. Prussicus III. No. 43, 52

---

[a]) Um dieselbe Zeit (cca. 1260) schickte Elbing eine Gesandtschaft nach Lübeck mit einer großen Zahl von Rechtsfragen zur Vervollständigung des ursprünglich (1237) erhaltenen Rechtscodex, vgl. Stobbe Beiträge S. 161 ff.

[b]) Darauf deuten die eingeholten juristischen Gutachten über die betreffende Stelle des Elbinger Privilegs, Codex Dipl. Warm. I. No. 117, cf. No. 118 und No. 108 p. 189 Voigt Gesch. Preuß. IV, 23 N. 1.

Cod. Dipl. Warm. II. No. 25, 87 Voigt Rechtsverf. p. 58). Von nun an ging der Rechtszug von Elbing nach Lübeck, von den kleineren Städten z. B. Hela (Voigt Rechtsv. p. 64) wieder nach Elbing, und wie für die Städte des Magdeburger Rechtes der Oberhof zu Magdeburg,[c]) so wurde jetzt Lübeck für die Städte mit Lübischem Rechte der Centralpunkt der Rechtsentwickelung. Es wird bezeugt, daß bis zum J. 1512 die Appellationen von Elbing nach Lübeck gingen (Hartknoch Alt- und Neues Preuß. II, 583 nach Casp. Schütz).[d])

3. Die Zahl der erhaltenen Lübischen Rechtsweisungen für Preußen ist in keinen Vergleich zu setzen mit den Magdeburger Schöffensprüchen. Fünf Urtheile für Elbing aus den Jahren 1455...96 enthält der Codex Ordaliorum Lubecensium zu Lübeck (Michelsen Oberhof zu Lübeck p. 19 f.). Vier davon sind gedruckt bei Michelsen l. c. No. 3, 20, 211, 234, während das fünfte ebenda No. 3* nur beiläufig erwähnt ist. Ueber ein Elbinger Berufungsschreiben v. 1464 s. denselb. S. 26 N. 76; ein anderes v. 1489 hat er abgedruckt S. 37 ff., cf. S. 26. Zahlreichere Rechtssprüche sind mitgetheilt aus den beiden Original-Handschriften des Lübischen Rechts für Elbing v. 1240 (oder 1260?)[e]) und 1295 (Pertz' Archiv XI, 694 f.) bei Stobbe Beiträge zur Gesch. des deutsch. R. p. 164 ff. Litt. A, B, C. — Zu diesen Mittheilungen tritt eine noch unbekannte Danziger Handschrift (Monatsschr. II, 432), welche in größerer Anzahl ebenfalls Lübische Weisthümer enthält, und deren Kenntniß und Benutzung ich der Güte des Hrn. Predigers Bertling verdanke.[f])

4. Die Danziger Stadtbibliothek besitzt unter der Signatur XVIII. C. 14 fol. einen schön geschriebenen Papier- (nicht Pergament-) Codex des Lübischen Stadtrechts, welcher, zufolge der Schlußschrift (Bl. 44[b]), i. J. 1488 angefertigt worden ist:

---

[c]) Ueber diesen und seine Rechtssprüche wird die nächste Mittheilung Ausführlicheres bringen.

[d]) Vgl. Caspar Schütz Historia rerum Prussic. (Leipzig) 1599 fol. Bl. 444[a].

[e]) Neumann im Codex Dipl. Warm. I, 211 N. 1 cf. Stobbe Beitr. S. 161 mit N. 7.

[f]) Eine neu entdeckte H. des Lübischen Rechtes besitzt auch der Frauenburger Verein für Ermländische Geschichte. Ob dieselbe auch Weisthümer enthält? Meine Bemühungen, die H. zu erlangen, waren ohne Erfolg.

Dys buch ist geschreben yn deme yore Cristi vnsers herren Thusendt vierhundert vnde yn deme Achtvndeachtczigsten Jore.

Ueber den Erwerb des Codex giebt eine Notiz auf dem vorderen Vorsetzblatte Auskunft:

M. Caspar Schutz[g]) Emi a nauta quodam in ipsa naui, cum Lubeca Gedanum reuerterer, 2/3 f.

Der Codex zählt, einschließlich der beiden pergamentenen Vorsetzblätter, im Ganzen 51 Blätter, die, mit Uebergehung des ersten, von neuerer Hand mit den Zahlen 1...50 bezeichnet sind; zwischen Bl. 26 und 27 ist jedoch ein Blatt verloren gegangen. Außer dem Lübischen Stadtrecht und den Weisthümern, welche an zwei verschiedenen Stellen stehen (theils dem Stadtrecht unmittelbar angehängt, theils weiterhin), finden sich in dem Codex noch einige andere Stücke, zusammen Folgendes:

a) Bl. 1a...30a das Lübische Recht mit vorausgeschicktem Capitel-Verzeichniß, in 226 rubricierten und fortlaufend bezifferten Capiteln, zu denen noch ein ungezähltes Capitel (227) hinzukommt. Wegen des fehlenden Blattes ist cap. 190 und 200 unvollständig, und neun Capitel (191...199) fehlen ganz. Zu Anfang des Textes, welcher in Deutscher Sprache abgefaßt ist,[h]) steht die Lateinische Vorrede der Rechtsmittheilung für Dirschau v. 1262 (Gödtke Gesch. der St. Conitz S. 67 und danach Riccius Stadt-Ges. S. 88*, sowie Urkundenbuch der St. Lübeck I, 687 No. 269a).[i])

b) Bl. 30a...33a „Fragen und Antworten" zu Lübischem Recht (erste Reihe).

c) Bl. 33b...34b Schyff recht in 14 „Gesetzen"; aus zwei ver-

---

g) Ueber Magister Caspar Schütz, der seit 1565 († 1594) Secretär der Stadt Danzig war, vgl. Schweikart in Kamptz' Jahrbüch. Bd. XXVI, 250 f. N. 13 und die daselbst angeführte Literatur.

h) Genaueres darüber bleibt späterer Mittheilung vorbehalten.

i) Dirschau war i. J. 1260 mit Lübischem Recht bewidmet worden (Voigt Codex diplom. Prussicus I. No. 132 und dessen Gesch. Preuß. III, 266) und hatte 1262 von Lübeck einen Rechtscodex empfangen, der noch zu Gödtke's Zeit (1724), nachdem er inzwischen abhanden gekommen, in Dirschau befindlich war, jetzt aber dort nicht mehr aufzufinden ist.

schiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, die theils dem Lübischen Recht (Codex III bei Hach) entnommen sind, theils der Schiffsordnung für die Weichselfahrt des HM. Konrad Zöllner von Rotenstein v. J. 1385 (bei Voigt Codex Diplom. Pruss. IV No. 32, cf. dessen Gesch. Preuß. V, 462). Die Zusammensetzung ergiebt sich aus folgender Uebersicht:

A)	1 & 2	=	Lüb. R. III. 214
	3	=	193
	4...8	=	215...219
B)	Von der weyſſell verer rechtte.		
	9...11	=	Schiffsordnung alin. 1...3
	12, 13	=	5, 4
	14	=	6[k])

d) Bl. 35a...42b Item Alhyr noch volget eyn Geſetcze vnde haldunghe des allerdurchlouchttigiſten. Hochmechttigiſten vnde allergenedigiſten herren keyſers. Myt ſampt ſeynen wolweyſen vnde achtwirdigen Meyſteren vnde wolgelareten Mannen vnde wolwiſſenden rethen ſeynes keyſerreyches. Myt vulbordt yn kegenwertigkeyt ſeyner Graffen forſten vnde herren Eyn ſunderlich keyſer recht ows geſatczet. Durch dy gantcze criſtene werllet czu haldene von allem volcke, d. i. aus dem „kleinen Kaiserrecht"[1]) der Prolog und capp. 1...34 lib. I (in nachstehender Reihenfolge nach Endemann's Ausgabe: 1...17, 25, 18...23, 26, 24, 27...34). Dahinter folgt ein Capitel aus unbekannter Quelle:

> Weer den anderen anſpricht myt geczeuge bynnen landes adder bouſen landes adder ober ſee geſtrandt; jſt, das ſich der angeſprochene man wyrfft vff geczeuge, ſo ſall her den geczeugk geſtellen di lebende handt, vnde ſall ſich das myt keynem eyde dirweren.

e) Bl. 42b...44b „Fragen und Antworten" zu Lübischem Recht (zweite Reihe).

k) Die übrigen drei Absätze der Schiffsordnung sind nicht aufgenommen.

1) Vgl. Monatsschr. II, 539*.

f) Bl. 49ª...50ª (nach vier leeren Blättern) von anderer, etwas jüngerer Hand Fischer czedel.

5. Die unter b und e angegebenen Weisthümer, welche als „Fragen und Antworten" bezeichnet werden, stimmen zum größeren Theile und bis auf unbedeutende Varianten mit den bei Stobbe l. c. Lit. C (resp. B) abgedruckten überein, jedoch mit dem Unterschiede, daß die dort Lateinisch geschriebenen Antworten und sonstigen Rechtssätze in unserem Codex ebenso, wie die Anfragen, Deutsch abgefaßt sind. Wir verweisen bei allen diesen Stücken auf Stobbe und drucken die übrigen, noch nicht bekannten vollständig ab.

I. Erste Reihe (25 Nummern).

Die Nummern 1...5, 6 und 8 kehren in der zweiten Reihe No. 3...7, 10 und 17 wieder.

1...5 (II. Reihe 3...7)	=	Stobbe	C. 3...7		
6 (II. Reihe 10)	=	„	„ 10		
7	=	„	„ 16		
8 (II. Reihe 17)	=	„	„ 18		
9, 10	=	„	B. III, IV	}	(in C. am Schlusse
11, 12	=	„	„ VI, VII	}	wiederholt).

13. [cf. Stobbe C. 19[m])] Ab eyn man ſey, der eyn erbe nympt von deme anderen vff erbe czyns, vnde das erbe dornoch, wenne ys ſich vorergerdt, möge widder vff ſaghen, vnde laſen ys legen vor den czyns? — Andtwerdt. Her magk ys wol laſen legen vor den czyns.

14. Vraghe. Ab eyn man vorkouffte eynem anderen eyn marck yngeldes vmme czeen marck, vnde dornoch möge komen czu eyme anderen, vnde vorkoyffen ym di marck vmme vümffczehen marck, vnde geben deme irſten ſeyn geldt widder? — Her magk ys wol thuen.

15. Vraghe vnde andtwerdt. Ab eyn man machet ſeyn teſtamendt bey ſeynem geſunden leybe wyſſendtlich ſeyme weybe vnde yren vründen; dornoch, wenne der vorſtyrbet, ſo komen des weybes vründe vnde ſprechen, der man habe der vrauwen gelobet czwey

m) Diese Stelle gehört nur vergleichsweise hierher; identisch mit derselben ist in unserem Codex No. 18 der zweiten Reihe.

hundert marck, dy vynden ſy nycht yn deme teſtamente: ab man das icht ſülle beweyſen myt czwen geſworenen rathmannen? — Man mus ys beweyſen myt czwen geſworenen radtmannen.

16. Vraghe vnde andtwerdt. Ab eyn man nympt eyn weyb, eyne vrauwe adder eyne jungkfrauwe, vnde gybbet der cleydere, görtyll, adder ander geſmyde: ab dy vrauwe noch des mannes thode dy gyfftte ouch ſülle widder eynbrengen, vnde dy theyllen myt yres mannes vründen? — Dy vrauwe mus ys widder eynbrengen.

17. Vraghe vnde andtwerdt. Der alde hueſere adder erbe nympt myt ſeynem weybe, vnde dy hueſere denne beſſert: ab man deme das geldt nycht ſall widder keren, do methe her dy hueſere myt gebeſſert hadt? — Man en darb ys ym nicht widder keren, ſy en ſeyn ym methe gegeben geleyche gereytten pfhennyngen myt vorworten.

18. Vraghe vnde andtwerdt. Ab eyn man ſeyn wolgewonnen gudt ycht wegk möge geben, wenne her eyn weyb adder kyndere hadt? — Her magk ys wol wegk geben ſunder vulbordt ſeynes weybes, ſeyner kyndere, adder ſeyner erben.

19. Vraghe vnde endtwerdt. Ab eyn man, der do keyffet eyne legende grundt adder erbe vff czyns myt ſeynem wolgewonnen gutte, vnde magk her des icht varende machen vor dem rathe, vnde das vorgeben geleyche ſeynem gereydtem gutte ſunder erueloff? — Her magk ys woll weck geben geleych ſeynem gereytten gutte ſunder widder rede ſeyner erben.

20. Vraghe vnd endtwerdt. Ab den kynderen ycht ſchedelich ſey, das der vater nycht myt en ſchychtte vnde geteyllet hadt, ee her eyn ander weyb nam? — Das düncket vns, das ſy vnuorſeumet dor ane ſeyn; man mus en geleyche wol geben, was en geboren magk, noch Lübiſſchem rechtte.

21. Vraghe vnde andtwerdt. Ab das teſtament ymandt brechen kunde? — Des düncket vns: Hadt her eyn reddelich teſtamendt gemachet adder geſatczet, vnde genüget den irſten kynderen, ſo magk di vrauwe adder nymandt das teſtamendt brechen, wenne her der irſten kyndere gudt nycht vorgeben en mochtte.

22. Vraghe. Uordt meer. Ab das teſtamendt gebrochen würde, wy denne di ſchülde ſtaen ſülden? — So düncket vns des, das dy vrauwe czuuoren ſülde nemen yren brudtſchatcz ows von deme houffen; vnde dar negeſt, ſo nemen di irſten kyndere czuuorne ous alſe vill, alſe dy leſte brudtſchafft yres vaters gekoſt hadt; was denne bleybe, das were halb der irſten kyndere, vnde halb der letczten.

23. Uort meer. Ab das teſtamendt gebrochen würde, wy ys denne ſteen ſülde vmme di ſchülde, vnde vmme dy gobe des teſtamentes? — So düncket vns des, das dy irſten kyndere myt den letczſten dy ſchülde beczalen müſten; meer dy letczſten kyndere myt der mutter müſten dy gobe endtwerten.

24. Vordt meer. Ab das teſtamendt an eyme ſtücke wurde gebrochen: ab ys denne allczumale ſülde gebrochen weſen? — Des düncket vns: Were das ſache, das das teſtament wol an eyme ſtücke adder an czwen gebrochen wurde, hyrvmme würde ys nycht allczumale gebrochen.

25. Uordt meer. Ab her ſeyne erbe, dy ym angeſtorben ſeyn von ſeynes irſten weybes vater, vnde ouch vmme das, ab her ſeyne erbe, dy her gekoufft hette vmme ſeyne gereytten pfhennynge, nycht vorgeben en mochtte geleyche gereydtem gelde? — Des düncket vns, das di erbe, dy her gekoufft hadt bey ſeynes irſten weybes lebende, vnde dy ym angeſtorben ſeyn, das her der nycht vorgeben en mochtte, wente das ſyndt vorſtorbene erbe; ſunder hadt her dornoch erbe gekoufft, dy mochtte her vorgeben geleyche anderem gutte.

II. Zweite Reihe (19 Nummern).

Sie wird mit den Worten eingeleitet: Umme diſſe artykele hodt man froghe gethoen an dy Erſamen herren von Lübike: vnde di haben yn alſülcherweyſe alſo dorczu geandtwertet yn yren bryfen. Dieſe Zuſammenſtellung bietet keinen unbekannten Satz: ſie wiederholt die Nummern 1...5, 6 und 8 der erſten Reihe und ſtimmt noch genauer mit Stobbe's Text C, der, mit Ausnahme von No. 16, 20 und des erſten, zweiten, vierten und fünften der aus B wiederholten fünf letzten Sätze, ganz wiedergegeben wird:

1, 2	=	Stobbe	C.	1, 2
3…7 (I. Reihe 1…5)	=	„	„	3…7
8, 9	=	„	„	8, 9
10 (I. Reihe 6)	=	„	„	10
11…15	=	„	„	11…15
16	=	„	„	17
17 (I. Reihe 8)	=	„	„	18
18 [n])	=	„	„	19
19	=	„	B.	V (in C. wiederholt), jedoch

nur der erste Rechtssatz und ohne die Beziehung auf „Sifrid de Bokholte."

---

n) Vgl. oben Note m.

Musikleben am Hofe Friedrich des Grossen.

Ein Vortrag, gehalten den 14. December 1865 auf dem Königl. Schlosse

von

A. Saran.*)

Hochgeehrte Versammlung! Ich würde es nicht wagen, Ihre Aufmerksamkeit für den Gegenstand meines Thema's zu erbitten, wenn sich's dabei, wie es einer oberflächlichen Betrachtung wohl erscheinen könnte, lediglich um eine persönliche Liebhaberei unsres großen Königs handelte. Der Gegenstand hat vielmehr eine weit höhere und allgemeinere geschichtliche Bedeutung. Die Regierung Friedrich's bezeichnet ja nicht bloß in der politischen, sondern auch in der Kulturgeschichte unsres Vaterlandes eine neue Epoche; insbesondere aber verdankt ihm die Musik tiefe und nachhaltige Anregungen. Er hat Saaten gestreut, die zum Theil erst in der Gegenwart aufgehen. Andrerseits werfen gerade die musikalischen Bestrebungen des Königs höchst bedeutungsvolle Lichter auf seine geistige und sittliche Eigenthümlichkeit. War doch die Musik unstreitig die tiefste und eigentlichste Heimath seiner Seele — sollte nicht die Art und Richtung, in der er sein Interesse daran bethätigte, als ein Ausfluß seines innersten Wesens betrachtet werden dürfen? Da jedoch Friedrich nicht minder wie jeder große Mann ein Kind seiner Zeit, seiner Erziehung und seiner Umgebung war, so gewährt uns die Betrachtung seiner Lieblingsbeschäftigung endlich auch einen Blick in die Bildungsgeschichte des vorigen Jahrhunderts. Dies sind die Gesichtspunkte, nach denen ich versuchen will, Ihnen eine

*) Vgl. L. Schneider, Geschichte der Oper in Berlin. 1852. Schletterer, Joh. Friedr. Reichardt. Augsburg 1865. O. Jahn, Mozart. III, 351. ff. und die Biographien Friedrichs von Preuß und Kugler.

Skizze des musikalischen Lebens am Hofe Friedrich II. zu zeichnen. Ich vermag dem Kenner keine neuen Resultate darzubieten, sondern werde einfach zusammenstellen, was die musikalisch-geschichtliche Wissenschaft über mein Thema erforscht hat.

Gestatten Sie mir zunächst einen Blick auf die Jugendentwicklung unsres Monarchen und auf diejenigen musikalischen Eindrücke, welche die Richtung seines Geschmacks für immer unabänderlich festgestellt haben. Friedrich war, wie viele Glieder unsres königlichen Hauses mit einem hervorragenden musikalischen Talente begabt. Vielleicht hatte er dasselbe von seiner Großmutter Sophie Charlotte ererbt, welche eine fertige und geschmackvolle Tonkünstlerin gewesen war. Seine Eltern scheinen beide wenig musikalisch gewesen zu sein. Von dem Vater wissen wir nur, daß er Händels Musik schätzte; die Mutter mag hauptsächlich aus Zärtlichkeit die schon früh hervortretende eigenthümliche Neigung des Knaben begünstigt haben, und zwar nicht selten zum ernsten Mißfallen ihres gestrengen Eheherrn. Dieser ließ nämlich dem fünfjährigen Fritz von dem Domorganisten Gottlieb Heine Clavierstunden und theoretischen Unterricht ertheilen. Allein des Knaben Neigung wandte sich bald den einförmigen Psalmen-Melodien und den pedantischen Kunstregeln des Generalbasses entschieden ab und erwählte mit Leidenschaft die Flöte, welche damals ein beliebtes Solo- und Konzert-Instrument war. Seinen Vater riß der Unwille hierüber einst zu der bekannten Aeußerung hin: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet und wird mir meine ganze Arbeit verderben." Aber selbst die übertriebene Strenge des Königs scheiterte machtlos an dem unbeugsamen Willen des träumerischen Knaben, — ein bedeutsames Vorzeichen für die merkwürdige Beständigkeit, ja Ausschließlichkeit, mit der Friedrich auch in seinem spätern Leben diejenige Geschmacksrichtung festhielt, in welche er durch eins der folgenschwersten Ereignisse seines Jünglingsalters hineinversetzt wurde. Dieses Ereigniß ist der in Begleitung seines Vaters im Jahre 1728 unternommene Besuch am Hofe zu Dresden. Aus der strengsten militairischen Ueberwachung trat hier der sechszehnjährige Jüngling zum ersten Male in die Welt des glänzendsten und üppigsten Sinnenreizes. Den Mittelpunkt der Hoffeste bildete die italienische Oper, welche damals eben in ihrer höchsten Blüthe stand. Und Dresdens Oper war die berühmteste

und prachtvollste in ganz Europa. Dort führte Hasse, der bedeutendste Operncomponist der Zeit seine gepriesenen Werke auf; dort sang die gefeierte Faustina, vielleicht die größte dramatische Sängerin aller Zeiten; dort wirkten im Orchester Männer wie Quanz, der namhafteste Flötenvirtuose des Jahrhunderts; dort endlich entfalteten italienische Decorationsmaler, Techniker und Maschinisten einen fast märchenhaften Luxus in der äußeren Ausstattung der Aufführungen. Kann es uns wundern, wenn von dem Allen der reizbare Jüngling dermaßen überwältigt wurde, daß dieser Eindruck für sein ganzes Leben bestimmend blieb? Von jetzt an war Hasse's italienische Opernmusik sein höchstes Kunstideal; nach Dresdens Vorbilde wollte er einst in Berlin eine italienische Oper entstehen lassen, für sein Flötenspiel aber sollte Quanz als Lehrer gewonnen werden. Diese Gedanken erfüllten ihn so, daß er mit Hasse und Quanz in Verbindung trat. Aber vor der Hand ließ sich ja nichts davon realisiren. Zwar war die Königin nicht abgeneigt, Quanz heimlich in ihre Dienste zu nehmen; aber der Kurfürst von Sachsen wollte ihm den Abschied nicht bewilligen, sondern erlaubte ihm nur, jährlich zweimal nach Berlin zu gehen, um dem Kronprinzen die Weihe des Künstlers zu verleihen. Bei einem dieser Besuche trug sich die bekannte Anekdote mit Friedrichs französischem Schlafrock und Quanzens rothem Virtuosenrock zu, zwei Trachten, die dem Könige aufs äußerste zuwider waren. Während der schweren Zerwürfnisse, die bald darauf zwischen Vater und Sohn eintraten, mußte dieser natürlich alle hochfliegenden künstlerischen Pläne in tiefster Brust verschließen; und in Cüstrin ist ihm bei den erschütternden Kämpfen seines inwendigen Menschen zu Zeiten vielleicht sogar seine Flöte untreu geworden. Sobald er jedoch nach erfolgter Aussöhnung im Jahre 1732 seinen Wohnsitz auf dem reizenden Schlosse Rheinsberg genommen hatte, konnte der alte Lieblingsplan wenigstens in schüchternen Anfängen seiner Verwirklichung näher gebracht werden. Zunächst wurde eine kleine Hofcapelle errichtet. Dieselbe bestand aber nach den urkundlichen Mittheilungen Schneiders anfangs nur aus Instrumentisten, welche theils als Lakaien, theils als Hoboisten des kronprinzlichen Regiments im Etat des Rheinsberger Hofhaltes figurirten. Denn der König würde für Sänger oder Virtuosen keinen Heller bewilligt haben. Erst 1735 wagte Friedrich den damals berühmten Sänger Carl

Heinrich Graun, den bekannten Componisten des Todes Jesu, vorübergehend nach Rheinsberg zu ziehen. Die Anstellung einer Sängerin aber wurde von seinem sittenstrengen Vater ein für allemal rund abgeschlagen. Bei diesen beschränkten Mitteln mußte man sich denn in den Abendkonzerten außer dem Flötensolo des Kronprinzen mit dem instrumentalen Theil der Opern von Hasse, Telemann, Händel u. s. w. begnügen, und dies mag bei der äußerst knappen und farblosen Instrumentirung jener Werke nur um so lebhafter die Sehnsucht nach tüchtigen Gesangskräften erregt haben. Indessen bot ja das Rheinsberger Leben außerdem eine so reiche Fülle der auserwähltesten Genüsse und Anregungen, daß man über jenen Mangel wohl hinweg sehen konnte. Der Baron Bielfeld schreibt im Jahr 1739 aus Rheinsberg: „Ich verlebe hier wahrhaft entzückende Tage. Eine königliche Tafel, ein Götterwein, eine himmlische Musik, köstliche Spaziergänge sowohl im Garten als im Walde, Wasserfahrten, Zauber der Künste und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung: Alles vereinigt sich in diesem feenhaften Palaste, um das Leben zu verschönern."

Wir können bereits hier eine Bemerkung machen, die für die geistige Eigenthümlichkeit Friedrichs charakteristisch ist. Seine musikalische Richtung ist schon jetzt ebenso unabänderlich ausgeprägt, wie seine philosophischen Anschauungen. Während er aber in seinen übrigen geistigen Bestrebungen mit Vorliebe den Franzosen huldigt, sind es deutsche Musiker, die er um sich sammelt, deutsche Componisten, deren Werke er studirt. Und dennoch lebt nicht der deutsche, sondern ein fremder Geist in diesen Werken. Denn jene Opern sind nach Form und Inhalt dem Vorbilde der Italiener nachgeahmt, die von jeher vornehmlich nach melodischem Reiz und virtuoser Gesangskunst, überhaupt nach leichter und anmuthiger Formschönheit, sowie nach sinnlich-decorativem Schaugepränge strebten. Auf der Flöte aber folgt Friedrich entweder seinen eigenen Eingebungen oder den Virtuosenstückchen eines Quanz, über dessen produktive Thätigkeit die Kritik der Gegenwart mit Stillschweigen hinweggeht. Die Werke der ihm gleichzeitigen großen Heroen deutscher Tonkunst, eines Bach und Händel sind ihm leider stets verschlossen geblieben. Wir müssen dies um so mehr beklagen, als wir kaum umhin können anzunehmen, daß Friedrich seiner geistigen und musikalischen Befähigung nach einer von den

wenigen war, welche diese Werke in jener Zeit richtig zu würdigen vermochten. Daß es dennoch nicht geschehen, erklärt sich zum Theil gewiß aus seiner Indifferenz gegen alles Religiöse, aus der sensualistischen und skeptischen Geistesrichtung, in die er besonders den durch Umgang mit Voltaire und dessen Schriften hineingerathen war: doch möchten dies die einzigen Gründe wohl nicht sein. Gestatten Sie mir, über das Gebiet unsicherer Wahrscheinlichkeiten hinwegzugehen und dem Kronprinzen nach Berlin zu folgen, damit wir sehn, in welcher Weise er als junger König seine in Dresden gefaßten und in Rheinsberg mit Vorliebe gehegten Pläne ins Werk setzt. — Bald nach der Thronbesteigung siedelte die Rheinsberger Kapelle ebenfalls nach Berlin über, und Quanz trat seinen Dienst als Hofcomponist an. Schon in den ersten Tagen verbreitete sich das Gerücht, der König wolle ein großes Opernhaus bauen lassen. Aber es verging noch beinahe ein Jahr, ehe das passende Terrain gefunden und geebnet war, so daß man zum Bau des Fundamentes schreiten konnte. Der erste schlesische Krieg war es nicht, der dies Werk des Friedens hinderte, denn Friedrich schrieb aus Schlesien mit demselben Feuereifer, der ihn in seinen ersten Schlachten beseelte, an den Freiherrn von Knobelsdorff, er solle den Bau des Opernhauses möglichst pressiren und dasselbe binnen zwei Monaten zur Perfection bringen; aber es fehlte an Bauholz. Denn weder die königlichen Holzhöfe noch die königlichen Forsten enthielten die hinlängliche Quantität; man mußte daher eine Anzahl Holzschreiber und Zimmermeister, mit besondern Pässen und Zwangsvorspann versehen, in die adligen Haiden, nach Sachsen und an die polnische Grenze schicken. Unterdessen war Graun nach Italien gesandt, um gute Sänger zu engagiren, und der preußische Gesandte in Paris hatte den Auftrag bekommen, für Balletttänzer zu sorgen. Zwei Sängerinnen trafen bereits im April 1741 ein; noch waren aber nicht einmal die Holzvorräthe für das Opernhaus herbeigeschafft. Daher bekam Knobelsdorff den Befehl, da die Sängerinnen nun doch einmal da wären, „einstweilen ein theatrum im Schlosse zu bauen, damit absolutement nach der Rückkehr Sr. Majestät im December schon opera gespielt werden könnte." Sofort wurde denn auch auf dem Schlosse ein kleines Theater hergerichtet, der sogenannte „Comödiensaal", in welchem später gewöhnlich französische Schauspiele mit Solotanz aufge-

führt und die Proben für das Opernhaus gehalten wurden, um die sehr kostspielige Heizung dieses gewaltigen Raumes zu ersparen. In der Mitte des Sommers kamen auch die übrigen Sänger und Sängerinnen mit Graun in Berlin an. Unter ihnen befand sich zugleich der Operndichter Botarelli und ein venetianischer Decorationsmaler. Man ging sogleich mit Eifer an's Malen, Dichten, Componiren und Einstudiren, denn die Rückkunft des Königs wurde mit Sehnsucht erwartet. Endlich erschien er am 11. November. Seine Ungeduld war so groß, daß gleich am nämlichen Tage Abends 7 Uhr sämmtliche italienische Sänger sich vor ihm hören lassen mußten. Sobald nun das provisorische Theater im Schlosse fertig war, konnte am 13. December die Oper Rodelinde (Composition von Graun) in Scene gehen. „Der Monarch" — so heißt es in einem gleichzeitigen Bericht über diese Aufführung — „würdigte dieses mit so vieler Kunst ausgearbeitete, mit so großer Geschicklichkeit ausgeführte Schauspiel seines hohen Beifalls, und das Publikum ging in Entzückung verloren vom Schauplatz." So sehr aber auch die wenig verwöhnten berliner Hofkreise befriedigt waren, Friedrich hatte die Dresdener Oper noch zu lebhaft im Gedächtniß, als daß er nicht alles Ernstes die Verbesserung der seinigen und die Vollendung des Opernhauses hätte wünschen sollen. Namentlich hatte er während der zahlreichen Hoffeste in der Carnevalszeit von 1741 bis 1742 den Mangel eines Ballets gefühlt. Denn dieses gehörte damals ebenso wesentlich mit zur ordentlichen Ausstattung einer großen Oper, wie die Oper selbst zu den Hoffesten und Carnevalsfreuden. Freilich bildete der Tanz nicht mehr, wie ehedem, einen wesentlichen Theil der dramatischen Handlung, sondern er füllte nur die Zwischenakte aus; aber fehlen durfte er nicht. Daher ergingen neue Befehle nach Paris, sobald als möglich Tänzer zu engagiren. Bald darauf begab sich der König nach Böhmen. Aber sebst im Kriegsgewühl betrieb er mit größter Lebhaftigkeit die Verbesserung seiner Oper; wie er denn sowohl jetzt als im zweiten schlesischen Kriege sich mit der eingehendsten Sorgfalt um jedes Detail kümmerte und die Leitung aller Angelegenheiten stets in seiner Hand behielt. Für den kommenden Carneval wurden in Italien neue Sänger und in Paris eine Truppe französischer Schauspieler engagirt. Diese trafen im August zugleich mit den Tänzern für die große

Oper ein, mußten aber bis zur Vollendung des Opernhauses theils in den Hofconzerten, theils im Schloßtheater, theils in Charlottenburg auf einem im dortigen Orangeriesaal errichteten Theater beschäftigt werden. Endlich am 7. December 1742 Abends 6 Uhr konnte die Eröffnungsoper im Opernhause stattfinden. Noch war dieses weder von außen noch von innen fertig. Die Baugerüste standen noch ringsherum; die angefangene Malerei der Decke im Zuschauerraum mußte mit einer zeltartigen Leinwand verhüllt werden. Aber des Königs Ungeduld war zu groß, und die vorhandenen Mängel wurden durch eine außerordentlich glänzende Beleuchtung zugedeckt. Diese Beleuchtung kostete in den beiden ersten Jahren an jedem Abende nicht weniger als 2771 Thlr. Auf eine Schilderung des herrlichen Prachtbaus, der leider 1844 eingeäschert wurde, auf eine Beschreibung seiner in jeder Hinsicht ebenso splendiden als praktischen Einrichtung darf ich mich nicht einlassen. Hören wir dagegen einen aktenmäßigen Bericht über jene erste Aufführung; er giebt uns eine deutliche Vorstellung, wie es auch sonst gehalten wurde. Gespielt ward die Oper Cäsar und Cleopatra von Graun. „Der König hatte bestimmt, so erzählt Schneider in seiner Geschichte der Oper in Berlin, daß die ganze Generalität und alle Kriegsbediente das Parterre besuchen sollten, in welchem nur vorne, dicht hinter dem Orchester, zwei Reihen Lehnsessel für den König und den Hof standen. Alle übrigen Personen im Parterre mußten der Vorstellung stehend zusehen. In den beiden Rängen waren die Logen, deren übrigens nur drei, höchstens vier auf jeder Seite waren, für das Ministerium und das Beamtenpersonal bestimmt, während im dritten Range Einwohner der Stadt zugelassen wurden. Die Parterrlogen waren vorzugsweise für die in Berlin anwesenden Fremden bestimmt, und die Königlichen Hoffouriere mußten sich in allen Gasthöfen erkundigen, wie viele solcher Fremden in Berlin gerade anwesend waren, um ihnen Billets zukommen zu lassen. In den äußersten Logen des dritten Ranges zunächst der Bühne waren die Trompeter und Pauker der Garde du Corps und des Regiments Gens d'armes aufgestellt, welche beim Eintritt des Königs und am Ende der Oper Tusch bliesen. Auf dem Proscenium, rechts und links zu beiden Seiten der Bühne standen zwei Grenadiere der Potsdammer Garde mit Gewehr bei Fuß, welche jedesmal im Zwischenakt ab-

gelöst wurden und der ganzen Vorstellung vor den Augen des Pubikums zusahen; welcher Gebrauch aber nach dem siebenjährigen Kriege ganz abkam. Um 5 Uhr wurde das Publikum eingelassen, die Militairpersonen im Paradeanzuge, die Civilbeamten und Damen im Couranzuge. Selbst bei dem Publikum des dritten Ranges wurde auf eine sorgfältige Toilette gesehen. — Der König trat durch die Parterrethür links neben dem Orchester ein, grüßte beim Tusch das Publikum und setzte sich sofort auf seinen Armsessel. Graf von Gotter als Intendant des spectacles stand hinter dem Stuhle des Königs und gab dem wartenden Capellmeister das Zeichen zum Beginn der Ouvertüre, sobald Seine Majestät sich gesetzt hatte. Die Königin und die Prinzessinnen befanden sich in der Königlichen Mittelloge und zwar schon vor der Ankunft des Königs. Alles empfing Seine Majestät stehend und setzte sich erst mit dem Beginn der Ouvertüre.

Im Orchester dirigirte Capellmeister Graun in einer weißen Allongeperücke und rothem Mantel am Flügel. Eben solchen Mantel trug auch der Conzertmeister Benda. Um den Flügel her saßen zunächst zwei Theorbisten (d. h. Lautenschläger), der Harfenist und zwei Violoncelli, welche zusammen nach damaliger Sitte die Recitative begleiteten. Dann folgten im Halbkreise die übrigen Instrumente." — So weit Schneider.

Wir sehen, das glänzende und großartige Unternehmen war zunächst hauptsächlich für den Hof und die privilegirten Stände berechnet. Der Bürgerstand hatte nur auf besondere Einladung freien Zutritt. Das ganze Musiktreiben dient vornehmlich zur Erhöhung des fürstlichen Glanzes und zum Vergnügen. Diese Auffassung ist charakteristisch für das ganze Zeitalter. — Sie war übrigens auch im Wesen der italienischen Oper begründet. Denn sehen wir von ihrem äußeren Gepränge ab — worin bestand eigentlich der ideale Kern derselben? In den Figuren ihrer Götter und Helden, ihrer Königinnen und Schäferinnen dürfen wir ihn nicht suchen. Hatte man auch ursprünglich die Absicht gehabt, das antike Drama zu erneuern, so war man doch weit entfernt, die historischen Charakterzüge und Situationen eines Cäsar, Hannibal oder Hercules wiederzugeben; sondern wir finden diese großartigen Gestalten sämmtlich als moderne Liebhaber, ausstaffirt mit den kleinlichen Leidenschaften, welche das Leben der

italienischen Höfe zerrütteten und den Charakter der neueren Italiener getreulich wiederspiegeln. Die Liebe aber ist das Hauptmotiv aller Stücke. Fehlt es somit schon an dem Haupterforderniß aller ächten Poesie, an der Wahrheit: so könnte man ein ideales Moment etwa in der formellen künstlerischen Anlage, in der spannenden Verwicklung und geschickten Lösung des Conflicts, in der dramatischen Entfaltung der einmal gewählten Charactere suchen. Aber auch damit ist es gar schwach bestellt. Die Oper besteht gewöhnlich aus 20 bis 40 schulgerechten Arien und einigen Duetten und Terzetten, welche zur Ausmalung der Situation und zum Erguß der Empfindung dienen. Sie sind unter einander verbunden durch ein langweiliges Recitativ, welches die dramatische Entwickelung enthalten soll Von größeren Ensembles und vom Finale keine Spur; der Chor dient nur als unentbehrlicher Abschluß des Ganzen oder eines Aktes. So kommt denn zuletzt Alles auf den Sologesang hinaus. Wie sehr man aber auch bei diesem von der ästhetischen Nothwendigkeit und von der psychologischen Möglichkeit absah, charakterisirt Riehl höchst treffend mit den Worten: „Der Mörder erhebt den Dolch, und bevor er zum Stoß niederfährt, singt er eine ganze, regelrecht in drei Theilen aufgebaute Arie.“ Und dennoch ist dieser Gesang das einzige wirklich bedeutende künstlerische Element der italienischen Oper; denn er hatte in der Schule zweier Jahrhunderte eine außerordentliche formelle Abrundung und einen höchst anmuthigen und süßen Wohllaut erlangt. Hieraus erklärt es sich denn auch, wie unsre größten musikalischen Dramatiker: Händel, Gluck und Mozart gerade von der italienischen Oper ausgehen konnten. Dem Publikum der europäischen Höfe freilich kam es nicht eben auf den geistigen Gehalt schöner Tonformen an, sondern auf realen sinnlichen Genuß. Daher das für die Sittengeschichte jener Zeit so bezeichnende Phänomen der ganz enorm bezahlten Castraten und Primadonnen, welche die Gesangskunst allerdings zu einer fast unglaublichen Höhe erhoben, von denen sich aber die sittliche Betrachtung mit tiefem Widerwillen abwendet.

Dies waren die äußerlich blendenden, innerlich aber freilich durch und durch morschen Elemente, mit denen auch Friedrich sich zu umgeben veranlaßt sah. Was konnte ihn dazu bewegen? Daß er die Hohlheit und Armseligkeit jenes Treibens klar durchschaute werden wir sehr bald wahr-

nehmen. Daß er sein Herz nie ganz an das Opernwesen hing, ist ohnehin bekannt. Zunächst bewog ihn unzweifelhaft das Interesse an dem wirklich idealen Gehalt der italienischen Musik. Dazu kam aber der Umstand, daß es eine deutsche Oper damals garnicht gab; dieselbe war nach kurzem Bestehen von der italienischen verdrängt worden und zuletzt als rohe und wüste Nachahmung derselben ganz untergegangen. Nach Ed. Devrients Mittheilung verschwand die letzte Spur dieser alten deutschen Oper in Danzig im Jahre 1741. Endlich hatte der König gewiß die Absicht, seine Residenz den übrigen europäischen Hauptstädten ebenbürtig an die Seite zu stellen. Warum hätte er sonst auch so viele kostspielige Prachtbauten unternommen? Uebrigens verdient die höchst merkwürdige Notiz gewiß alle Beachtung, daß der König 1742 auch ein großes deutsches Theater bauen lassen wollte; warum es nicht geschah, ist aber bisher nicht ermittelt worden. — Kehren wir jedoch nach dieser Abschweifung zu unserer Erzählung zurück.

Der Tanz in jener ersten großen Oper wurde von einem nur mäßigen Personal aufgeführt. Denn zur Anschaffung eines vollständigen corps de ballet aus Paris wollte sich der König nicht verstehen, da ihm die Kosten zu enorm schienen, zumal die Dekorationen und Kostüme für die zwei ersten Opern allein 210,000 Thaler gekostet hatten. Da der Chor aus den Schülern der Gymnasien gebildet worden war, wobei die Hälfte der Knaben Frauenkleider tragen mußte, so glaubte der König nach diesem Beispiel auch Tänzer für das Ballet aus hübschen Bürgermädchen und jungen Leuten erhalten zu können. Sein französischer Balletmeister aber weigerte sich ganz bestimmt, seine Kunst so zu profaniren.

Das Opernhaus sollte jedoch nicht bloß zu Opernaufführungen, sondern auch zu andern Carnevalfestlichkeiten, namentlich zu Conzerten und Redouten benutzt werden. Zu diesen Zwecken waren besondere Vorkehrungen getroffen. Eine höchst glänzende Redoute wurde am 10. October 1743 nach der Oper in dem nun gänzlich vollendeten Hause gegeben. Schon bei der Opernvorstellung mußte Alles in Masken erscheinen: der Adel in rosenfarbenen Dominos, die Bürger nach Gutdünken aber sauber maskirt. In der öffentlichen Bekanntmachung des Hofmarschall-Amts hieß es: „Da übrigens auf ihrer Majestät Befehl zu denen Opern weder in Ansehung

der Kleider noch derer Decorations das Geringste hat dürfen gespart werden, so kann man ohne Ruhmredigkeit versichern, daß nunmehro diese, wo nicht alle andere, die man gegenwärtig in Europa findet, an Pracht und Kostbarkeit übertreffen, doch gewiß keiner in etwas nachgeben werden." Die Berliner glaubten sich in einen Feenpalast versetzt und trauten ihren Augen kaum, als sich der König selbst in einem Rosa-Domino, aber ohne Maske, nicht allein unter das Publikum mischte, sondern auch am Tanze Theil nahm.

Noch hatten aber bis dahin die eigentlichen Glanzsterne an dem neuen Horizonte gefehlt, nämlich wirklich berühmte und hervorragende Kräfte für den Gesang und das Ballet. Zwar waren schon die Leistungen eines Porporino und einer Molteni im hohem Grade bewundert worden. Allein sie sollten auf eine Zeit lang völlig in den Hintergrund treten, als es dem Könige gelang, die italienische Tänzerin Barbarina zu gewinnen. Die Geschichte dieser merkwürdigen und bedeutenden Frau wirft ein so frappantes Licht auf die Verhältnisse, unter denen sie öffentlich auftrat, daß ich einiges daraus mittheilen muß. Barbarina war vom Könige in Venedig engagirt worden, hatte aber, während sie die Vollziehung ihres Contracts von Berlin erwartete, den jungen Lord Stuart de Mackenzie kennen gelernt, und weigerte sich nun plötzlich nach Berlin zu gehen, weil sie mit diesem verheirathet sei. Als Friedrich dies erfuhr, verlangte er vermittelst seines Gesandten in Wien, Graf Dohna, die Auslieferung der Tänzerin von der Republik Venedig. Diese hielt aber dergleichen unter ihrer Würde. Da gerieth der König in den heftigsten Zorn und ließ ohne Weiteres die Equipagen des Venetianischen Gesandten, welcher eben durch Preußen reiste, mit Beschlag belegen, bis die Republick ihm den Willen thun würde. Dieser außerordentliche Schritt des Preußen-Königs, welcher bereits nachdrücklich bewiesen hatte, wie wenig er gesonnen sei mit sich spaßen zu lassen, bewog die Republik, unter höflichen Entschuldigungen gegen Friedrich die Tänzerin zu verhaften und sie unter militärischer Eskorte an die österreichische Grenze zu bringen. Dort wurde sie von einem erprobten Diener Dohnas in Empfang genommen und nur mit Mühe vor den Nachstellungen Mackenzies und seiner Genossen in einer verschlossenen Kutsche nach Wien gerettet, um von da nach Berlin

transportirt zu werden. Der Lord war ihr gefolgt und suchte sie vom Könige frei zu bitten, indem er sie seine Frau nannte; aber er mußte sofort Berlin verlassen. Barbarina wurde einige Tage nach ihrer Ankunft vor den König befohlen, um in den Zwischenakten einer französischen Comödie zu tanzen. Ihre außerordentliche Schönheit, wovon die im Königlichen Schloß noch vorhandenen Gemälde zeugen, und ihre geistvolle Unterhaltung fesselte den König so, daß sie von Stund an sein erklärter Liebling wurde. Aber auch ihr Tanz wird als bezaubernd gepriesen, besonders in dem Ballet Pygmalion, worin sie das allmähliche Belebtwerden der schönen Statue darzustellen hatte. Lateinische, französische und deutsche Gedichte feierten wetteifernd ihre Vorzüge; sie bildete in kurzer Zeit den Mittelpunkt der feinsten Berliner Gesellschaft; Anbeter aus allen Ständen drängten sich um sie; ja sie hielt eine Art kleinen Hofes in ihrer Wohnung. Selbst der König ließ sich zuweilen herab, nach der Oper bei ihr den Thee einzunehmen oder sie zu einer kleinen auserwählten Abendgesellschaft einzuladen. Wenn hieraus einige auf ein näheres Verhältniß des Königs zu ihr haben schließen wollen, so dürfte dem das höchst summarische Verfahren entgegenstehen, welches er nach kurzer Zeit gegen sie anwandte. Barbarina hatte nämlich trotz ihres hohen Honorars von 7000 Thaler bald bedeutende Schulden gemacht, weigerte sich aber bei ihrer Abreise von Berlin, dieselben zu bezahlen. Da ließ der König sie ohne Gnade verhaften, bis sie zahlte. Später nach Berlin zurückgekehrt verlobte sie sich mit dem Sohne des Großkanzlers von Cocceji. Darüber waren dessen Eltern so unglücklich, daß sie den König dringend baten, die Heirath zu hindern. Allein die Liebenden fanden Mittel und Wege, sich heimlich trauen zu lassen und wurden daher nach Glogau versetzt. Die Ehe soll zwar glücklich gewesen, aber später doch wieder getrennt sein. Darauf gründete die ehemalige Tänzerin aus ihrem reichen Vermögen ein adliges Fräuleinstift und wurde dafür von dem Könige Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben. Sie starb 1799 im Alter von 75 Jahren. — So blendend auch der Glanz war, den sie seit 1745 dem Berliner Hoftheater gab: derselbe wurde noch um ein Bedeutendes erhöht, als 1748 neben ihr die Tänzerin Cochois, die Sängerin Astrua und der Castrat Salimbeni auftraten. Nun erst schien die Bedeutung der italienischen Oper unzwei-

selhaft. Und in der That — auch der König war zufriedengestellt. Der Wetteifer dieser außerordentlichen Talente begeisterte ihn zu einem pathetischen Lobgedicht. Die Stimmung des Publikums über die Astrua ersieht man aus folgender Schilderung eines Zeitgenossen, die uns zugleich eine nicht uninteressante Probe damaliger Kritik giebt. „Sie setzete in der Oper Cinna mit ihrer Stimme, die sie vollkommen in der Gewalt hatte und mit welcher sie ihrer Aktion das wahre Leben gab, ihre Zuhörer in frohes Erstaunen. Mit ihr lebte, liebte, starb, hassete, stieg man und fühlete sich fallen" u. s. w.

Alle diese Genüsse fanden freilich nur im Winter, in der sogenannten Carnevalszeit statt. Der König wünschte aber auch für die Zeit, wo die große Oper Ferien hatte, einen Ersatz zu haben und ließ deshalb 1748 in Sanssouci ein kleines italienisches Intermezzo-Theater einrichten. Die Intermezzi waren ursprünglich komische Zwischenspiele, welche zwischen den Akten der großen Opern aufgeführt wurden; sie entwickelten sich aber allmählich zu der opera buffa, welche, was den dramatischen Charakter anlangt, die opera seria entschieden übertraf. Der König ließ von einer besondern in Potsdam wohnhaften Truppe italienischer Sänger eine ganze Reihe solcher burlesken Stücke wiederholt aufführen. In der Carnevalszeit mußte die Gesellschaft nach Berlin übersiedeln und jeden Mittwoch im Comödiensaal spielen. — Doch genug der Details! Wir sehen den jungen König in dieser ersten Periode seiner Regierung eine außerordentliche Rührigkeit auf musikalischem Gebiet entfalten. Aber er leitet nicht etwa bloß die äußern Angelegenheiten, sondern er dichtet auch französische Operntexte und läßt sie nachher ins Italienische übersetzen; ja, was sehr merkwürdig ist, er wählt in dem Text zur Oper Montezuma, König von Mexico, einen Stoff, der die traditionelle Bahn der italienischen Oper gänzlich verläßt und ins moderne Leben hineingreift. Ebenso giebt er dem Componisten die bestimmtesten Anweisungen, breitet ihm Motive unter und corrigirt die Partituren; er selbst componirt sogar Ouvertüren und einzelne Arien. Er prüft seine Künstler und überwacht die Proben; er leitet auch gewissermaßen die Aufführungen, indem er mit dem schärfsten Kennerblick dem Dirigenten über die Schulter sieht und die Partitur nachliest. Er verschmäht es nicht, gelegentlich eine öffentliche Besprechung in die Zeitung rücken zu lassen. — Nichts vermag seinen Eifer zu erkälten. Kaum ist

im zweiten schlesischen Kriege Dresden erobert, so läßt er daselbst eine große Oper von seinem Liebling Hasse mit allen Verzierungen und Ballets aufführen, lobt und beschenkt den Componisten und seine Faustina und läßt sich von ihm während der 9 Tage seines Aufenthalts jeden Abend in seinem Kammerconzert auf dem Flügel zur Flöte begleiten.

Aber trotz dem Allen — wie weit ist er entfernt, über der Musik wichtigere Pflichten zu vergessen! In einer höchst charakteristischen Cabinetsordre, worin er sich der allerderbsten Ausfälle gegen sein Theaterpersonal bedient, heißt es unter Anderm: „Die canaillen bezahlet man zum plaisir, und nicht fecsirerei von ihnen zu haben.“ Bald sollte denn auch die Zeit kommen, wo er „sein Geld zu Kanonen ausgeben“ mußte und „nichts vohr Haselanten“ verthun konnte. Der siebenjährige Krieg nämlich löste die italienische Oper völlig auf. Die Sänger und Tänzer, selbst ein Theil der Musiker zerstreuten sich, weil sie keine Gehälter mehr bekamen. Die Astrua ging ab und starb 1758. Die Decorationen, welche auf dem Boden des Opernhauses aufbewahrt wurden, verdarben durch den eindringenden Regen, da das Bombardement der Russen Löcher in das Dach geschlagen hatte, um die sich Niemand kümmerte. Auch der Kapellmeister Graun starb 1759. Wenngleich der König Hasse's Opern den seinigen bedeutend vorzog, weil sie ein kräftigeres Pathos enthielten als die oft sentimentalen Melodien Grauns, so soll er doch, als er die Todesnachricht in Dresden erhielt, weinend ausgerufen haben: „Solchen Mann bekomme ich nie wieder!“

Nach dem Hubertsburger Frieden wurde die Wiederherstellung der großen Oper von Friedrich nicht mit dem Eifer und Nachdruck betrieben, den die nach den alten gewohnten Genüssen lüsternen Berliner erwartet hatten. Die ernsten Kriegsereignisse hatten den König selbst ernster gemacht, und die Erschöpfung seines Landes bewog ihn zu großer Sparsamkeit. Auch wollten ihm weder die neuen Sänger noch die Opern seines neuen Kapellmeisters Agricola gefallen. Es mußten immer wieder die alten Bekannten von Hasse und Graun vorgenommen und durch neue Einlagen und Arien aufgestutzt werden. Unter solchen Umständen waren denn die Jahre 1764 bis 1771 für die Oper in Berlin sehr trübselige. Einen neuen glänzenden Aufschwung aber gewann dieselbe wieder, als 1771 die berühmte

deutsche Sängerin Elisabeth Gertrud Schmehling gewonnen wurde. Sie ist bekannt unter dem Namen der Mara, weil sie bald darauf die Gemahlin des Königl. Violoncellisten Mara wurde. So sehr sich Friedrich anfangs gegen ihr Engagement gesträubt hatte, weil er, wie er sich ausdrückte, „sich lieber von einem Pferde wollte eine Arie verwiehern lassen, als eine Deutsche in seiner Oper als Primadonna haben" — so wurde nicht nur dieses Vorurtheil schon bei der ersten Probe, die ihr der König am Clavier persönlich abnahm, gänzlich beseitigt, sondern sie errang auch beim Publikum größere Lorbeeren als irgend eine ihrer Vorgängerinnen und hob für einige Zeit die Berliner Oper wieder auf eine glänzende Höhe. Doch die Zeit erlaubt mir nicht, hierüber noch Genaueres mitzutheilen.

Bevor wir nun einen Blick auf die übrigen musikalischen Bestrebungen Friedrich's werfen, sei es gestattet, ganz kurz daran zu erinnern, daß die kirchliche Musik ihm keinerlei Förderung verdankt, was uns bei seiner Stellung zur Kirche nicht Wunder nimmt. Doch werden mehrere Verordnungen an sämmtliche Consistorien und Regierungen erwähnt, man solle dafür sorgen, daß die Singekunst in Schulen und Gymnasien besser tractirt werde. Auch scheint Friedrich für seine Person der kirchlichen Musik nicht ganz unzugänglich gewesen zu sein. Wenn der Singchor des Kölnischen Gymnasiums vor den Häusern am Schloßplatz sang, trat er gewöhnlich ans Fenster und hörte aufmerksam zu. Und als nach dem siebenjährigen Kriege das große Friedensfest gefeiert wurde, soll er bekanntlich das Graunsche Te Deum in Charlottenburg für sich allein haben aufführen lassen und dabei Thränen vergossen haben. Preuß bestreitet zwar die geschichtliche Wahrheit dieser Thatsache, sagt aber: „Jenen schönen Eindruck mag Graun's Te Deum allerdings auf den König gemacht haben; wenigstens sagte er einst zu Fasch, indem er mit dem größten Ruhme von Graun's Passionsmusik sprach: „Sein Te Deum hat mir damals in meiner Lage sehr gut gefallen, obgleich es mitunter auch sehr lustig darin hergeht; denn selbst die Freude muß in der Kirche einen Ernst behalten, der dem geheimnißvollsten Wesen zukommt." Bekannt ist auch, daß Friedrich den größten Tondichter der evangel. Kirche, Joh. Seb. Bach nach Potsdam kommen ließ und ihm die höchste Bewunderung zollte. Diese

bezog sich freilich, wie allgemein in jener Zeit, wohl mehr auf Bachs Virtuosität und Meisterschaft in der Form, als auf den kirchlichen Geist seiner Kunst. Wer möchte indessen darüber ein abschließendes Urtheil wagen? Wollen wir einen tieferen Blick in des Königs Herz thun, so müßten wir ihn als producirenden und ausübenden Künstler auf der Flöte belauschen.

Er pflegte bekanntlich in den Pausen zwischen seinen Berufsgeschäften, namentlich am Vormittag stundenlang phantasierend in den Zimmern auf- und abzugehen. Dabei überlegte er allerlei Sachen, ohne eben daran zu denken, was er blies. Nicht selten kamen ihm gerade hier die glücklichsten Gedanken, selbst über Staatsgeschäfte, und diese seinen Geist erhebende und befreiende Wirkung der Kunst ward ihm so unentbehrlich, daß seine Flöte in allen, auch den verzweifeltsten Lagen seines spätern Lebens seine treue Begleiterin und Trösterin blieb. — Für gewöhnlich fand jeden Abend um 6 Uhr in einem höchst geschmackvoll decorirten Musikzimmer ein Kammerconzert statt, zu welchem nur wenige, besonders geladene Zuhörer Eintritt hatten. Der König blies die Flöte und ließ sich entweder von den bedeutendsten Künstlern seines Orchesters oder von seinem Cembalisten auf einem schönen Silbermann'schen Flügel begleiten. Während die Künstler (Quanz, Benda und Ph. Em. Bach an der Spitze) im Vorzimmer warteten, hörte man Seine Majestät Solfeggien spielen und sich so lange mit schweren Passagen üben, bis ein Lakei das Zeichen zum Eintritt gab. Jeder Musiker fand sein Pult bereits mit einem Notenblatt belegt, das der König eigenhändig ihm zugetheilt hatte. In früheren Jahren pflegte Friedrich 5, später bei mangelndem Athem nur 3 Flötenconzerte zu blasen, die entweder Quanz oder er selbst componirt hatte. Sein Geschmack blieb auch hier, wie in der Oper, sein Leben lang derselbe. Quanz hatte für den König über 300 Conzerte componirt, welche nach der Reihe aufgeführt wurden. Friedrich's eigene Compositionen waren von geschmackvoller Erfindung; wenigstens läßt sich das aus dem bekannten Fugen-Thema schließen, welches er dem alten Bach vorlegte; auch sollen sie eine große Gewandheit in dem strengen Styl seiner Zeit bekundet haben. Es wird sogar erwähnt, Friedrich habe, seiner Zeit vorgreifend, das Recitativ in die Instrumental-Composition einzuführen gewagt. Jedenfalls ist es bezeich-

nend für sein künstlerisches Schaffen, daß er einst in einem Recitativ Coriolans Mutter hatte darstellen wollen, wie sie auf den Knieen ihren Sohn um Schonung und Frieden für Rom bittet. — Originell war die Art, wie er componirte. Er schrieb gewöhnlich nur die Oberstimme in Noten auf und bezeichnete dazu mit Worten, was der Baß oder die begleitenden Stimmen haben sollten; z. B.: Hier geht der Baß in Achteln, hier die Violine allein, hier Alles unisono u. s. w. Diese musikalische Chiffresprache mußte dann der Capellmeister Agricola in Noten umsetzen. — Sein Vortrag war nach dem einstimmigen Urtheil der Zeitgenossen im Adagio überaus seelenvoll und ergreifend, selbst im hohen Alter noch; im Allegro konnte er dagegen nicht recht Tact halten. Hören wir darüber ein paar Stimmen sachverständiger Beurtheiler. Der Engländer Burney, der ihn 1771 hörte, rühmt von ihm: „Sein Ansatz war klar und eben, seine Finger brillant, und sein Geschmack rein und ungekünstelt; ich war sehr erfreut und sogar erstaunt über die Nettigkeit seines Vortrags in den Allegro's sowohl, als über seinen empfindungsvollen Ausdruck in den Adagios.“ Reichardt, der 1774 von Friedrich zum Capellmeister ernannt wurde, sagt in seinen höchst interessanten Mittheilungen über den König: „Im Adagio war er wirklich ein großer Virtuose; er hatte seinen Vortrag nach den größten Sängern und Instrumentisten seiner Zeit, besonders nach des alten Benda herzrührendem Geigenspiel gebildet. Unverkennbar war es aber auch, daß er selbst fühlte, was er blies; schmelzende Uebergänge, höchst feine Accente und kleine melodische Verschnörkelungen sprachen ein feines und zartes Gefühl sehr bestimmt aus und standen nie vereinzelt da. Sein ganzes Adagio war ein sanfter Erguß und reiner, anmuthiger, oft rührender Gesang — der sicherste Beweis, daß der schöne Vortrag ihm aus der Seele kam. Im Allegro war er dafür desto schwächer; seinem Spiele fehlte Feuer und Kraft, in den Passagen blieb er oft zurück, unerachtet er sie jedesmal, ehe die Capellisten hineingerufen wurden, fleißig übte, auch lange Tabellen von Lungen- Zungen- und Fingerübungen täglich mehrmals abblies. Aecht königlich trat er bei solchen schleppenden Stellen und Verrückungen im Zeitmaße, die nicht selten vorkamen, mannlich den Tact, als wären es die Begleiter, die da wankten oder eilten, ungeachtet sie ihm mit großer Kunst und Discretion folgten.“

Natürlich wagte Niemand von den Musikern dergleichen zu bemerken, selbst Quanz nicht, der sonst eine sehr bevorzugte und einflußreiche Stellung einnahm und allgemein der „Papst der berlinschen Musik“ genannt wurde. Dieser pflegte, wenn sein königlicher Schüler fehlerhaft spielte, nur den Bravo-Ruf zu sparen, der ihm — und ihm allein — verstattet war; bei einem besonders eclatanten Fall jedoch soll er mehrmals vernehmlich geräuspert haben, worauf der König seinen Fehler verbesserte mit den Worten: „Wir dürfen doch Quanz keinen Katarrh zuziehen.“ Friedrich hatte eine besondere Pietät gegen seinen alten Jugendlehrer, der diese Gunst niemals mißbrauchte. Er bekam 2000 Thaler Gehalt, außerdem Honorar für seine Compositionen und für jede neue Flöte, die er dem Könige verfertigte, 100 Dukaten. Diese Flöten zeichneten sich durch eine eigenthümliche Technik aus, auf deren Erfindung sich Quanz etwas zu Gute that. Als er im Jahre 1773 starb, ließ ihm der König auf dem Kirchhofe vor dem Nauenschen Thor in Potsdam ein sinniges Denkmal errichten. —

Es konnte nicht ausbleiben, daß die mannigfaltigen musikalischen Bestrebungen des Königs vielfach anregend wirkten auf seine Umgebungen. Dies zeigt sich denn auch zunächst in der königlichen Familie selbst. Jeder preußische Prinz unterhielt eine eigene Kapelle. Die vorzüglichste derselben war die des Prinzen Heinrich, der übrigens einem etwas andern Geschmack huldigte als sein Bruder und die neueren Italiener besonders liebte. Auch die Prinzessin Amalie war eine treffliche Kennerin der Musik und spielte sehr gut Clavier. Der Kronprinz und nachherige König Friedrich Wilhelm II. spielte mit ungewöhnlicher Fertigkeit das Violoncell. Wie eifrig überhaupt die Musik zu damaliger Zeit in den höchsten Kreisen geübt wurde, davon giebt uns ein Hofconzert Zeugniß, welches Friedrich 1770 in Potsdam beim Besuch der verwittweten Kurfürstin Antonie von Sachsen veranstaltete. Die Kurfürstin spielte den Flügel und sang. Friedrich von Quanz begleitet, blies die erste Flöte; der Erbprinz von Braunschweig spielte die erste Violine, der Prinz von Preußen das Violoncell. Solche Erscheinungen sind charakteristisch für das vorige Jahrhundert, besonders in Deutschland. Nachdem sich die Musik der mütterlichen Pflege der Kirche entzogen hat, muß sie zunächst bei den Großen der Erde ihre Zuflucht

suchen, um die nöthige Ausrüstung zu gewinnen für den großartig freien und kühnen Flug, den sie später nehmen sollte.

Friedrichs Anregungen erstreckten sich aber auch auf viel weitere Kreise. Durch seine Conzerte bildete sich nämlich in Berlin gegenüber der italienischen Oper eine eigenthümliche Instrumentalmusik aus, welche wesentlich auf der deutschen Schule beruhte. Welchen Einfluß Quanz auf die Berliner Musik ausübte, wurde schon erwähnt. Ihm zur Seite standen als Violinisten ersten Ranges Franz Benda und dessen Söhne, sowie der Conzertmeister Graun, ein Bruder des Capellmeisters. Diese vorzüglichen Künstler schulten das Orchester und hauchten ihm jenes gesang- und seelenvolle Spiel ein, wodurch die Berliner Capelle lange Zeit unerreicht neben der Dresdener stand. Noch entschiedener war die Schule Seb. Bachs vertreten. Sein Sohn Phil. Emanuel stand 29 Jahre als Cembalist in des Königs Dienst und galt unbestritten als der bedeutendste unter den Berliner Künstlern, sowohl als Virtuos auf dem Flügel wie als Componist. Jahn nennt ihn mit Recht den Vater des neueren Clavierspiels. Denn er verband die technische Spielart seines Vaters mit einer freieren und melodiöseren Erfindung. Friedrich hat auffallender Weise nie eine Note von ihm gespielt. Diese unverdiente Zurücksetzung und die absprechenden Urtheile des Königs verdrossen den Künstler, der sich seines Werthes wohl bewußt war, und er siedelte daher 1767 nach Hamburg über. Auch der durch Brachvogels Roman neuerlich bekannter gewordene Friedemann Bach, ein noch genialerer Mann als sein Bruder, brachte seine besten Lebensjahre in Berlin zu und wurde wegen seiner Phantasieen auf der Orgel und dem Clavier ebenso bewundert, wie er sich durch seinen Hochmuth und seinen lieberlichen Lebenswandel verächtlich machte. Ein Paar noch treuere Schüler des alten Bach waren der Capellmeister Agricola und der gelehrte Contrapunktist Kirnberger, Cembalist des Prinzen Heinrich.

Die genannten Männer waren der Mehrzahl nach auch als musikalische Schriftsteller thätig. Die literarische Regsamkeit, welche wir unter Friedrichs Regierung in Berlin wahrnehmen, kam also auch der Musik zu Statten. Von großer Wichtigkeit hiefür war der Umstand, daß sich den Fachmännern ein Kreis gebildeter Dilettanten anschloß, welche die zünftige

und nicht selten pedantische Wissenschaft jener unter allgemeineren Gesichtspunkten aufzufassen und sie den weiteren Kreisen der Gebildeten zu übermitteln im Stande waren. Unter diesen Männern verdient namentlich der Kriegsrath und Lotteriedirekter Marpurg Erwähnung. Er war ein Freund Lessings, fein gebildet als Weltmann, scharfsinnig als Kritiker und gründlich als Theoretiker. Ebenso der bekannte Buchhändler Fr. Nicolai, der als feiner und geschmackvoller Kenner galt. Er nahm Abhandlungen von Kirnberger u. A. in die allgemeine deutsche Bibliothek auf und verschaffte dadurch der Berliner Kritik in ganz Deutschland Gewicht und Ansehen. Besondere Mühe gab er sich um das sogenannte Liebhaberconzert, welches seit 1770 alle Freitag Abend in einem Privathause stattfand. Hier kamen alle bedeutendsten Kräfte zusammen, um Virtuosen zu hören, oder Orchesterwerke und größere Gesangscompositionen aufzuführen; hier wurden auch zuerst Händelsche Werke zu Gehör gebracht.

So gruppirten sich um den großen König eine Menge der bedeutsamsten Bestrebungen, die theils direkt, theils indirekt durch ihn hervorgerufen waren. Trotz mancher kleinen, ja kleinlichen und gehässigen Differenzen, die wir unter ihnen wahrnehmen, bildeten sie in ihrer Gesammtheit dennoch eine geschlossene, gleichsam patriotische Macht, welche sich mit stolzem Selbstgefühl allen andern Richtungen, namentlich aber der neu aufkeimenden süddeutschen gegenüber stellte. Die Berliner Kritik nahm oft genug den souverainen Ton an, der die allgemeine deutsche Bibliothek charakterisirt. Es ist begreiflich, daß Preußens Hauptstadt auch in musikalischen Dingen die gebietende Stellung zu behaupten wünschte, welche Friedrich ihr in politischer Hinsicht gegeben hatte.

Dennoch wußten sich manche neuen und fremden Elemente allmählich Geltung zu verschaffen, und es ist höchst interessant zu beobachten, wie sich das ganze Berliner Musikleben gegen Ende der Regierung Friedrichs einem Umschwunge zuneigt.

Der König selbst zwar blieb seinem Geschmack unabänderlich treu. Alle Versuche, ihn zu der neueren italienischen Oper oder auch nur zur französischen Operette zu bekehren, waren vergebens. Selbst die schönsten Scenen aus Gluck's Alceste, welche ihm einst (freilich in mißlungener Conzertdarstellung) vorgeführt wurden, reizten ihn zu heftigen Schimpfworten.

Er ließ nach wie vor seine alten Lieblinge durch neue Rollen und Einlagen verjüngen und summte zu diesem Zweck seinem Capellmeister wohl die gewünschten Melodien selbst vor. Seit dem bairischen Erbfolgekriege ward er immer sparsamer und mißtrauischer; seine Theaterleute, besonders aber das leichtsinnige Mara'sche Ehepaar machten ihm viel Verdruß; die allmählich erwachenden Stimmen mißbilligender Kritik ärgerten ihn, so daß er 1782 jede Recension über die italienische Oper aufs strengste verbot — zuletzt besuchte er das Opernhaus gar nicht mehr. Reichardt schreibt: „Jedermann weiß es, daß die berlinische italienische große Oper in den letzten Jahren der vorigen Regierung zu einer solchen Schlechtigkeit herabsank, daß sie auch von keiner einzigen Seite mehr für den Künstler wahren Werth hatte. Der König sah sie gar nicht mehr. Die Conzerte hörten ebenfalls auf; der König, der die Vorderzähne verloren hatte, und dem die Hände zu zittern anfingen, konnte überhaupt die Flöte nicht mehr spielen. — Aber gesetzt auch, es wäre beim Alten geblieben: Friedrichs Geschmack hatte sich überlebt! Er stand zuletzt fast ganz isolirt da: die Kunstgenossen früherer Jahre waren meistens gestorben; die Zeit war unaufhaltsam fortgeschritten und hatte auch seine neuen Umgebungen mitgenommen. Durch die Capelle des Prinzen Heinrich waren die Symphonien von Joseph Haydn in Berlin bekannt geworden und riefen eine bedeutende Gährung hervor. Noch eingreifender war der Einfluß, den das deutsche Theater je länger je mehr auf den Geschmack der Berliner ausübte. Der Bürgerstand nämlich, welcher der italienischen Oper immer ziemlich fern stand, hatte sich von jeher mehr zu den Aufführungen deutscher Schauspielertruppen hingezogen gefühlt, welche, so elend auch anfangs ihre Leistungen waren, durch Lessings und Ramlers Bemühungen allmählich eine nicht unbedeutende Höhe erzielten und nach einigen verfehlten Versuchen seit 1771 auch Singspiele gaben. Als nun die italienische Hofoper ihre künstlerische Bedeutung einbüßte, wandte sich auch das Publikum der höhern Stände der gefälligen deutschen Oper zu, und diese gewann bald einen umbildenden Einfluß auf den Geschmack.

Nach einer andern Seite hin wurde die Thätigkeit Reichardts von Wichtigkeit. Er war 1752 in Königsberg geboren, durch Studien, Reisen und die Bekanntschaft bedeutender Männer sehr vielseitig angeregt, und

als er 1774 in Friedrichs Dienste trat, erfüllt mit all' den neuen Ideen, die in der Sturm- und Drangperiode die Gemüther bewegten. Zwar wußte er sich in seinen amtlichen Funktionen dem Geschmack seines Gebieters mit Gewandheit anzubequemen, trug aber sonst durch seine geistvollen Schriften, durch geschätzte Compositionen und namentlich durch ein öffentliches Conzertinstitut nicht wenig dazu bei, einer neuen Periode der Kunst auch in Berlin den Weg zu bahnen.

Schon war ja dieselbe in Wien angebrochen. Schon nannte alle Welt mit Bewunderung die Namen Gluck, Haydn, Mozart. Die classische Zeit der Musik war gekommen. Friedrich hatte es nicht geahnt; er hatte dies noch weniger geahnt als die gleichzeitige Blüthe der deutschen Poesie, die er, wie Moses das gelobte Land, wenigstens von fern zu sehen glaubte. So bedeutend er auf die Entwickelung der letzteren eingewirkt hat — auf die erstere hat er keinerlei Einfluß ausgeübt. Und doch wird ihm in der Geschichte der Musik allezeit ein Ehrenplatz eingeräumt werden müssen. Denn er hat durch seine großartigen Anstalten, durch sein persönliches Beispiel, durch seine weitgreifenden Anregungen den ersten Grund gelegt für die hervorragende Bedeutung, welche die Hauptstadt unseres Vaterlandes als Hort und Heerd aller ächten Tonkunst in der Gegenwart einnimmt. Ihm vor Allen ist es zu danken, wenn in Berlin bis auf die neueste Zeit die unverfälschte Tradition der Bachschen Schule bewahrt geblieben ist, also daß im Jahre 1829 Felix Mendelssohn in der dortigen Sing-Akademie das erhabenste Werk des größesten Tonmeisters, die Passions-Musik von J. Seb. Bach zum ersten Mal wieder aufführen konnte und damit einen Schatz zu heben begann, der nicht allein der Musik, sondern auch der evangelischen Kirche bis in die spätesten Zeiten reichen Segen bringen wird.

Kritiken und Referate.

Alterthumsgesellschaft Prussia.

(Vgl. III, 169.)

27. April. Als neue Mitglieder sind beigetreten: die Herren Kaufm. Reich und Hotelbes. Braune (beide in Insterburg) und Privatdocent Dr. Lohmeyer hier. An Geschenken sind eingegangen: ein Rußischer Paß aus der Zeit der Ruß. Invasion, vom J. 1762, (durch Hrn. Prof. Cholevius) und eine Silbermünze von Georg Wilhelm, gefunden zu Insterburg auf dem in der Goldapper Straße gelegenen Grundstück des Hrn. Kaufm. Daume. Zur Vorzeigung kommen folgende Gegenstände: ein sehr bemerkenswerther Trenck'scher Becher (dessen genauere Beschreibung zu erwarten steht), „Magdeburg 1763 im Mai" datiert; ferner (aus dem Besitze des Hrn. Prof. von Wittich) eine Sammlung 19 verschiedener Porträts von Kant, nebst Entwurf zu einem Grabmal für Kant, letzterer von J. Koch, sowie ein Porträt Simon Dach's, 1730 nach P. Westphal von W. P. Kilian in Kupfer gestochen. Aus Briefen eines geschätzten Mitgliedes werden Mittheilungen gemacht: über ein uraltes Metall-Becken, bei Saalau gefunden, (im Besitze des Hrn. Appell.-Ger.-Rath Barnheim in Insterburg) und über einen alterthümlichen zinnernen Humpen, welcher mit der oben genannten Münze an der angegebenen Fundstätte unter altem Brandschutt zu Tage gefördert worden ist (vgl. Altpr. Mtsschr. III, 282.). Daran schließen sich noch Mittheilungen, betreffend eine sonst nicht bekannte gedruckte Preußische Chronik von Abraham Lebzelter resp. Abrah. Hoßmann (nach Bolduanus Bibliotheca historica Lips. 1620), Baczko's Preußische Bibliothek (an das hiesige Provinzial-Archiv übergegangen) und die „Metamorphose" des Kantischen Hauses in ein Kaffeehaus, wobei namentlich ein darauf bezügliches „Trinklied" (Preußisch-Brandenburgische Miszellen 1804. II, 109) vorgelesen wird.

S—n.

Mittheilungen und Anhang.

Das definitive Resultat der Volkszählung in Altpreußen am 3. December 1864.

(Vgl. Zeitschrift des Königl. Preuss. statistisch. Bureaus redig. von Dr. E. Engel. Jahrg. V. 1865. No. 11.)

A. Regierungsbezirk Königsberg.

Namen der		Bevölkerungs-Zahl:					
Kreise.	Städte.*)	der Städte.	davon Militair	des platten Landes.	davon Militair	in Summa.	davon Militair
I. Memel . . .	1. Memel (+ 4.) .	17,735	29	35,770	30	53,505	59
II. Fischhausen . .	2. Pillau	3,671	830				
	3. Fischhausen . .	2,345	9				
		6,016	839	39,593	19	45,609	858
III. Stadtkreis . .	4. Königsberg (+ 1.)	101,507	6680	— —	—	101,507	6680
IV. Landkreis . .	— — — — —	— —	—	48,116	29	48,116	29
V. Labiau . . .	5. Labiau	4,441	8	44,811	30	49,252	38
VI. Wehlau . . .	6. Wehlau . . .	5,438	347				
	7. Tapiau	3,119	5				
	8. Allenburg . . .	2,931	6				
		11,488	358	37,440	10	48,928	368
VII. Gerdauen . .	9. Gerdauen . . .	2,852	11				
	10. Nordenburg . .	2,694	6				
		5,546	17	32,073	6	37,619	23
VIII. Rastenburg . .	11. Rastenburg . .	5,242	25				
	12. Drengfurt . .	2,145	230				
	13. Barten (— 10.) .	1,690	5				
		9,077	260	31,942	6	41,019	266
IX. Friedland . .	14. Bartenstein . .	5,110	44				
	15. Schippenbeil . .	3,203	5				
	16. Friedland . . .	2,931	7				
	17. Domnau . . .	2,047	7				
		13,291	63	29,808	—	43,099	63

*) Die den Namen von 20 Städten beigefügten Zahlen (+ 1) bis (+ 10) bezeichnen die 10 größten, (— 1) bis (— 10) die 10 kleinsten Städte.

Namen der Kreise.	Namen der Städte.	Bevölkerungs-Zahl: der Städte.	davon Militair	des platten Landes.	davon Militair	in Summa.	davon Militair
X. Eylau	18. Pr. Eylau	3,557	11				
	19. Landsberg	2,983	5				
	20. Kreuzburg	2,189	8				
		8,679	24	46,786	5	55,465	29
XI. Heiligenbeil	21. Zinten	3,352	16				
	22. Heiligenbeil	3,224	8				
		6,576	24	37,992	6	44,568	30
XII. Braunsberg	23. Braunsberg (+ 9.)	10,571	616				
	24. Wormditt	4,791	6				
	25. Mehlsack	3,616	6				
	26. Frauenburg	2,440	—				
		21,418	628	29,888	—	51,306	628
XIII. Heilsberg	27. Heilsberg	5,827	14				
	28. Guttstadt	3,959	13				
		9,786	27	42,894	—	52,680	27
XIV. Rössel	29. Bischofsburg	3,581	5				
	30. Bischofstein	3,333	5				
	31. Rössel	3,325	8				
	32. Seeburg	2,840	3				
		13,079	21	33,635	—	46,714	21
XV. Allenstein	33. Allenstein	4,812	19				
	34. Wartenburg	4,050	132				
		8,862	151	41,540	—	50,402	151
XVI. Ortelsburg	35. Willenberg	2,528	4				
	36. Passenheim	1,870	5				
	37. Ortelsburg	1,848	48				
		6,246	57	52,816	26	59,062	83
XVII. Neidenburg	38. Neidenburg	3,622	13				
	39. Soldau	2,465	6				
		6,087	19	41,572	21	47,659	40
XVIII. Osterode	40. Osterode	4,035	49				
	41. Hohenstein	2,366	7				
	42. Liebemühl	1,985	—				
	43. Gilgenburg	1,806	5				
		10,192	61	48,878	—	59,070	61
XIX. Mohrungen	44. Mohrungen	3,658	9				
	45. Saalfeld	2,617	9				
	46. Liebstadt	2,270	5				
		8,545	23	46,254	—	54,799	23
XX. Pr. Holland	47. Pr. Holland	4,606	37				
	48. Mühlhausen	2,308	6				
		6,914	43	36,818	—	43,722	43
20 Kreise.	48 Städte.	275,485	9332	758,626	188	1,034,111	9520

B. Regierungsbezirk Gumbinnen.

I. Heydekrug	— — — — — —	— — —	—	37,855	45	37,855	45
II. Niederung	— — — — — —	— — —	—	50,501	38	50,501	38
III. Tilsit	1. Tilsit (+ 5.)	16,856	742	44,212	31	61,068	773
IV. Ragnit	2. Ragnit	3,575	150	48,783	34	52,358	184

Namen der		Bevölkerungs-Zahl:					
Kreise.	Städte.	der Städte.	davon Militair	des platten Landes.	davon Militair	in Summa.	davon Militair
V. Pillkallen	3. Pillkallen	2,189	18				
	4. Schirwindt (— 7.)	1,630	5				
		3,819	23	42,235	16	46,054	39
VI. Stallupönen	5. Stallupönen	3,730	19	40,626	27	44,356	46
VII. Gumbinnen	6. Gumbinnen (+ 10.)	8,517	572	38,035	7	46,552	579
VIII. Insterburg	7. Insterburg (+ 8.)	13,140	523	51,602	19	64,742	542
IX. Darkehmen	8. Darkehmen	3,106	11	33,588	18	36,694	29
X. Angerburg	9. Angerburg	4,144	11	33,812	19	37,956	30
XI. Goldap	10. Goldap	4,596	9	38,681	30	43,277	39
XII. Oletzko	11. Oletzko	4,081	19	34,462	18	38,543	37
XIII. Lyck	12. Lyck	5,142	17	38,383	14	43,525	31
XIV. Lötzen	13. Lötzen	3,809	600				
	14. Rhein	2,221	4				
		6,030	604	31,151	8	37,181	612
XV. Sensburg	15. Sensburg	3,063	9				
	16. Nikolaiken	2,183	7				
		5,246	16	39,616	15	44,862	31
XVI. Johannisburg	17. Johannisburg	2,875	21				
	18. Bialla (— 6.)	1,605	4				
	19. Arys (— 4.)	1,203	8				
		5,683	33	36,159	26	41,842	56
16 Kreise.	19 Städte.	87,665	2,749	639,701	365	727,366	3,114

C. Regierungsbezirk Danzig.

Kreise.	Städte.	der Städte.	davon Militair	des platten Landes.	davon Militair	in Summa.	davon Militair
I. Elbing	1. Elbing (+ 3.)	27,534	453				
	2. Tolkemitt	2,744	—				
		30,278	453	34,021	3	64,299	456
II. Marienburg	3. Marienburg	8,057	44				
	4. Neuteich	1,719	—				
		9,776	44	48,334	18	58,110	62
III. Stadtkreis	5. Danzig (+ 2.)	90,334	12,203	— —	—	90,334	12,203
IV. Landkreis	— — — — — —	— —	—	72,622	14	72,622	14
V. Stargard	6. Dirschau	6,385	10				
	7. Stargard	5,442	338				
		11,827	348	52,337	16	64,164	364
VI. Berent	8. Berent	3,706	23				
	9. Schöneck	2,601	8				
		6,307	31	34,587	—	40,894	31
VII. Karthaus	— — — — — —	— —	—	54,104	16	54,104	16
VIII. Neustadt	10. Neustadt	3,503	9				
	11. Putzig	2,361	4				
		5,864	13	52,429	3	58,293	16
8 Kreise.	11 Städte.	154,386	13,092	348,434	70	502,820	13,162

D. Regierungsbezirk Marienwerder.

Kreise.	Städte.	der Städte.	davon Militair	des platten Landes.	davon Militair	in Summa.	davon Militair
I. Stuhm	1. Christburg	3,256	2				
	2. Stuhm	1,999	19				
		5,255	21	34,591	13	39,846	34

Namen der Kreise.	Namen der Städte.	Bevölkerungs-Zahl: der Städte.	davon Militair	des platten Landes.	davon Militair	in Summa.	davon Militair
II. Marienwerder	3. Marienwerder .	7,403	30				
	4. Mewe	3,454	11				
	5. Garnsee (— 3.) .	1,143	6				
		12,000	47	53,775	2	65,775	49
III. Rosenberg . .	6. Riesenburg . .	3,560	163				
	7. Rosenberg . .	3,096	183				
	8. Dtsch. Eylau .	2,921	9				
	9. Freistadt . . .	2,471	5				
	10. Bischofswerder .	1,953	—				
		14,001	360	35,586	—	49,587	360
IV. Löbau . . .	11. Löbau	3,962	11				
	12. Neumark . . .	1,925	27				
	13. Kauernick (— 1.)	1,050	6				
		6,937	44	39,535	10	46,472	54
V. Straßburg .	14. Straßburg . .	5,038	24				
	15. Lautenburg . .	2,977	8				
	16. Gollub . . .	2,564	6				
	17. Gurschno (— 5.) .	1,536	3				
		12,115	41	48,038	21	60,153	62
VI. Thorn . . .	18. Thorn (+ 6.) .	16,228	2122				
	19. Kulmsee . . .	2,383	5				
		18,611	2127	44,857	30	63,468	2157
VII. Kulm . . .	20. Kulm	8,466	849				
	21. Briesen . . .	3,370	3				
		11,836	852	39,801	12	51,637	864
VIII. Graudenz . .	22. Graudenz (+ 7.)	13,274	2484				
	23. Lessen	2,192	5				
	24. Rehden . . .	1,708	16				
		17,174	2505	39,093	8	56,267	2513
IX. Schwetz . .	25. Schwetz . . .	4,619	8				
	26. Neuenburg . .	3,903	—				
		8,522	8	60,413	38	68,935	46
X. Konitz . . .	27. Konitz	6,376	138				
	28. Tuchel	2,588	9				
		8,964	147	57,105	9	66,069	156
XI. Schlochau . .	29. Pr. Friedland .	2,860	3				
	30. Schlochau . . .	2,832	16				
	31. Hammerstein . .	2,522	8				
	32. Baldenburg . .	2,145	—				
	33. Landeck (— 2.) .	1,100	—				
		11,459	27	46,499	21	57,958	53
XII. Flatow . . .	34. Zempelburg . .	3,291	3				
	35. Krojanke . . .	3,251	6				
	36. Flatow . . .	3,189	17				
	37. Kammin (— 9.) .	1,638	7				
	38. Vandsburg (—8.)	1,633	6				
		13,002	39	47,714	—	60,716	39

Namen der		Bevölkerungs-Zahl:					
Kreise.	Städte.	der Städte.	davon Militair	des platten Landes.	davon Militair	in Summa.	davon Militair
XIII. Dtsch. Krone	39. Dtsch. Krone	6,229	178				
	40. Jastrow	4,449	4				
	41. Märk. Friedland	2,603	7				
	42. Schloppe	2,031	6				
	43. Tütz	1,856	—				
		17,168	195	46,247	2	63,415	197
13 Kreise.	43 Städte.	157,044	6418	593,254	166	750,298	6584

Total-Uebersicht.

Regierungsbezirk	Kreise	Städte	Bevölkerungs-Zahl: städtische	davon Militair	ländliche	davon Militair	überhaupt	davon Militair
Königsberg	20	48	275,485	9,332	758,626	188	1,034,111	9,520
Gumbinnen	16	19	87,665	2,749	639,701	365	727,366	3,114
Danzig	8	11	154,386	13,092	348,434	70	502,820	13,162
Marienwerder	13	43	157,044	6,418	593,254	166	750,298	6,584
	57	121	674,580	31,591	2,340,015	789	3,014,595	32,380

S.

Handschriftliche Funde aus Königsberger Bibliotheken.

(Vgl. II, 658.)

7. Hafis' Diwan.

Nesselmann in seiner jüngst erschienenen Uebersetzung von Hafis' Diwan (vgl. Monatsschr. II, 752) erwähnt p. VI unter seinen Hilfsmitteln auch einen auf der Königl. Bibliothek befindlichen schönen Codex der Lieder jenes Dichters († 1389), in denen „die Persische Lyrik den höchsten Grad der Formvollendung erreicht hat." Auf diesen ausgezeichneten Codex, „einen Schatz, den wenige Bibliotheken aufweisen können," hatte bereits Joh. Gottfr. Hasse (bekannter Orientalist und Professor zu Königsberg, † 1806) 1791 in einem öffentlichen Vortrage die Aufmerksamkeit hingelenkt (Preußisches Archiv. Hrsg. von der Kgl. Deutsch. Gesellsch. 1791. I, 400);*) auch hatte derselbe eine „kritische Beschreibung" dieses „orientalischen Prachtstückes" anderweitig mitgetheilt (Biblisch-oriental. Aufsätze Königsb. 1793 S. 1 ff., vgl. Hartung's Kritische Blätter 1793. IV, 309).

Und in der That ist der in Rede stehende Codex ein unschätzbares „Kleinod", das

*) Schon früher gab eine kurze, aber verkehrte Notiz Lilienthal 1724 im Erleut. Preußen I, 757; vgl. auch Bernouilli's Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen rc. III, 55 f.

durch die wunderbare Pracht seiner Ausstattung das Auge des Beschauers in hohem Grade anzieht und fesselt. Schon der Einband, eine mappenähnliche Pappdecke, außen mit einem schwarzen Lack-Ueberzuge versehen, der mit goldenen und farbigen Blumen in feinster Zeichnung überreich geschmückt ist, innen mit braunem, kunstvoll durchbrochenem und auf blauem und grünem Grunde ausgelegtem Leder überzogen, verräth echt orientalischen Luxus. Der Codex selbst, auf goldgesprenkeltem Pergament-Papier in Folio-Format mit handbreitem Rande geschrieben und mit allerlei Verzierungen und Miniaturen verschwenderisch ausgestattet, ist von einer Sauberkeit und Splendidität der Schrift, von einer Farbenfrische und Feinheit der Zeichnung, die nicht genug bewundert werden kann. Gleich zu Anfang, vor der ersten Ode, findet sich ein überaus kunstreiches Kopfstück auf dunkelblauer Grundlage und mit goldenem, von farbenprächtigen Blumen und Ranken durchwebtem Auftrage, in dessen Mitte mit weißen Buchstaben in Arabischer Sprache die Worte zu lesen sind: „Gott sei dem Hafis gnädig." Mit ähnlichen, nur kleineren Kopfstücken sind auch alle übrigen Oden geziert; jedes derselben trägt mit goldenen Persischen Taliks-Buchstaben eine Inschrift, wie: „Gott hat ihm (Hafis) seine Sünden vergeben", „Gott hat seine Schuld bedeckt" u. s. w., also ein Stoßgebet. Besonders prächtig durch ihre herrlichen Farben und saubere Ausführung sind ein paar Gemälde, die an zwei verschiedenen Stellen in den Text gezeichnet sind. Am Ende des Codex steht auf goldenem Grunde eine Arabische Schlußschrift des Inhalts: die Vollendung der Abschrift dieses Diwans sei geschehen in den letzten Tagen des ersten Tschumada (d. i. des fünften Monats, oder unseres Februars) im Jahre 891 der Flucht des Propheten (d. h. im J. Chr. 1486).

Zwei Einlagen endlich dürfen nicht unerwähnt bleiben. Die eine ist ein Bildchen des Sultan Osman; die andere, ein langer Streifen Pergament-Papier, enthält, wie es scheint, das Gebet eines mohammedanischen Pilgers nebst einer Persischen Erklärung einiger Arabischen Worte.

Der Codex, seiner Kostbarkeit wegen bei der von Herzog Albrecht herrührenden sog „Silberbibliothek" (vgl. über dieselbe Bock in seinem Leben des Herz. Albrecht S. 508 ff.) aufbewahrt, gelangte nach einer wahrscheinlichen Vermuthung mit noch zwei anderen Arabischen Codices, bei der Eroberung von Ofen durch Deutsche Truppen (1683), in die Hände des Preußischen Feldpredigers Johannes Briskorn und von diesem als Geschenk an die Königsberger Bibliothek.

8. Ein neu entdecktes Sachsenspiegel-Fragment.

Unter den Manuscripten der Gotthold'schen Bibliothek fand Ref. ein als Umschlag verwendetes Membranblatt aus dem dritten Buche des Sachsenspiegel-Landrechts. Dasselbe stammt der Schrift nach aus dem XIV. Jahrh., ist in kleinem Folio-Format, doppelspaltig, die Spalte zu 29 Zeilen geschrieben und bietet einen obersächsischen Text der vier Artikel 63, 64, 66 und 67 (von lip 63 §. 3 bis angewinnet 67) im Vergleich zu Homeyer's Ausgabe. — Die Merkmale zur Cassificierung dieses Textes,

soweit sie klar ersichtlich sind, reichen nicht aus, ihn einer bestimmten Homeyer'schen Textclasse mit Sicherheit zuzuweisen: 1) der Text entbehrt der Glosse, 2) er hat bereits die vollere, über die ursprüngliche Form des Ssp. hinausgehende Gestalt, wie sich aus dem Vorhandensein der Hauptstelle Verliet . . . dorve 64 §. 5 ergiebt. Ob das dritte bestimmende Moment der Büchereintheilung unserem Texte eigen war oder nicht, ist nicht zu entscheiden. Dürfte man aber aus dem Fehlen der Buchzahl am Rande des Blattes auf mangelnde Büchereintheilung schließen, so würde das Fragment der I. Classe, und zwar der 2ten Ordnung zuzurechnen sein (Homeyer Genealogie p. 98 ff., in den Abhandl. d. Berliner Akad. v. J. 1859). Hinsichtlich der Vollzähligkeit zeigt unser Text zwei Lücken: es fehlen 64 §§. 6, 7 und in Uebereinstimmung mit den Texten Bgqu (Homeyer l. c. S. 103) der ganze art. 65. Die Capiteltheilung erscheint völlig singulär und ist in der Homeyer'schen Synopse (p. 188 ff.) nirgends nachweisbar; die einzelnen Abschnitte (12 an der Zahl), mit Rubriken versehen, aber ohne Numerierung, stellen sich zur Vulgata in folgender Weise: a) unvollständig 63 §. 3; b) 64 §§. 1 & 2; c) 64 §. 3; d) 64 §§. 4 & 5 bis gelegen is; e) 64 §. 5 Verliet (§§. 6, 7 fehlen); f . . . i) 64 §§. 8 . . . 11 (65 fehlt); k) 66 §§. 1 . . . 3; l) 66 §. 4; m) unvollständig 67. An Lesarten gewährt das Fragment keine nennenswerthe Ausbeute. Räthselhaft ist die Zahl xxviii, welche der Vorderseite des Blattes am oberen Rande mit rother Farbe übergeschrieben ist; wollte man sie als Blattzahl deuten, so würde nach Maßgabe des Raumes auf den vorhergehenden 27 Blättern nicht viel über 2/5 von dem wirklichen Inhalt des Ssp. haben Platz finden können; vielleicht soll die Zahl die Lage bezeichnen.

Ist nach dem Gesagten dem gemachten Funde ein bedeutender wissenschaftlicher Werth nicht beizumessen, so bleibt er doch von Wichtigkeit als Denkmal einer untergegangenen Sachsenspiegel-Handschrift und zugleich als neuer Beleg für die Verbreitung jenes mittelalterlichen Rechtsbuchs in unserer Provinz (vgl. Monatsschr. II, 604 ff.). Zumal für unsere Bibliothek ist das Bruchstück ein um so werthvollerer Besitz, als dieselbe den Sachsenspiegel handschriftlich bisher nicht aufzuweisen gehabt hat.

S—n.

Alterthumsfunde.*)

(Vgl. II, 755.)

20) In der Sitzung des Copernicus-Vereins am 16. October v. J. referierte Herr Dr. Prowe über eine heidnische Grabstätte auf dem Gute Kiejewo bei Gniewkowo. Die an's Tageslicht geförderten Urnen waren sehr roh gearbeitet, ohne Ornamente, nicht einmal gebrannt, sondern an der Luft getrocknet. In denselben fand sich nichts als Knochen und Erde vor. In der Nähe der Urnen entdeckte man auch den

*) Die in den Sitzungsberichten der Prussia erwähnten Alterthumsfunde werden hier nicht besonders verzeichnet, weshalb auf jene ein für allemal verwiesen sein mag.

aus Steinen hergestellten Heerd, auf welchem — das bekundeten die dort gefundenen Ueberreste — die Leichen verbrannt worden waren. [Thorner Wochenblatt 1865. No. 164.]

21) In der Sitzung desselben Vereins am 11. December überreichte Hr. Kaufmann Adolph zwei Geschenke für das städtische Museum: ein zu Wengorzin gefundenes schönes Beil aus Feuerstein und einen zu Papau gefundenen Meissel, ebenfalls aus Feuerstein. — Hr. Böthke stattete Bericht ab über eine heidnische Grabstätte in Grzywna bei Culmsee. Man fand in derselben mehrere Urnen, von welchen eine für das städt. Museum zugeschickt worden ist, und Geräthschaften aus Bronce und Eisen, welche zur Befestigung von Kleidungsstücken und zu anderen Zwecken dienten. [Thorner Wochenblatt 1865 No. 196.]

22) „Römische Kaisermünzen aus Grüneiken." [Altpr. Monatsschr. III, 86.]

23) „Aus den Accessionen der Alterthumsgesellschaft Prussia." [Mtsschr. III, 180.]

24) Dem städtischen Museum zu Danzig sind als Geschenke übermacht worden: ein aus früherer Zeit Danzigs stammendes Exemplar der steinernen Drachenköpfe, welche unter dem Namen Wasserspeier bekannt sind; für die Abtheilung der vaterstädtischen Alterthümer mehrere ca. 200 Jahre alte Posaunen, desgleichen zwei alterthümliche Treppenpfosten und Trallien mit Schnitzereien, sowie für die kunstgewerbliche Abtheilung einige alte Eisenbleche mit aus freier Hand getriebenen Basreliefs. Ferner sind der Abtheilung für heidnische Alterthümer der Provinz eine Fibula und andere Gegenstände, als ein Spindelknopf, Perlen u. s. w. überwiesen worden. [West-Preußische Zeitung 1866 No. 81 u. 85.]

25) „Der Ringwall in Jablonowo." [Neue Preuß. Prov.-Blätter 3. F. 1866 XI, 113 mit einer Zeichnung.] Vgl. Alterthumsfunde No. 9 (II, 755).

26) „Eine alte Steinplatte" (in dem Garten des bei Ragnit gelegenen Kgl. Remonte-Depot-Gutes Neuhoff). [Neue Preuß. Prov.-Blätt. l. c. S. 118 mit drei Figuren Abbildungen.]

27) „Ein Münzfund" (angeblich bei Marienburg). [l. c. S. 120.] Vgl. Alterthumsfunde No. 4 (II, 377)?

28) Ein Denkmal aus alter Zeit besitzt die Kirche Alt-Christburg in ihrer Taufschüssel. Sie ist von Messing mit einem breiten, geschmiedeten Rande, während der Boden mit seinem Basrelief gegossen und sehr massiv ist. Hier sieht man die Verkündigung Mariä dargestellt. Rings um das Bild her, noch auf dem Boden, ist eine zierliche Blumenguirlande, in welcher Buchstaben (fünfmal Ave Maria!) eingeflochten sind. Es sind Minuskeln, aber noch nicht aus der Zeit ihres allgemeinen Gebrauchs — um die Mitte des 14. Jahrh. — sondern aus der Zeit des Uebergangs von der Majuskelschrift zur Minuskelschrift. Es stammt mithin die Schüssel aus den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts. [Weiß' Evangel. Gemeindeblatt 1866. No. 16.]

29) Alterthumsfund zu Insterburg. [Altpr. Mtsschr. III, 282.]

S—n.

Alterthumsfund zu Insterburg.

26. April 1866. Am heutigen Tage wurde auf dem dem Kaufmann Hrn. Daume gehörigen Grundstück in der Goldapper Straße, woselbst ein altes Haus abgebrochen und das Fundament zu einem neuen ausgehoben wird, in einer Tiefe von ca. 6 Fuß unter altem Brandschutt ein sehr interessanter Fund zu Tage gefördert: ein Humpen mit Klappdeckel von Zinn, ca. 1 Fuß hoch und 4 Zoll Durchmesser, etwa 1½ Quart fassend. Die äußeren Wände des Humpens sind über und über mit feinen Arabesken und Blumen verziert; auf der Vorderseite sind zwei sehr fein gravirte Figuren, etwa 4–5 Zoll hoch, darstellend eine Edeldame in der Tracht der Maria Stuart, auf dem Kopf ein Barret mit Reiherfedern; und daneben einen Edelmann in polnischer Nationaltracht, den polnischen Krummsäbel an der Seite. Eine Jahreszahl ist nicht vorhanden. Ueber den Figuren steht ein jedenfalls später eingravirter Name: Hans Reckerling, wahrscheinlich Insterburger Bürger; denn auf der Wetterfahne des abgebrochenen Hauses stehen die Anfangsbuchstaben: G. R. 1690. Der Humpen trägt übrigens, obgleich er, zwar etwas verbogen, doch sonst sehr gut conservirt ist, die Spuren des Feuers an seinem obern Rande. Es ist Aussicht vorhanden, daß der Besitzer desselben, Hr. Daume, ihn der Alterthumsgesellschaft Prussia überlassen wird. — Gleichzeitig mit dem Humpen wurde noch ein sog. Tympf (Achtzehner) aus der Zeit des Kurfürsten Georg Wilhelm (1619—1640) ohne Jahrszahl gefunden. Das geharnischte Brustbild nach rechts gewandt mit der Krone auf dem Haupte, in kurzen Haaren, mit Spitzbart, krausem Kragen und umgehangener Feldbinde, den Scepter in der rechten Hand und das unterwärts gekehrte Schwert in der linken haltend, umgiebt die Umschrift: GEORG: WILHELM: V:on G:ottes G:naden M:arkgraf Z:u BRAN:denburg. Revers: D:es H:eiligen R:ömischen R:eichs ERT:z C:ämmerer V:nd CHVRF:ürst I:n P:reussen Z:u G:ülich C:leve B:erg H:erzog. Zu beiden Seiten des preußisch-brandenburgischen Wappens von vier Feldern je ein Z. — Der Humpen sowol wie das Geldstück, welches jetzt der Münzsammlung der Prussia angehört (vgl. oben S. 273) sind jedenfalls bei dem großen Brande am 24. Juli 1690, durch welchen die ganze Stadt bis auf die Kirche, das Rathhaus und 24 Häuser eingeäschert wurde, verschüttet und so der Nachwelt erhalten worden.

Wf.

Universitäts-Chronik 1866.

27. April. Philol. Doctor-Diss. von **C. H. Arth. Ludwich** (aus Lyck): **Quaestionis de hexametris poetarum Graecorum spondiacis capita duo. Halis.** (32 S. 8.)

Nach dem Etat des Ministeriums der geistl., Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten für 1866 (vgl. Staats-Anzeiger No. 101.) bezieht die Universität zu Königsberg aus Staatsfonds 100,789 Thlr. und an eigenen Einnahmen 5138 Thlr. Sie verausgabt hiervon 8958 Thlr. für die akademische Disziplin und Verwaltung,

41,721 Thlr. zu Besoldungen der Professoren und Lehrer, nämlich 5787 Thlr. für die evang.-theol., 5794 Thlr. für die jurist., 8200 Thlr. für die medic. und 21,540 Thlr. für die philos. Fakultät, sowie 400 Thlr. für Lektoren &c., ferner 38,027 Thlr. für 26 verschiedene Institute und Sammlungen, und 17,221 Thlr. für sonstige Bedürfnisse —

Lyceum Hosianum in Braunsberg 1866.

Index lectionum . . . per aestatem a die IX April . . . instituendarum (h. t. Rector: Dr. **Andr. Menzel**, P. P. O.) Brunsbergae, typis Heyneanis. (18 S. 4.) [Praecedit Dr. **Andr. Thiel** de decretali Gelasii Papae de recipiendis et non recipiendis libris et Damasi concilio Romano de explanatione fidei et canone scripturae sacrae Articulus III. S. 3—14.]

Das Lyceum Hosianum in Braunsberg bezieht aus Staatsfonds einen Zuschuß von 2140 Thlr. &

Bibliographie 1864.

(Schluß.)

Schweichel, Rob., In Gebirg und Thal. Novellen. Berlin, Lüderitz' Verlag. (III u. 420 S. 8.) 1 Thlr. 21 Sgr.

— — Jura und Genfersee. Novellen. Ebd., 865. (864.) (III u. 384 S. 8.) $1^1/_2$ Thlr.

— — Ostern, die Göttin Ostara und die Ostereier. [Correspondenzblatt d. Gesammtvereins d. dtsch. Gesch.- u. Alterthsvereine. No. 5. 6. — Aus dem Magazin f. d. Lit. des Auslands entlehnt.]

Schwerin, Agnes Gräfin, Theuer erkauft. Erzählung in Briefen. Berl. Fünfhausen. (III u. 170 S. gr. 16.) $^3/_4$ Thlr. in engl. Einb. m. Goldschn. 1 Thlr.

Senftleben, Dr. Hugo, Die Mahnungen Liebig's zur Verwerthung des Kloakeninhalts vom nationalökonom., landwirthschaftl. u. sanitätspolizeilich. Standpunkte betrachtet. [Bericht, amtlicher, üb. d. 24. Versamml. dtsch. Land- u. Forstwirthe zu Kgsbg. hrsg. v. O. Hausburg. S. 244—262.]

— — Die Vermehrung unserer Arbeiter mit staatl. Unterstützung resp. Reformen in unsern Arbeiterverhältnissen. [Jahrbücher, landwirth., aus Ostpr. S. 430—435.]

Settegast, S., Die landwirthschaftl. Akademie Proskau. Berl. Wiegandt & Hempel. (VIII u. 72 S. Lex.-8.) $^1/_2$ Thlr.

Simon, Prof. Gust., Ueb. die Uranoplastik mit besond. Berücksichtigung der Mittel zur Wiederherstellung e. reinen [nicht näselnden] Sprache. [Aus d. Greifswalder medicin. Beiträgen abgedr.] Mit 3 lith. Taf. Danzig. Ziemssen. (32 S. gr. 8.) $^1/_3$ Thlr.

Simson, Dr. B. Ed. in Jena, Ueb. die Annales Sithienses. [Forschungen zur Deutsch. Gesch. Bd. IV. 3. Hft. Götting. S. 575—586.]

Spiegelberg, Prof. Dr. in Kgsbg., Bericht üb. d. Leistungen in der Geburtshülfe 1863. [Canstatt's Jahresber. üb. d. Fortschr. d. gesammt. Medic. . . . im J. 1863. IV. Bd. (N. F. 13. Jahrg. IV. Bd.) Würzburg. S. 369—423.]

Spirgatis, Prof. Dr. in Kgsbg., Ueber das Turpethharz. (Aus d. Gel. Anz. d. K. bayer. Acad. d. W. 1864.) [Journal f. prakt. Chemie. 92. Bd. Hft. 2. S. 97—103.]

Stadie, Pred. Bernh., Gesch. der Stadt Stargard, aus vielen, bish. ungedr. archival. Quellen, u. älteren Chroniken, sowie aus größern Geschichtswerken gesammelt und bearb. Zugleich ein Beitrag z. Gesch. des Kreises. Pr. Stargard. Kienitz. (192 S. gr. 8.) 1 Thlr.

v. Staegmann, W. A., Die Theorie des Bewußtseyns im Wesen. Berlin. Hertz. (XXIV u. 703 S. gr. 8.) 3 Thlr.

Steenke, Statistische Nachrichten über den Verkehr auf dem oberländischen Kanal in den vier Jahren 1861—1864. (Morungen. W. E. Harich.) (2 Bl. gr. 4.)

Steffenhagen, Dr. E., Noch einige Nachträge und Notizen zu Homeyer, die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters u. ihre Handschriften. [Zeitschr. f. Rechtsgesch. Hrsg. v. Dr. Rudorff. IV. Bd. 1. Hft. S. 178—185.]

— — Literärgeschichtliche und rechtshistorische Mittheilungen aus Königsberger Handschriften. [Ebd. S. 186—204.]

Stein, Dr. Heinr., Oberlehr. in Konitz, Ueb. das Eisengeld der Spartaner. [N. Jahrbücher f. Philol. u. Paed. 89. Bd. S. 332—338.]

Steinwender (aus Liebwalde bei Christburg) Die Wahrheit wird euch frei machen. (Joh. 8, 32.) (Elbing, Agath. Wernich.] (12 S. 8.) gratis.

Stern, O., Das Leben. Ein Aufsatz mit dem intellectuellen Beweise der Einheit von Geist und Stoff im Dinge. Eine Umarbeitung des ursprüngl. Aufsatzes. (Dieser Aufsatz schließt sich dem Aufsatze „der Mensch und die Erde" genau an.) Kgsbg. Selbst-Verl. (92 S. gr. 8. m. 1 Figurentaf.)

Stobbe, O., Geschichte d. deutsch. Rechtsquellen. 2. Abth. a. u. d. T.: Gesch. d. deutsch. Rechts in 6 Bden. Bearbeitet von G. Beseler, H. Hälschner, J. W. Planck, Aem. L. Richter u. O. Stobbe. I. Bdes 2. Abth. Braunschweig. C. A. Schwetschke u. Sohn. (M. Bruhn.) (XII u. 516 S. gr. 8.) 2 Thlr. 16 Sgr. I. Bd. complt. 5 Thlr. 16 Sgr.

Strehlke, Direct. u. Prof. Dr. in Danzig, Ueber die n^{ten} Näherungswerthe der periodischen Kettenbrüche $\frac{1}{a + 1/a + \dots}$ und $\frac{1}{a + \frac{1}{b + \frac{1}{a + \frac{1}{b + \dots}}}}$ [Archiv der Mathem. u. Phys. Hrsg. v. Grunert. 42. Thl. 3. Hft. S. 343. 344.]

Theilung, die, Polens in den J. 1773, 1793, 1796 u. 1815 nebst e. Dynastien-Taf. der Könige von Polen und der Wiener Congreß im J. 1815. Von F. v. S. Berlin. Akadem. Bchhdl. (XXVI u. 294 S. gr. 8.) 1 Thlr.

Tietz, Friedr., Aus vergangenen Tagen. 1. Die beiden letzten Zöpfe. (Major Baron v. Droste u. Hptm. v. Lietzen in Kgsbg.) [Der Volksgarten No. 16.] 2. Der graue Mann. (Pasewald od. Pasewalk in Kgsbg.) [Ebd. 22.] 3. Mylord John. (David Friedr. John, Sohn des Kammersecret. John.) [Ebd. 32.] 4. Der Onkel Hindersin. (Amtsrath in Pillkallen.) [Ebd. 36.]

— — Dänische Kanonen im Lustgarten zu Berlin. [Ebd. 34.]

— — Zwischen zwei Liedern. Schwank in 1 Akt, nach d. Französ. [Both's, L. W., Bühnen-Repertoir d. Auslandes. No. 235. Berlin. Hayn. (17 S. gr. 8.)]

— — Nur nicht ängstlich! Posse in 4 Aufzügen. [Jahrbch. deutscher Bühnenspiele. Hrsg. v. F. W. Gubitz. 44. Jahrg. f. 1865. Berlin, 865. (864.) Vereinsbchh. gr. 12.]

[v. der Trenck.]

Berthold, G., Leben und Abenteuer des Freiherrn Friedrich v. d. Trenck. Histor. Roman. Mit color. Bild. Dresden. Breyer. (126 S. 4.) 24 Sgr.

Ueberweg, Dr. Friedr., Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. II. Theil: die christliche Zeit. 1. Abth. a. u. d. T.: Grundriss der Gesch. der Philos. der patristisch. Zeit. Berlin. Mittler & Sohn. (VII u. 101 S. gr. 8.) ⅔ Thlr. — . . . 2. Abth. a. u. d. T.: Grundriss der Geschichte der Philos. der scholastischen Zeit. Ebd. (VI u. 112 S.) ⅔ Thlr. I—II, 2.: 2 Thlr. 16 Sgr.

— — Die Schicksalsidee in Schiller's Dichtung u. Reflexion. [Protest. Monatsblätt. Hrsg. v. H. Gelzer. 23. Bd. 3. Hft.]

— — Der Dialog Parmenides. [Neue Jahrb. f. Philol. u. Paed. 89. Bd. 2. Hft. S. 97—126.]

Verhandlungen des 17. Provinzial-Landtages der Provinz Preußen im J. 1864. Kgsbg. Schultzsche Hofbuchdr. 4.

Verordnung, die neue, über die Eintheilung der Stadt Kgsbg. in 2 Reinigungsbezirke nebst den noch geltenden Bestimmungen der Straßen-Ordnung vom 20. März 1835 u. den darauf bezüglichen bis auf die neueste Zeit erlassenen Polizei-Verordnungen. Zusammengestellt auf Grund amtl. Bekanntmachungen des Polizei-Präsid. Kgsbg. E. Rautenberg. (63 S. 8.) 4 Sgr.

Verwahrung gegen einen städtisch. Kreisschulinspektor in Elbing. [Separat-Abdr. aus d. „Neuen Elb. Anzeiger."] Elbing. C. Meißner. (47 S. 8.) 3 Sgr.

Violét, Alex. Ferd., Neringia oder Gesch. der Danziger Nerung. Mit 21 Illustr. u. 1 (lith.) Specialkarte der Nerung in Fol. Danzig. Selbstverlag. Druck v. Kasemann. (6 Bl. u. 200 S. gr. 8. Mit e. besond. lith. Kupfertit.)

Volksbücher, Preußische. No. 31—36. Mit eingedr. Holzschn. Mohrungen. Rautenberg. 12. [Inhalt: 31. Gen.-Feldmarsch. Graf v. Wrangel und d. Krieg in Schlesw.-Holstein bis z. Erstürmung der Düppeler Schanzen. Nach zuverläss. Bericht. zsgest. (191 S.) 10 Sgr. — 32. Was der Förster Martin Heudorf aus der Franzosenzeit u. sein. Kriegsjahr. erzählt hat. Von O. Lettau. (96 S.) 4 Sgr. — 33. Friedr. d. Gr. u. das Mariechen m. d. Goldstück. Erz. aus d. Volksleb. v. Bertha v. Woisky. (71 S. u. 24 S. Zugabe: Erzählungskranz No. 1.) 4 Sgr. — 34. Friedr. I., letzter Kurfürst v. Brandenburg u. erster König in Preußen. Ein Geschichtsbild f. d. preuß. Volk v. Gust. Jaquet. (108 S.) 6 Sgr. — 35. General Rapp und d. Belagerung v. Danzig im J. 1813 u. 14. Histor. Novelle v. Maria v. Roskowska. (77 S. u. S. 25—42: Zugabe. Erzählungskranz. No. 2.) 4 Sgr. — 36. Ein Vaterherz, oder: Schulmeister u. Müller. Original-Erz. v. Traug. Allweg. (144 S.) 6 Sgr.]

Vorschläge zu Abänderungen der neu redigirten Abschätzungs-Grundsätze der Ostpreuß. Landschaft. Behufs Einführung einer neuen Form der Taxe. Kgsbg. Gedr. b. Alb. Rosbach. (64 S. gr. 4.)

Waldeyer, Dr. W., Assistent des physiolog. Instituts zu Kgsbg. i. Pr., Anatomische u. physiologische Untersuchungen üb. die Lymphherzen der Frösche. (m. 1 Taf.) [Zeitschr. f. rationelle Medic. 3. Reihe XXI. Bd. S. 103—124.]

Wanderfest, das vierte, des Hauptvereins Westpreuß. Landwirthe zu Danzig in den Tagen v. 24. bis 27. Aug. 1864. (Mit 1 Grundplan des Schaufeldes.) Danzig. Druck v. Kasemann. (36 S. gr. 8.)

Wanderungen, die, Jesu mit Sankt Petrus. Ein Cyklus christl. Volkslegenden. Memel. Joh. Axt. (4 Bl. u. 95 S. 16.) 12½ Sgr.

Weinreich, G., De conditione Italiae inferioris Gregorio Septimo Pontifice. Diss. inaug. hist. Kgsbg. (Schubert & Seidel.) (96 S. gr. 8.) ½ Thlr.

Weiß, Prof. Dr. B., Die Redestücke des apostolischen Matthäus. Mit besond. Berücks. von „Dr. H. J. Holtzmann, die synoptischen Evangelien, ihr Ursprung u. geschichtl. Charakter." [Jahrbüch. f. dtsche Theol. 9. Bd. 1. Hft. S. 49—140.]

Weiß, Consist.-R. u. Pfarr. Dr. G. B., Dr. Mart. Luther's Kleiner Katechismus nebst kurzer Auslegung. 20. Aufl. Kgsbg. Hartung. 21. Aufl. Ebd. (52 S. 8.)

— — Religionsbüchlein oder christl. Religionslehre nach Dr. Mart. Luthers klein. Katechismus. 4. Ausg. (8. Aufl.) Ebd. (160 S. 8.)

Werther, Prof. G., Quantitative Bestimmung des Thalliums. [Zeitschrift f. analyt. Chemie. 3. Jahrg. 1. Hft. S. 1-4.]

— — Journal f. prakt. Chemie hrsg. v. O. L. Erdmann u. Gust. Werther. 31. Jahrg. od. Bd. 91—93. 24 Hefte. Leipz., Barth. gr. 8. 8 Thlr.

Wiedemann, Dr. Th. (in Kgsbg.), Appian üb. d. catilinarische Verschwörung. [Philologus. 21. Bd. 3. Hft. S. 473—480.]

— — Ueber eine Quelle von Tacitus Germania. [Forschungen z. deutsch. Geschichte. 4. Bd. 1. Hft. S. 171—194.]

Willkomm, Die Insektenverheerungen in Ostpreußen u. die durch dieselbe herbeigeführte Umgestaltung der ostpreuß. Forsten u. ihrer Bewirthschaftung. [Jahrbuch der Kgl. sächs. Akad. f. Forst- u. Landwirthe zu Tharand. 16 Bd. N. F. 9. Bd.]

v. Wittich, Prof. Dr. u. Dr. **Goltz,** Bericht üb. d. Leistungen in d. speciellen Anatomie. [Canstatts Jahresber. üb. d. Fortschritte d. ges. Med. im J. 1863. 1. Bd. (N. F. 13 Jahrg.) S. 108—116.]

Wohnsitze, Die ländlichen, Schlösser u. Residenzen der ritterschaftl. Grundbesitzer in der preuss. Monarchie . . . Hrsg. v. A. Dunker. Provinz Preussen. 11. Lfg. Berlin. A. Dunker. (3 Chromolith. und 3 Bl. Text. qu. gr. Fol.) 1$^{5}/_{12}$ Thlr.

Wohnungs-Anzeiger, Allgem., von Danzig und dessen Vorstädten. 1864. Hrsg. von **C. E. Eyff.** 15. Jahrg. Danzig. Saunier in Comm. (2 Bl., 88 u. 110 S. gr. 8.) 1⅓ Thlr.

— — pro 1864/65 nebst Nachtrag. Hrsg. v. **C. E. Eyff.** 15. Jahrg. Ebd. (2 Bl., 128 u. 110 S. gr. 8.) 1 Thlr.

— — Elbinger für 1864. Hrsg. u. bis z. 1. Januar 1864 vervollständ. v. C. Meißner. Elbing. C. Meißner. (96 S. Lex.-8.) ⅚ Thlr.

Wolff's, Aug., Gesammelte und nachgelassene Schriften. Dresden. Kuntze. (VII u. 260 S. gr. 8.) 1 Thlr.

Woysch, Dr. Otto, Garnisonpred. u. Stdtpfarr. in Pillau, Mittheilungen üb. das sociale und kirchliche Leben in der Republik Uruguay. Berlin. Hertz. (IV u. 444 S. 8.) 2 Thlr.

Zbiór, Pieśni kościelnych, dla użytku szkół polsko-katolickich elementarnych. Torun. Lambeck. (100 S. 12. m. 1 Kpf.)

Ziegler, Pfarrer in Wehlau, Die aus den vier Evangelien zusammengestellte heilige Passionsgeschichte . . . 9. verb. Aufl. Wehlau. Druck v. C. Peschke. (63 S. 16.) 2 Sgr.

(— —) Liturgischer Gottesdienst am heiligen Abende des Weihnachtsfestes . . . Ebd. (8 S. gr. 8.)

(— —) Der Weihnachtswunsch. Ebd. (2 Bl. gr. 8.) S.

Periodische Literatur (1866).

„Schlesische Provinzialblätter. Hrsg. v. Th. Oelsner." N. F. 5. Jahrg. März. April. (S. 129—272.): Boehm, Schles. nach sr. Bedeutg. f. Preuß. in polit. u. wirthsch. Beziehg. Frz. Idzikowski, Nachr. v. d. ehemal. Franziskanerkloster z. Gleiwitz, in dess. Räum. d. 29. Apr. 1816 d. jetz. Gymnas. eröffn. wurde. C. Krone, Beitr. z. Gesch. d. Begründg. d. Steindruckerei in Schles. (Forts. u. Schl.) Chi, Was fehlt den meist. Landgemeind. Schles. u. wäre doch unschwer u. zu gr. Segen herzustell.? 3. Ländl. Kinderbewahr-Anstalten. Fritz Herring, d. Haus zu den 7 Galgen. Criminal-Gesch. aus Neisse's Vggh. Schlesier im Auslande: Feldmarsch.-Lieut. Zeisberg. Baron Carl v. d. Decken. M. K., Joh. Gottl. Fichte in Schles. Schles. Ausstellgn. im J. 1866. Schles. Briefe. (Forts.) — T., Zur Feier d. 50jähr. Besteh. der Kgl. Reg. z. Oppeln. J. Neugebauer, Gesch. d. Breslau. bürgerl. Schießplätze. Z. 50jähr. Jubil. besond. Schießfeste der Zechen u. Gewerke. Z. 50j. Jubelfeste d. Bürgerberges z. Goldberg. Dr. Bach, Fedde, Rödelius, Bericht üb. d. V. Vsamml. v. Turnlehr., Turnwarten u. Vertret. d. II. dtsch. Turnkreises. — Lit.- u. Kunstblatt. — Chronik u. Statistik. — Briefkasten.

Schriften der Kgl. physikalisch-ökonomisch. Gesellschaft zu Königsberg. 6. Jahrg. 1865. 2. Abth. Kgsbg. 1865. In Comm. bei W. Koch. (S. 77—215. 31—48. 23 S. Beil. u. Taf. IV. V.): Beiträge zur Flora des Königreichs Polen. Von C. Bänitz in Bromberg. 77—103. Beobachtungen üb. die Arten der Blatt- u. Holzwespen von C. G. A. Brischke u. Prof. Dr. Zaddach. (III. Abhdlg.) (Hiezu Taf. IV.) 104—202. Marine-Diluvialfauna in Westpreussen. Von Dr. G. Berendt. (Hiezu Taf. V.) 203—209. Bericht üb. d. Bernstein-Sammlung der Gesellschaft. Von Dr. A. Hensche. 210—215. — Sitzungsberichte pro Oct.-Decbr. 1865. 31—36. Bericht f. 1865 üb. d. Bibliothek d. Kgl. phys.-ökonom. Gesellsch. v. Prof. Dr. Rob. Caspary. 37—48. Anhang: Bericht üb. d. geognostisch. Untersuchungen d. Prov. Preußen, dem hoh. Landtage der Prov. Preußen überreicht von d. Kgl. phys.-ökon. Gesellsch. zu Kgsbg. 1—5. Beilage A. Bericht an d. Kgl. phys.-ökon. Gesellsch. z. Kgsbg. üb. die geognostisch. Kartenaufnahmen d. J. 1865 innerh. d. Prov. Preußen v. G. Berend. 6—12. Beil. B. (Bericht) von Prof. G. Zaddach. 13—19. (Erklärg. d. Abbildg.) 20. m. 1 Bl. Abbild. Beil. C. Bericht üb. d. Sammlungen d. phys.-ökon. Gesellsch. v. Dr. A. Hensche. 21—23.

Die **preuß. Agende** von 1829 gegenüb. dem liturg. Bildgsstandpkt. u. Bedürfn. d. Ggw. [**Evang. Gemeindebl.** 17—19.]

Die Verbreitg. des Dammwildes in d. **Prov. Preußen**. Vom Kgl. Pr. wirkl. Forstmeist. zu Gumbinnen im Aug. 1864. [Forstl. Blätt. hrsg. v. J. Th. Grunert. 12. Hft. 1866. S. 155—168.]

S Ueb. Unglücksfälle an d. **Preuß. Ostsee-Küste** 1865 nach amtl. Ermittlgn. [**Westpr. Ztg.** 77.] Vgl. Seeunfälle. [Kgsbg. **Amtsbl.** 15.]

P—e. Dünenbilder an d. **Kurischen Nehrung**. (m. 2 Orig.-Zeichngn. v. H. Penner. [Illustr. Ztg. 1186.]

Der Pregel mit sein. Neben- u. Ausflüssen in d. kurische und frische Haff. [Kgsbg. Amtsbl. 14. 18.]
℅ Die Bestrebungen des Preuss. Provinzial-Turnverbandes. [Danz. Ztg. 3607.]
Ẑ Bei sämmtl. Schiedsmännern des Danz. Reg.-Bez. waren im J. 1865: 7006 Streitsachen anhängig. [Westpr. Ztg. 78.]
Die wünschenswerthe Cultivirung der Rohrnutzg. (im Danz. Reg.-Bez.) betreff. [Danz. Amtsbl. 13—15.]
n. Die Entwässerung d. Danz. Werders. [Danz. Ztg. 3601.]
Die Strohdächer in d. Städten des Reg.-Bez. Kgsbg. [Kgsbg. Amtsbl. 13.]
Statist. Notizen über den telegraph. Verkehr im J. 1865 im Marienwerd. Reg.-Bez. [Marienw. Amtsbl. 14.]
Ablösbarkeit der in d. Marienburg. Werdern unt. d. Bezeichnung „Kalende u. Vitaltag“ bestehend. Abgaben. [Ztschr. f. d. Landeskultur-Gesetzgebg. d. Preuß. Staat. N. F. 7. Bd. 2. Hft. S. 193—217.]
Ẑ Zur Statistik des Marienburg. Kreises. [Westpr. Ztg. 75.]
Falkenberg, Ein Denkmal aus alter Zeit (e. Taufschüssel aus d. erst. Jahrzehnden des 14. Jahrh. in d. Kirche zu Alt-Christburg. [Evang. Gemeindebl. 16.]
Die Stadt Creuzburg in Ostpr. u. ihre Zukunft bezügl. ihr. Verkehrsmittel. [Kgsbg. Hartgsche Ztg. 98. Beil. 1.]
z. Ein wichtiger Gedenktag für Danzig (der 28. März 1793 als es an Preußen kam.) [Westpr. Ztg. 74.]
Zur Bevölkerungsstatistik d. Stadt Danzig. [Danz. Amtsbl. 11. 12. vgl. jedoch Westpr. Ztg. 71, nach welch. d. Zahl der in Danzig Vstorb. in all. statist. Bericht. viel zu hoch angegeb. wird.]
Rückblick auf d. Getreidehdl. Danzigs im vgang. Jahre. [Danz. Dampfb. 16.]
Das photogr. Bild des Innern d. St. Bartholomäus-Kirche zu Danzig von Busse. [Westpr. Ztg. 97.]
Museum (in Danzig.) [Ebd. 81. 85. 86.]
Naturforsch. Gesellsch. zu Danzig; ord. Sitzg. 7. März. (Dr. S. Bericht über Dr. Wallenberg's Vortr. üb. einige Volkskrankh. d. M.-Alt. nach Hecker u. Hirsch u. üb. Anstellg. v. Grundwasser-Beobachtg. in Danzig. — ord. Versamml. 21. März. Dr. Abegg bericht. unt. Vorzeigung einig. Präparate u. verschied. Abbildg., besond. d. Icones physiol. v. A. Ecker in Freiburg, üb. d. Stand d. Ktniß der Entwicklgsgesch., namentl. d. Säugeth. u. Vögel.) [Danz. Ztg. 3553.]
Ẑ General-Versamml. d. Danz. Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger (Commerz.-R. Bischoff als Vorsitzd. erstatt. Bericht üb. die Thätigk. d. Vereins währd. s. 1jähr. Bestehens: 25 Sitzgen. Jahreseinnahmen: 5517 Thlr. 18 Sgr. 4 Pf. darunter: a) einmalige 5229 Thlr. 8 Sgr. 4 Pf. b) jährl. 288 Thlr. 10 Sgr. Ausgaben: 2835 Thlr. 17 Sgr. 6 Pf. Ueberschuß: 2682 Thlr. 10 Pf. Beigesteuert hb. außer Danz. nur d. Kreise Marienw., Strasbg., Marienb., Stargardt u. Neustadt u. die Städte Graudenz, Thorn, u. Elbing, woselbst sich ein besond. Localverein constit. hat. Durch Corvettencapt. Werner aufgeford. sammelte u. überwies die Redact. d. Ztschr. „Daheim“ dem Verein 1650 Thlr. u. die Königin Augusta übermitt. 100 Thlr. — 2 Rettungsstation. Leba u. Koppalin mit Localvereinen; 2 bei M'Donald in Hamburg gefert. Boote (zus. für 2450 Thlr.): „Daheim“ in Leba im Sept., „Auguste Werner“ im Nov. in Koppalin aufgestellt. — Raketen-Apparate sind in d. Feuerwerkslaborator. in Spandau z. Selbstkostenpreise bestellt. — Als nächste Stationen sind Hela u. Bodenwinkel in Aussicht genommen, zu deren Errichtung d. dtsche Gesellsch. z. Rettg. Schiffbrüch. (in Bremen), an deren Kasse der Danz. Verein den Ueberschuß v. 2000 Thlr. abgeführt, 5400 Thlr. zur Verfügung stellt. — Jahresber. u. Statuten sollen gedr. werd.) [Danz. Ztg. 3605.]
(Elbinger) Lokal-Notizen. XLIII. (u. a. üb. d. Constituirung d. Local-Vereins z. Rettg. Schiffbrüch., im Anschluß an den Danz. Bezirks-Verein d. 30. Apr. [N. Elbinger Anzeiger 104.]
H. A. Der Ringwall in Jablonowo (m. 1 Zeichn.) [N. Pr. Prov.-Bl. XI, 113—118.]
J—z. Etwas Geschichtl. aus d. J. 1823. (betreff. d. „Privat-Verein z. Unterstützg. hiesiger (Kgsbg.) Armen.“) [Kgsbg. N. Ztg. 81.]
Eug. Gierke, der Dom zu Kgsbg. in Pr. [Kgsbg. Hart. Ztg. Beil. zu 79—82.]
Notizen aus d. Kgsbg. Kunstleben. [Ebd. 83.]

△ Pillau, 27. März. (b. **Kgsbg**, Verein z. Rettg. Schiffbr. ht. beschloss. 2 eis. Rettgsboote zu bauen u. in **Kraxtepellen** v. **Alttief** auf d. Nehrung aufzustell.) [**Danz. Ztg.** 3545.]
C. Boie, Pfarr. in Pröbbernau, Thurmbau in **Neukirch**. [**Evang. Gemeindebl.** 12.]
L. P(rowe), d. **Thorner** Blutbuch v. 1566—1669. [**N. Pr. Prov.-Bl. XI**, 121—123.]
D. 25j. Jubiläum d. Direct. d. **groß. Hospitals im Löbenicht** Ernst **Bandisch**. [**Ostpr. Ztg.** 89.]
Ein preuß. Veteran (Nekrol. Joh. Ant. **Beltzer's** geb. z. Braunsberg 19. Sept. 1789, † 25. März 1866 in St. Albrecht b. Danzig) [**Westpr. Ztg.** 87.]
Aus Südbrasilien. (Aus ein. Bericht üb. „d. Deutschen u. die dtsch.-evangel. Kirche in Südbrasilien" in d. Ztschr. f. d. dtsch.-evang. Mission in Amerika von unserm Landsmann Dr. **Borchard**, seit 1864 Pastor d. dtsch.-ev. Gemde. zu St. Leopoldo in d. Prov. Rio Grando do Sul in Südbrasil.) [**Evang. Gemdebl.** 14.]
Borowski, Von d. Schönheit d. christl. Todes, Rede, am Sarge des Freicorporals beim **Lehwaldischen** Regimente, Herrn Friedrich **von der Brincken**, zu Döbeln in Sachsen 1762 d. 14. Nov. gehalten (aus ein. hdschr. Samml. z. erstenmal abgedr. [Ebd. 14. vgl. 15. 16.] **Jordan** in Ragnit, ein kurzes Wort der Erinnerung. an **Borowski** [18.]
Merleker, Reg.-Assessor, Wegen des Aennchen von Tharau (von **Simon Dach**) [**Unterhaltg.** d. lit. Kränzch. in Kgsbg. 11. 12.]
* Auch ein Jubiläum (d. 25j. des Kgsbg. Chronisten, Localrefer. u. Corresp. f. d. meist. Provinzialblätt. Ost- u. Westpr. **Conrad Flögel**, der 1841 Mitarbeit. d. Hartgsch. Ztg. wde.) [**Kgsbg. N. Ztg.** 103.]
E. v. Schmidt, **Rudolf Gottschall** als Dramatiker. [Dtsch. Mus. 10 f.]
M., Musikdirect. Edw. **Granzin** (Organist d. St. Joh. Kirche in **Danzig**) † 30. Apr. 65 J. alt. [**Danz. Ztg.** 3597.]
Arnold Schlönbach, Ein Kampf um Rom. **Ferdinand Gregorovius** gewidm. (Gedicht.) [Dtsch. Mus. 12.]
Herder üb. d. Kaiser **Leopold II.** [Bremer Sonntagsbl. 9.]
Empfehlung d. (v. Pfarr. **Karpowitz** in **Kraupischken**, Kr. Ragnit zu bildenden) **Karpowitz-Vereins** z. Untstzg. unverheir. Töchter vstorb. Geistl. in d. Prov. Preußen. — Statut. [**Amtl. Mittheilg.** d. Kgl. Konsist. z. Kgsbg. i. Pr. 4. Stück. No. 523.]
Nachr. üb. d. erfreul. Fortgang der von Dr. **Mannhardt** unternomm. Samml. agrarisch. Gebräuche, insbes. der Erntesitten. als Anfang e. Quellenschatzes der germanisch. Volksübliefrg. [Correspondenzbl. d. Gesammtvereins d. dtsch. Gesch.- u. Alterthsvereine. (Febr.) No. 2.]
L. P. Die berliner Bildhauerschule. (Notiz über den aus **Kgsbg.** gebürt. Bildhauer **Siemering**, e. Schüler Bläsers.) [Die Grenzboten. 13. S. 503.]
R., Ein Begräbniß (des 79j. Pfarr. **Weber** zu **Döbern**, Diöz. Pr. Holland.) [**Evang. Gemdebl.** 18.]

Anzeige.

Antiquarischer Anzeiger der Theod. Bertling'schen Buch- und Antiquar-Handlung in **Danzig**. No. 8. Febr. März 1866. (8 S. 4.) [Inh.: Belletristik. — Theol. u. Philos. — Rechts- u. Staatsw. — Medic. u. Naturw. — Neuere Spr. — Gesch. Geogr. Reisen. — Mathem. u. Astron. — Haus- u. Landwirthsch. Thierheilk. — Vermischte Werke.]

Ueber den Nord-Ostsee-Canal und die verschiedenen dazu in Vorschlag gebrachten Linien.

Ein Vortrag, gehalten im Kaufmännischen Verein zu Königsberg am 18. April 1866

von

Consul J. H. Brockmann.*)

(Mit einer autographirten Karte.)

Nachdem seit Jahrhunderten eine directe Wasserverbindung zwischen der Nordsee beabsichtigt und im bescheidenen Maaßstabe auch wirklich zu Stande gebracht worden, ist seit 1848 und namentlich in neuester Zeit, wo die Ostseehäfen wiederum durch die Dänische Blockade gewaltig in ihren Handelsinteressen geschädigt wurden, die Ausführung eines Canals von Deutschen der verschiedensten Partheien ernstlich angestrebt worden. Diese Wasserverbindung soll nicht, wie der Stecknitz-Canal und der Eider-Canal nur für kleinere Fahrzeuge benutzbar, sondern auch den größten Kriegs- und Handelsschiffen eine schnelle und sichere Durchfahrt zu gewähren im Stande sein.

Unter den verschiedenen in Vorschlag gebrachten Richtungen hebe ich zunächst die von der Mündung der Elbe nach der Mündung der Trave und ganz besonders von St. Margarethen nach Travemünde hervor.

Schon eine kurze Beleuchtung dieses Canal-Projects und eine unpar-

---

*) So sehr der politische und nationale Standpunkt, den man bei Erörterung des obigen Themas wiederholt und ausschließlich eingenommen hat, seine Berechtigung verdient, so wird man es dem geehrten Herrn Verf., einem Kaufmann, wol Dank wissen, diese wichtige Frage nun auch einmal von der merkantilen und internationalen Seite beleuchtet zu haben. D. H.

theitische Vergleichung mit den andern Linien, wird die Vorzüge desselben bald hervortreten lassen und zeigen, daß gerade diese Wasserstraße im Stande sein würde, alles das zu leisten, was von einem projectirten Nord-Ostsee-Canal verlangt wird.

Der Hauptzweck des Canals soll sein: die Nord- und Ostsee in vortheilhafterer Weise zu verbinden, als solches durch den von der Natur geschaffenen Weg durch den Sund, die Belte, das Cattegat und Skagerrack geschieht; und zwar aus dem Grunde, weil die Fahrt durch die genannten Gewässer für den gesammten Schiffsverkehr zwischen der Ostsee einerseits und der Nordsee, so wie den dahinterliegenden andern Gewässern andererseits, gefährlich und für den größten Theil des Verkehrs sehr zeitraubend ist. —

Die Entfernung von Travemünde nach der Elbemündung beträgt in gerader Linie circa 16 deutsche Meilen, dagegen die durch den Sund 160 deutsche Meilen, also 144 Meilen mehr. Bei sämmtlichen holsteinschen, mecklenburgschen, preußischen, russischen und schwedischen Häfen bis herunter nach Ystadt ist die Abkürzung des Weges 118 Meilen; für Häfen von Ystadt ab bis hinauf nach Göteborg, für die schleswigschen und dänischen Häfen ist dieselbe je nach der Lage verschieden; sie nimmt nach Norden allmählich ab und dürfte bei Cap Skagenshorn fast gleich Null sein. Umgekehrt beträgt für die meisten und wichtigsten Häfen der Nordsee und der mit der Nordsee in Verbindung stehenden Gewässer die Abkürzung nach der Ostsee 60, 80 bis 100 deutsche Meilen. Die Häfen der deutschen Nordseeküste, die holländischen, belgischen, französischen und überhaupt alle vom Canal südlich gelegenen Häfen, werden also der Ostsee durch den Nord-Ostsee-Canal bedeutend näher gerückt; desgleichen alle überseeischen Plätze, von denen ausgehend die Schiffe ihren Weg nach der Nordsee und der Ostsee regelmäßig durch den englischen Canal nehmen. Für die englischen Häfen bis hinauf nach Hull und Newcastle tritt dieselbe Zeitersparniß ein, von da ab bis nach der Nordspitze von Schottland wird die Differenz immer geringer und hört bei Cap Duncansbyhead, der äußersten Nordspitze von Schottland ganz auf. —

Daß, je südlicher der Canal angelegt wird, desto kürzer der Weg und desto größer daher der Nutzen für die Schifffahrt wird, zeigt ein Blick auf

die Karte. Wenn man nun noch in Erwägung zieht, daß ein Segelschiff bei mittlerer Geschwindigkeit und günstigem Winde zu 150 Meilen circa 100 Stunden, ein Dampfer von mittlerer Geschwindigkeit circa 65 Stunden braucht, so wird es klar genug, daß der Weg durch den Canal den Schiffen einen bedeutenden Zeitgewinn sichert.

Der indirecte Gewinn ist indeß namentlich bei Segelschiffen noch bedeutend größer, indem derselbe Wind, der das Schiff zum Eingang des Canals gebracht hat, es auch auf demselben befördert und beim Austritt aus demselben weiter treibt, während die Schiffe bei ihrer Fahrt um die Nordspitze von Jütland — in dem Sund, dem Cattegat und Skagerrack — den Wind aus verschiedenen Richtungen haben müssen. Diese verschiedenen Winde stellen sich aber nicht immer nach Bedarf ein und die Fahrt durch den Sund wird oft Tage und Wochen lang verzögert. Den Segelschiffen gewährt der Canal ferner auch noch den besondern Vortheil, daß sie sich selbst bei ganz contrairem Winde bugsiren lassen können, um bei erster günstiger Gelegenheit die Reise fortzusetzen; ebenso können auch Dampfschiffe bei ganz ungünstigem Winde auf dem ruhigen Wasser des Canals noch verhältnißmäßig schnell vorwärts kommen.

Als ein fernerer Gewinn, den ein Canal gewährt, ist die größere Sicherheit der Schifffahrt durch denselben zu beachten. Die Fahrt um die Nordspitze von Jütland gehört bekanntlich zu allen Zeiten, namentlich aber im Herbst, Winter und Frühjahr zu den gefahrvollsten. Die Dünen von Skagen tragen mit Recht den Beinamen „Kirchhof der Schiffe", sie haben schon tausende von Fahrzeugen untergehen sehen; und ebenso bietet die Westküste von Jütland, auch „Eiserne Küste" genannt, gleichfalls in ihrer ganzen Ausdehnung den Schiffern nirgends einen Zufluchtsort. —

Die Folge davon ist die Steigerung der Assecuranz-Prämie für die Schiffe, welche den Weg durch den Sund und das Cattegat nehmen. Die Prämie ist für solche Fahrten, obgleich das Land fast nie aus dem Auge verloren wird, dennoch höher, wie für Reisen über den atlantischen Ocean.

In höherer volkswirthschaftlicher Beziehung aber wiegt, außer dem annähernd zu berechnenden Verlust von Schiffen und Waaren, die alljährlich bei dieser Fahrt zu Grunde gehen, noch der unschätzbare Verlust an Menschenleben besonders schwer.

Die beiden großen Leistungen des Nord-Ostsee-Canals — größere Schnelligkeit und größere Sicherheit der Fahrt — kommen nun sowohl der Handels-, wie auch der Kriegsmarine aller deutschen und befreundeten fremden Staaten zu Gut. Ein besonderer Vortheil für die deutsche und befreundete Kriegsflotte entsteht aus der Leichtigkeit, mit welcher vermittelst des Canals die Kriegsschiffe von der Ostsee in die Nordsee und umgekehrt passiren können, während feindliche Flotten den Weg um Cap Skagenshorn nehmen müssen. Ferner liegt eine Flotte im Canal selbst, allen feindlichen Angriffen entzogen, sicher, kann von dort aus in sehr kurzer Zeit schlagfertig in der Nordsee und wiederum in der Ostsee erscheinen, ebenso sich jeden Augenblick wieder zurückziehen, wenn Stürme oder feindliche Uebermacht dazu zwingen. — Die Zahl der Kriegsschiffe, welche zum Schutz der deutschen Küsten und der deutschen Schifffahrt in der Ostsee und Nordsee erforderlich ist, kann auf diese Weise ein Bedeutendes geringer sein, wodurch die Kosten der Kriegsmarine außerordentlich verringert würden.

Aber alle diese großen Vorzüge, welche einen Nord-Ostsee-Canal im Vergleich mit dem Cattegat auszeichnen, kann derselbe nur dann im vollen Umfange zur Geltung bringen, wenn er

1) die nöthige Tiefe von 25 bis 30 Fuß hat, damit Schiffe jeden Tiefganges denselben passiren können;

2) wenn sein Lauf nicht durch Schleusen unterbrochen wird, sondern höchstens an den beiden Endpunkten solche angelegt werden;

3) wenn die passendsten Ein- und Ausgangspunkte gewählt werden und zwar nicht nur allgemein in nautischer, sondern auch in strategischer Beziehung (man muß von den Endpunkten aus sofort in das große freie Fahrwasser der Ost- und Nordsee gelangen);

4) wenn er soweit, als möglich südlich liegt, um vor feindlichen Angriffen vom Lande aus besser geschützt zu sein, und weil dem größten Theil der Schifffahrt der Canal um so bequemer liegt, je südlicher er angelegt ist;

5) wenn er in der Richtung von Osten nach Westen geht, weil die den Canal benutzenden Schiffe sich in dieser Richtung oder umgekehrt bewegen.

Mit mehr oder weniger Rücksicht auf diese Vortheile und die Erfordernisse eines Nord-Ostsee-Canals sind eine ganze Reihe von Linien in Vorschlag gebracht, wobei jedoch von den alten bestehenden Wasserverbindungen ganz Abstand genommen worden ist. Warum das geschehen, möge folgender kurzer Ueberblick zeigen.

Der Eider-Canal, 1777 bis 1778 erbaut, beginnt bei Tönningen, berührt Rendsburg und endet bei Kiel. Ihn können nur solche Schiffe benutzen, welche nicht über $9^1/_2$ Fuß Tiefgang haben. Eine Vergrößerung desselben ist vielfach angeregt, doch sind die Hindernisse, ihn zu einem bedeutenden Nord-Ostsee-Canal zu machen, sehr schwer, vielleicht gar nicht zu überwältigen und zwar wegen der vielen außerordentlich starken Krümmungen und höchst ungünstigen Beschaffenheit des Fahrwassers vor der Mündung der Eider.

Der Stecknitz-Canal, einer der ältesten Canäle in Europa; 1391 bis 1398 von Lübeck gebaut, hat nur eine sehr unbedeutende Tiefe und zu einer Erweiterung dürfte der Endpunkt Lauenburg zu ungünstig sein, weil die Elbe daselbst nur eine geringe Normaltiefe hat.

Historisch sei noch der Alster-Trave-Canal genannt, der 1525 hauptsächlich durch Beihülfe Lübecks zu Stande gebracht wurde. Im Jahre 1550 hörte jedoch auf diesem Canal die Schifffahrt wieder auf. Das Bett desselben ist noch heute unter dem Namen Alte Alster, Westergraben, Alster-Canal bekannt. Eine Erneuerung ist allerdings angeregt, jedoch scheint gegen dieselbe der Umstand zu sprechen, daß die Elbe bei Hamburg zwar für große Segelschiffe passirbar ist, jedoch nur für solche, die nicht über 18 Fuß Tiefgang haben.

Die neuen Canal-Projecte sind:

Ripen-Kolding,

Ripen-Hadersleben,

Ballum-Apenrade,

Hoyer-Tondern-Flensburg,

Büsum-Rendsburg-Eckernförde,

Stoerort-Kiel (nur für die kleine Schifffahrt berechnet).

Diese hat man jedoch in letzter Zeit ganz bei Seite gelegt und die Projecte:

Husum-Schleswig-Eckernförde,
St. Margarethen-Eckernförde,
Brunsbüttel-Kiel,
St. Margarethen-Travemünde,
resp. Stoerort-Travemünde

aufgestellt.

Näher betrachtet stellen sich die Verhältniße also heraus:

1) Husum-Schleswig-Eckernförde, die kürzeste und billigste von allen Canal-Projecten, circa 7 $1/2$ Meilen lang, kostet etwa 9,000,000 Thlr., jedoch sind darin nicht inbegriffen die in den Watten bei Husum herzustellenden Häfen und Canal-Einfahrt. Die Tiefe ist nur auf 22 Fuß projectirt. Bei größerer Tiefe würden natürlich auch die Kosten bedeutender sein.

Den Vorzügen der Billigkeit gegenüber sind aber die Nachtheile zu bedeutend. Diese Linie erfüllt nicht die Ansprüche, welche an einen Nord-Ostsee-Canal gestellt werden.

Vornehmlich liegen die Endpunkte des Canals, was doch eine große Hauptsache ist, sehr ungünstig. Auf der Westseite ist der Zugang nach Husum besonders gefährlich, derselbe ist nur auf einem schmalen 6 Meilen langen Wattenstrom, der sich zwischen Wattgründen und Sandbänken hinschlängelt, zu erreichen. Die Tiefe dieser 6 Meilen langen Passage ist nach Angabe der Deichinspectoren und nach den Seekarten nur 13 Fuß.

2) St. Margarethen-Eckernförde; Länge 11 $1/4$ Meilen, Baukosten etwa über 28,000,000 Thlr., erhält eine Schleuse an der Elbe, zum Schutz gegen Ebbe und Fluth.

Die Lage von St. Margarethen dürfte wohl genügen, Eckernförde liegt indessen als Endpunkt des Canals zu weit nördlich und für den Verkehr, dem ein Canal doch nützen soll, zu sehr versteckt, als daß Eckernförde ernstlich in Frage kommen könnte.

3) Brunsbüttel-Kiel; Länge circa 12 Meilen, Baukosten circa 17,000,000 Thlr., ist 25 Fuß tief und mit 6 Schleusen projectirt. Dieser Kostenanschlag erscheint sehr gering, wenn man bedenkt, daß die St. Margarethen-Eckernförder-Linie auf circa 28,000,000 Thlr. veranschlagt ist. Nach der Berechnung des Oberbaurath Lentze würde ein nach Kiel anstatt

nach Eckernförde geführter Canal circa 11,000,000 Thlr. mehr kosten, als der St. Margarethen-Eckernförder-Canal. Hiernach würde also der Kieler Canal, wenn er in demselben Maaßstabe, wie der St. Margarethen-Eckernförder-Canal und mit nur einer Schleuse ausgeführt wird, circa 39,000,000 Thlr. und darüber kosten.

Der westliche Endpunkt Brunsbüttel, der Mündung der Elbe ziemlich nahe gelegen, würde einer der besten Endpunkte sein, ebenso wie St. Margarethen. Der östliche Endpunkt Kiel dagegen liegt sehr ungünstig. Dieses Project hat allerdings den Vorzug, daß es den augenblicklich an und für sich besten Ostseehafen hat.

Das ist aber auch der einzige Vorzug; jedoch höher, als dieser Vorzug ist der Nachtheil der versteckten Lage des Ortes anzuschlagen, welcher die Ansegelung Kiels für den großen Schifffahrts-Verkehr unbequem, gefährlich und zeitraubend macht.

Vom deutsch-strategischen Gesichtspunkte aus erscheinen ferner sowohl die in Eckernförde, wie in Kiel mündenden Linien, als auch die an den Endpunkten anzulegenden Kriegshäfen zu nördlich gelegen.

4) St. Margarethen-Travemünde. Gleichzeitig mit diesem Project hat man das von Störort-Neritz-Travemünde in Anregung gebracht. Selbiges stimmt ziemlich mit dem St. Margarethen-Travemünder überein, nur ist Störort nicht mehr ganz so günstig gelegen, als St. Margarethen.

Das Project St. Margarethen-Travemünde dürfte wohl vor allen den meisten Vorzug verdienen, deshalb möge auf dasselbe näher eingegangen und es mit den andern Linien verglichen werden. Die Länge dieses Canals beträgt etwas über 16 Meilen. Er ist mit 2 Endschleusen projectirt und die Baukosten würden fast 50,000,000 Thlr. erreichen. Er beginnt in der Mündung der Elbe, wo die meisten in Betracht kommenden Linien ihren Anfang nehmen. — Die Ansegelung der Elbe ist verhältnißmäßig noch immer die bequemste und sicherste, die sich für einen Nord-Ostsee-Canal an der Westseite darbietet. Die Tiefe des Fahrwassers vor der Elbe und in derselben bis St. Margarethen ist bedeutend und frei von Sandbänken, die häufigen Veränderungen unterworfen sind. Der Canal ist projectirt mit nur einer Endschleuse bei St. Margarethen und einer nur in Ausnahmsfällen zur Verwendung kommenden Schutzschleuse

in der Nähe des östlichen Endpunktes. Die Schiffe würden also in der Regel nur eine Schleuse, nehmlich bei St. Margarethen und nur bei besonders niedrigem oder besonders hohem Wasserstande in der Ostsee, würde die Schutzschleuse den Canal gegen die Ostsee absperren und die Schiffe in diesem Falle also 2 Schleusen zu passiren haben.

Der Canal geht circa 12 Meilen auf Holsteinschem und circa 4 Meilen auf Lübeckschem Gebiet. Der Lauf ist sehr gerade und es kommen nur höchst schwache Krümmungen vor. Das Terrain, welches er durchschneidet, steigt auf den ersten 9 Meilen von 3 bis 118 Fuß und nimmt alsdann bis Travemünde allmählich wieder ab.

Hinter Lübeck geht der Canal, der sich im Thal der Trave befindet, in die Pötznitzer Wyck. Aus dieser geht westlich die Trave in die Ostsee. Dem Canal wird jedoch noch eine andere Mündung östlich gegeben, wo er die kleine Landzunge, der Privall genannt, durchschneiden soll. Auf dieser Stelle hat nach den Angaben der Chronik die Trave in den Jahren 1234 bis 1286 ihre Mündung gehabt.

Bei Travemünde ist also der Punkt, wo der Canal in die Ostsee mündet und von dort führt der Weg schnurgerade in das große Fahrwasser der Ostsee.

Unter allen vorgeschlagenen Mündungen des Canals an der Ostseite ist keine günstiger gelegen, als gerade die bei Travemünde. Während alle andern in Vorschlag gebrachten Punkte versteckt und aus der Richtung zu weit nach Norden liegen, bietet das Lübische Fahrwasser keine Hindernisse; die Fahrt nach Travemünde ist bequem und frei und auch der Weg dahin der kürzeste für die große Schifffahrt und Travemünde selbst der südlichste denkbare Endpunkt eines Nord-Ostsee-Canals.

Hiebei mag noch erwähnt werden, daß von dem Lübischen Fahrwasser nach der Mündung der Elbe ein Canal hergestellt werden könnte, der circa 2 Meilen kürzer ist, als der zuletzt erwähnte. Es liegt auch dafür ein Project vor, nehmlich von Hafkrug nach Brunsbüttel. Hafkrug liegt auf dem halben Wege zwischen Travemünde und Pelzerhaken, also an der südwestlichsten Ecke des Lübischen Fahrwassers. Diese projectirte Verbindung kostet circa 47,000,000 Thlr. und kann nur mit 6 Schleusen hergestellt werden, weil das Terrain, welches von den Linien St. Margarethen-

Travemünde, Brunsbüttel-Kiel und der Ostsee begrenzt wird, für die Herstellung eines Canals höchst ungünstig ist, aus welchem Grunde wohl auch das Project Störort-Kiel nur für die kleine Schifffahrt berechnet ist. Es ist daher von dem Project Brunsbüttel-Haßkrug ganz Abstand genommen. —

An und für sich entspricht der St. Margarethen-Travemünder-Canal von allen vorgeschlagenen Linien am meisten den Anforderungen, welche an einem Nord-Ostsee-Canal zu stellen sind. Nur darin ist das Project ungünstiger gestellt, als die meisten übrigen, daß zu dessen Ausführung ein größeres Capital gehört, als für andere. Indessen ist in erster Reihe doch nur darnach zu forschen, welche Linie in nautischer und commercieller Beziehung die vortheilhafteste ist. Der Kostenpunkt, wie wichtig er auch immerhin sein mag, kann bei einer Anlage, welche den internationalen Interessen Deutschlands und dem Welthandels-Verkehr dienen soll, immer erst in zweiter Reihe in Betracht kommen. — Es würde also nur dann von der theureren Linie abzustehen und statt deren die billigere zu wählen sein, wenn der erstern nicht so entschiedene Vorzüge zur Seite ständen, daß dadurch der erforderliche Mehraufwand gerechtfertigt würde.

Eine im Jahre 1863 in Schleswig erschienene Schrift, betitelt: „Durchstich der holsteinischen Landenge zwischen Ostsee und Nordsee" sagt in Betreff der östlichen Ausgangspunkte: „So trefflich auch die Häfen Kiel und Eckernförde immerhin sein mögen, so ist doch nicht zu verkennen, daß dieselben in einem sehr unbequemen Winkel der Ostsee liegen; in einem Fahrwasser, das durch die Strömungen der Belte für den Seefahrer lästig und durch die Nähe der Dänischen Inseln und Fehmarns gefährlich wird. — Es ist an der ganzen deutschen Ostsee keine Bucht bedeutsamer für die Schifffahrt, als die Neustädter Bucht — das Lübische Fahrwasser. Sie reicht am weitesten in das Land hinein; sie tritt dem breiten Busen der Elbe am nächsten; sie allein hat völlig freien Zugang bis zu ihrem innersten Winkel: sie allein ist bei jedem Winde zu erreichen und zu verlassen. Sie hat ein überall freies, durch keine Untiefen unterbrochenes Fahrwasser. Sie ist die einzige von diesen Buchten, welche fast beständig, wenn nicht die Ostsee selbst gefriert, den ganzen Winter hindurch frei vom Eise bleibt. Sie ist in gleichem Maßstabe gegen Dänemark, Schweden, Rußland und die deutsche Küste geöffnet. Sie genießt alle Vorzüge, welche

die Ansegelung der alten Hansestadt Lübeck hatte und welche diese zur Beherrscherin der Ostsee machten. Auf die Fahrt nach Lübeck sind alle maritimen Einrichtungen der Ostsee zugestellt. Die gegenstehenden Leuchtfeuer von Darser-Ort und Gjedser-Odde führen durch die Enge zwischen Dänemark und Preußen; die Lichter von Fehmarn und Warnemünde bezeichnen die größte Breite des Fahrwassers und die Leuchtthürme von Pelzerhaken und Travemünde stehen gleichsam als Thorsäulen an dieser prachtvollen Meeresbucht."

Auch die im Juli 1864 in Danzig stattgefundene Versammlung der dortigen Schiffs-Capitaine und sonstigen Mitglieder des Seeschiffer-Vereins entschied sich in ihrem Gutachten über die Nord-Ostsee-Canal-Projecte einstimmig für die Elbe einerseits und das Lübische Fahrwasser andererseits.

Wie bereits erwähnt, ist der Weg über Travemünde bei Weitem der kürzeste und die Fahrstraße frei von allen Hindernissen, als Klippen, Untiefen und Strömungen, wobei als Beweis für die große Sicherheit des Lübischen Fahrwassers nur die Thatsache anzuführen ist, daß seit circa 30 Jahren kein Schiffbruch in demselben stattgefunden hat.

Da die Hauptrichtungen der Winde in den Gewässern der Ostsee und Nordsee West-Süd-West und Ost-Nord-Ost sind, so ist Travemünde von einem ostwärts kommenden Schiffe am leichtesten zu erreichen und im umgekehrten Falle zu verlassen. Selbst bei westlichen Winden können die nach der Neustädter Bucht bestimmten Schiffe, von Strömungen unbehindert, nach Ihrem Reiseziel aufkreuzen.

Sehr schwierig und gefahrvoll ist dagegen die Fahrt nördlich von Fehmarn, wie dieses durch die vielen Unglücksfälle bestätigt wird. Die Route ist bedeutend beschränkter und namentlich bei Nord-, nordöstlichen und nordwestlichen Winden ist der Stromlauf aus den Belten und der Seegang ans der Kieler Bucht mitunter sehr stark und das Auflaviren auf dieser Strecke sehr zeitraubend, häufig sogar unmöglich, so daß die Schiffe gezwungen sind, unter Fehmarn zu ankern, um andern Wind und andere Stromrichtung abzuwarten.

Der Hauptzweck — Zeitersparniß — würde also auf dieser Tour nicht erzielt werden. Wenn gleich durch Errichtung mehrerer Leuchtfeuer, die auf die dänischen Inseln kommen müßten, etwas die Fahrt erleichtert

würde, so bringen beengte Fahrwasser doch immer größere Gefahren. Wenn daher dem Seemann auf einer neu einzuschlagenden Route nicht ein Aequivalent durch Vermeidung solcher Passagen geboten wird, so würde er von Osten kommend, statt gegen West- und Süd-West-Winde mit Gefahr aufzukreuzen, doch lieber diese für die Fahrt durch den Sund günstigen Winde benutzen und nordwärts gehen.

In deutsch-strategischer Hinsicht bleibt zu erwähnen, daß sämmtliche nördlich von St. Margarethen-Travemünde projectirten Linien zu wenig geschützt sind.

Bei jedem erfolgreichen Angriff von Norden her, müßte ein Canal, der soweit nach Norden vorgeschoben liegt, entweder preisgegeben oder selbst zur Operationsbasis für die weitere Vertheidigung gemacht werden müssen. In diesem Falle wäre alsdann eine Benutzung des Canals unmöglich. Ja, selbst wenn ein Angriff zu Lande auch nicht erfolgreich wäre, so befinden sich doch die Häfen Kiel und Eckernförde als Endpunkte für den Canal zu sehr in den dänischen Gewässern. Der Zugang zu denselben führt von der Höhe von Fehmarn ab über 10 Meilen weit durch eine enge Meerespassage, die von den dänischen Inseln, deren Häfen und Durchfahrten gänzlich in die Flanke genommen ist, was bei einer Verbindung zwischen Travemünde und den östlichen Häfen nicht stattfinden kann, denn da geht die Fahrt gewissermaßen unter den Kanonen der deutschen Küste hin. Die Punkte Kiel und Eckernförde würden sich also gerade im entscheidenden Moment, in Kriegszeiten nutzlos erweisen.

Während auf dem Wege über Lübeck sich die deutsche Nord- und Ostseeflotte von ihren Hauptrevieren, der Helgoländer Bucht und den Rügenschen Gewässern aus am leichtesten stets rasch die Hand reichen können, ist bei einer auf die Kieler Bucht hinausmündenden Canallinie die Verbindung nur mit einem engen vom Feinde beherrschten Meerestheile eröffnet, der in Kriegszeiten nur durch den sehr engen und gefährlichen Fehmarn-Sund zu erreichen und zu verlassen sein würde.

Ein Kriegshafen bei Travemünde angelegt, beherrscht heute mehr, als einst in der Blüthezeit der Hansa die Ostsee, einer bei Kiel dagegen nur die Binnen-Gewässer zwischen den Herzogthümern und den dänischen Inseln.

Es ist noch ins Besondere ins Auge zu fassen, welcher der zu vertheidigenden Mündungspunkte der projectirten Canäle gegen einen Angriff von der See aus am besten gesichert werden kann. Hier erscheinen auf den ersten Blick Kiel und Eckernförde wegen ihrer engen Einfahrten den Vorzug vor Travemünde mit seinem offnen Lübischen Fahrwasser zu verdienen. Faßt man aber die Lübische Bucht als das auf, was sie nach Vollendung des Canals sein wird, nehmlich als eine Außenrhede, deren Ankergrund vortrefflich ist, und die Pötznitzer Wyk als den eigentlichen Ankerplatz der seefertigen Schiffe, so hat man vor Travemünde eine geräumige Rhede, auf welcher man den Schiffen vom hohen Strande aus auf's Beste zu Hülfe kommen kann und gleich hinter derselben hat man einen geräumigen schönen Hafen.

Travemünde, das bekanntlich schon in früheren Zeiten einmal befestigt war, eignet sich sehr gut zu einem Kriegshafen und die dabei liegende Pötznitzer Wyk hat Raum genug für jegliche Kriegs- und Marine-Einrichtungen.

Was die Rentabilität des Canals anbelangt, so dürften wohl durch Erhebung einer verhältnißmäßig geringen Abgabe sowohl die Unterhaltungskosten, als auch die normalen Zinsen des Anlage-Capitals gedeckt werden. Daß ferner der neue Canal eine lebhafte Küstenschifffahrt zwischen den deutschen Ufern der Nord- und Ostsee ins Leben rufen würde, ist anzunehmen und würden durch eine solche die Einnahmen natürlich bedeutend vermehrt werden, ebenso auch durch die Benutzung des Canals durch die Kriegsmarine.

Es versteht sich von selbst, daß die Rentabilität davon abhängt, in welcher Weise die Abgaben erhoben werden.

Zu empfehlen wäre für die Schiffe selbst eine Tonnenabgabe, je nach dem, ob Dampf- oder Segelschiffe, ob beladen oder in Ballast. Für die Ladungen dagegen müßte der Werth den Maßstab zur Verzollung geben. Die Erhebung einer Canal-Abgabe für Schiffe und Ladung, so daß jedes Schiff ohne Rücksicht auf den Werth der Ladung nur nach dem Tonnengehalt verzollt würde, wäre ungerecht und unpractisch, da dann die werthvolleren Ladungen ganz außer Verhältniß begünstigt, die Waaren von geringerem Werth hingegen wie z. B. Steinkohlen, Holz &c. übermäßig

hoch belastet würden; was zur Folge hätte, daß ein sehr großer Theil der Schiffe den Canal alsdann nicht benutzen würde.

Faßt man schließlich das Gesagte zusammen, so ergiebt sich, daß der Linie St. Margarethen-Travemünde wohl der Vorzug vor allen andern zuzuerkennen sei. Da ferner bei der Ausführung dieses Werkes vor Allem der allgemeine Welthandel, nicht der einer besondern Nationalität in Betracht kommen muß, so folgt von selbst, daß die Höhe des Kostenpunktes als Abschreckungsmotiv nicht aufkommen darf; ebenso muß auch das Beharren beim Hafen einer einzigen Stadt nicht festgehalten werden, da zukünftige politische Ereignisse die Bedeutung mancher so hoch gepriesenen Ostseehäfen für deutsche Interessen in Frage stellen könnten.

Dürfte auch gegenwärtig die Ausführung der projectirten Wasserverbindung vorerst von der Tagesordnung gestrichen werden, so bleibt es doch immerhin von Nutzen, die Projecte auch jetzt zu besprechen und der weiteren Erörterung anheim zu geben.

Die Einrichtung der Elementarschulen im Ortelsburger Hauptamte unter der Regierung König Friedrich Wilhelms I.

Von

Dr. M. Töppen.

König Friedrich Wilhelm I. hatte für das Kirchen- und Schulwesen ein äußerst reges Interesse. Er fand aber auf diesem Gebiete in der That noch sehr viel zu thun. Hatte es auch seit den Zeiten der Reformation ziemlich in allen Gegenden Preußens Kirchschulen gegeben, so reichten diese doch lange nicht hin, um den Grad der Bildung unter der Menge der Bevölkerung zu verbreiten, welchen das kirchliche Leben der Evangelischen nothwendig voraussetzt. Man hatte im siebzehnten Jahrhundert dadurch zu helfen gesucht, daß man den Pfarrern wenigstens in den größeren Kirchspielen Diakone zur Seite stellte; dies war noch vor dem Tartareneinfall in folgenden Kirchen der polnischen Aemter geschehen: Arys, Eckersberg, Nicolaiken, Wielitzken, Benckheim, Milcken, Kalinowen, Czichen, Kumilsko (Arnoldt Kirchengeschichte S. 480); nach demselben in Aweiden (Oweiden? Arnoldt S. 562) und in den Visitationsartikeln von 1666 und 1699 wird den Kirchenvisitatoren ausdrücklich aufgegeben, namentlich in den litauischen und polnischen Aemtern zu untersuchen, wo die Einsetzung eines Diaconus neben dem Pfarrer sich noch weiter empfehlen möchte (Grube corpus constitut. I. p. 76). Auch drang König Friedrich I. darauf, daß die Geistlichen in den litauischen und polnischen Aemtern ebensowohl wie in den deutschen jeden Sonntag Katechisationen halten sollten, 22. August 1701 (Jacobson Quellen des evangelischen Kirchenrechts der Provinzen Preußen

und Posen, Beilage S. 96). Aber die Hauptsache, die Vermehrung der Elementarschulen, betrieb erst König Friedrich Wilhelm I. energisch und mit dem sichtbarsten Erfolge. Schon vom Jahre 1718 an, in welchem er Litauen bereiste, beginnt die Reihe der auf diese wichtige Angelegenheit bezüglichen Maaßnahmen, im Jahre 1722 wurde eine eigene Kirchen- und Schul-Commission eingesetzt, im Jahre 1728 von der theologischen Facultät in Königsberg Vorschläge zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens eingefordert. Es folgte die Einsetzung der perpetuirlichen Kirchencommission oder des Kirchencollegiums vom 27. März 1734, die Verordnung über das Kirchen- und Schulwesen in der Provinz Preußen vom 3. April 1734, welche besonders das Elementarschulwesen, und eine zweite vom 25. October 1735, welche besonders das höhere Schulwesen betraf, dann die Principia regulativa vom 30. Juli 1736, in welchen die äußeren Verhältnisse der Elementarschulen vorgezeichnet werden, die Gründung des Mons-Pietatis-Fonds von 50,000 Thalern, dessen Zinsen nach der Stiftungsurkunde vom 21. Februar 1737 zu Lehrerbesoldungen verwandt werden sollten und die Visitationen in den letzten Jahren der Regierung des Königs. (Vgl. über diese Maaßregeln Jacobson a. a. O. S. 88 ff. Schmidt der Angerburger Kreis S. 118 ff. Wir benutzen außer den gedruckten Quellen namentlich noch ein Aktenstück der Kirchenregistratur zu Klein Jerutten: „Acta generalia der Ortelsburgschen Kircheninspection, betreffend die Schuleinrichtungs-Protokolle.")

Nur in wenigen Aemtern des Landes fand der König einen so eifrigen und geschickten Diener und Helfer in seinen Bestrebungen als den „Beamten, Cammerverwandten und adligen Gerichtsschreiber" Fischer in Ortelsburg, welchen der Erzpriester Dr. Pauli in Saalfeld, zu dessen Inspection damals das Ortelsburger Hauptamt gehörte, nicht nur vor andern in Kirchenangelegenheiten zu Rathe zog, sondern auch als „einen rechten Nehemia unserer Zeiten" bezeichnete. Schon am 17. October 1728 konnte Fischer dem Erzpriester über bedeutende Erfolge in dem Ortelsburger Amte berichten. Er selbst war unermüdlich von Dorf zu Dorf gereist, um die Einrichtung neuer Schulen zu betreiben, die Subsistenzmittel für die Lehrer zu beschaffen, die Hindernisse, welche sich dem Fortgange des Unterrichts entgegen stellten, aus dem Wege zu räumen. Er

benutzte jede Gelegenheit, um auf die Amtseinwohner und auf die Lehrer, ja auch auf die Geistlichen einzuwirken. Er ging dabei so weit, den Bauern vorzureden (was er als mendacium licitum selbst anführt), des Königs Wille gehe dahin, daß diejenigen, welche im Christenthum wohl informirt wären und lesen könnten, zu Besetzung ihres väterlichen und anderer Gründe vor allen andern den Vorzug haben sollten. Eine beträchtliche Anzahl von Schulen war gegründet; bei mehreren wie z. B. bei Willamowen, Schwentainen, Liebenberg waren verheirathete Lehrer angestellt, welche für jedes Kind ein Quartal-Schulgeld von 7 Groschen 9 Pfennigen, außerdem 20 Stof Korn, 5 Stof Gerste, 5 Stock Gricken, 1 Stof Erbsen, 1 Stof Salz, 1 Pfund Speck und 1 Hahn nebst 6 Stück Eiern, und halb so viel von jedem der Wirthe, welche keine Kinder zur Schule schicken, erhielten, bei anderen freilich nur solche unverheirathete, welche sich mit freier Kost reih um bei den Dorfeinsassen (mensa ambulatoria) begnügen mußten. Eine wichtige Unterstützung gewährte die Armenkasse, welche seit dem Jahre 1725 in den Dörfern, im Amte schon früher eingerichtet war, und in welche jeder Wirth monatlich einen Schilling, der Schulz aber gewisse Strafgelder, welche bishero zum Versaufen bestiniret," einlegte. Aus derselben wurden hie und da einem Schulmeister Kleider angeschafft, für arme Kinder das Quartal bezahlt und Bücher gekauft, und den Schulkindern, wenn sie in Gegenwart der Dorfeinsassen examinirt waren, „Schillinger ausgetheilet." Die nöthigen Bücher wurden anfangs selbst denjenigen, welche sie hätten bezahlen können, wenn sie sich schwierig zeigten, umsonst gegeben, „worauf denn ein solcher Zulauf nach den Büchern gewesen, daß man in einem Jahr auf 100 Thaler für Bücher allein ausgegeben und sie dergestalt unter die Leute gebracht. Später verstanden sich auch die morosesten dazu, sie zu bezahlen. Als sehr nützlich wurde später erkannt, die Bücher zur Stelle in Vorrath zu halten und, wo es gewünscht wurde, auf Credit zu geben. „Um aber in den Dörfern mehr Liebe zum Gottes Wort zu schaffen, ist von jedem Dorf eine polnische Bibel angeschafft und ihnen ausgetheilt, welche bereits aus den Dorfs-Armenkassen vergütet worden. Ich habe zwar auch, fährt der Berichterstatter fort, 50 Exemplaria von des bekannten Dambrowsky neu aufgelegten polnischen Postill über die evangelia praenumerando vor die

Dorfschulen acquirirt; da ich aber inne worden, daß des sel. Herrn M. Langhansen Kinderpostill, weil sie dem Vernehmen nach gedruckt werden soll, für die einfältigen Leute convenabler wäre, so halte damit an, solche Dombrowsky-Postill auf die Dörfer zu geben." Es war die Einrichtung getroffen, daß der Schulmeister jeden Sonntag die Vesper hielt, wobei die Bibel vorgelesen und Lieder gesungen wurden; an langen Abenden unterrichtete er das Gesinde, das bei ihm zusammen kommen mußte, im Beten und im Christenthum. Man hatte auch die Einrichtung versucht, daß alle Dorfeinsassen sich Sonntags zum gemeinschaftlichen Kirchgange beim Schulzen versammeln sollten, damit man die schlechten Kirchgänger sogleich aufsuchen und zum Kirchgange aufmuntern könne. Diese Einrichtung war aber nicht durchgeführt. Ueberhaupt klagte Fischer über den Mangel an Eifer bei den Geistlichen und Subalternbeamten des Amts; er hoffte, wenn die Lehrer wöchentlich wenigstens einmal von ihren Inspectoren für ihren Wochenunterricht informirt würden, bessere Resultate, und wenn die Kirchschul-Rectoren von ihren Inspectoren zu größerem Ernst gehalten würden, aus solchem seminario künftig bessere Dorfschulmeister zu erlangen. (Fischer's Bericht vom 17. October 1728 in dem genannten Aktenstück, leider nicht vollständig.)

Die Vorschläge wegen Verbesserung des Schulwesens, welche die theologische Fakultät dem Könige um eben diese Zeit machte, welche der König am 14. September 1729 bestätigte und dem Amt Ortelsburg am 14. December 1729 zur weiteren Veranlassung zufertigte, gingen dahin, daß 1) möglichst tüchtige Lehrer bestellt werden sollten; namentlich sollten in den Kirchdörfern solche studiosi angenommen werden, welche mit der Zeit zum Predigtamte bestellt werden könnten; „in den andern Dörfern", fährt das Gutachten kleinlaut fort, „werden wohl andere und zum Theil Handwerker, als Schneider, Leinweber, Altflicker, Radmacher angenommen werden müssen." Die Ortsprediger sollten die anzunehmenden oder schon angenommenen, aber untüchtigen, zu sich nehmen und für ihren Beruf gehörig informiren ꝛc. 2) In jedem großen Dorfe müße billig ein Schulmeister eingesetzt werden und von den kleineren Dörfern müßten zwei bis drei nahe gelegene, welche vom Erzpriester oder Probst, dem Prediger und Beamten [d. h. Domänenamtsverwalter] zu bestimmen seien, zusam-

men einen Schulmeister halten. Wo es namentlich in großen Kirchspielen außer der Kirchschule noch keine anderen Schulen gebe, sollten für den Anfang doch wenigstens drei bis vier eingerichtet werden, bis man mit der Zeit mehr thun könne. 3) Jedes Kind sollte die Schule vom sechsten oder siebenten Jahre bis zum neunten oder zehnten Jahre oder im Nothfalle noch länger, bis es eine Prüfung vor dem Erzpriester bestanden und einen Schein darüber erhalten habe, beständig, nach dieser Zeit bis zur Confirmation doch noch einige Stunden besuchen; die ersteren sollten in den beiden Winterquartalen Vor- und Nachmittags, in den Sommerquartalen einige Stunden wöchentlich unterrichtet, auch sollten sie Morgens und Abends zum Singen und Beten, Sonntags nach der Predigt zur Theilnahme an der Katechisation gehalten werden. Die Prediger sollten genaue Verzeichnisse ihrer Zuhörer, sowie der Kinder und des Gesindes derselben halten, zur Beichte nur solche, welche lesen, zur Trauung und zur Gevatterschaft nur solche zulassen, welche von ihrem Christenthume die nöthige Antwort geben könnten. 4) Ziel des Unterrichts sollte fertiges Lesen, Kenntniß von Luthers Katechismus und einige Bekanntschaft mit der Bibel sein, von welcher jede Dorfschaft ein Exemplar anschaffen soll. Sie sollten auch im Beten unterrichtet und auf jede Predigt des Geistlichen zum Voraus vorbereitet werden. Die Bearbeitung eines methodischen Lesebuchs für diese Zwecke sei wünschenswerth. Die Prediger sollten die Schulen mindestens monatlich einmal revidiren. 5) Zu seinem Unterhalt sollte der Schulmeister ein Haus und einen kleinen Stall und freies Brennholz, wobei event. die königlichen Forsten in Anspruch zu nehmen wären, auch das Recht erhalten, ein paar Kühe und Schweine frei auf die Dorfweide gehen zu lassen; er sollte außer den Schulstunden sein Handwerk treiben dürfen und von allen Abgaben und Lasten frei sein. Ueberdies solle der Schulmeister von jedem Kinde wöchentlich zwei polnische Groschen laut Verordnung vom 6. December 1717, im Falle des Unvermögens einzelner aus der Kirchen-Armen- oder einer eigens hiezu zu errichtenden Schulkasse erhalten. Eine Hufe oder eine halbe Hufe sei für die Schulmeister schon im Jahre 1728 in Aussicht gestellt, auch eine gewisse jährliche Zulage an Getreide sei noch wünschenswerth. 6) Endlich folgten noch allerlei Vorschläge über die Ausführung dieses Gutachtens. Der Anfang sollte mit

drei bis vier Aemtern „v. gr. Insterburg, Rastenburg, Ortelsburg und Fischhausen gemacht, die Prediger, Erzpriester, Consistorien, Amtshauptleute, Kreissteuerräthe und Beamte" (s. o.) zu eifriger Beförderung des Werkes aufgefordert werden. (Das Gutachten als Beilage der königlichen Verordnung vom 14. December 1729 bei den bezeichneten Akten in Klein Jerutten.)

Der Amtshauptmann zu Ortelsburg, Oberstlieutenant v. Gaudecker, welchem der königliche Befehl zuging, hienach im Einverständniß mit dem Adel und mit der Geistlichkeit des Amtes die Dörfer zu bestimmen, in welchen Schulen angelegt werden sollten, und wegen des Unterhalts der Schullehrer die nöthigen Vorschläge zu machen, konnte sich darauf beschränken zu berichten, was in dem Ortelsburger Amte in dieser Hinsicht schon geleistet sei (11. Februar 1730). Er konnte eine Tabelle über eine große Anzahl von Dorfschulen und deren Verhältnisse einreichen, und versicherte überdies, daß bisher alle Kräfte darauf gewendet seien, das Schulwesen in dem Amte zu heben, daß „nicht nur alle Kinder ohne Unterschied von Armen und Reichen von sechs bis dreizehn Jahren, ja so lange, bis sie lesen gelernt und in der Erkenntniß Christi (wozu die Schulmeister von ihren Inspectoren alle Sonntag hinlängliche Information bekommen sollen) gehörig und richtig nachgehends weiter präpariret werden, daß sie publice examiniret und ad sacra zu gehen confirmiret, dabei aber auch die Einsaßen angehalten werden, daß bei Winters Zeit alle Morgen und Abend, wenn sie nicht selbst, so doch ihre Kinder und Gesinde in die Betstunde, Sonntags aber vor und nach dem Gottesdienst gleichfalls zum Beten, Singen und Bibellesen gehen müssen. So unterläßt das Amt auch nicht, deshalben die Prediger zu erinnern, damit sie die Schule oft besuchen und der Gemeine den besonderen Nutzen, den sie in specie an ihrer und der ihrigen Seelen-Seeligkeit durch das Schulwesen haben, wohl inculciren möchten, als woran am meisten gelegen; ja es werden auch an die Amtswachtmeister, Landkämmerer, Schulzen offene monitoria und ordre ausgegeben, damit sie unermüdete Vigilanz brauchen möchten, um dieses gute Werk nicht ins Stocken gerathen, sondern mehr und mehr in die beständige Uebung bringen und in gutem Stande beibehalten zu lassen." Der Bericht hebt als Mängel nur hervor, daß 1) die Jugend von den

Magisträten in den Städten nicht mit der nöthigen Sorgfalt zur Schule gehalten werde; 2) daß das polnische Gesangbuch so theuer sei (nämlich 54 Groschen); die Bearbeitung eines weniger umfangreichen aber billigeren (etwa für 30 Groschen) wäre sehr wünschenswerth. 3) Auch würde in den Städten für die Armenkassen schlecht gesorgt. 4) Von den adligen Dörfern hätten Jablonken durch den Oberstlieutenant von Collrepp und Moitinen durch Küchmeister v. Sternberg Schulen erhalten, dagegen sei in Malsöwen unter der verwittweten Capitain v. Haubitz, in Gilgenau unter dem Fähnrich Küchmeister v. Sternberg, in Erben unter dem Moitinenschen Küchmeister v. Sternberg und in dem halb adligen halb königlichen Dorf Pfaffendorf für das Schulwesen noch nichts gethan. (Gaudecker's Bericht vom 11. Februar 1730 in Kl. Jerutten a. a. O.)

Nach der von dem Amtshauptmann eingereichten Tabelle gab es damals im Amte Ortelsburg „auf dem Lande" folgende Schulen. Im Kirchspiel Ortelsburg: 1) Bienerdorf, 2) Lehmanen, 3) Seelonken für Seelonken und Achobben, 4) Romahnen für Romahnen und Caspersgut.*) Im Kirchspiel Schöndamerau: 1) Leynau, 2) Alt Keykutt, 3) Neu Keykutt. Im Kirchspiel Mensgut: 1) Wapendorf, 2) Sczepanken, 3) Rummy, 4) Samplatten. Im Kirchspiel Therwisch: 1) Olschöwken, 2) Ruttkowen. Im Kirchspiel Kobulten: 1) Hasenberg, 2) Bothowen, 3) Rudziskeu (vorläufig mit Kobulten verbunden). Im Kirchspiel Rheinswein: 1) Jellenowen, 2) Marxöwen, 3) Mingsen. Im Kirchspiel Passenheim: 1) Groß Rauschken, 2) Narreyten, 3) Schützendorf, 4) Waplitz, 5) Schwirgstein, 6) Grammen, 7) Leleszken, 8) Scheufelsdorf, 9) Michelsdorf, 10) Krziwonoggen, 11) Gonschorowen. Im Kirchspiel Klein Jerutten: 1) Olschienen, 2) Wawrochen, 3) Groß Jerutten, 4) Piasutten, 5) Schwentainen. Im Kirchspiel Friedrichshof: 1) Willamowen, 2) Farinen, 3) Puppen, 4) Spalienen, 5) Liebenberg. Die Zahl der Schulkinder war sehr verschieden, meist zwischen 10 und 40, selten darunter oder darüber. Die Einnahme der Schullehrer war an jedem Orte nach den Umständen festgestellt; das Quartalschulgeld schwankte zwischen 6, 9, 12 bis 15 Groschen, mehrere Lehrer hatten eine freie Hufe, von der sie aber nur einige Thaler Pacht zogen, andere erhiel-

*) In der Tabelle sind Lemahnen und Romahnen offenbar verwechselt.

ten ungefähr ebensoviel, etwa 3 Thlr. 30 Groschen direct aus dem Amt; viele hatten nur den freien Tisch bei den Bauern, andere erhielten Ge- Getreide, Speck und Salz, theils in einer für das ganze Dorf festgestellten Quantität (z. B. der Lehrer des Bienerdorfs 10 Scheffel Korn, 3 Sch. Gerste, 3 Sch. Gricken, 1 Sch. Erbsen, 12 Pfd. Speck), theils in gewissen kleineren Quantitäten von jedem einzelnen Kinde (z. B. der in Willamowen 20 Stof Korn, 10 St. Gerste, 10 St. Gricken, 1 Pfd. Speck, 1 St. Salz). Die Schulgebäude waren meistens fertig oder doch im Bau begriffen.

Oberstlieutenant Gaudecker erhielt auf seinen Bericht von dem Könige am 1?. September 1730 den Befehl dafür zu sorgen, daß auch in den Städten auf die Schulen besser Acht gegeben und daß auch die noch fehlenden Schulen in dem Amte ausgebaut würden.

Als Normalsätze für das Gehalt der Schullehrer wurden in den Principia regulativa vom 30. Juli 1736 folgende aufgestellt. Außer Wohnung und Stallung, zu deren Bau der König das Bauholz bewilligte, und dem Brennholze, welches er ebenfalls hergab, sollte der Schullehrer einen von der Schulsocietät zu bearbeitenden kulmischen Morgen, einen Küchengarten, ferner ein Viertel Scheffel Roggen und 2 Metz Gerste pro Hufe, mindestens aber im Ganzen 12 Scheffel Roggen und 6 Scheffel Gerste, ferner für jedes Schulkind von 5 bis 12 Jahren von Bauern und Instleuten (hier jedoch höchstens für zwei) 4 gute (= 15 poln.) Groschen, von Kölmern 6 gute (= 22½ poln.) Groschen jährliches Schulgeld, den zweiten Klingbeutel, 4 Thaler jährlich aus der Kirchenkasse, sowie Weide für eine Kuh nebst Kalb, ein paar Schweine und etwas Federvieh, endlich zwei Fuder Heu und zwei Fuder Stroh erhalten sollte. Dabei wurde freilich noch auf Nebenverdienst des Schullehrers zu seiner Subsistenz gerechnet. Denn es heißt unter andern: „Ist der Schulmeister ein Handwerker, kann er sich schon ernähren; ist er keiner, wird ihm erlaubt, in der Ernte sechs Wochen auf Tagelohn zu gehen. (Die Principia regulativa sind gedruckt bei Borck, Kirchen- und Schulgesetzgebung.)

Am 3. Februar 1738 versammelte sich zu Ortelsburg zur „Untersuchung und Einrichtung des Landschulen-Wesens" eine Commission, bestehend aus folgenden Personen: Kriegs- und Domänenrath Rieger, Appellationsrath von Sonnentag als königliche Commissarien, von Seiten des

Hauptamts und des Adels der Amtsverweser v. Wildenheim, v. Sternberg im Namen der Freiin v. Collrepp auf Jablonken und wegen seiner Rheinsweinschen Güter, Lieutenant v. Wawrowski auf Pfaffendorf, Erzpriester Dr. Pauli, sämmtliche Prediger des Amtes und Kammerverwandter Fischer. Nachdem der von dem Könige approbirte Plan vorgelegt war, wurde der bisherige Zustand der in den 9 Kirchspielen von dem Kammerwandten Fischer eingerichteten Schulen untersucht. Es zeigte sich, daß das Amt mehr Schulen hatte, als nach dem königlichen Plane einzurichten gewesen waren, daß die Amtseinsaßen für dieselben mehr zu leisten hatten und die Einnahme der Lehrer doch geringer war, als es nach eben diesem Plane der Fall sein sollte. Allein die Verminderung der Zahl der Schulen schien den zunächst betheiligten theils weil die Erbauung neuer Schulhäuser neue Kosten machen würde, theils weil die Schulkinder unmöglich schlimme Wege zur Schule durch Brüche und Wälder passieren könnten, nicht rathsam. Die Dorfeinsassen hätten sich an die Schulabgaben seit 15 Jahren gewöhnt und hätten selbst darum gebeten, daß in denselben keine Veränderung vorgenommen werden möchte. Das Gehalt mehrerer Lehrer sei allerdings niedrig (es war bei vielen nur auf 10 bis 12 Thaler berechnet, während es nach des Königs Willen auf 30 Thaler gesetzt werden sollte), allein in dem Amte sei alles wohlfeil, wie man denn hier mit 1 Thaler weiter komme, als im Deutschen mit 5 Thalern, der Kammerverwandte Fischer habe ihnen ab und zu einen Zuschuß aus der Armenkasse gegeben und sie hätten sich beholfen. Wenn es möglich wäre ihr Gehalt durch einen Zuschuß aus dem Mons-Pietatis-Fonds auf 16 bis 20 Thaler zu bringen, so würden sie besser stehen, als die Lehrer mit 30 Thaler Gehalt im Deutschen. Die königlichen Commissarien fanden diese Vorstellungen im Allgemeinen begründet. Nur wurden die Verhältnisse der einzelnen Schulen erwogen, man fand aber dabei nur wenig zu bemerken. Die Schule in Sebanzig war eingegangen, die Kinder wurden von dorther in die Ortelsburger Schule geschickt, dagegen waren nun schon mehrere adlige Dörfer mit Schulen versehen, im Kirchspiel Rheinswein allein drei; es fehlten noch Schulen in dem Passenheimer Kämmereidorfe Kukukswalde und in den adligen Dörfern Jablonken, Damerau (der Freiin Collrepp gehörig) Gilgenau, ferner Therwisch Wola (dem Amtsverweser Wildenheim gehörig).

Der Verbesserung besonders bedürftig erschienen die Lehrerstellen in Neu-Keykutt, Leynau, Nareyten, Wawrochen, Spalienen, Marxöwen, und unter den Kirchschulen die zu Kobulten, Therwisch und Rheinswein. In der zweiten Sitzung am 4. Februar kam die Commission zum Schluß: 1) Da zur Verbesserung der Schullehrerstellen eine ziemliche Summe nöthig schien, sollten durch Einführung von Copulations- und Confirmationsgebühren nach Anleitung der Principia regulativa die Kirchenkassen in den Stand gesetzt werden, Zuschüsse zu leisten; man hoffte aus denselben zusammen etwa 87 Thaler 40 Groschen für diesen Zweck entnehmen zu können. 2) Die den Schulmeistern accordirten wüsten Hufen hätten wenig eingebracht, wären auch bei der schlechten Beschaffenheit des Bodens und der Armuth der Leute schwer in Pacht zu bringen. 3) Sie schlagen vor, daß von jeder Erbtheilung unter Kölmern und erbfreien Bauern, die über 200 Gulden steige, 1 Gulden zur Unterhaltung der Schulmeister gezahlt würde. 4) Sie erbitten einen Zuschuß von 40 bis 50 Thalern von dem Mons pietatis. Der König scheint diese Anträge genehmigt zu haben; wenigstens bezogen mehrere Schullehrer schon seit October 1738 Zuschüsse ex cassa montis pietatis.

Wir haben die Schuleinrichtung in einem der polnischen Aemter ausführlicher dargestellt, um eine Vorstellung von der Bedeutung und Wichtigkeit des Werkes zu geben, welches in eben jener Zeit in allen übrigen Aemtern mit gleichem Eifer und gleichem Ernste betrieben wurde, müssen aber darauf verzichten in das Detail dieser Anordnungen und Beschlüsse für andere Aemter uns weiter zu vertiefen. (Für den Angerburger Kreis hat Schmidt S. 118 ff. ausführliche Mittheilungen gemacht. Pisanski, Collectanea S. 57[b], zählt die neuen Schulen auf, die damals im Kirchspiel Johannisburg gestiftet wurden: Pilchen, Rostken, Sborren, Trzonken, Mittel-Pogobien, Prszirroscheln, Jaschkowen, Dietrichswalde, Pietrsczicken, Ribittwen, Kallenczinnen, Kessel.)

Ueber Kant's Kosmogonie.

Vortrag, gehalten den 22. April 1866 in der Kant-Gesellschaft

von

Dr. E. Hay.

Hochgeehrte Herren! Nicht eigene Wahl, der Zufall, hat mich bestimmt, einige Worte zur Erinnerung an den Mann, zu dessen Geburtstagsfeier wir heut versammelt sind, an Sie zu richten. Weit davon entfernt, versuchen zu wollen, Ihnen Kants Bedeutung als Philosophen ins Gedächtniß zu rufen, wozu andere mit mehr Sachkenntniß und Talent begabt sich berufen fühlen mögen, will ich mich darauf beschränken, Ihnen einiges über seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen, Ansichten, Urtheile, Behandlungsweise, namentlich aus seiner berühmt gewordenen Kosmogonie, mitzutheilen.

Wir werden es aus der Geistesrichtung Kant's begreiflich finden, daß er, in vollem Besitze der naturwissenschaftlichen Kenntnisse seiner Zeit, sein Bedürfniß nach Naturerkenntniß nicht durch Beherrschung des systematisch geordneten Stoffes befriedigt fühlt. Das vorhandene Material wurde ihm theils Grundlage philosophischer Behandlung der Natur, wohin seine Abhandlungen von der Schätzung der lebendigen Kräfte, Bewegung und Ruhe u. a. m. gehören, in denen er die von ihm aufgestellten Lehren aus mathemathischen und physikalischen Sätzen herzuleiten sich bemüht, — theils Ausgangspunkt für das, was er im Gegensatze zur Naturbeschreibung die Naturgeschichte, ein physisches System für den Verstand, nannte; welches die Naturdinge nicht, wie sie jetzt sind, sondern, was sie ehedem gewesen sind, und durch welche Reihe von Veränderungen sie durchgegangen

sind, um an jedem Orte in ihren gegenwärtigen Zustand zu gelangen, kennen lehren soll. In der Kosmogonie hat Kant dies für die Bildung des Weltsystems durchzuführen unternommen.

Kurz und kühn bezeichnet er seinen Standpunkt in dem Ausspruche: „Gebt mir nur Materie und ich will Euch eine Welt daraus bauen.“ Als die einfachste Form, in welcher die Materie, ein Schöpfungsprodukt Gottes, unmittelbar an das Nichts sich anschließend, den Raum ursprünglich erfüllend gedacht werden kann, ist die des Chaos. Alle Materien, daraus die Kugeln, die zu unserer Sonnenwelt gehören, alle Planeten und Kometen bestehn, erfüllten im Anfange aller Dinge in ihren elementaren Grundstoff aufgelöst den ganzen Raum des Weltgebäudes, darin jetzt diese gebildeten Körper herumlaufen. Dieser Zustand der Natur, wenn man ihn, auch ohne Absicht auf ein System, an und für sich selbst betrachtet, scheint nur der einfachste zu sein, der auf das Nichts folgen kann. Da nun diese den Grundstoff bildenden Elemente, welche in gasförmiger Gestalt ursprünglich schwebend gedacht werden, unter sich verschieden, verschieden in ihrer Dichtigkeit und deshalb Anziehungskraft zu einander sind, so haben sie wesentliche Kräfte einander in Bewegung zu setzen und sind sich selber eine Quelle des Lebens. Es bedarf nicht mehr der Zauberformel der Schöpfung: es werde. Die zerstreuten Elemente dichterer Art sammeln, vermittels der Anziehung aus einer Sphäre rund um sich alle Materie von minder specifischer Schwere: sie selber aber, mit der Materie, die sie mit sich vereinigt haben, sammeln sich in den Punkten, wo die Theilchen von noch dichterer Gattung befindlich sind, diese gleichergestalt zu noch dichtern und so fort. Auf diese Weise entstehn Centralkörper mit ihren dem Centrum zuströmenden Zonen, aus unendlichen Fernen die verschiedenen gasförmigen Elemente an sich heranziehend. Wir würden so alsbald eine Masse, um nicht System zu sagen, von Molecularwelten erhalten, die einmal dem Gesetze der Anziehung entsprechend gebildet, allmählich zu ewiger Ruhe gelangten, wenn nicht durch eine andere Kraft, die Zurückstoßungskraft (Elasticität) die zu ihren Anziehungspunkten sinkenden Elemente von der geradlinigen Bewegung seitwärts gelenkt würden, und so der senkrechte Fall in eine Kreisbewegung umschlüge. Dies geschieht dadurch, daß die Elemente bei ihrer nach einem gemeinschaftlichen Centrum-

convergirenden Richtung auf einander stoßen, und nun an den mehr oder weniger seitlich gelegenen Berührungspunkten die Elasticität als eine bewegende Kraft frei wird; woraus eine neue Richtung der Bewegung, als Resultante der ursprünglich centralen und dieser jetzt entstandenen, für den bewegten Körper eingeleitet werden muß. (Ich erinnere an das Parallelogramm der Kräfte.) Da nun aber die Elemente aus verschiedener Höhe stammen, deshalb mit verschiedener Geschwindigkeit an diesen Punkt angelangt sind, deshalb und weil sie verschiedene Dichtigkeit besitzen, mit verschiedener Kraft auf einander wirken, so wird zunächst ein wirres Durcheinander von seitlichen Bewegungen entstehn. Indessen sind diese auf mancherlei Art unter einander streitenden Bewegungen natürlicher Weise bestrebt, einander zur Gleichheit zu bringen, d. i. in einen Zustand, da eine Bewegung der andern so wenig als möglich hinderlich ist. Dieses geschieht erstlich, indem die Theilchen, eines des andern Bewegung so lange einschränken, bis alle nach einer Richtung fortgehn; zweitens, daß die Partikelchen ihre Vertikalbewegung, vermittelst der sie sich dem Centrum der Attraction nähern, so lange einschränken, bis sie alle horizontal, d. h. in parallel laufenden Cirkeln um die Sonne als ihren Mittelpunkt bewegt, einander nicht mehr durchkreuzen, und durch die Gleichheit der Schwungkraft mit der senkenden sich in freien Cirkelläufen in der Höhe, da sie schweben, immer erhalten: so daß endlich nur diejenigen Theilchen in dem Umfange des Raumes schweben bleiben, die durch ihr Fallen eine Geschwindigkeit und durch die Widerstehung der anderen eine Richtung bekommen haben, dadurch sie eine freie Cirkelbewegung fortsetzen können. Die andern Elemente, deren seitliche Bewegungen durch entgegenwirkende paralysirt werden, sinken ihrer ursprünglichen Bewegung folgend, dem Centralkörper zu.

So entsteht die Sonne mit einer um sie kreisenden Zone gasförmigen Urstoffes. In diesem kreisenden Gaszirkel werden wiederum einige dichtere Elemente aus der unendlichen Masse der gegen einander im Zustande der relativen Ruhe befindlichen als Centralpunkte der Anziehung auf die andern wirken; und wie sich ursprünglich der große Centralkörper, die Sonne, aus der gesammten Masse des vorhandenen Stoffes durch Anziehung der übrigen bildete, so entstehn hier neue Centralkörper, die Plane-

ten, durch die Verdichtung des um die Sonne kreisenden Stoffes; nach demselben Gesetze und aus demselben Grunde wieder die Monde um die Planeten. Nicht anders werden wir uns die Entstehung der Sonnensysteme der Fixsterne und die wahrscheinlich noch heute fortgehende Bildung neuer Welten in den Nebelflecken denken. Wenn nun alle Welten und Weltordnungen dieselbe Art ihres Ursprunges erkennen, wenn die Anziehung unbeschränkt und allgemein, die Zurückstoßung der Elemente aber ebenfalls durchgehends wirksam, wenn bei dem Unendlichen das Große und Kleine beiderseits klein ist, sollten nicht alle die Weltgebäude gleichermaßen eine beziehende Verfassung und systematische Verbindung unter einander angenommen haben, als die Himmelskörper unserer Sonnenwelt im Kleinen, wie Saturn, Jupiter und die Erde, die für sich insonderheit Systeme sind, und dennoch unter einander als Glieder in einem noch größern zusammenhängen? Wenn man in dem unermeßlichen Raume, darin alle Sonnen der Milchstraße sich gebildet haben, einen Punkt annimmt, um welchen die erste Bildung der Natur aus dem Chaos angefangen hat, so wird daselbst die größte Masse und ein Körper von der ungemeinsten Attraction entstanden sein, der dadurch fähig geworden, in einer ungeheuren Sphäre um sich alle in der Bildung begriffene Systeme zu nöthigen, sich gegen ihn, als ihren Mittelpunkt zu senken, und um ihn ein gleiches System im Ganzen zu errichten, als derselbe elementarische Grundstoff, der die Planeten bildete, um die Sonne im Kleinen gemacht hat. So hat sich das ganze Weltsystem durch Differenzirung des chaotischen Stoffes zu einem gesetzmäßig gegliederten Ganzen entwickelt.

Dies ist der Kant eigenthümliche Grundgedanke in der Kosmogonie. Gewöhnlich wird zugleich mit Kant Laplace, und die jetzt geltende Theorie der Weltbildung die Kant-Laplacesche genannt. Indessen hat Laplace für das Ganze die Entstehung angenommen, die uns Kant für die Bildung der Ringe des Saturn giebt, daß nämlich nach Bildung und Verdichtung eines Weltkörpers nach dem Gesetze der Attraction, durch die Schwungkraft (Centrifugalkraft) vermöge der Achsendrehung sich um die Aequatorialgegend eine Zone gasförmigen Stoffes loslöst, aus welcher dann später nach demselben Gesetze sich die Planeten, Monde 2c. lösen.

Den weitern Inhalt der Abhandlung bildet der Versuch, die Theorie

in Einklang zu bringen mit den bis dahin gelieferten Resultaten der exacten Wissenschaften Physik und Astronomie, namentlich die Erscheinungen der Excentricität der Planetenkreise, die Keplerschen Gesetze, das Abhängigkeitsverhältniß der Dichtigkeit der verschiedenen Körper von dem Centrum der Bewegung u. s. w., und zwar, wenn wir den Fachautoritäten Glauben schenken, mit vollkommenem Erfolge.

Suchen wir nun das Charakteristische der Kantschen Kosmogonie zu bestimmen, so möchte ich sagen, daß, während Democrit dem Zufall es überließ, daß die Atome aus ihrem Durcheinander die harmonische Bewegung und Fügung erlangten, wenn der große Newton neben der Gravitation der Hand Gottes bedurfte, die den Weltkörpern eine seitliche Bewegung ertheilte, — Kant durch die der Materie überall inhärirenden Eigenschaften, Attraction und Elasticität, ohne welche Materie überhaupt nicht gedacht werden kann, die Entstehung der Welt, die Bildung der Weltkörper, ihre systematische Bewegung begreift und begründet. Die Kraft, durch welche das Weltsystem geworden ist, ist die Kraft der Materie, oder, da Kraft und Materie doch nur verschiedene Bezeichnungsweisen für dasselbe Wesen sind, das Weltsystem ist die Materie in ihrer durch sie selbst gegebenen Entwickelung. Nicht der Zufall, nicht die Hand Gottes hat das System geordnet, die mit der Materie fließende Nothwendigkeit. Das Gesetz, nach welchem das System sich vervollständigt, nach welchem es sich erhält, ist dasselbe seiner ursprünglichen Bildung. Wie sehr man nun auch geneigt sein möchte, in consequenter Durchführung der Kantschen Ideen die pantheistische Ansicht zu hegen, daß der Kosmos nur eine nothwendige Daseinsweise eines Attributs Gottes, daß die Materie mit Gott eins in gleicher Ewigkeit mit ihm bestanden, Kant spricht sich entschieden in anderem Sinne darüber aus. Die Materie, wie sie einmal gegeben ist, kann nach ihm nicht anders als zu dem bezeichneten Ziele gelangen, sie bedarf keines weitern Eingreifens, ja sie ist einer andern Bestimmung nicht einmal fähig — aber, daß dem so ist, ist nur, weil sie eine Schöpfung der höchsten Weisheit ist. Der Glaube an einen schaffenden Gott wird in dem biblischen Sinne festgehalten; aber er ist durch die wissenschaftliche Behandlung der Natur geläutert. Gott hat die Materie mit ihrer Fähigkeit zur Entwickelung einer harmonischen Weltbildung aus einer ungeordneten

Masse geschaffen, aber er dirigirt nicht immer und immer wieder die widerstrebende oder träge Materie nach seiner höchsten Einsicht, seine Weisheit offenbart sich nicht in dem fortgesetzten persönlichen Regimente, seine Macht nicht in erneuertem Eingreifen in den Ablauf der Erscheinungen. Sein einmaliges Schaffen, das der Materie, war so vollkommen, daß das Geschaffene in sich selbst die Bedingungen seines ferneren Werdens in ausreichendem Maße enthält, daß es fruchtbar in sich selbst ununterbrochen Bewegung und Leben erhält und erzeugt. Auf diese Weise läßt sich sehr wohl der Glaube an einen persönlichen Gott, einen Schöpfer, mit strenger naturwissenschaftlicher Forschung vereinigen, wie wir dies denn auch namentlich bei den bedeutendsten englischen Naturforschern vereinigt antreffen; ich sage vereinigen, d. h. die beiden Gedankenreihen können, ohne auf Widersprüche mit einander zu stoßen, in demselben denkenden Individuum mit einander verknüpft werden; ob aber die Naturforschung aus sich selbst auf jene religiöse Anschauung oder zu einem andern Resultate führt, ist eine Frage, deren Beantwortung erst versucht werden könnte, wenn man die Berechtigung für die Naturwissenschaft nachgewiesen hätte, ihre eigentliche Aufgabe, die Erscheinungen der Natur in ihrem inneren Zusammenhange aus den wirkenden Ursachen zu begreifen, bis zur Erforschung der ersten Ursache aller Dinge zu erweitern. Wenn sie daher mit Kant anerkennt, die Welt ist eine systematische Ordnung, weil sie aus Materie entstanden, und die Materie ist, weil ein Gott ist, so läßt sie die weitere Frage, ob die Materie eine Schöpfung oder ein Attribut Gottes als nicht in das Gebiet ihrer Forschung gehörig ununtersucht.

Betrachten wir nun die Kantsche Theorie als das, was sie sein soll, als eine physikalische Erklärung des Weltsystems, so dürfen wir nicht verkennen, daß genau genommen die Theorie über die Bedeutung und den Werth einer Hypothese erst durch die mit mathematischer Schärfe geführten Beweise eines Laplace und später Gruson erhoben ist, indessen erklärt sie, indem sie von den nicht zu bezweifelnden Eigenschaften der Materie ausgeht, streng nach dem Princip der Causalität die Erscheinungen, ohne der Physik oder Mathematik Zwang anzuthun. Möglich immerhin, daß sie, die gegenwärtig in die Wissenschaft eingereiht ist, dereinst, wenn unsere physikalischen Kräfte als abgeleitete, oder vielmehr umgesetzte aus einer ein-

zigen begriffen werden sollten, einer andern wird weichen müssen; gegenwärtig hat sie, nicht nur in Ermangelung einer bessern, sondern weil sie durchgehend mit den Gesetzen der Physik übereinstimmt und die Erscheinungen vollkommen physikalisch möglich begründet, wissenschaftliche Geltung. Ja die bedeutenden Entdeckungen aus der Zeit nach Kant, soweit sie sich auf diesen Gegenstand beziehn, bestätigen die Hypothese der Kantschen Kosmogonie. So die Entdeckungen, daß die Fixsterne, die Sonne und die andern Himmelskörper aus denselben Stoffen gebildet sind, aus denen die Erde besteht, die allmähliche Verdichtung der ursprünglich gasförmigen Substanzen zu dichten Körpern im Himmelsraum u. s. w. Würde aber die Theorie selbst in ihrer Gesammtheit dereinst aufgegeben werden müssen, so würde sie in Ansehung ihrer physikalischen Richtung, den Zusammenhang der Natur aus den wirkenden Ursachen zu verstehn, immer in der Geschichte der Wissenschaft eine bedeutende Leistung und ein Vorbild für naturwissenschaftliche Behandlungsweise bleiben.

In diese physikalische Anschauung hat sich Kant so vertieft, daß aus ihr auch das Verhältniß der organischen Natur namentlich des Menschen zu den Weltkörpern betrachtet wird. — In der Abhandlung über die Bewohner der Gestirne, welche als Anhang zu der Kosmogonie erschien, und in demselben Sinne, wie diese geschrieben ist, erörtert er die Modificationen in den Wesen der Bewohner der andern Himmelskörper, welche er, allerdings ohne positive Gründe anzugeben, als existirend annimmt, insofern dieselben durch die Beziehung ihres Ortes in dem Weltgebäude zu dem Mittelpunkte bestimmt werden. Denn es ist gewiß, sagt er, daß die Sonne als Mittelpunkt unseres Systems, unter den Materien der Himmelskörper, nach Proportion ihres Abstandes, gewisse Verhältnisse in den Bestimmungen der Bewohner mit sich führt. Der Mensch, welcher unter allen vernünftigen Wesen dasjenige ist, welches wir am deutlichsten kennen, ob uns gleich seine innere Beschaffenheit annoch ein unerforschtes Problem ist, muß in dieser Vergleichung zum Grunde und zum allgemeinen Beziehungspunkte dienen. Des unendlichen Abstandes ungeachtet, welcher zwischen der Kraft zu denken und der Bewegung der Materie, zwischen dem vernünftigen Geiste und dem Körper anzutreffen ist, so ist es doch gewiß, daß der Mensch, der alle seine Begriffe und Vorstellungen

von den Eindrücken her hat, die das Universum, vermittelst des Körpers in seiner Seele erregt, sowohl in Ansehung der Deutlichkeit derselben, als auch der Fähigkeit, dieselbe zu verbinden und zu vergleichen, welche man das Vermögen zu denken nennt, von der Beschaffenheit diese Materie völlig abhängt, an die der Schöpfer ihn gebunden hat. Der Mensch ist erschaffen, die Eindrücke und Rührungen, die die Welt in ihm erregen soll, durch denjenigen Körper anzunehmen, der der sichtbare Theil seines Wesens ist, und dessen Materie nicht allein dem unsichtbaren Geiste, welcher ihn bewohnt, dient, die ersten Begriffe der äußern Gegenstände einzudrücken, sondern auch in der innern Handlung dieses zu wiederholen, zu verbinden, kurz, zu denken, unentbehrlich ist. Der Stoff, woraus die Einwohner verschiedener Planeten, ja sogar die Thiere und Gewächse auf denselben, gebildet sind, muß überhaupt um desto leichterer und feinerer Art, und die Elasticität der Fasern sammt der vortheilhaften Anlage ihres Bau's um desto vollkommener sein, nach dem Maße, als sie weiter von der Sonne abstehn. Die Trefflichkeit der denkenden Naturen, die Hurtigkeit in ihren Vorstellungen, die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit der Begriffe, die sie durch äußerlichen Eindruck bekommen, sammt dem Vermögen, sie zusammenzusetzen, endlich auch die Behendigkeit in der wirklichen Ausübung, kurz der ganze Umfang ihrer Vollkommenheit steht unter einer gewissen Regel, nach welcher dieselben, nach dem Verhältnisse des Abstandes ihrer Wohnplätze von der Sonne, immer trefflicher und vollkommener werden.

Die Behauptung, daß auf den andern Himmelskörpern Wesen existiren, die mit den unsre Erde bewohnenden und in ihr wurzelnden analoge Bildung haben und deshalb Vergleichungspunkte bieten, ist allerdings durch nichts wahrscheinlich gemacht. Aber sie ist für uns deshalb von Interesse, weil sie uns zeigt, in welcher Consequenz der einmal gewonnene Gedanke über den ursprünglichen Gegenstand hinaus auch auf weitern Gebieten durchgeführt wird. Fassen wir die im Obigen citirten verschiedenen, im Zusammenhange unter sich gedachten Sätze, in eine allgemeine Formel zusammen, so würde diese heißen: die Formen des materiellen und geistigen Inhalts des gewordenen und werdenden Kosmos sind bestimmt durch die aus immanenten Kräften sich entwickelnde Materie. So

reicht Kant mit seiner Theorie unmittelbar in die Gegenwart hinein, in welcher der Grundsatz, daß in der materiellen Welt die Materie selbst die Ursache des Wirkens enthalte, daß die Kräfte die Erscheinungen der Materie, daß die Gesetze die durch Abstraction gewonnenen Normen der Nothwendigkeit sind, in welcher die Erscheinungen ablaufen, die Voraussetzung jeder Naturforschung bildet. In dieser Idee und durch sie geleitet hat Kant für den die physische Welt erkennenden Verstand eine großartige Eroberung gemacht, wie deren die neuere und neueste Zeit auf verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft erworben, indem sie auf Grund der stetig wirkenden Kräfte als Phasen in der Entwickelung und Bildung der Objecte der Natur dem Verstande begreiflich gemacht haben, was bisher, unbegreiflich, als unmittelbare That der Schöpfung angenommen war.

Wenn nun aber Kant in dem oben genannten Aufsatze ein solches Abhängigkeitsverhältniß der organischen Natur, selbst in ihrer höchsten Erscheinung, in der des menschlichen Geistes von den sogenannten physikalischen Kräften, deren endliche Wirkung ja die Bildung des Weltsystems ist, im Principe anerkennt, so entwickelt er diesen Gedanken in der spätern Zeit nicht nur nicht weiter, sondern verläßt ihn ganz und gar. Der Wurfbewegung, welche Newton als eine von Gott unmittelbar gegebene neben der Gravitation zur Begründung seines Systems annahm, hat er die der Materie inhärirende Abstoßungskraft substituirt, für die Bewegung, welche der in dem Kreise des organischen Lebens sich bewegenden Materie einen eigenthümlichen Schein verleiht, hat er keine entsprechende physikalische Anschauung gefunden, und nicht finden können, weil er sie nicht gesucht; nicht gesucht, weil er eine solche nach seiner Begriffsbestimmung des Organismus für unmöglich hielt. Der Organismus, sagt er, ist ein materielles Wesen, welches nur durch die Beziehung alles dessen, was in ihm enthalten ist, auf einander als Zweck und Mittel möglich ist. Eine Grundkraft, durch die eine Organisation gewirkt würde, muß also als eine nach Zwecken wirkende Ursache gedacht werden, und zwar so, daß diese Zwecke der Möglichkeit der Wirkung zum Grunde gelegt werden müssen. Wir kennen aber dergleichen Kräfte ihrem Bestimmungsgrunde nach, durch Erfahrung, nur in uns selbst, nämlich an unserm Verstande und Willen. Verstand und Wille sind bei uns Grundkräfte, von denen der letztere, sofern er durch

den ersten bestimmt wird, ein Vermögen ist, etwas gemäß einer Idee, die Zweck genannt wird, hervorzubringen. Unabhängig von aller Erforschung aber sollen wir uns keine neue Grundkraft erdenken, dergleichen doch diejenige sein würde, die in einem Wesen zweckmäßig wirkte, ohne doch den Bestimmungsgrund in einer Idee zu haben. Also ist der Begriff von dem Vermögen eines Wesens aus sich selbst zweckmäßig, aber ohne Zweck und Absicht, die in ihr oder ihrer Ursache lägen, zu wirken, — als eine besondere Grundkraft, von der die Erfahrung kein Beispiel giebt, völlig erdichtet und leer, d. h. ohne die geringste Gewährleistung, daß ihr überhaupt irgend ein Objekt correspondiren könne. Wir müssen daher entweder aller Bestimmung der Ursache der organisirten Wesen entsagen, oder ein intelligentes Wesen uns dazu denken, weil wir, um eine andere Ursache mit Ausschließung der Endursachen zu Grunde zu legen, uns eine Grundkraft erdichten müßten. Also ist nur eine teleologische, nicht eine physisch-mechanische Erklärungsart, wenigstens der menschlichen Vernunft möglich; aus demselben Grunde ist der erste Anfang der Organisation, nicht durch die Naturwissenschaft, sondern außer ihr in der Metaphysik zu erklären.

Wie viel Kant dazu beigetragen hat, die Vorstellung, daß die Organisation durch eine besondere Grundkraft, eine organisatorische Kraft, eine Lebenskraft, bewirkt werde, als eine irrige, auf Erdichtung beruhende, wie aus der Wissenschaft überhaupt, so auch aus der Naturwissenschaft zu beseitigen, ist schwer zu bestimmen. Sie hat für uns als eine glücklich überwundene nur historisches Interesse. Wenn aber Kant sagt, daß die Organismen als ein System von Endursachen, eine gemäß einer Idee, die Zweck genannt wird, wirkende Ursache, deshalb ein intelligentes Wesen voraussetzen, so wird hiedurch allerdings der Anspruch der Metaphysik begründet, den Organismus zum Gegenstande ihrer Untersuchung zu machen, vielleicht auch diese Seite der Frage der Naturwissenschaft zu entziehn. Da aber die Idee in der Materie sich durchführt, so ist die Idee, wollen wir ihr nicht die Macht zuschreiben, physikalische Kräfte zu vernichten, an die Kräfte der Materie und die Gesetze der Physik gebunden; der Organismus daher, obwohl ein System von Endursachen doch auch nur möglich als ein System von physikalischen Kräften mit ihren entsprechenden

Substraten, daher einer physisch-mechanischen Analyse unterwerfbar. Und sollte der menschliche Verstand das von der Naturwissenschaft ins Auge gefaßte Ziel, in dessen Verfolgung bereits bedeutende Schritte gethan, erreichen, durch fortgesetzte analytische Untersuchung unter Kontrole des synthetischen Experimentes die in dem Organismus erscheinenden Kräfte in die einfachen Grundkräfte der Natur aufzulösen, den Antheil jeder einzelnen zu bestimmen, dann werden wir in der besondern Art des Zusammenwirkens dieser Kräfte in einer Einheit eine physisch-mechanische Erklärung des Organismus gefunden, und für die organische Welt das geleistet haben, was Kant für seinen Kosmos. Dann wird es möglich sein auch für den strengen Naturforscher die Frage nach der Entstehung der organisirten Wesen nicht mehr mit der bis jetzt allein beobachteten Thatsache einer Continuität der organischen Zeugung abweisend zu beantworten. Dann wird vielleicht die Idee, die Kant seiner Zeit einen Traum nannte, die heute bereits ein wissenschaftliches Problem geworden ist, eine durch Thatsachen wissenschaftlich begründete Geltung haben; die Idee von der kreißenden Erde, welche Thiere und Pflanzen, ohne Zeugung von ihres Gleichen, aus ihrem weichen vom Meeresschlamme befruchteten Mutterschoße entspringen ließ und die darauf gegründeten Lokalzeugungen organischer Gattungen hervorbrachte, von der hievon abgeleiteten Verwandtschaft aller organischen Wesen in einer unmerklichen Abstufung vom Menschen zum Wallfische u. s. w. hinab, vermuthlich bis zu Moosen und Flechten, nicht im Vergleichungssysteme, sondern im Erziehungssysteme aus gemeinschaftlichem Stamme. Aber auch dann noch werden wir den Namen Kants, dessen wahre Bedeutung weit ab auf einem andern Gebiete zu suchen ist, in der Entwicklungsgeschichte auch dieser Gedankenbewegung verzeichnet finden.

Sagen aus dem Kreise Karthaus.

Von

Wilhelm Mannhardt.*)

1. Die Burgjungfrau am stillen See.

Auf einem Berge bei Karthaus lag in alter Zeit ein Schloß. Das ragte stolz mit seinen Thürmen empor und spiegelte sich in den Wellen des Burgsees oder stillen Sees. Jetzt ist es verwünscht und es mag noch lange dauern, bis der Retter, sich findet der es erlösen wird. Denn versucht hat es schon mancher, aber noch nie kam der Rechte. So weidete vor etwa 40 Jahren ein Hirt seine Heerde am Fuße des Berges. Da sieht er plötzlich eine schneeweiße Jungfrau vor sich stehn. Sie sprach, er solle sie in den See tragen, sein Schade werde das nicht sein. Er möge sich aber hüten, rückwärts zu blicken. Der Hirte versprach das und hob die Jungfrau auf seine Schultern. Im Gehen aber hatte er einen moorigen Grund zu durchschreiten und da wurde sie schwer und schwerer, so daß er bald hie und da einsank, stillstehen und ausruhen mußte. Endlich konnte er nicht weiter. Ungeduldig vergaß er des Verbots und schaute sich um. Da stand das alte Schloß beinahe bis ans Dach erhoben vor ihm und sah stolz ins Thal hinab. Aber jetzt sank es, wie es gekommen unter die Erde zurück. Auch die Jungfrau war verschwunden.

Der Hügel am Burgsee oder stillen See trägt die Reste einer heidnischen Wendenburg. Vgl. N. Preuß. Provinzialbl. 1856 VIII. 49. Die

*) Nach eigener Aufzeichnung in den Jahren 1849, 1850. Einige Bruchstücke davon habe ich bereits im Danziger Dampfboot 1850. Nr. 4 mitgetheilt.

lebendig der Glaube an die weiße Schloßjungfrau im Volke lebt, zeigt folgender Vorfall. Vor etwa 15 Jahren ertrank eine fremde Dame, die sich bei Verwandten in Karthaus aufhielt, im stillen See. Sie badete dort und bekam während dessen einen Zufall. Ihren Hilferuf hörten Holzarbeiter in der Nähe, flohen jedoch, von weitem die weiße Gestalt sehend, statt zur Hilfe zu eilen davon, in der Meinung es sei die weiße Jungfrau. Im Uebrigen ist obige Sage die Localisation eines weitverbreiteten Mythus, von welchem A. Kuhn in d. Zeitschr. f. d. Myth. u. Sittenk. III. 368 fg. eine zwar über die Geltung einer Conjektur noch nicht erhobene aber durch viele innere Gründe gestützte Deutung aufgestellt hat. In ihren speciellen Zügen schließt sie sich zunächst an Ueberlieferungen wie Schambach und Müller Niedersächs. Sagen No. 107, 2. 117; Pröhle Unterharzsagen 108, 269. Temme Volkssagen von Pommern und Rügen S. 243, 208. Wichtig ist der Zug, daß das verwünschte Schloß mit dem Fortschritte der Erlösung aus der Tiefe steigt. Vgl. Schambach und Müller No. 117. 2. Zurückschauen macht die Entzauberung unmöglich. Schambach und Müller S. 112 No. 138, 12. Grohmann Sagen aus Böhmen S. 295. 183. Temme a. a. O. S. 247. —

2. Klosterschätze.

Im Karthäuser Klostersee liegt ein ungeheurer Bernsteinblock begraben, der den Werth von halb Kassuben aufwiegt. Wenn die Kirche so arm sein wird, daß die Pfarrländereien nur mit einem Pferde und einem Ochsen beackert werden, findet sich der Schatz, und das aufgehobene und verfallene Kloster wird in seiner alten Größe wiedererstehen. Das Kloster soll durch einen unterirdischen Gang mit dem Spitzberge in Verbindung stehen, einem Hügel, der einige tausend Schritte abseits liegt und eine jetzt fast ganz abgetragene Kapelle trägt. In diesem Gange liegt von der Klosterzeit her ein Schatz unter der Obhut der kleinen Leute versteckt, der aus Münzen und schimmerndem Hausrath von Gold und Silber besteht. In früheren Jahren öffnete sich mitunter der Eingang, und die Kostbarkeiten wurden sichtbar. Bei hohen Kirchenfesten oder Hochzeiten entliehen die Ortseinwohner zuweilen von den Unterirdischen Kleider und Geräthe, die aber pünktlich in drei Tagen wieder abgeliefert werden muß-

ten; auch arbeiteten die kleinen Leute gegen geringen Lohn die kunstreichsten Dinge. Man trat dann an den Gang und rief, was man zu haben wünsche. Darauf öffnete sich unvermuthet eine kleine Thür und die Kleinen brachten das Gewünschte heraus. Seit aber ein Bursche eine Pfanne nicht zu rechter Zeit zurückstellte und ein anderer einen goldenen Löffel für sich behielt, hat niemand den Gang offen gesehen. Einst kam einer von den Unterirdischen zum Priester und sagte ihm, wenn er am folgenden Morgen eine vollständige Procession in den Gang führen würde, ohne daß etwas dabei versehen oder vergessen sei, so müßten sie der Kirche alle Schätze ans Tageslicht herausgeben. Die Procession wurde sehr groß und alles schien aufs beste in Ordnung. Man wunderte sich über die unzählige Menge goldener und silberner Gefäße, kostbarer Meßgewänder und anderer Kleinodien, mit denen unten die Wände vom Boden bis zum Gewölbe hinauf bedeckt waren, und schon begann der Priester den letzten Segen zu lesen. Aber die Lichtscheere einer Wachskerze war nicht blank geputzt. Darum verschwand mit einmal die ganze Herrlichkeit und der Zug stand oben unter freiem Himmel.

Alle mythischen Züge dieser Sage sind wiederum auch aus deutschen Landschaften belegbar. Es genügt an diesem Orte einige zunächst stehende Parallelen nachzuweisen. Die Zwerge und andere elbische Wesen leihen den Menschen Geräthe, zumal Braupfannen zu Hochzeiten und Kindtaufen. Harrys Volkssagen Niedersachsens I. S. 20 No. 6. II. S. 74 No. 30. Harrys Zwergsagen S. 61. Pröhle Harzsagen S. 47, 1. Pröhle Unterharzsagen S. 60, 149; 102, 247. Kuhn Nordd. Sagen No. 189, 6. Kuhn Westphäl. Sag. I. 200 No. 224; 213 No. 239. Zwerge und Nixe schmieden gegen geringen Lohn das kunstreichste Geräth. Zeitschr. f. vgl. Sprachforsch. IV. 95 fg. Kuhn Westph. Sag. I. 41 No. 36. 47, 40. 62, 49. 66, 52. 84, 76 fg. Schambach und Müller S. 116 No. 140, 13. Diese und andere alte mythische Züge sind aber durch die Volksphantasie in Beziehung zum Kloster Marienparadies gesetzt, das Jahrhunderte den geistigen und politischen Mittelpunkt der ganzen umliegenden Landschaft darstellte und noch heute im Vordergrunde der Erinnerungen und des Interesses bei der umwohnenden Bevölkerung steht.

3. Teufelssteine.

Auf der Landstraße nach Danzig liegt nahe bei Karthaus ein mächtiger Stein, der die deutlich wahrnehmbaren Eindrücke eines Hufeisens tragen soll. Hier spielte einmal Doktor Faust, als er in unsere Gegend kam, mit dem Teufel Karten. Lange schwankte das Glück hin und her, aber keiner gewann, bis sich endlich der Teufel überlisten ließ und die Wette verlor. Darüber ergrimmte er sehr und stampfte mit seinem Pferdefuße auf einen Stein, so daß sich das Hufeisen gleich darin abprägte. Bei Matemblewo soll ein ähnlicher Stein liegen, auf welchem Doktor Faust mit dem Teufel Karten gespielt hat. Ebenso hat der Teufel einst auf einem Steine bei Czapielken Karten gespielt und seine fünf Finger darauf abgedrückt. Auch bei Novahutta sieht man einen Block, groß genug, um eine kassubische Hütte daraus zu bauen. Um denselben läuft ein Ring, wahrscheinlich ein Quarzgang, der zur Befestigung der Kette diente, mittelst welcher einst der Teufel den Block durch die Luft getragen. Eine ähnliche Sage geht von einem Teufelsstein bei Buschkau. Die Sage aus Navahutta bei Menge, Geologische Abhandl. Progr. der Petrischule zu Danzig 1850 S. 30 Anm. 14. Vgl. Kuhn Nordd. Sag. S. 484 Anm. 152. Petersen Hufeisen und Roßtrappen 1865 S. 86 fg. — Auch sonst sind Steine mit vermeintlichen Eindrücken dämonischer Füße in pommerellischer Sage bekannt. Ein bemerkenswerthes schon in wendische Zeit hinaufreichendes Beispiel bietet ein großer erratischer Block zwischen Gr. Domatau und Schwetzin Kr. Neustadt in der Nähe des Zarnowitzer Sees, der bereits in der Bestätigungsurkunde der Besitzungen des Klosters Oliva vom Hochmeister Ludolf König d. d. 10. Oktob. 1323 als Grenzstein aufgeführt und (offenbar nach alter Volkstradition) Bozastopka (Gottesfüßchen) genannt wird. S. Rzyszczewski u. Muczkowski Cod. dipl. Pol. III 679. 680. Heutzutage erzählen die Umwohner von ihm: die Kassuben seien verstockte Heiden gewesen. Da hätte Gott einen Engel gesandt und dieser predigte von jenem Steine herab das Evangelium. Als aber das Volk auch jetzt noch ungerührt blieb, stampfte der Engel in seinem Eifer auf den Stein und siehe ein Abdruck seines Fußes blieb darin zurück. Da glaubte das Volk und ließ sich taufen.

4. Das Spielmannskreuz bei Grzybno.

Auf einem Dorfe bei Karthaus wohnte ein Spielmann. Der hatte sich dem Teufel verschrieben unter der Bedingung, daß Niemand ihn an Kunstfertigkeit übertreffen solle. So hatte er einen großen Ruf erlangt und gegen ihn konnte kein anderer Geiger aufkommen. Tagtäglich war er auf Hochzeiten, Kindtaufen und Tanzgelagen beschäftigt und verdiente schönes Geld. Er hätte ein reicher Mann werden können, wenn er zu sparen verstanden hätte. Als er sein Handwerk viele Jahre getrieben, spielte er einst im Kruge zu Karthaus zum Tanze auf. Da trat ein fremder Geiger ein und bat um die Erlaubniß sich hören lassen zu dürfen. Der einheimische College hatte nichts dagegen, denn er hoffte nun einmal recht seine größere Meisterschaft zeigen zu können. Aber wie wunderte er sich, als der Fremdling eine so liebliche und unbekannte Weise aufstrich, daß die Bauern immer mehr von ihm hören wollten. Wetteifernd spielte auch er seine besten Stücke, aber Niemand achtete auf ihn und alle verlangten ein neues Stück von dem Fremden. Doch dieser lehnte es ab, sammelte seinen Lohn ein und ging in die Nacht hinaus, den Weg nach Grzybno am Rande des Sees entlang einschlagend. Von wahnsinniger Eifersucht gefaßt folgte ihm der Karthäuser Spielmann und forderte ihn hastig auf, mit ihm einen rechten Wettkampf zu beginnen. Der Fremde schwieg und wanderte weiter, während jener immer dringender und heftiger seine Aufforderung wiederholte, und endlich an einem kleinen Bache, der sich auf dem halben Wege nach Grzybno in den See ergießt, ihm den Paß vertrat. „Ich lasse Dich nicht, Du mußt mit mir kämpfen und wenn es mein Leben kosten sollte,“ sagte er. Der Fremde machte jetzt halt, erhob seine Geige und beide begannen ein Wettspiel, das immer lauter und mächtiger durch die Stille der Nacht klang. Immer wilder und leidenschaftlicher wurden ihre Weisen, das Spiel des Fremden wurde so schaurig, daß selbst sein Gegner dabei zusammenschauderte. Und unmerklich wuchs bei den Tönen seiner Geige der halbausgetretene Bach; seine Fluten stiegen höher und höher, bis sie den Kämpfern an die Brust reichten. Des Fremden Gestalt schoß riesig in die Höhe und zugleich legte sich ein rother Mantel um seine Schultern. „Erkennst Du mich jetzt, Deinen Meister?“ so rief er, „Deine Zeit ist um!“ Schon bedeckte der ange-

schwollene Gießbach mit seinen Fluten den unglücklichen Spielmann. Am anderen Morgen fand man seine Leiche. Man errichtete mehrmals an jenem Orte ein einfaches Kreuz. Aber jedesmal trat der Bach aus seinen Ufern und spülte es hinweg.

Vgl. Alpenburg Alpensagen No. 111.

5. Gespenstige Kälber.

Einem Kassuben, der an den Radannenseen zu Hause war, begegnete, als er mit seinem Sohne Abends bei Mondschein durch Czapiellen zu Hause fuhr, ein Mann, welcher zwei widerspenstige Kälber mit einem Stecken vor sich hertrieb und fluchend klagte, daß er dieselben nicht von der Stelle zu bringen im Stande sei. Er sei der Mühe längst überdrüßig und biete sie zum Geschenk aus. Der Kassube ließ sich das nicht zweimal sagen, bedankte sich schön, band die beiden Kälber und legte sie hinter das Gefäß ins Stroh. Im Fahren wurde der Wagen schwer und schwerer, so daß die kleinen Pferde ängstlich keuchten. Als man kaum den ersten Radannensee erreicht hatte, sprangen zwei ungewöhnlich große Fische hinten vom Wagen herab in das Wasser. Die Kälber waren verschwunden und das Stroh leer.

Vgl. Harrys Volkssagen Niedersachsens I. 7, 2. Kuhn Westphäl. Sagen I. 324, 1. und dazu E. Meier Schwäbische Sagen S. 129. M. Germ. Myth. 95.

6. Die Brautsteine bei Stangenwalde und Fitschkau.

In Stangenwalde lebte vor langer Zeit eine steinalte Frau. Die hatte eine bildhübsche Tochter, nach welcher viele Bursche freiten. Allein sie mochte sie alle nicht, denn sie hatte den Förster lieb. Als der endlich kam und nach ihr fragte, sagte sie freudig zu. Der Pfarrer traute sie, sie feierten eine vergnügte Hochzeit und lebten sehr glücklich. Das alte Weib aber war eine Hexe und mochte vor scheelem Neid das Glück der jungen Leute nicht sehen. Als sie einst allesammt auf dem Felde waren, gerieth sie so sehr in Aerger, daß sie den Tochtermann und die Tochter in einen Stein verwandelte. Der steht noch da. Wenn man ihn beschädigt, fließt natürliches Blut heraus, wie von einem Menschen.

In Fitschkau sollte eine Hochzeit stattfinden. Die Brautleute und mit ihnen die Gäste waren schon zur Trauung nach der Löblauer Kirche gegangen und die alte Mutter, die zu Hause geblieben war, wartete mit Schmerzen ihrer Wiederkunft. Aber sie harrte lange vergebens, Stunde auf Stunde verrann und kein Brautzug ließ sich blicken. Da ward sie unwillig und rief: „Ihr Teufelspack, daß Ihr doch allesammt zu Steinen würdet!" Als sie das sagte, waren die Leute schon auf dem Heimwege und hatten Fitschkau beinahe erreicht. Da fühlten sie plötzlich ihre Füße kalt und schwer werden. Ihre Glieder erstarrten, wurzelten am Boden fest und wurden zu Stein. Noch heute sieht man am Wege ihre seltsamen Felsgestalten.

Vgl. Kuhn Westphäl. Sag. I. 30. Alpenburg Mythen und Sagen Tyrols S. 227 No. 4.

7. Die Schloßjungfrau in Mariensee.

a) Ein hügeliger Inselvorsprung im Mariensee bewahrt auf seiner Spitze die Spuren einer alten Burg. Darin sollen einmal Raubritter gehaust haben, die die Bauern und Einsassen rings umher und friedliche Handelsleute, die auf der Straße nach Bütow zogen, brandschatzten und plünderten, bis man sie einst in ernstem Anlauf bedrängte und ihre Veste gewann. Seit der Zeit sind die Raubritter aus der Gegend verschwunden, aber in den Ruinen ihres Schlosses zeigt sich Nachts eine weiße Jungfrau. Sie sitzt auf einem Steine und schaut händeringend auf die mondbestrahlte Fluth des Sees hinab. Der Stein ist vom vielen Sitzen ganz ausgehöhlt.

b) Am Mariensee hat ein Schloß gestanden. Das ist nun tief in den Berg entrückt und bleibt da, bis es einmal erlöst wird. Dann wird es herrlicher, als es gewesen, wieder emporsteigen. Vor Jahren war noch ein alter Kellereingang sichtbar und eine halbzerfallene Treppe, die auf bröcklichen Stufen in die Tiefe führte. Hier zeigte sich oft eine hohe Jungfrau. Im Sommer war sie schwarz wie ein Rabe, im Winter weiß wie Schnee. Oft führte sie einen zottigen Hund mit sich, den sie auf den Schoß nahm, streichelte und kämmte. Sehr viele haben schon versucht das Schloß und die Jungfrau zu erlösen. Das ist aber sehr schwer und alle

Mühe bleibt vergeblich, wenn der Retter es auch nur an einer Kleinigkeit fehlen läßt. Einer, der schon Alles vollbracht hatte, was zur Erlösung nothwendig war, vergaß zuletzt sich die Hände zu waschen und das Werk mißlang. Einem Anderen, der sich erbot die Jungfrau zu erlösen, zeigte diese im Gemäuer mancherlei Dinge und befahl ihm, dieselben der Reihe nach zu küssen. Da lagen Tücher und Kissen von dunkeler Seide und noch mehrere andere Gegenstände verschiedener Art. Er küßte jegliches Ding der Reihe nach. Nur eine alte Schorfkröte vergaß er, welche gebuckt in einer Ecke kauerte. Schon glaubte er sein Werk vollbracht, als mit einem Male die ganze Erscheinung um ihn her verschwand und er mutterseelenallein im öden Gemäuer dastand.

Seit der Zeit erschien die Jungfrau seltener. Die Leute hatten sie fast ganz vergessen. Da vermißte einmal ein Hirte, der am See weidete, zwei Schafe und suchte sie in den Gebüschen des Schloßbergs. Wie er nun so sucht, steht plötzlich ein kleines graues Männchen vor ihm mit langem Bart und heißt ihn ruhig und unbesorgt um sein Vieh sein, er solle nur morgen um zwölf Uhr wiederkommen. Der Schäfer stellte sich pünktlich ein und fand das Männchen schon auf dem Platz, welches ihn alsbald über die verfallene Treppe in die unteren Räume des Schlosses führte. Sie kamen durch viele bald gerade, bald gewundene Gänge bis auf einen hellen geräumigen Hof. Hier grasten die verlorenen Schafe fröhlich und wohlbehalten. Hinter dem Hofe stand eine Thür offen, aus welcher ein unbeschreiblicher Glanz hervorstrahlte. Der Schäfer eilte auf sie zu und trat in ein hohes Gewölbe, das mit alterthümlicher Pracht geschmückt war. In der Mitte desselben saß die Schloßjungfrau, kohlschwarz anzusehn und regungslos, als wäre sie von Stein. Weiterhin sah man noch mehrere Räume. Nach einigen gleichgiltigen Blicken auf die Jungfrau wollte der Schäfer neugierig vordringen. Da warf das Männchen die Pforte vor ihm zu und sprach: „Küsse die Jungfrau hier, sonst bekommst Du Dein Vieh nicht wieder.“ Der Hirte meinte, das könne er ja wohl thun und bückte sich zu der schwarzen Gestalt hinab. Aber sobald er sich nahte, wurde diese so grausig, daß er erschreckt Kehrt machte und über Gänge und Treppen davon lief. Im Hofe sah er sich nach seinen Schafen um. Sie waren verschwunden. Das Männchen rief ihm

nach, er dürfe morgen noch einmal und übermorgen zum dritten Male wieder kommen. Wenn er aber dann noch nicht die Jungfrau geküßt habe, so seien seine Thiere unwiederbringlich für ihn verloren. Zaghaft schlich der Mann davon; hernach aber faßte er wieder Muth und stellte sich Tags darauf zur bestimmten Stunde am Schloßberge ein. Das Männchen erwartete ihn schon und führte ihn wieder durch die vielen verworrenen Gänge und über den hellen Hof, auf welchem seine Schafe fröhlich weideten. Diesmal nahm er sich ein Herz und schon berührte sein Mund ganz nahe die Lippen der Jungfrau, als dieselbe plötzlich Kröten und Schlangen hervorspie. Da wurde ihm himmelangst und er stürzte Hals über Kopf von dannen. Auch zum dritten Male ging es ihm nicht besser. So mußte er denn auf seine Schafe Verzicht leisten. Seit der Zeit vermied er gerne die Gegend, in welcher ihm diese Erlebnisse begegnet waren und niemals ist es ihm eingefallen den Eingang zum alten Schlosse wieder aufzusuchen.

c) Ein junger Bursch hatte viel von der Schloßjungfrau gehört und der lebhafte Wunsch bemächtigte sich seiner, ihr Erlöser zu werden. Tage lang kroch er im dichten Buschwerk herum, welches die Stätte der alten Burg bedeckte. An einem Maimorgen früh fand er unter wildem Gestrüpp eine niegesehene Pforte. Er gelangte durch dieselbe in das Schloß und kam zu dem Saale, in welchem die kohlschwarze Jungfrau regungslos saß. Er sah sie lange voll Mitleid an und hoffte, sie werde ihm einen Auftrag geben. Aber sie schwieg und er ging langsam wieder fort. Um die Mittagsstunde wagte er sich noch einmal in die Burg. Da war die Jungfrau nicht mehr kohlschwarz (denn ein Christenmensch hatte sie angesehn), sondern ihr Oberleib zeigte schon graue Farbe. Jetzt redete der Jüngling sie an und fragte, was er thun dürfe, um sie zu erlösen. Sie antwortete noch einmal nicht und traurig schlich er von dannen. Am Abend beschloß er, es zum letzten Male zu versuchen. Da war die Jungfrau schon beinahe am ganzen Körper grau, nur die Füße hatten die Schwärze noch nicht verloren. Auf die wiederholte Bitte zu sagen, wie er ihr helfen könne, blieb sie Anfangs nach wie vor stumm. Als aber der junge Bursch noch weiter so inständig bat, wurden auch ihre Füße grau. Da fiel sie ihm um den Hals und sagte: „Zur Hälfte haſt du

mich nun erlöst, aber der schwerere Theil der Aufgabe ist noch übrig. Geh durch jene Thüre weiter, so wirst Du durch zwölf Säle kommen, von denen einer immer schöner ist, als der andere. Der letzte ist mit lauter Diamanten ausgelegt. Dort hängen von der Decke drei Pflugscharen herab. Kannst Du die ohne Geräusch bis an die Decke heben, so hast Du mich erlöst und das Schloß dazu.“ Das will ich schon machen, meinte der Jüngling, aber das Fräulein ermahnte ihn zur Vorsicht und führte ihn durch die zwölf Säle. Von denen war der eine von Silber, der andere von Gold, der dritte glänzte von Edelsteinen und der zwölfte war mit eitel Diamanten geschmückt. Da hingen an der Decke die drei eisernen Pflugscharen an stählernen Ketten. Mit vieler Behutsamkeit hob der Jüngling die erste Pflugschar in die Höhe, ohne anzustoßen. Da sah er die Jungfrau von Angesicht und Brust schneeweiß werden. Jetzt hob er auch die zweite Pflugschar glücklich und lautlos bis ans Getäfel. Die Jungfrau wurde bis auf die Füße weiß. Auch die dritte Pflugschar war schon halbweges bis zur Decke und die Füße der Jungfrau fingen schon an ins Lichte überzuspielen. Da entstand ein furchtbares Rumoren und Rasseln, wie wenn tausend Soldaten mit ihren Waffen zusammenschlagen. Eine glühende Hitze verbreitete sich im Gemach und aus der Wand trat der Teufel selbst hervor, der gar Schreckliches drohte, wenn der Jüngling nicht augenblicklich die Pflugschar fahren lasse. Darob erschrak derselbe und hob in seiner Angst das Eisen zu hastig in die Höhe. Es schwankte und stieß im Vorbeigehen an einen Balken. Alsbald hörte man einen jämmerlichen Schrei; ein betäubender Krach folgte, wie wenn das ganze Schloß aus den Fugen springe. Der Jüngling sank ohnmächtig zu Boden und erwachte erst nach mehreren Stunden oben im grünen Grase. Die Pforte zur Burg hat er nie wieder gefunden.

Zu a. Auch Frau Holle sitzt im Walde bei Andreasberg nächtlich auf den Dreibrotsteinen und weint. Pröhle, Harzsagen S. 135. Auf dem Frauhullistein zwischen Hasloch und Faulbach ruht Frau Holle aus. Zwei Löcher haben sich vom oftmaligen Sitzen in den Stein gedrückt. S. Zeitschrift f. d. Myth. u. Sittenk. I, 24. Herrlein, Sagen des Spessarts. 182. Panzer, Beitr. z. D. Myth. II, 115.

Zu b. Die verwünschte Jungfrau erscheint oft als schwarz von Farbe oder nur (was eine Abschwächung der ursprünglichen Sage ist) von Kleidung. A. Kuhn, Nordd. Sag. 45, 47. 23, 30. 9, 10. Zingerle, Sagen, Märchen und Gebr. aus Tirol No. 386, 398. Alpenburg, Alpensagen No. 147. Rochholz, Naturmythen 161, 9. Der zottige Hund, den die Jungfrau auf dem Schoße hält, ist ihr gewöhnlicher Begleiter in der Sage. Er liegt auf dem Schatze, der der Verwünschten gehört. Vgl. Zingerle, a. a. O. No. 377. 393. Alpenburg, Alpensagen No. 11. 13. 15. 23. 116. Schambach und Müller No. 120. 133, 1. 134 u. s. w. Rochholz, Sagen des Aargaus II, No. 386. Die Erlösung der Jungfrau ist daran gebunden, daß der Befreier sie küßt, während sie sich in die Gestalten einer Kröte, Schlange u. s. w. verwandelt. Vgl. Kuhn, Nordd. Sagen 9, 9. Rochholz, Naturmythen 160, 8. Schambach u. Müller 104, 132. Die Kröte, welche nach unserer Version der Retter küssen soll, ist also die Jungfrau selbst. In den seidenen Tüchern, die er im alten Gemäuer findet, bewahrt die Marienseer Sage die alleinige Erinnerung des Schatzes; denn auf solchen Tüchern pflegen die verwünschten Jungfrauen den Hort zu sonnen. Ueber die verlaufenen Schafe vgl. Kuhn, Westphäl. Sag. I, 327. Zingerle a. a. O. 220, 391.

Zu c. Den zwölf Sälen vergleichen sich die neun Kammern (Schambach u. Müller 94, 120), die von der Decke herabhängenden Pflugscharen dem großen Stein, der in der verwünschten Burg von dem Gewölbe herabzuhangen pflegt (Kuhn, Westphäl. Sag. I, No. 57. S. 70). Unter den Schätzen der verzauberten Jungfrau wird mitunter auch ein goldener Pflug genannt. (Zingerle a. a. O. 218, 389.)

Danzig.

Wilhelm Mannhardt.

Ueber den heutigen Stand der Forschung auf dem Gebiete unserer Provinzialgeschichte.

Habilitations-Vorlesung, gehalten den 2. Juni 1866 an der Königl. Albertus-Universität zu Königsberg

von

Privatdocent Dr. Carl Lohmeyer.

Gestatten Sie mir, H. A., Ihnen in kurzen Umrissen einen Ueberblick über den heutigen Stand der Forschung auf dem Gebiete unserer Provinzialgeschichte zu geben, Ihnen die Ziele zu zeichnen, welche dieselbe sich als die nächstliegenden zu stecken hat, auf welche wir für jetzt hinzuarbeiten haben. —

. . . .

Ich muß aber noch die Bemerkung vorausschicken, daß ich im Folgenden lediglich die Geschichte unserer Provinz im Mittelalter, also bis zum Untergange der Ordensherrschaft, ins Auge fassen werde; denn ihre neuere Geschichte, die schon an und für sich von so ganz anderer Art ist, wäre doch auch, zumal seit der Vereinigung mit Brandenburg, für sich allein, ohne Eingehen auf die Gesammtgeschichte des preußischen Staates nicht wohl zu behandeln.

In dieser Beschränkung muß, wie die Sache bei uns für jetzt steht und wohl auch noch eine geraume Zeit stehen wird, eine solche Auseinandersetzung, wie ich sie eben zu geben beabsichtige, immer darauf hinauskommen zu zeigen, wie wir uns demjenigen Werke gegenüber zu verhalten haben, welches jenen Theil der preußischen Geschichte zuletzt in aller Ausführlichkeit und Vollständigkeit behandelt hat, und das gleich nach seinem Erscheinen überall als untrügliche, unangreifbare Quelle aufgenommen wurde und auch jetzt noch meist als solche gilt.

Natürlich meine ich hier kein anderes Werk als Johannes Voigt's „Geschichte Preußens, von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens", welche von 1827 bis 1839 in 9 Bänden erschienen ist.

Um aber den Werth dieser einzig in ihrer Art dastehenden Landesgeschichte richtig zu würdigen, will ich vorerst versuchen die Stellung zu charakterisiren, welche dasselbe bei seinem Erscheinen einnahm, seine wissenschaftliche Bedeutung für jene Zeit festzustellen.

Von der Urgeschichte unseres engeren Vaterlandes, d. i. vor der Ankunft des deutschen Ordens, durch welchen es ja erst in dauernde Verbindung mit dem Westen gebracht wurde, haben wir nur hin und wieder sehr vereinzelte Notizen bei den Schriftstellern anderer Völker, direkte Nachrichten fehlen uns ganz. Was dann die ältesten Ordenschroniken darüber enthalten, ist noch weniger geeignet uns aufzuklären; die eigene Unkenntniß der Verfasser — sie waren ja sämmtlich Fremde — paarte sich mit blinder Einseitigkeit und absichtlichem Verschweigen. Erst im 15. Jahrh., beim Erwachen eines neuen wissenschaftlichen Strebens, stellte sich das Bedürfniß ein, auch von dem alten Preußenlande etwas zu erfahren, und die gelehrten Herren jener Zeit, voran Aeneas Sylvius, machten sich daran, wo sie nichts fanden, mit Hülfe klassischer Brocken wenigstens zu erfinden. Wenn damals für Städte wie Nürnberg und Augsburg ein Alter gleich dem Roms nicht genügte, wenn man ihre Gründung bis auf die Auswanderung der Trojaner, ja noch Jahrhunderte weiter zurückführte, so durfte es doch wahrlich nicht zu gewagt erscheinen, auch Romowe, das Hauptheiligthum der alten Preußen, mit Rom in Verbindung zu bringen. Doch solche Spielereien wären noch zu ertragen. Daß weiterhin die Geschichte des Ordens, seiner Kriege und seiner Herrschaft von seinen Anhängern so erzählt wurde, daß sein Ruhm nicht darunter litt, daß daneben, als der Zwiespalt zwischen Orden und Land sich entwickelte und zuletzt zu offenem Bruch und Bürgerkrieg führte, noch eine andere Tradition sich herausbildete und hauptsächlich in den Städtechroniken ihren Ausdruck fand, eine Tradition, die sich mit der polnischen vielfach berührt, ist der ganz natürliche Verlauf. Wo da nach der einen oder der anderen Seite hin Verletzungen der Wahrheit vorkommen, sind sie durch die unmittelbaren Quellen,

durch das urkundliche Material, das uns in einer Fülle wie wohl nirgends sonst zu Gebote steht, leicht zu erkennen und auszumerzen. Aber die Geschichte unserer Provinz ist von einem Mißgeschick eigenthümlicher Art betroffen, an dessen Folgen sie noch heute schwer zu leiden hat; wir haben neben aller anderen Arbeit noch immer — verzeihen Sie das Bild — mit der Austreibung eines bösen Geistes zu thun, der vor mehr als 300 Jahren in sie gefahren ist und noch heute wie ein Alp auf ihr lastet. In den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts verfaßte bekanntlich der Predigermönch Simon Grunau eine umfangreiche Chronik des Landes Preußen, welche die preußische Geschichte von den urältesten Zeiten ab bis auf die Tage des Verfassers mit größter Ausführlichkeit erzählt. Eben diese Genauigkeit und Sicherheit, die er zur Schau trägt, mußte den arglosen Leser bestechen. Er fixirt jede Thatsache durch ein Tagesdatum, er weiß die Stärke der Heere, die Zahl der Gefallenen in allen Zeiten ganz genau anzugeben, überall reiht er eine Unzahl von Namen auf; dazu spricht er zuerst von vielen Dingen, die das höchste Interesse erregen mußten — so liebt er es bestehenden Einrichtungen ihren Ursprung nachzuweisen; und alles dieses belegt er durch eine ansehnliche Anzahl von Quellen, bekannten freilich und unbekannten. Schon Lucas David in der zweiten Hälfte des 16. und Hartknoch am Ausgange des 17. Jahrhunderts hatten sich hin und wieder zu Zweifeln an der Tradition erhoben, aber weiter als bis zu solchen sehr bescheidenen Zweifeln, als bis zu der dunklen Ahnung, daß es mit der hergebrachten Erzählung doch nicht überall und immer seine Richtigkeit haben könne, hatten sie es nicht gebracht, ja nicht bringen können. Und in dieser Rücksicht stand es ein Jahrhundert später, als Baczko seine „Geschichte Preußens" schrieb, nicht wesentlich besser: ihm fehlte ebenso wie Jenen das Material und die Methode. Das Einzige, was ihn über seine Vorgänger erhebt, das ist der freie Geist, der durch sein Werk weht, das ist der freie Blick, mit dem er an die Sache herangetreten ist. Der Kuriosität wegen will ich eine gleichzeitige „ältere Geschichte Preußens", welche sich gleichfalls durch und durch als ein Kind des 18. Jahrhunderts, freilich als ein Kind der schlechteren Art, manifestirt, wenigstens erwähnen. Es ist der Herr v. Kotzebue, der mit diesem Werke, welches glücklicherweise schon zu den halbverschollenen

gehört, auch einmal unsere Muse entweiht hat. — So war denn, als Voigt hierherkam, nicht weniger als alles zu thun; und er hat geleistet, was ein Einzelner nur immer zu leisten vermochte. Durch die Aufgabe, welche ihm sein Amt entgegenbrachte, sah er sich mitten in das volle Material hineingestellt, er erkannte bald, daß ein ganz neuer Weg einzuschlagen sei, daß mittelst der Urkunden unseres Archivs an eine Emancipation von der auf den späteren Chroniken beruhenden Tradition gegangen werden müsse, und glaubte, daß eine solche auch würde durchgeführt werden können. Er selbst hat dann die mühevolle Rodung des neuen Weges begonnen und ist ihn selbst eine Strecke vorangegangen. Wenn je eine so allseitige, einstimmige Anerkennung, die ihm willig den Namen des Vaters unserer provinziellen Geschichtsschreibung beigelegt hat, auf richtiger Schätzung beruht, so ist es hier der Fall. Wohl kann ich mir denken, daß einmal eine Zeit kommen kann, wo keines der einzelnen Resultate, zu welchen er gelangt ist, mehr unangetastet dasteht, aber dennoch wird man noch immer mit Ehrfurcht zu ihm emporblicken können und sich aller Frivolität, mit der wohl jetzt bisweilen seine Schwächen angegriffen werden, zu enthalten die Pflicht haben.

Aber darf auch selbst die heutige Forschung ihn noch immer als durchweg zuverlässig betrachten und behandeln? Dürfen wir seinen sachlichen Inhalt, die Resultate der Forschungen des Verfassers bei wissenschaftlichen Untersuchungen auch heute noch mit Vertrauen zu Grunde legen? Dürfen wir ihnen ohne zu große Gefahr irre zu gehen noch immer folgen? Das ist nicht mehr der Fall.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß ein solches Urtheil mir sehr leicht von vielen Seiten her den Vorwurf der Impietät gegen den Begründer unserer heimatlichen Geschichtsforschung zuziehen kann; ich weiß sehr wohl, daß, wer zum ersten Mal eine bis dahin allgemein anerkannte Autorität in ihrem ganzen Wesen und Werth angreift, immer ein gewisses Odium auf sich nimmt. Aber ich spreche ja nur aus, was jedem Kundigen längst bekannt ist. Wenn wir wohl bisher Alle, die wir ja noch sämmtlich unserem Altmeister persönlich nahe gestanden haben, bewußt und unbewußt eine sehr wohl erklärliche und gerechtfertigte Scheu und Zurückhaltung ihm gegenüber uns auferlegt haben, so ist es doch endlich an der Zeit, daß wir

dieselbe — was ja auch ohne Verletzung schuldiger Ehrfurcht immerhin geschehen kann — fahren lassen und offen bekennen was wir wollen, was wir wollen müssen. Nicht bloß in weiteren Kreisen lebt man noch allgemein in dem guten Glauben, daß wir ja alles nur irgend Erreichbare erreicht hätten, daß, seitdem Voigt die Feder niedergelegt hat, für weitere Forschung nichts mehr zu thun übrig geblieben wäre. Selbst von Fachgelehrten, von Männern der Wissenschaft selbst wird, wo sie auf die Geschichte Preußens zu sprechen kommen, von den Förderungen, welche dieselbe inzwischen erfahren hat, nur selten Notiz genommen, immer wird ohne Bedenken auf Voigt zurückgegangen; und doch befinden wir uns für den Augenblick mit der Erforschung der Geschichte unserer Provinz wieder in den ersten Anfängen, und doch stehen wir eben im Begriff, einen ganz neuen Anlauf zu nehmen.

Voigts Ausbildung gehört einer Zeit an, in welcher man von dem neuen Geiste, der unsere Wissenschaft umgestalten sollte, kaum erst eine Ahnung hatte; als er dann im hiesigen Archiv, durch die weite Entfernung aus aller Verbindung mit den wissenschaftlichen Kreisen und Strebungen Deutschlands herausgerissen, die Vorarbeiten für sein Hauptwerk ausführte, wurden die Grundsätze freier kritischer Forschung eben erst entdeckt, und so lange er an der Geschichte Preußens selbst schrieb, kam ihre Handhabung noch immer nicht sehr über die ersten Anfänge hinaus, sie waren und blieben noch immer zu sehr Neuerung, als daß sie auf ihn einen wirksamen Einfluß hätten ausüben, als daß sie ihn aus dem einmal betretenen Geleise hätten herausbringen können. Auch ihm kommt es z. B. noch wesentlich darauf an, selbst die Zeiten des grauesten Alterthums mit festen Gestalten zu beleben, durch die Fülle der Thatsachen sie anschaulicher zu machen und unserem Blicke näher zu bringen. Er beginnt sein Werk mit einem ausgeführten Bilde von der ältesten Gestaltung und Beschaffenheit unseres Landes und von der Herkunft und Nationalität, von der Staatsverfassung, Religion und Sitte seiner Urbewohner, obwohl er weiß, daß Lucas David, auf den er sich gewöhnlich dabei beruft, den Inhalt der ersten Bücher seiner preußischen Chronik lediglich aus Grunau entlehnt hat, und obwohl er Grunaus Wesen und Werth ganz richtig kennt. Und weiter, die magere nackte Notiz von einem Vikingerzuge der Dänen nach

Samland oder zur Dünamündung, von einem Raubeinfalle der Polen ins Pruzzenland oder von einer Plünderung Masoviens durch die benachbarten Heiden, wie sie wohl ein zeitgenössischer Mönch in dem Jahrbuch seines Klosters anmerkte, genügt ihm nicht: dort giebt die nordische Sage den Stoff zur detaillirten Ausführung, hier werden die romanhaften Schilderungen eines Dlugosz wieder vorgeführt. Solchen anscheinend auf Thatsachen beruhenden Angaben folgt er fast unbedingt; denn ihm fehlt — und das ist wesenlich für Voigts kritisches Verfahren — jeder positive Gegenbeweis, ohne welchen er sich noch nicht aus dem Banne der Tradition zu befreien im Stande ist. Ebenso vermag Voigt auch für die späteren Zeiten, ich meine nach der Ankunft des deutschen Ordens, seine schriftstellerischen Quellen nur so weit zu kontrolliren, als ihm Urkunden zu Gebote stehen; ist dieses der Fall, so giebt er ihnen natürlich den Vorzug, wo sie aber fehlen, vertraut er wieder ohne Anstoß zu nehmen den Chronisten, die er dann wohl bei Widersprüchen gegeneinander nach guter alter Weise auszugleichen sich bemüht. Kurz, seine Kritik ist nur erst auf das Aeußerliche beschränkt. Die innere Natur der Chroniken des Mittelalters, die Art ihrer Entstehung, die Umwandlungen, die sehr viele erlitten haben, waren ihm noch ganz unbekannt und verschlossen; er verstand es noch nicht sie in ihre Bestandtheile aufzulösen, das Authentische von dem mittelbar Ueberlieferten, die Berichte über Selbsterlebtes von dem zu unterscheiden, was den Verfassern anderweitig überkommen war, oder was sie selbst zur Ausschmückung willkürlich zugesetzt haben. So citirt er durch sein ganzes Werk als zwei für alle Zeiten fast gleichmäßig zuverlässige Quellen die sogenannte Hochmeisterchronik und eine Handschrift, welche er als olivaer Chronik bezeichnet; jene aber kann in ihrer jetzigen Gestalt nicht vor dem ewigen Frieden von 1466 entstanden sein, diese besteht aus nicht weniger als 5 nicht gar schwer voneinander unterscheidbaren Werken, von denen das älteste bald nach 1256 niedergeschrieben ist, während das jüngste sich selbst unverhohlen als eine Arbeit des 17. Jahrhunderts zu erkennen giebt.

Auch die Behandlung, welche Voigt den Urkunden angedeihen läßt, ist doch immer, um bei jenem Ausdrucke zu bleiben, eine rein äußerliche. Gewiß sind die Schilderungen, welche er von der Entwickelung der inneren Verhältnisse unserer Provinz, der städtischen, ländlichen, gewerblichen,

socialen, bei denen ja lediglich urkundliche Zeugnisse in wesentlichen Betracht kommen, entwirft, von höchstem Interesse, indem sie uns zum ersten Male einen Blick in dieselbe thun lassen. Man kann auch nicht eben sagen, daß Voigt in seinen Resultaten gar zu weit von der Wahrheit abirrt. Es entsteht und entwickelt sich eben in unserem Lande fast Alles deutlich vor unseren Augen; fast nirgends bemerken wir ein allmähliches Hervorgehen aus dem ursprünglichen, natürlichen Zustande, das sich immer in Dunkel verhüllen wird, die ganze Kultur beruht hier auf künstlichem, beabsichtigtem Hereintragen fremden Wesens und auf bewußtem Beibehalten einheimischer Elemente. Dazu kommt, daß sich, man könnte sagen, jede, auch die unmerklichste Wandlung urkundlich belegen läßt. Geht man aber Voigts Forschung im Einzelnen nach, liest man die betreffenden Abschnitte aufmerksamer, so springt es klar in die Augen, daß er immer nur das gesehen hat, was oben auflag, man vermißt tieferes Eindringen, geistiges Verarbeiten. Voigt vermochte noch nicht der inneren, organischen Entwickelung Schritt für Schritt zu folgen.

So viel über Voigts Kritik und ihre schwache Seite. — Der andere große Fehler, in den Voigt verfallen ist, betrifft die Auffassung, von welcher er ausgegangen ist. Es ist der Standpunkt des Ordens, auf den Voigt sich gestellt hat, und den er von Anfang bis zu Ende, vom Eintritte des Ordens bis zum Untergange seiner Herrschaft über Preußen, in beschränktester Einseitigkeit festhält. Das lag aber einmal schon in dem Mangel des von ihm benutzten Materials: so überreich dasselbe floß, es gestattete ihm doch immer nur die eine Partei zu hören, denn er schöpfte ja so gut wie ausschließlich aus unserem Ordensarchive, er kannte ja außer Grunau nur die Ordenschroniken. Sonst haben ihm Urkunden aus anderen unserer Provinz angehörigen Sammlungen nur sehr vereinzelt zu Gebote gestanden (so werden hin und wieder einige thorner citirt); ausländische Archive vollends hat er für seine preußische Geschichte noch gar nicht durchforscht, und gedruckte Sammlungen von Belang gab es noch nirgends. Erinnern wir uns nun aber daran, daß, von der Eroberung und Kultivirung des Landes abgesehen, die Geschichte der Ordensherrschaft in Preußen hauptsächlich von den Streitigkeiten erfüllt ist, in welche der Orden nach allen Seiten hin theils sich selbst verwickelte, theils durch die

Umstände verwickelt wurde: mit der Kirche und den Landesbischöfen, mit den Nachbarfürsten ringsumher, endlich mit den eigenen Städten und Untersassen, so bedarf es keiner weiteren Ausführung, um darzuthun, daß die völlige Hintansetzung der gegnerischen Aussagen eine einseitige Auffassung, ein falsches, parteiisches Urtheil zur Folge haben mußte, daß allein die Urkunden und Aktenstücke, welche der Orden aufbewahrte oder vielleicht aufzubewahren für gut befand, und allein die Aufzeichnungen, welche ihm anhängende, von ihm beeinflußte, ihm selbst angehörende Männer niederschrieben, unmöglich geeignet sein können ein wahrhaftiges Bild zu geben. Und doch wären die engen Schranken, innerhalb deren sich Voigt mit seinen Quellen bewegt, ihm nicht gar so sehr gefährlich geworden, sie hätten seinen Blick nicht so sehr einengen können, wenn er nicht von vornherein mit einer vorgefaßten Meinung an die Sache herangetreten wäre. Wie im Punkte der Kritik, ebenso wenig konnte er sich in Rücksicht der Auffassung der Geschichte des Mittelalters über den Geist erheben, den er bei seinen frühesten historischen Universitätsstudien eingesogen hatte, und um so weniger als dieser Geist noch lange der vorherrschende blieb.

Luden war in Jena Voigts Geschichtslehrer gewesen und hatte ihn schließlich bewogen, sein Fachstudium, die Theologie, aufzugeben und sich ganz der Geschichte und der akademischen Laufbahn zu widmen. Damit war Voigt in die romantische Richtung hineingerathen. Allerdings, es besteht ein himmelweiter Unterschied zwischen der Art, wie die Richtung jener Zeit sich in seiner Erstlingsarbeit äußert, und dem Grundton, der in der „Geschichte Preußens" herrscht. Dort hat Voigt, der strenge Protestant, der schon mehrmals predigend auf der Kanzel gestanden hatte, einen Gregor VII. in solcher Weise schildern können, daß Glaubensgenossen ihm den Vorwurf des Kryptokatholicismus fast ins Gesicht sagten, und daß man ihn von katholischer Seite in vollem Ernste auffordern durfte, nun auch die äußere Maske fallen zu lassen und mit dem Rücktritt in die alleinseligmachende Kirche, der er ja doch mit seiner Ueberzeugung angehöre, nicht länger zu säumen. Ob und wieviel dieser ungeahnte Erfolg mit dazu beigetragen haben mag in Voigts Geiste eine gewisse Umwandlung hervorzurufen, vermag ich nicht zu entscheiden. Genug, aus dem Vertheidiger und Lobredner des Papstthums, wie Hildebrand es erstrebte, wurde

ein ebenso entschiedener Gegner der römischen Kurie. Doch reichte der Anstoß nicht aus, um ihn das Verkehrte der eingeschlagenen Richtung ganz erkennen zu lassen, um ihn von den Regungen, die ihn bisher bewegt hatten, ganz abzuwenden. Er kam nicht weiter, als daß er seine Vorliebe einem anderen Produkt jener „romantischen" Seite des Mittelalters zuwandte und auch dieses dann in dem hellsten, glänzendsten Lichte darzustellen sich bemühte.

Wir gestehen gewiß alle gern und mit voller Ueberzeugung die hohe Berechtigung zu, die der deutsche Orden zum Kampfe gegen die heidnischen Urbewohner unserer Heimat mit sich brachte, und folgen darum den einzelnen Kriegszügen trotz ihrer Einförmigkeit und der mitunterlaufenden Rohheiten und Grausamkeiten, wie sie die Vorstellung der Zeit von dem den Heiden anhaftenden Mangel der Menschenwürde wenn nicht rechtfertigt, so doch entschuldigt, dennoch mit ganzer Theilnahme. Wir begreifen, wie der Orden, sobald er eine politische Macht geworden war, auch darnach streben mußte sich aus den Fesseln, in welchen die Kirche ihn gern für immer festgehalten hätte, zu befreien, und gewahren mit Genugthuung, wie es ihm gelang sich thatsächlich selbstständig zu machen. Wir haben von unserem deutschen Standpunkte aus alle Ursache die zähe Festigkeit und Ausdauer anzuerkennen, mit welcher der Orden sich den slavischen Nachbarn entgegenwarf und später, als sie nach dem wohlhabenden Küstenlande und den gewinnverheißenden Handelsstädten lüstern wurden, ihnen nicht ohne allen Erfolg Widerstand leistete. Die mit sicherem Blick geleitete und durchgeführte Kolonisation von Stadt und Land, die Handhabung der Rechtspflege, die Thätigkeit für Handel und Gewerbe, die musterhaft geregelte Finanzwirthschaft, kurz, die ganze innere Verwaltung entlockt uns bereitwillige Bewunderung. Jeder muß Voigts Entrüstung über das Gebahren der leitenden Kreise in den Bürgerschaften und im Landesadel theilen, wie es so ohne alle Scham zu Tage trat und zum Bürgerkriege trieb. Niemand wird es dem Orden verargen, wenn er nach dem ewigen Frieden von Thorn, der ihm lebensgefährlichen Verlust brachte und ihn dem Erbfeinde entkräftet und wehrlos zu Füßen warf, das ursprüngliche Verhältniß zu Kirche und Reich, an welches seit Menschenaltern kaum noch im Ernst gedacht war, immer wie-

der hervorhob und als Argument gegen die Rechtmäßigkeit jenes Friedens anzog, wenn er immerfort darauf aus war das verlorene Gebiet wiederzugewinnen und die räumliche Verbindung mit dem Reiche wiederherzustellen, die aufgezwungene Botmäßigkeit abzuwerfen. In allem diesem wird und muß man Voigt Recht geben, aber es fehlt in seiner Darstellung die Kehrseite, wie sie die unbefangene Betrachtung und die Benutzung aller Quellen kennen lehrt.

Fassen wir nun unser Urtheil über Voigts preußische Geschichte noch einmal kurz zusammen, dahin: daß seine Kritik unzureichend, das von ihm benutzte Material unvollständig und lückenhaft, seine Auffassung endlich eine einseitig beschränkte war, so ist damit auch zugleich die Richtung gegeben, welcher wir bei weiteren Forschungen konsequent zu folgen haben: Ergänzung und kritische Bearbeitung des Quellenmaterials und Ausmerzung jeder Art von Tradition sind diejenigen beiden Punkte, auf welche ich das Hauptgewicht legen zu müssen glaube. Nach beiden Richtungen hin aber haben Sammlung und Forschung während des letztverflossenen Menschenalters unserer Landesgeschichte beträchtliche Förderung gebracht. Gleich nach dem Erscheinen der ersten Bände des Voigtschen Werkes wurde eine ganze Reihe von Versehen und Ungenauigkeiten nachgewiesen, wie sie bei einer ersten Arbeit, die so große Schwierigkeiten zu überwinden hatte, nicht ausbleiben konnten; aber das waren nur Einzelnheiten. Dann folgte von allen Seiten her, von katholisch-kirchlicher, wie von nationaler und politischer, bald gelegentlich, bald in besonderen Arbeiten lauter Widerspruch gegen die panegyrische Schilderung, welche Voigt vom Orden entwirft; diese Gegner aber brachten im Allgemeinen die kritische Forschung nicht um einen Schritt weiter. Sie deutelten entweder nur an den vorgefundenen Thatsachen herum oder sie gingen gar noch zurück: kirchliche Schriftsteller hielten um jeden Preis an Grunau fest, der ja auf ihrer Seite steht, und polnische Historiker, selbst der neuesten Zeit, nähren ihren nationalen Haß nach wie vor aus ihren Skribenten des 15. und 16. Jahrhunderts.

Den ersten Schritt zum Besseren, die erste Anwendung der neueren Grundsätze der Kritik machte bei uns und trat damit öffentlich hervor Töppen; er ging zuerst dem tolkemiter Mönch energisch zu Leibe. Indem er jene Chronik des ersten preußischen Bischofs Christian aus Oliva,

auf welche sich der Mönch für seine Darstellung der Urgeschichte unseres Landes vorzugsweise beruft, und die auch noch Voigt für echt hielt, als eine geradezu theils lächerliche theils unverschämte Fiktion nachgewiesen hat, hat er ihm für den ersten Theil seines Machwerks den Boden unter den Füßen fortgezogen. Fast gleichzeitig wies Röpell nach, daß die andere Quelle, welche den Stoff zur Ausschmückung unserer ältesten Geschichte hergegeben hat, die historia Polonica des dem 15. Jahrhundert angehörigen Johann Dlugosz, gleichfalls bei eingehender Prüfung nicht Stand halten kann: er that die kritiklose Geschwätzigkeit, die nationale Einseitigkeit ihres Verfassers so unwiderleglich dar, daß von einer Berufung auf ihn allein nicht mehr die Rede sein darf. Endlich, gegen eine ganze Gruppe von Quellen, die römischen und griechischen Schriftsteller, bei welchen man Nachrichten über die Küstenländer der Ostsee zu finden glaubt, muß man zum mindesten sehr auf der Hut sein; denn einen Plinius, einen Ptolemäus und für so entlegene Gegenden selbst einen Tacitus für etwas mehr als Quellen zweiten Ranges, als abgeleitete Quellen, zu halten, ist heutzutage doch unstatthaft. Bevor nicht die Philologen sie auch in Bezug auf ihren Inhalt einer zersetzenden Kritik unterworfen und nachgewiesen haben, wo jene Notizen herrühren, darf man sie nicht weiter so unbedingt anziehen. Auch die Archäologie, welche bei der großen Masse der dem Boden entnommenen Alterthümer wohl Aufklärung geben könnte, liegt bei uns noch sehr im Argen; sie ist bisher wissenschaftlich noch niemals behandelt worden, es haben sich ihr immer nur Dilettanten zugewandt. So bleibt denn herzlich wenig übrig. Nicht mehr mit den Phönizierfahrten und was damit zusammenhängt, dürfen wir die Geschichte unserer Provinz beginnen. Die erste, auch zeitlich feststehende Thatsache ist die nicht vor die Mitte des 2. Jahrhunderts fallende Einwanderung desjenigen Volkes, welches die christlichen Apostel und später der deutsche Orden als Pruzzi zwischen Weichsel und Pregel vorfanden. Mehr als daß vor ihnen die Gothen hier gesessen haben, wissen wir nicht. Doch dieß nur als ein Beispiel.

Wie aber soll ich Ihnen nun mit wenigen Worten das zusammenfassen, was seit Voigt für die Geschichte der Ordensherrschaft selbst geleistet ist? Die Zahl der Arbeiten ist keine geringe, und ihr Inhalt ist von

erheblichem Werth; aber es sind doch immer nur vereinzelte Punkte zur Untersuchung gekommen. Der braunsberger Professor Watterich hat vor einigen Jahren (1857) die Geschichte der „Gründung des deutschen Ordensstaates in Preußen" in einer Monographie beleuchtet, deren thatsächlichen Resultaten man meist zustimmen kann, nicht so ihrer Auffassung: schon für jene Zeit, gleich nach seinem Erscheinen an der Weichsel, schreibt Watterich dem Orden keine andere Politik zu als eine auf Betrug, Hinterlist und Verrath beruhende, und bei der Art, wie er seine Quellen handhabt, einem Verfahren, welches von Fälschung nicht gar weit entfernt ist, wird es ihm nicht schwer den Beweis dafür zu führen. Dann will ich von größeren Arbeiten: Voßberg, Geschichte der preuß. Münzen während der Herrschaft des deutschen Ordens; Töppen, historisch-comparative Geographie von Preußen; Fabricius, die Herrschaft der Herzoge von Pommern zu Danzig; Hirsch, die Ober-Pfarrkirche von St. Marien zu Danzig und Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte unter der Herrschaft des deutschen Ordens wenigstens erwähnen. Was durch diese Schriften und die zahlreichen kleinen Abhandlungen, welche in den Zeitschriften unserer Provinz zerstreut sind, im Großen und Ganzen erreicht ist, liegt ja schon mit in dem ausgesprochen, was ich Ihnen über Voigts und seiner Vorgänger Werth entwickelt habe. Ich will daher hier nur noch auf das hinweisen, was neuerdings speciell zur Förderung der Quellenkritik bei uns geschehen ist.

Wir haben den großen Vortheil vor Voigt erlangt, daß wir in den Stand gesetzt sind, auch die Stimmen der Gegner des Ordens zu hören. Die Archive einiger Städte unserer Provinz, vor allen das danziger, belehren uns über die Eingriffe des Ordens in die den Städten gewährten kommunalen Freiheiten und lassen uns die Klagen über die kaufmännische Betriebsamkeit des Ordens vernehmen, durch welche die Städte ihren eigenen Erwerb und Wohlstand gefährdet glaubten. Auch finden wir dort ergänzende Aufklärung über die Beziehungen unserer Städte und des Ordens selbst zum Hansabunde, welche die Politik der Hochmeister eine geraume Zeit geradezu beherrschten. Die nie endenden, oft sehr erbitterten Streitigkeiten mit den Bischöfen von Ermland, denen es gelang, sich allen Angriffen zum Trotz dem Orden gegenüber ziemlich selbstständig zu erhal-

ten, dürfen ohne Durchmusterung der beiden ermländischen Archive (des Bischofs und des Kapitels) nicht mehr dargestellt werden. Die Schätze der letzteren werden jetzt durch die gelehrten Mitglieder des frauenburger Domkapitels als besonderer Codex diplomaticus Warmiensis, der eine wahre Musterarbeit geworden ist, allgemein zugänglich gemacht. Für die Beurtheilung der auswärtigen Politik des Ordens endlich stehen aus allen Ländern neue Urkundensammlungen zu Gebote, für das polnische Reich allein sechs. An einen neuen vollständigen Kodex für Preußen selbst, der den Anforderungen der Wissenschaft entspricht, dürfen wir freilich vor der Hand nicht denken, da Voigts Codex diplom. Prussicus, der bis zum Jahre 1404 hinabreicht, denn doch zu neu ist, um ihn jetzt schon ganz zu verwerfen. Voigt hat aber leider nur Urkunden des königsberger Archivs darin aufgenommen und zwar wiederum nur solche, welche vorher noch nicht gedruckt waren, obgleich er ganz wohl wußte, daß die alten Drucke durchaus unbrauchbar sind. Vielleicht übernimmt es Jemand uns wenigstens Regesten zu liefern; doch ich fürchte fast, daß auch dieses ein frommer Wunsch bleiben wird.

Was nun die Chroniken zur Geschichte des Ordens selbst anbetrifft, so war der Erste, der an sie die Sonde der Kritik anlegte, Theod. Hirsch in Danzig, der leider jetzt unserer Provinz den Rücken gekehrt hat. 1850 wies er in einer Abhandlung „über das Chronicon Olivense und sein Verhältniß zu den übrigen olivaischen Geschichtsdenkmälern" die wahre Natur jener Handschrift nach, von welcher ich schon einmal gelegentlich bemerkte, daß Voigt sie ohne Bedenken als eine einige olivaer Chronik betrachtet und benutzt hat. Dieses Programm und jene Dissertation Töppens über den liber filiorum Belial sind somit als die Grundsteine unserer neuen Quellenforschung zu betrachten. Beide, Hirsch und Töppen, faßten nun den Gedanken, alle preußischen Chroniken einer gleichen Prüfung zu unterwerfen und sie dann in einer Sammlung herauszugeben. Man suchte deßhalb in den Archiven, einheimischen und auswärtigen, nach neuen Handschriften vorhandener Chroniken und nach Handschriften solcher, die bisher für verloren gegolten hatten. Und man fand eine nicht ganz geringe Ausbeute, vornehmlich an städtischen Chroniken, welche meist von Männern im Amt aufgezeichnet und daher für die Geschichte des 15. und

16. Jahrhunderts von um so größerem Werthe sind. Um nicht ungerecht zu scheinen, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß auch von anderen Seiten neues Material herangebracht wurde; so fand und veröffentlichte der jetzige Vorsteher unseres Archivs, Dr. Meckelburg, die Chronik des altstädtischen Rathsherrn Johannes Freiberg, welche in ihrem selbstständigen Theile die letzten 15 Jahre der Ordensherrschaft mitumfaßt. Noch ehe alle Vorarbeiten vollendet waren, schrieb Töppen seine Geschichte der preußischen Historiographie, welche aus eben diesem Grunde noch an mannigfacher Unvollkommenheit und Unsicherheit leidet. 1861 erschien dann endlich der erste Band der Scriptores rerum Prussicarum, eines Werkes, welches für alle Zeiten seinen hohen Werth behalten wird. Als Mitarbeiter ist bekanntlich noch der berliner Archivar Dr. E. Strehlke, ein geborner Danziger, hinzugezogen. Man hat wohl bisweilen die große Fülle der sachlichen Anmerkungen getadelt, doch hätte man, meine ich, bei der Beschaffenheit unseres urkundlichen Quellenmaterials — denn darauf beruhen jene ausschließlich — eher alle Ursache die mühevolle Arbeit dankbar anzunehmen; denn erst durch sie ist die Kontrolle der einseitigen Chronisten möglich gemacht. Wir können nunmehr, nachdem auch ein zweiter Band dieses Werkes erschienen ist, die Geschichte des Ordens bis in die Zeiten Winrichs hinein mit größerer Unbefangenheit und Klarheit übersehen.

Damit, v. H., gestatten Sie mir zu schließen und noch dem Wunsche Worte zu leihen, daß es mir einst vergönnt sein möge, auf meine akademische und wissenschaftliche Thätigkeit, trotz meiner geringen Kräfte, als auf eine nicht ganz unfruchtbare zurückzublicken.

Kritiken und Referate.

H. F. Jacobson, Das Evangelische Kirchenrecht des Preußischen Staates und seiner Provinzen. Zweite Abtheilung. Halle, C. E. M. Peffer 1866. (VIII S., 1 Bl. und S. 339...748. 8⁰.)

Im Anschlusse an die Anzeige der I. Abtheilung (Monatsschr. II, 373) zeigen wir nunmehr das Erscheinen der II. Abtheilung in Kürze an, womit das obige, anerkannt treffliche Werk zum Abschluß gelangt ist. Um mehr als 70 Seiten stärker, wie die erste Abtheilung, behandelt die zweite das Verwaltungs-Recht der evangelischen Kirche Preußens, in folgenden vier Abschnitten: 1) die Provision der kirchlichen Aemter, 2) das kirchliche Leben, 3) die kirchliche Aufsicht und Disciplin, 4) das kirchliche Vermögen. Diese Anordnung des Stoffes ist von den hergebrachten Darstellungen abweichend, wird aber gerechtfertigt durch die „Verschiedenheit der Objecte der kirchlichen Verwaltung selbst.“ — Am Schlusse folgen „Nachträge und Verbesserungen“ zu beiden Abtheilungen (S. 721 ff.), ein „Nachweis der aus dem allgemeinen Landrecht berücksichtigten Stellen“ (S. 726 ff.) und endlich ein sorgfältig gearbeitetes „Inhalts-Register“ (S. 732 ff.), wodurch der Gebrauch dieses mühevollen und reichhaltigen Werkes wesentlich erleichtert werden wird. Und damit ist denn der Aufbau eines Systems unseres vaterländischen Kirchenrechts zum ersten Male in wahrhaft Grund legender Weise vollendet.

S—n.

Otto Glagau 1) Spaziergänge durch Lauenburg und Lübeck. Verlag von Lemke & Co. Berlin 1866. 2) Fritz Reuter und seine Dichtungen. Berlin. Verlag von Th. Lemke. 1866.

Wir wollen unsern Landsmann nicht mit dem Maßstabe messen, den er selbst in etwas übermüthiger Weise an die gesammte moderne Literatur

anlegt. Lassen wir jeden Vogel sein Lied singen und verkümmern wir uns das Vergnügen am Finkenschlag nicht, weil es kein Nachtigallengesang ist. So lebhaft er gegen die literarischen Fabrikanten eifert, so sehen seine Bücher, namentlich das erstere, doch sehr stark nach Fabrikarbeit aus, ja er leugnet selbst die Bestellung gar nicht und läßt seinen Verleger, der ihn auf Reisen begleitet, offen seine Verwunderung darüber aussprechen, wie so ein Bogen nach dem andern aus Nichts zusammenkommt, wonach sich schließen läßt, daß der Verfasser nicht auf Accord, sondern nach der Stückzahl — bogenweise — gearbeitet hat. Aber mag sein! Er hat einen praktischen Blick für das, was in der frischen Gegenwart interessirt und holt sich sein Material von den Orten herbei, auf die gerade aller Augen gerichtet sind. Da heißt es: schnell sein, ehe ein anderer zuvorkommt, und ebenso freilich auch: bis dat qui cito dat; denn man will der Sache nicht tief zu Leibe gehn, sondern geschwinde orientirt sein. In einer Zeit, die so schnell lebt, hat selten Jemand Zeit, sich bei gelehrten Abhandlungen aufzuhalten; man erhascht aber wol ein Stündchen um sich zu raschem Rück- und Ueberblick auf die Höhenpunkte der Situation führen zu lassen und dankt dem gefälligen Führer, wenn er uns durch recht kurzweilige Belehrung angenehm unterhält. In solcher Art geleitet Otto Glagau uns durch Lauenburg und durch die Reuterschen Dichtungen.

Lauenburg, dieses Schooßkind des deutschen Michels, dem es vergönnt war in dessen weiße Zipfelmütze gehüllt die letzten Jahrhunderte hindurch unbehelligt vom Geiste des Fortschritts den Schlaf der Gerechten zu schlafen, ist plötzlich zu einer Art von Berühmtheit gelangt, indem es über Nacht preußisch wurde. Nun ist es sicher Niemand zu verdenken, wenn er die neueste Errungenschaft näher kennen lernen will, und dazu giebt das oben angezeigte Buch „Spaziergänge durch Lauenburg und Lübeck“ die beste Gelegenheit. Allerdings ist Lübeck noch freie Reichsstadt, hat auch vorläufig gar keine besondere Neigung sich gleichfalls annectiren zu lassen, steht aber gleichwohl mit Lauenburg, wie der Verfasser ausführt, in engerm Zusammenhange, da es für das kleine Ländchen die Bedeutung einer Hauptstadt hat und das geschäftliche Leben in demselben völlig beeinflußt. Es war daher ganz in der Ordnung den Spaziergang bis dahin auszudehnen. Das ganze Herzogthum Lauenburg hat kaum die

Größe eines mäßigen landräthlichen Kreises in Preußen; es enthält etwa 19 □Meilen mit 50,000 Bewohnern (die Hälfte der Einwohnerzahl der Stadt Königsberg). Auf der □Meile leben nur 2600 bis 2700 Personen, was seine Hauptursache in den sehr ausgedehnten, den fünften Theil des Bodens bedeckenden Waldungen und Torfmooren hat. Die drei Städte haben zusammen 9000 Einwohner; die jetzt königl. Landdistricte umfassen 12½, die adligen Güter (22 an Zahl) 6¾ □Meilen mit resp. 28,000 und 13,000 Einwohnern. Auf dem platten Lande sind die Frauen um fast 1000 in der Minderzahl. Verwaltung und Justiz sind für die untere Instanz im ganzen Lande noch ungeschieden; beide werden in den Städten durch die Magistrate, in den 4 königlichen Aemtern durch landesherrliche erste und zweite Beamte, in den adligen Gütern, welche rücksichtlich der Justiz und Administration geschlossene Districte bilden, von den Gutsbesitzern resp. in ihrem Auftrage von Justiziarien und Polizeibeamten ausgeübt. Die landesherrlichen Forste umfassen 2¾ □Meilen, sind in 16 Reviere von ungleicher Größe (1080 bis 4000 Morgen. In Preußen circa 12,000 Morgen) eingetheilt und stehen unter der Verwaltung von nicht weniger als 37 Forstschutzbeamten, darunter zwei Oberförster, welche zum Theil sehr beträchtliche Dienstländereien (bis 160 Morgen groß) benutzen. Die Forsten und Moore werfen eine Nettointrade von jährlich 100,000 Thlr. ab, was nur 2 Thlr. Reinertrag pro Morgen giebt. Auf den adligen Gütern fungiren noch 21 Forstbeamte. Auch sonst ist das Mißverhältniß zwischen der großen Zahl der Beamten und der geringen Bevölkerung höchst auffallend. „Rechnet man nur die Bedienungen und Anstellungen, welche eine Universitätsbildung erfordern, so finden sich allein solcher im Ländchen etwa 120, so daß auf circa 417 Bewohner schon ein gelehrter Beamter (meistens Schleswig-Holsteiner) kommt." Die Bauern in den 96 Dörfern sind nicht freie Eigenthümer ihrer Grundstücke, sondern haben daran nur das sog. Meierrecht, d. h. ein vollständiges Nutzungsrecht mit beschränkter Dispositionsbefugniß über die Substanz sowohl unter Lebenden als von Todeswegen. Die Meiergefälle betragen übrigens nur circa 80 Thlr. von der königl. Hufe; eine Ablösung des Meierrechts würde sicher die Staatseinnahme vergrößern. Die sonstigen Abgaben sind sehr gering und geben nur etwa 1 Thlr. 13 Sgr. pro Kopf (in Preußen über

4 Thlr.) Die Landesschuld betrug 1859 nur 781,000 Thlr. Die Bewohner sind fast durchgängig wohlhabend und die Sparkasseneinlagen lassen sich auf den Kopf mit circa 20 Thlr. berechnen. Dennoch sind die Zustände höchst ungesund zu nennen. Freizügigkeit, Niederlassung, Erwerbung des Heimathsrechts hängen bei Nichtgrundbesitzern von der polizeilichen Willkür ab; ohne obrigkeitlichen Consens kann keine Trauung vollzogen werden; der Gewerbebetrieb unterliegt den härtesten Beschränkungen. Unter solchen Umständen kann es nicht auffällig erscheinen, wenn die Zahl der unehelichen Geburten enorm groß ist, nämlich nicht weniger als 21 pCt. (in Preußen $7\frac{1}{3}$). Die adeligen Gutsbesitzer haben sowohl der Landesherrschaft als ihren Gutseinsassen gegenüber eine völlig exclusive Stellung; über den letzteren stehen sie wie kleine fast souveraine Fürsten. Auch in der ständischen Landesvertretung dominiren sie; zwar haben sie im Landtage nur wie die Städte und Bauern 5 Abgeordnete, aber es treten von ihrem Stande noch 3 Mitglieder hinzu, nämlich der Erblandmarschall (seit Jahrhunderten aus der Familie von Bülow) und 2 Landräthe. Uebrigens hat die Landesvertretung sehr weitgehende politische Rechte, wie ja in dieser Beziehung die Feudalstände im Mittelalter fast überall glücklicher situirt waren, als manche constitutionelle Repräsentation. — Hat der Verfasser diese Notizen, die wir ihm hier nachschreiben, gleichfalls größtentheils aus Büchern entnommen, welche er übrigens in der Einleitung gewissenhaft anzeigt, so hat er doch auch viel mit eigenen Augen gesehn und sich augenscheinlich große Mühe gegeben, sich bei den Bewohnern selbst gründlich zu informiren. Er besucht die Stadt Lauenburg, macht eine Fußreise durch den sog. Sachsenwald, kommt nach Mölln, hält sich am Schallsee auf, besichtigt Ratzeburg, schließlich das Amt Steinhorst, und schildert überall recht lebendig und anschaulich die sehr eigenthümlichen Verhältnisse. Hier können wir ihm nicht in's Einzelne folgen, verweisen dagegen den Leser an das Buch, welches selbst da nicht ohne Interesse ist, wo der Verfasser mit feuilletonistischer Breite weniger charakteristische als rein zufällige Begegnisse ohne Bedeutung recapitulirt. Mit zum Besten gehört die Beschreibung des alten, von seinem ehemaligen Glanze stark heruntergekommenen, aber noch immer höchst eigenartigen und würdigen Lübecks in der Beigabe, sowie die Parallele desselben mit dem noch immer jugendlichen

Hamburg. Lübeck ist die Ruine der Hansa. — Das Buch hat der Verfasser „seinen lieben Freunden im Pfarrhause zu Quednau bei Königsberg i. Pr." gewidmet und dadurch noch fester an seine Heimath geschlossen.

„Fritz Reuter und seine Dichtungen" sind Lieblinge des deutschen Volkes geworden; wer sich also mit ihnen liebevoll beschäftigt, wird auf Dank rechnen können. Es kommt dazu, daß die plattdeutsche Mundart den derselben Unkundigen (und das ist die große Mehrzahl der Leser) das Verständniß und damit das Vergnügen erschwert, endlich daß Fritz Reuter gerade in den wichtigsten seiner Dichtungen fast nur aus dem eigenen Leben schöpft und also zur näheren Ergründung der Quelle selbst auffordert. So erklärt sich's, daß schon jetzt, abgesehen von der Schaar uneigennütziger Privatvorleser, nicht nur mehr als ein halbes Dutzend öffentlicher Lektoren durch den Vortrag Reuterscher Dichtungen reichlich sein Brod verdient, sondern auch ein Buch, wie das vorliegende, auf starken Absatz zählen darf, zumal der Verfasser sich selbst in der Vorbemerkung „an das große Publikum" wendet, d. h. also sein Buch so einzurichten verspricht, daß es dem großen Publikum behagen kann. Otto Glagau fängt denn auch sofort und ohne gelehrte Einleitung mit dem Wichtigsten an, nämlich mit der Biographie Fritz Reuters, die er sehr zutreffend unter den Gesichtspunkt jenes Kernspruches des Cornelius Nepos stellt: „das Schicksal des Menschen hängt von seinen Charakter ab." Ob bei diesem Abschnitte Wahrheit und Dichtung bereits überall gehörig gesondert ist, kann dahin gestellt bleiben, da weniger das Thatsächliche an sich, als die Auffassung, welche der Dichter demselben zuträgt, und die innere Gestaltung des Materiell-Aeußerlichen zu einem idealen Gesammtbilde interessirt. Glagau beschränkt sich daher mit gutem Grunde fast nur darauf, den Stoff zu seinen Mittheilungen aus Reuters eigenen Dichtungen zu sammeln und stellt so jedenfalls die dichterische Persönlichkeit des berühmten Humoristen am sichersten fest. Zugleich führt er dadurch aber auch in die Dichtungen selbst ein, die nun, was sie sollen, im subjektivsten Zusammenhange mit der Person des Autors selbst erscheinen. Es folgt dann eine ziemlich specielle Inhaltangabe der Reuterschen Werke nach der Zeitfolge ihres Erscheinens nebst einer kritischen Beleuchtung derselben. Der Verfasser macht hier den sehr anerkennenswerthen Versuch, den Fortschritt prinzipiell nach-

zuweisen, der sich in Reuters Schaffen bemerklich macht, und die Grenzen zu ziehn, innerhalb deren sich seine schöpferische Kraft frei bewegt. Er nimmt ungezwungen drei Perioden an: zu der ersten rechnet er die „Läuschen un Rimels," Studien und Vorarbeiten zu den späteren Dichtungen, zur zweiten die drei Erzählungen in Versen, „in welchen sich ein Experimentiren des Dichters mit seinem Talente und in ganz verschiedenen Regionen verräth," zur dritten endlich die Prosadichtungen, „die uns den Dichter im richtigen Fahrwasser zeigen." Den Werth der Läuschen und Rimels sieht der Kritiker nicht darin, daß hier alte Anekdoten und Schnurren in's Plattdeutsche und in den Reim umgesetzt sind, sondern in der Charakter- und Situationsmalerei, in der getreuen Schilderung von Land und Leuten, denen er nach der Lutherschen Regel „brav auf's Maul gesehn" hat. Sie sind nicht nur plattdeutsch gedichtet, sondern auch plattdeutsch gedacht und empfunden und daher in Stoff und Form völlig einheitlich. Ein Vergleich mit Klaus Groth führt zu dem Ausspruche, daß Fritz Reuter ein bei Weitem kräftigeres und vielseitigeres Talent als dieser sei, was zugegeben werden kann, auch ohne Klaus Groth's Bemühungen, die Empfindungsweise seiner Landsleute zu veredeln, zu nahe zu treten. Die Erzählungen in Versen (1855, 1857 und 1859 erschienen) beginnen mit „de Reis' nach Belligen" einer Art von komischem Epos voll köstlichen Humors. Doch merkt der vorurtheilsfreie Kritiker diesem sonst so kerngesunden und urlustigen Gedichte schon ein bedenkliches Gelüst heraus, auf Rührung und Empfindsamkeit hinzuarbeiten, und zwar an ganz unpassenden Orten. Er giebt dafür schlagende Beispiele. Fast nur Tadel hat er für die zweite Dichtung: „Kein Hüsing", welche er ein wüstes und abgeschmacktes Nachtstück nennt, in welchem „Sünde und Verbrechen, Elend und Schande, Flüche und Verzweiflung gleich düsterrothen qualmigen Feuern emporflackern und die Atmosphäre mit Rauch und Gestank erfüllen". Namentlich ist die Motivirung und Charakteristik sehr schwach, die ganze Anlage verfehlt. Eine Rückkehr zu den sonnigen Regionen des feinsten Humors bezeichnet jedoch die dritte Erzählung „Hanne Nüte un de lütte Pudel", eine prächtige Menschen- und Vogelgeschichte, die nur theilweise durch criminalistische Auswüchse stark entstellt wird. Diese Fehler vermeiden die prosaischen Dichtungen der dritten Periode, in denen sich Reuter

in ein ganz persönliches freundschaftliches Verhältniß zu seinen Landsleuten stellt und meist selbst eine bedeutende Rolle spielt. Doch sind auch diese Arbeiten unter sich ungleich. Die erste Erzählung der „Olle Kamellen“: „Woans ik tau 'ne Fru kamm“, ist in der Anlage und Ausführung stark verschwommen und ohne rechten Kern, um so lebensvoller und abgeschlossener dagegen die zweite: „Ut de Franzosentid“, zugleich auch der Composition nach das beste Produkt Reuters. Theilweise von sehr untergeordnetem Werth sind die Sachen, die in „Schurr-Murr“ gesammelt sind, augenscheinlich nur zu dem Zweck hervorgesucht, um einen Band zusammenzustoppeln, wie Glagau meint. Er nimmt davon nur den „missingschen“ (in einer Mischsprache von Hoch- und Plattdeutsch) abgefaßten Schwank „Abendteuer des Entspekter Bräsig“ und allenfalls den Artikel „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ aus. Durch interessanten Inhalt und milde Gesinnung ausgezeichnet ist dagegen das Buch „Ut mine Festungstid“, und auf der Höhe des Humors steht das letzte Werk: „Ut mine Stromtid“, wo auch die Figur des Inspektor Bräsig abgeschlossen ist. Die Composition freilich ist auch hier, namentlich im dritten Bande, etwas locker, was man jedoch dem Humoristen zu verzeihn gewohnt ist.

Soweit bewährt sich Otto Glagau durchweg als ein Mann, der zwar seine Neigung für den Autor, über den er ein Buch schreibt, in warmer Weise zu erkennen giebt und entschieden dessen Partei gegen polemische Angriffe nimmt (so in dem Streit mit Klaus Groth S. 97 ff.), der sich aber doch im Ganzen ein unbefangenes Urtheil bewahrt und überall geneigt ist die Spreu von dem Weizen kritisch zu sondern. Leider läßt er sich in den Nachträgen von S. 241 ab, um Fritz Reuter himmelhoch über die gesammte moderne deutsche Literatur zu erheben, verleiten, in oberflächlichster Weise über alle übrigen, und zum Theil die geachtetsten Schriftsteller einseitig abzusprechen. Von dem gewählten hohen Standpunkt aus, auf welchem für ihn „die deutsche Literatur überhaupt bisher weder ein eigentliches Drama noch einen wirklichen Roman aufzuweisen hat,“ kann freilich auch Reuter nicht ganz für voll angesehen werden, aber auch nur von diesem Standpunkt aus, denn er kommt dem Ideal des Kritikers ganz nahe und läßt alle übrigen tief unter sich zurück. Er allein schafft Kunstwerke, er allein hat wahren Humor, er allein ist ein Dichter von Gottes

Gnaden. Außer ihm giebt es in der deutschen Literatur seit länger als 30 Jahren nur noch „Pensionäre (von Fürsten, wie die Mitglieder der „Klein-Dichter-Bewahranstalt" zu München, oder von Dichterstiftungen) und Fabrikanten". Von letzterer Gattung werden allenfalls nur drei Männer ausgenommen, Auerbach, in dessen Dichtungen aber „eine künstliche Luft weht, die uns den Athem beengt und das Herz beklemmt," Gustav Freitag, dessen „Wollen aber größer ist als sein Können, welches an einer dürftigen schwächlichen Phantasie scheitert," und Paul Heyse, „ein ganz formelles Talent, ein Miniaturpoetlein". Auch ihre Werke werden Maculatur werden, nur etwas später als die aller Andern; nur Fritz Reuter wird bleiben. Wir gehören gewiß zu den Verehrern der Reuterschen Muse und unterschreiben gern das Lob, das O. Glagau seinen Dichtungen zollt. Aber das Gebiet, auf dem er thätig ist, erscheint uns als ein so eingeschränkt selbstständiges, daß ein Vergleich mit den Bestrebungen anderer Autoren kaum zu andern als ungerechten und unbilligen Schlußfolgerungen führen kann. Er selbst muß zugeben, daß Alles, was Reuter bisher in hochdeutscher Sprache geschrieben hat, äußerst dürftig ist und mit seinen plattdeutschen Sachen nicht entfernt einen Vergleich aushält, daß er auch höchst wahrscheinlich nie zu seiner jetzigen Bedeutung gekommen wäre, wenn er seine Gedanken von Anfang an hochdeutsch niedergelegt hätte. Auch muß er zugeben, daß man den Reuterschen Arbeiten keinen größeren Schaden zufügen kann, als wenn man sie ins Hochdeutsche übersetzt. Es muß doch also da irgend ein Mangel vorhanden sein, der sich nur eben beim Gebrauch der plattdeutschen Sprache nicht bemerklich macht oder gar dort liebenswürdig erscheint. Denn wenn es auch ganz richtig ist, daß jede Uebersetzung hinter dem Original mehr oder weniger zurückbleibt, so wird doch Keinem bei Uebertragungen aus dem Englischen, Französischen u. s. w. die Einbuße so groß scheinen, daß er davon ganz Abstand zu nehmen anrathen sollte; geht auch manche Eigenheit der Form und Ausdrucksweise nothwendig verloren, so bleibt doch der Gedankengehalt im Wesentlichen unversehrt. Auch bei Uebersetzungen aus dem Holländischen, Dänischen u. s. w., Sprachen, welche der plattdeutschen Mundart in vieler Beziehung nahe stehn, und Personen, die sich nur in Kreisen bewegen, in denen hochdeutsch gesprochen wird, nicht erheblich schwerer verständlich sind als das Reutersche Platt, dar-

um sich aber um so geeigneter für den Vergleich erweisen, wird dasselbe stattfinden. Warum also gerade bei Reuter so große Verluste, warum erscheint uns gerade sein Platt amüsant und sein Hochdeutsch platt oder wenigstens sehr gewöhnlich? Wir möchten antworten, weil sein Ideengehalt nicht groß ist, weil er hauptsächlich die Wirklichkeit abschreibt und weil diese Wirklichkeit leicht roh erscheint, wenn sie sich in derjenigen Sprache äußert, welche ihre Ausbildung in der Schule der „Nation von Denkern" erhalten hat. Man erinnere sich z. B. an die fortwährend wiederkehrenden Schimpfworte, mit denen sich in größter Gemüthlichkeit die besten Freunde, Verwandte, Ehegatten u. s. w. belegen. Man lacht darüber, weil man ein getreues Contrefey der Wirklichkeit findet und weil der Kontrast zwischen jener urwüchsigen und unserer conventionellen Ausdrucksweise reizt, aber wenn diese Leute in derselben Weise hochdeutsch sprechen sollten, würden sie uns unausstehlich roh oder langweilig erscheinen. Ein guter Theil der Wirkung der Reuterschen Komik besteht in nichts anderem, als in dem Kitzel, welchen stets das Selbstgefühl superiorer Bildung erregt, wie wir ja auch immer wieder herzlich lachen, wenn wir auf der Bühne in Possen und dergleichen Personen vorgeführt sehn, die das Mir und Mich verwechseln oder Fremdwörter falsch brauchen, so billig auch dieses Mittel Heiterkeit zu erregen geworden sein mag, oder wenn ein mauschelnder Jude auftritt. Man lasse diese Leute ordentliches Deutsch sprechen und sie hören überhaupt auf komisch zu sein. Aus demselben Grunde erscheint dem Hochdeutsch-Gebildeten das Platt an sich schon komisch, am meisten komisch aber, wenn darin etwas gesagt wird, was sonst nur in hochdeutscher Sprache gesagt zu werden pflegt, weil hier zu dem vorhinerwähnten Kontrast der selbstbewußten superioren Bildung gegenüber dem Ungelehrten noch der innere Kontrast zwischen Form und Denkweise oder zwischen dem Objekt der Betrachtung und der Manier des Betrachtenden hinzukommt. Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß die Reutersche Komik nur mit diesen Mitteln ihre Wirkungen zu erzielen sucht, sind aber der Ansicht, daß gerade die Theile der Reuterschen Dichtungen, in welchen sie zur ausgedehntesten Anwendung gebracht sind oder in denen es dem Verfasser lediglich auf eine ganz realistische Charakteristik der rohen Wirklichkeit in den plattdeutschsprechenden unteren Schichten des Volks ankommt,

unübertragbar sind, daß dagegen da, wo ein feinerer und freierer Humor obwaltet, die Einbuße bei der Uebersetzung nicht zu groß sein könnte. Wir machen aber ebenso wenig, als Otto Glagau, von dem Ausfall eines solchen Versuchs den Werth des Dichters abhängig, wir erkennen willig an, daß er auf seinem Felde Vorzügliches geleistet hat, daß er in der humoristischen Schilderung dessen, was er selbst durchlebt und beobachtet hat, groß ist und daß er wirklich ein bedeutendes Stück deutschen Volkslebens literarisch fixirt hat, aber wir können nicht begreifen, warum deshalb den Männern zu nahe getreten werden muß, die auf ganz anderem Felde und ohne jede Concurrenz gearbeitet und sich bemüht haben in den verschiedensten Formen den Ideengehalt der Zeit auszusprechen und die in anderen Kreisen der Gesellschaft herrschende Bewegung zum Ausdruck zu bringen. Daß Reuter als Dramatiker hinter dem schwächlichsten Possenfabrikanten zurückbleibt, hat seinem Kritiker wenig zu bedeuten; dafür ist ihm aber z. B. Gutzkow mit seinem „Uriel Acosta," „Zopf und Schwert" u. s. w. nichts als ein erbärmlicher Faiseur und Paul Heyse ein Miniaturpoetlein der Münchener Kleindichterbewahranstalt und mit seinem „Hans Lange" in der Schule der Birch-Pfeiffer. Für Fritz Reuter hat er nur Lob, wenn derselbe den meklenburgischen Bauer, wie er leibt und lebt, schildert; aber Gustav Freytag bekommt einen Hieb dafür, daß derselbe in seinem „Soll und Haben" das Leben und Treiben des deutschen Bürgerstandes vorführt, das Volk bei seiner Arbeit „unter Kaffeesäcken und Schaaffellen" aufsucht. Wir könnten die Beläge leicht vermehren, glauben dessen aber überhoben zu sein. Geradezu wunderlich macht es sich, den Verfasser mitten in diesem kritischen Blutbade ohne erklärliche Veranlassung für einen neupreußischen Staatsmann (S. 274) und für die Zeitschrift „Daheim" (S. 301) eine Lanze brechen zu sehen. Es hätte sich wohl irgendwo sonst eine passendere Stelle dafür gefunden. 

Die Taubstummen. Lustspiel in 3 Akten nach einer Erzählung von Levin Schücking von Dr. Rudolph Brohm. Bromberg 1865. (42 S. 8.)

Dieses, wie es scheint, als Manuscript gedruckte, aber uns zur Besprechung eingesendete Büchelchen zeigt recht deutlich, daß eine hübsche Er-

zählung noch lange nicht ohne Weiteres in ein geschicktes Lustspiel umzuschreiben ist, und daß ein für die Erzählung interessantes Gespräch noch durchaus nicht als Dialog eines Lustspiels übernommen werden kann. Die Grundidee ist gar nicht so übel und sicher auch für das Drama verwendbar: zwischen dem Dichter, den sich die Phantasie des Lesers aus einem Bande gefühlvoller lyrischer Gedichte construirt, und dem Verfasser derselben, soweit er im Alltagsleben, eben wie jeder Andere, Mensch, Bürger, Familienvater u. s. w. ist, gähnt eine weite Kluft. Setzt man nun einem solchen Poeten, der ganz gemüthlich und etwas hausbacken sein Leben genießt, eine Person gegenüber, die mit der Erwartung eine durchaus genialische Natur zu finden an ihn herantritt, so kann es an einer komischen Wirkung nicht fehlen. Zu einer ernstlichen Erprobung derselben kommt es jedoch hier nicht; denn die zur Eifersucht geneigte Frau des Dichters Hellborn, welchem eine unbekannte Enthusiastin ihren Besuch ankündigt, setzt den Vorschlag durch, daß ein Neffe, Assessor Arthur Hellborn die Dame empfange und sich für den Dichter ausgebe. Damit gelangt das Lustspiel in die Exposition einer neuen komischen Situation, denn Arthur hat nie in seinem Leben einen Vers gemacht und hält sich dazu auch gänzlich außer Stande, scheint also wenig geeignet zu sein, den Voraussetzungen seiner heimlichen Verehrerin zu genügen. Aber auch diesmal reißt der Faden ab, gleich nachdem er geknüpft ist; zwischen der jungen Dame nämlich, welche wirklich anlangt, und dem Brief, welcher auf ihre Ankunft vorbereitete, ist ungefähr ein ebenso großer Unterschied, als zwischen dem Gutsbesitzer und dem Poeten Hellborn; sie zeigt sich als ein ganz einfaches und ziemlich gewöhnliches Mädchen, bei dem der excentrische Schritt, einen Dichter zu besuchen, ganz unbegreiflich scheint. Die Sache klärt sich denn auch dahin auf, daß sie in Wirklichkeit nicht die enthusiastische Briefstellerin, sondern deren Nichte ist, die nun in Arthur zwar nicht einen Dichter, aber einen Bräutigam findet. Um hieraus ein wirksames Lustspiel zu machen, hätten die charakteristischen Gegensätze der gegen einander agirenden Persönlichkeiten viel schärfer und einseitiger ausgeprägt werden müssen, als dies für die Erzählung nöthig war; erst so wäre die erforderliche Spannung in die Handlung gekommen, die jetzt einen viel zu ruhigen Verlauf nimmt, weil keine einzige Situation gehörig und nach allen Sei-

ten hin ausgenutzt werden konnte. Der Dichter Hellborn und seine Frau treten nämlich so gut wie ganz aus, weil sie sich bestimmen lassen, die Taubstummen zu spielen. Die Motivirung dieser Grille ist äußerst schwach, aber auch die Folgen dieser neuen Knotenschürzung sind ganz unbedeutend und ohne Interesse. Es entsteht keine eigentliche Verwickelung daraus, keine nennbare Verlegenheit, keine Hemmung oder Förderung; die beiden Taubstummen vermehren eben nur die Zahl der Zuschauer um zwei, und das ist das Schlimmste, was Leuten passiren kann, die auf dem Personenzettel eines Lustspiels obenan stehn und in der Exposition erste Rollen spielen. Den Erzähler genirt dies wenig; seine Leser nehmen gern auch eine kleine harmlose Episode mit. Aber der Lustspieldichter, der sein Stück auf diese an sich ganz unnöthige Zuthat zuspitzt, kommt bei den gefoppten Zuschauern übel an, die ihren Hauptscherz gerade von den Taubstummen erwarten. Ist hier ein Fehler in der Anlage, so läßt auch die Ausführung auf Mangel an Bühnenkenntniß schließen; der Dialog ist viel zu breit, viel zu gemächlich, nicht concentrirt genug. Der Rothstift des Regisseurs würde furchtbare Breschen einreißen müssen, wenn das Publikum Geduld behalten sollte das Ende abzuwarten. Wahrscheinlich würde der Verfasser selbst der erste sein, der uns Recht gäbe, wenn er sein Stück, so wie es jetzt ist, aufführen sehn möchte, und vom Standpunkt der Bühne aus haben wir es vornehmlich einer Prüfung unterzogen. Daß es sich stellenweise ganz gut liest, kann sonach nur für ein bedingtes Lob gelten.



Altpreußischer Verlag.

Scherz und Ernst für Schwesternfeste. Klänge aus der Loge Augusta zur Unsterblichkeit in Pr. Stargard. Von L. Kuhls, Verfasser von „Lust und Leid." Pr. Stargard. Verlag von F. Kienitz. 1865. (VIII u. 108 S. 8.)

Eine kleine Sammlung von Liedern und dramatischen Scenen, welche in den Gesellschaften, die der Dichter vor Augen hatte, ihren Zweck „den Schwesternfesten, welche in den Logen gefeiert werden, ein maurerisches Gepräge zu geben und sie dadurch vor gewöhnlichen Vergnügungen auszu-

zeichnen," erreicht haben. Ein Gelegenheitsgedicht erreicht sehr leicht seinen Zweck, von dem Kreise, für welchen es unter individuellen Voraussetzungen gedichtet ward, in dem vorausgesetzten Momente beifällig aufgenommen zu werden. Anders steht es darum, wenn ein solches Gedicht vor das große Publicum tritt, dem alle jene individuellen Voraussetzungen fehlen und welches nur den objectiven Werth des Gedichts beurtheilen kann. Da fällt das Kleid der günstigen Gelegenheit ab, und der Leser sieht nur — regelrechte Verse in ihrer Nacktheit. Auch die von Herrn Kuhls mitgetheilten Lieder scheinen uns, so gut sie gemeint sind, für die Verbreitung in fremden Kreisen nicht bedeutend genug. Indeß tritt das Büchelchen so harm- und anspruchlos auf, daß es die Kritik in keiner Weise herausfordert; so möge sie denn schweigen. In des Verfassers „Lust und Leid" (Königsberg 1855) haben wir Gediegeneres gefunden. N.

Alterthumsgesellschaft Prussia.

(Vgl. III, 273.)

25. Mai. Die Gesellschaft beklagt den Tod eines sehr werthen Mitgliedes und zugleich eines ihrer Stifter, dessen reger Theilnahme sie bis zum letzten Augenblicke sich zu erfreuen hatte, des Hrn. Regierungs- und Stadtrathes Bartisius († 9. Mai). — Als neue (auswärtige) Mitglieder werden proclamiert: die Herren Pfarrer Brczoska in Neuhof (Kreises Lötzen) und Rittergutsbes. Balduhn auf Krzywen (bei Neuhof). Beide Herren haben eine Sammlung Masurischer Alterthümer in Aussicht gestellt, mit der Bedingung, daß dieselbe unter den Besitzthümern der Prussia gesondert aufgestellt werde. Die Gesellschaft nimmt diese Bedingung gern an und bestimmt zur Bewahrung der künftigen Masurischen Alterthümer den alten Wandschrank der Herzogin Anna Maria (Mtsschr. III, 78). — An Geschenken sind eingegangen: von Hrn. Rittergutsbes. Stellter auf Gr. Mischen (bei Königsberg) Fundstücke aus einem Grabe auf der Feldmark seines Gutes, bestehend in zwei Schmuckgegenständen aus Bronce. Das aufgedeckte Grab war mit einem künstlich ausgehöhlten Steine belegt, welchen der freundliche Geber nachzuliefern versprochen hat. Ferner hat Hr. von Kurowsky auf Truchsen (Kr. Lötzen) eine in seinem Acker ge-

fundene Silber-Münze des Herz. Albrecht d. a. 1545 geschenkt. Die Vorderseite der Münze trägt das Bildniß des Herzogs mit der Umschrift IVSTVS * EX * FIDE * VIVIT * 1545; die Kehrseite hat den Adler mit der Legende ALBER[tus] * D[ei] * G[ratia] * MAR[chio] * BRAN[denburgensis] * DVX * PRVSS[iae]. Genau die gleiche Münze, nur mit der Jahreszahl 1543, ist abgebildet bei Hartknoch Alt. u. Neues Preußen, Münzentafel zu II, cap. 6. — Als Nachtrag zu der früher vorgelegten Sammlung Kantischer Porträts (Mtsschr. III, 273) zeigt Hr. Gutsbes. Minden aus seinem Besitze ein nach Vernet gestochenes Porträt Kants. Derselbe verliest aus den „Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von W.“ (Leipzig 1864 S. 27 ff., 2te Aufl. 1866) eine Stelle über Königsberger Zustände im J. 1805. Das anonyme Werk hat den unlängst verstorbenen Neigebaur zum Verfasser und enthält dessen eigne Memoiren im Gewande der Satire auf den Adel, die gerade an der in Rede stehenden Stelle besonders greifbar hervortritt (cf. „Unsere Zeit“ N. Folge II, 625 f.). — Hr. Dr. Lohmeyer macht Mittheilungen aus einem chemisch-antiquarischen Aufsatz von Dr. Ferd. Wibel in Hamburg „die Cultur der Bronze-Zeit Nord- und Mittel-Europas“ (abgedruckt in dem 26sten Bericht der Schl. Holst. Lauenb. Gesellsch. Kiel 1865).

S--n.

Königl. Deutsche Gesellschaft zu Königsberg.

Nekrolog.

Auswärtige Mitglieder:

1. Dr. Georg Bärsch, geb. 1780, während des Krieges 1806/7 in Königsberg Officier, dann bei hiesigen Behörden beschäftigt und eifriges Mitglied des hier gestifteten Tugendbundes, über welchen er späterhin auch interessante Mittheilungen gegeben hat. In dem Befreiungskriege 1813 bis 1815 lebhaft als Mitkämpfer betheiligt, wurde er nach dem Frieden Landrath in der Rheinprovinz, verwaltete dieses Amt in mehreren Kreisen über 30 Jahre, bis er vor einigen Jahren als Geheimer Regierungsrath in den ehrenvollen Ruhestand gesetzt wurde und seinen Wohnsitz in Coblenz nahm, wo er am 11. Januar 1866 verstarb. Als Fort-

setzer der Eifelia illustrata hat er sich einen ehrenvollen Namen unter den Forschern der Rheinischen Geschichte erworben. — Es mag hier noch, zugleich im Interesse unserer Provinzial-Literatur, bemerkt werden, daß G. Bärsch in den Jahren 1808 und 1809 hier eine Wochenschrift herausgab u. d. T.: „Der Volksfreund, eine Wochenschrift zur Erholung, Belehrung und Verbesserung des Zustandes des Volkes, für das Volk und für diejenigen, denen sein Wohl aufrichtig am Herzen liegt.“ Sie erschien jeden Sonnabend 1 Bogen 4. in der Degenschen Buchdruckerei; die meisten Artikel hat Bärsch selbst gewöhnlich unter der Chiffre B. geliefert; genannte und ungenannte Mitarbeiter waren außer hiesigen Gelehrten, wie L. v. Baczko, Prof. Hoffmann ꝛc. auch General v. Gneisenau, Major v. Boyen und Minister v. Schrötter.

2. Dr. Joh. Dan. Ferd. Neigebaur (eigentlich Neugebauer) geb. 24. Juni 1783 zu Dittmannsdorf bei Frankenstein (Schlesien) im evangelischen Pfarrhause; studirte zu Königsberg zuerst Theologie, dann Jurisprudenz; Assessor bei den Obergerichten zu Breslau und Marienwerder; 1813 Hauptmann im Lützowschen Freicorps, verwundet im Gefechte bei Lauenburg und kriegsgefangen nach Limoges gebracht, wo er die dortige Akademie besuchte. („Briefe eines preußischen Officiers während seiner Kriegsgefangenschaft in Frankreich in den Jahren 1813 und 1814“ Köln 1816—18. 2 Bde., seine erste (anonyme) Schrift); 1815 Preußischer Präfect in Luxemburg; 1816 Oberlandesgerichtsrath in Cleve; 1820 desgl. in Hamm; 1822 in Münster und 1826 in Breslau; 1821 Dr. philos. honoris causa von der philos. Facultät zu Königsberg und Mitglied der Deutschen Gesellschaft; 1832 Oberlandesgerichts-Director in Frankfurt a. d. O. und 1835 bis 1841 in derselben Stellung zu Bromberg, wo er seinen Abschied nahm; 1842 bis 1845 Preuß. General-Consul in Bucharest und seit dieser Zeit viel in Italien und zuletzt in Breslau. — Sehr fruchtbarer (meistens pseudonymer) Schriftsteller auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft, der Politik und des Staatsrechts, der Geographie und Reisehandbücher; Berichterstatter über Italienische Literatur in den Heidelberger Jahrbüchern, in den Blättern für literarische Unterhaltung, in Hildebrands Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik; leichter Compilator, aber gerade und offen seine Meinung gegen Jeder-

mann aussprechend. Er starb den 22. März 1866 zu Breslau. Von seinen mehr als 100 größeren und kleineren Schriften — die sehr vielen vereinzelten journalistischen Aufsätze nicht mitgerechnet — führen wir nur eine seiner letzten an: „Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von W(engerski?), vom Beginn der ersten französischen Revolution bis zur neuesten Zeit“ (Leipzig 1864; 2. Aufl., 1866); „sie enthalten seine eigenen Memoiren, aber im Gewande der Satire auf den Adel. Er macht es dem Publikum leicht, den Wolf im Schafpelz zu unterscheiden.“ (s. „Unsere Zeit“ 2. Jahrg. 1866. 8. Hft. S. 622—626. Illustr. Ztg. Petzholdts's N. Anzeiger 1866. Hft. 5. S. 168f.)

3. Professor Dr. Friedr. Wilh. Genthe, Oberlehrer am Gymnasium zu Eisleben, hochgeschätzt durch seine Arbeiten in der neueren Literatur; seit 20 Jahren Mitglied der Deutschen Gesellschaft; starb 19. April 1866.

Heimisches Mitglied.

4. Carl Bartisius, geb. zu Königsberg 1797, vereinigte in reicher Thätigkeit seine ausgebreiteten Kenntnisse in der schönen Literatur mit der angestrengten Pflichterfüllung seines amtlichen Berufs als Regierungsrath bei der hiesigen Regierung und später bei dem Magistrate, bis ein hartes körperliches Leiden schon vor Jahren seinen Rücktritt aus dem öffentlichen Leben verlangte. Um die Deutsche Gesellschaft hat er sich mehr als 20 Jahre als Kassenverwalter verdient gemacht. Er starb 9. Mai 1866 in Königsberg. S.

Mittheilungen und Anhang.

Gründung einer Musikalien-Bibliothek für die Provinz Preußen.

Als die Musikalische Akademie zu Königsberg sich genöthigt gesehen hatte, dem Beispiele der Berliner Sing-Akademie zu folgen und ihren Notenschatz dem Gebrauche anderer Singvereine der Provinz zu verschließen, versiegte für diese letztern eine Hauptquelle, aus welcher sie die zu ihren Uebungen und Aufführungen nöthigen Musikalien leihweise bezogen hatten. Aus eigenen Mitteln aber allen ihren Bedarf sich anzuschaffen, sind solche kleine Vereine bei der meistens nicht großen Zahl ihrer Mitglieder und der beschränkten Höhe der von denselben zu zahlenden Beiträge selbst dann nicht recht im Stande, wenn, wie gewöhnlich, ihr Leiter ein Gehalt nicht bezieht. Es erschien also im Interesse der Pflege des gemischten Gesanges, der in der letzten Zeit durch den Männergesang nur zu sehr zurückgedrängt wird*), geboten, hier anderweitige Hülfe zu schaffen. Der Unterzeichnete schrieb daher schon vor mehreren Jahren an solche Vereinsvorsteher, die sich gegen ihn als den Obervorsteher der Musikalischen Akademie über den Beschluß der letztern beklagten und denselben rückgängig zu machen baten, daß dieses aus Gründen der Konservirung ihrer eigenen Notensammlung nicht möglich, daß aber durch vereinte Kräfte, wie überall, so auch hier, den kleinen Vereinen gelingen werde, was den einzelnen unmöglich sei, und stellte den Plan auf, auf solche Weise eine

*) Das Verschwinden gemischter Gesangvereine in mehreren Provinzialstädten, die jetzt nur Männergesangvereine enthalten, beweist dieses zur Genüge.

allen zu diesem Zweck zusammentretenden Vereinen gemeinschaftlich gehörige Bibliothek zu gründen. Dies geschah schon geraume Zeit vor dem auf Veranstaltung der Musikalischen Akademie zu Pfingsten 1863 in Königsberg Statt findenden Musikfeste. Bei diesem sollten nach der Absicht des Unterzeichneten die Vorsteher der zu demselben zusammen kommenden Vereine die Angelegenheit gemeinsam besprechen und die nöthigen Beschlüsse fassen; zu welchem Ende er allen den gedachten Plan in allgemeinen Umrissen schriftlich mittheilte. Aber die Proben und Aufführungen des Festes nahmen die kurze Zeit des Beisammenseins so sehr in Anspruch, daß eine Berathung über den in Rede stehenden Gegenstand nicht zu Stande kam. Es blieb also nichts übrig, als denselben in brieflichen und gelegentlich auch mündlichen Besprechungen mit einzelnen zu fördern. Dieses gelang in der Weise, daß diejenigen Vereinsvorsteher, welche zu dem Musikfeste des Jahres 1865 sich mit der Musikalischen Akademie vereinigt hatten, so weit ihre Erklärung nicht schon früher erfolgt war, bei dieser Gelegenheit ihre Zustimmung zu dem Plane und ihren Beitritt zu dem zu gründenden Verbande nach den von dem Unterzeichneten aufgestellten Grundsätzen erklärten. Das geschah, außer der Musikalischen Akademie, namentlich Seitens der Vertreter von Gesangvereinen in Thorn*), Elbing, Pillau, Wehlau, Mohrungen und Rastenburg. — Die angedeuteten Grundzüge aber sind folgende:

1) Es wird eine Preußische Provinzial-Musik-Bibliothek und zwar in Königsberg begründet.

2) Dieselbe ist gemeinschaftliches Eigenthum der zu diesem Zweck zusammentretenden gemischten Gesangvereine der Provinz.

3) Jeder dieser Vereine ernennt einen in Königsberg dauernd befindlichen bevollmächtigten Repräsentanten; diese Repräsentanten leiten gemeinschaftlich alle die Bibliothek betreffenden Angelegenheiten. Namentlich erwählen sie einen Vorsitzenden, sowie die etwa sonst erforderlichen Beamten.

*) Es verdient rühmend angemerkt zu werden, daß Thorn bei dieser Musikangelegenheit einen hervorragenden Eifer an den Tag gelegt hat. Auch wurde von dort schon vor längerer Zeit ein hierauf bezüglicher ausführlich detaillirter „Vorschlag" für die Altpr. Mtsschr. eingesandt, der nur deshalb nicht zum Abdruck gekommen ist, weil beregter Gegenstand, wie unser geehrte Mitarbeiter oben auseinandersetzt, bereits debattirt und fast spruchreif geworden war. D. H.

4) Von ihnen werden den Bedürfnissen und Wünschen der von ihnen vertretenen Vereine entsprechende Vorschläge zur Anschaffung von Musikalien dem Vorsitzenden eingereicht und die Anschaffung in von dem Vorsitzenden hiezu berufenen Versammlungen sämmtlicher Repräsentanten nach dem Ergebniß der Abstimmung beschlossen oder abgelehnt.

5) Die Beitragszahlung der Vereine geschieht nicht zu gleichen Theilen, sondern durch Repartition nach Verhältniß ihrer Größe, zu welchem Zwecke jeder Verein eine Normal-Mitgliederzahl und demgemäß eine Normalzahl der für ihn erforderlichen Singstimmmen aufzustellen hat.

6) Rücksichtlich der Deckung der Kosten der Noten-Anschaffung werden die Vereine in zwei Klassen getheilt:

a) solche, welche Aufführungen mit Orchesterbegleitung veranstalten,

b) solche, welche ohne dieselbe (nur mit Klavier- oder Orgelbegleitung).

Sämmtliche Vereine tragen gemäß der nach No. 5 anzustellenden Berechnung die Kosten für Klavier-Auszüge und Singstimmen; die Kosten für die Partituren und Orchesterstimmen nur die unter a) angeführten Vereine zu gleichen Theilen.

7) Die Anschaffung der Stimmen muß dem Bedürfniß des größesten der Theil nehmenden Vereine entsprechen.

8) Die Benutzung der Musikalien wird durch ein besonderes Regulativ bestimmt.

Dieses die Hauptzüge. Alles übrige wird der Beschlußfassung der Repräsentanten-Versammlung vorbehalten.

Ob bei der Gründung der Bibliothek, oder auch später, Musikalien sei's als Geschenke, sei's unter Anrechnung ihres durch Abschätzung zu ermittelnden Werthes auf zu leistende Beiträge anzunehmen, dürfte hauptsächlich davon abhängig zu machen sein, ob sie hiezu nach Inhalt und Form geeignet erscheinen. Schließlich würde auch hierüber die Entscheidung von der Repräsentanten-Versammlung zu treffen sein. —

Als besondere Vortheile einer solchen gemeinsamen Bibliothek mag noch zweierlei Erwähnung finden. Erstens nämlich bleiben auf diese Weise die kleinen Vereine vor einem Uebelstande bewahrt, von dem mancher derselben eingestandener Maßen früher nicht selten betroffen wurde, nämlich

Sachen zu üben oder gar sich anzuschaffen, die dessen nicht werth waren. Zweitens dürfte eine solche gemeinsame Bibliothek den Weg zu den Provinzial-Musikfesten sehr erheblich ebnen. —

Nach der Veröffentlichung vorstehender Darlegung wird der Unterzeichnete die oben genannten Vereine einladen, Repräsentanten zunächst für eine konstituirende Berathung und förmliche Gründung des Bibliothek-Verbandes zu ernennen.

Königsberg, den 13. Juni 1866.

Dr. Fr. Zander,
Obervorsteher der Musikalischen Akademie.

Gotthilf Löschin's Jubiläum.

Selten hat das Amtsjubiläum eines einfachen Schulmannes die Aufmerksamkeit so weiter Kreise in Anspruch genommen, als das am 5. December 1865 gefeierte des würdigen Direktors der St. Johannesschule zu Danzig, Dr. Gotthilf Löschin. Die Beschreibung der erhebenden und von der allgemeinen Achtung, in welcher der Jubilar steht, ehrendes Zeugniß gebenden Feierlichkeit mit den Reden der Vorgesetzten, Freunde, Collegen und Schüler des Jubelgreises und dessen von seltener Frische und Lebendigkeit des Geistes diktirten Antworten füllt ein stattliches Quartheft von 21 Seiten unter dem Titel „Blätter der Erinnerung an das funfzigjährige Amtsjubiläum des Herrn Director Dr. Gotthilf Löschin in Danzig.“ Die Realschule zu St. Johann widmete ihrem Director ein eigenes Programm; es enthält ein lateinisches Carmen von Dr. Brandt. (Der zehnte Hexameter ist in: Ergo genus triplex conjungitur ordine multo abzuändern) und ein hebräisches von Hardt; Dr. Panten schrieb, Bezug nehmend auf die Bemühungen Löschins für die Geschichte Danzigs und im Anschluß an eigene Arbeiten über denselben Gegenstand, eine höchst interessante Abhandlung „Beiträge zur hanseatisch-englischen Handelsgeschichte. III,“ worin er überall auf genauestes Quellenstudium fußend zunächst einen Ueberblick über die Beziehungen der deutschen Hansa zu England im 14. und 15. Jahrhundert giebt und dann die Streitigkeiten ausführlicher behandelt, die bei dem erwachenden eigenen industriellen Leben in England gegen die

Mitte des 16. Jahrhunderts hin zwischen dem Stahlhof (dem Comtor der Hansa in London) und der City und in Folge dessen zwischen dem Hansabunde und der englischen Regierung entstanden und mit dem Verlust der Privilegien des deutschen Handels endigen mußten, da die Forderungen der Hansa dem nationalen Bedürfniß Englands widersprechen und nicht mehr wie früher mit den Waffen in der Hand behauptet werden konnten. Der Diacon zu St. Johann, Dr. Schnaase, widmete dem Jubilar eine eigene Schrift: „Johann Placotomus und sein Einfluß auf die Schule in Danzig," über welche diese Zeitschrift demnächst ausführlich berichten wird. Diesen werthvollen Gaben schließt sich aufs Würdigste ein Schriftchen an: „Aus dem Leben eines Amts-Jubilares. Danzig. Wedelsche Hofbuchdruckerei" dessen Verfasser der Jubilar selbst ist, der hierin nicht nur seinen vielen Freunden und Schülern eine Mittheilung über seine Erlebnisse hinterläßt, sondern auch, was nicht mindern Dank verdient, aus eigener Anschauung ein lebhaftes Bild der Schulverhältnisse seiner Vaterstadt Danzig am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts entrollt, das bleibenden Werth hat. Wir geben daraus einige Notizen: Gotthilf Löschin wurde am 24. Februar 1790 zu Danzig geboren. Sein Vater war ein wenig bemittelter Bordingrheder, der meist außer dem Hause beschäftigt war, und die Erziehung der Kinder der Mutter überlassen mußte. In seinem sechsten Jahre trat er in eine Warteschule ein, in der die Kleinen die schwere Aufgabe zu lösen hatten, todtstille auf ihren Stühlchen zu hocken und mit der fürchterlichsten Langweile zu kämpfen, da sie nur einmal Vor- und Nachmittags an das Pult der „Mamsell" gerufen wurden, um ihr A. B. C. aufzusagen. Eine wahre Erfrischung war's, wenn „Madame," die erste Lehrerin sich herbeiließ, die Geschichte der Entführung des Königs Stanislaus Augustus (1771) zu erzählen, die ihr irgendwo näher bekannt geworden sein mochte. Acht Jahre alt kam er in die St. Marienschule, welche fünf Klassen hatte, von denen jede einzeln eigentlich eine Schulanstalt für sich bildete, da sie einen besondern Lehrer hatte, welcher selbständig Schüler aufnahm und entließ. In der Tertia wurde durch den freundlichen Lehrer Hoffmann seine Aufmerksamkeit auf die deutsche Poesie rege gemacht, indem derselbe ein Gedicht von Haller vortrug. Auch führte ihn der gewöhnliche Besuch der mit historischen Denkmälern so reich geschmückten

Marienkirche in den Schulpausen zuerst auf geschichtliche Studien über die Danziger Vorzeit. Die offene Feindseligkeit zwischen dem Lehrer der Secunda und dem Rektor veranlaßte den ersteren seine Schüler dem letzteren zum Tort nach der Prima der St. Petrischule zu spediren, und so machte Löschin diese durch. Nach der Bestimmung seines Vaters sollte er nun bei einem Kaufmann in die Lehre treten; da er jedoch keine Neigung zum Handelsstande hatte, setzte er es mit Hilfe seiner Mutter durch, daß er 1805 in das Danziger akademische Gymnasium gebracht wurde, um dort für den Gelehrtenstand vorgebildet zu werden. Dieses Gymnasium, 1558 in der Absicht gestiftet, den damals noch mit großen Schwierigkeiten verbundenen Universitätsbesuch allenfalls entbehrlich zu machen, hatte ungefähr die Einrichtung einer Hochschule erhalten und behauptete dieselbe noch jetzt unter so ganz veränderten Umständen. Es hatte nominell für jede der vier Fakultäten einen Professor und daneben auch Lehrämter für Naturwissenschaft, Mathematik, Beredsamkeit und Poesie, griechische und orientalische Literatur. Doch waren die Privatstudien mit gleichgesinnten Freunden das beste Mittel zur Weiterbildung. Die Scholaren hatten Freiwohnung in den Mönchszellen des alten Franziskanerklosters, trugen große Klapphüte mit Federn, schwarze oder weiße seidene Strümpfe, auf Prima sogar einen Stahldegen, und kalendirten zu Weihnachten in sämmtlichen Häusern umher. Schon als Gymnasiast hielt Löschin, der Theologie studirte, seine erste Predigt in der Kapelle zu Grebin. Nach der Einnahme der Stadt durch die Franzosen kam sein Vater in argen Vermögensverfall, sodaß sein Sohn 1809 nur in sehr kümmerlichen Verhältnissen die Universität Kiel beziehn konnte. Er lebte hier längere Zeit buchstäblich von Brod und Wasser und kämpfte in Folge dieser ungenügenden Nahrung mit fortwährendem Fieber. Endlich brachten gute Menschen eine Unterstützung von 100 Thlr. für ihn auf, welche ihn in den Stand setzte nach Halle überzusiedeln. Dort besserten sich seine Verhältnisse, indem einige Danziger Stipendien flüssig geworden waren und Prof. Hensler ihn als Amanuensis zu sich nahm. Nach absolvirten Studien kehrte er über Berlin nach Danzig zurück und ertheilte hier mit bestem Erfolg Privatunterricht, bis ihn der Kaufmann Uphagen als Hauslehrer seiner Kinder nach Berlin, wo er fleißig das Theater besuchte, das ihm schon früh großes Ver-

gnügen bereitete, und demnächst nach seinem neuen Wohnsitz Elbing mitnahm. Zum Oberlehrer an die St. Barbaraschule nach seiner Vaterstadt Danzig berufen, machte er 1815 die Prüfung für das höhere Schulamt und heirathete Luise Auguste Müller, mit der er noch in glücklichster Ehe verheirathet ist. Er betrieb nun auch eifrig Schriftstellerei, gab ein Wochenblatt „Gedana, Unterhaltungsblatt für die gebildeten Stände Danzigs" heraus, das aber wegen Mangel — nicht an Abonnenten — sondern an Mitarbeitern nach dem zweiten Jahrgange aufgegeben werden mußte, und edirte dann 1822 und 1823 nach fünfjährigen eifrigen Quellenstudien seine „Geschichte Danzigs" in 2 Bänden. Außerdem schrieb er Erbauungsschriften sowie regelmäßige Jahresberichte und hielt Vorlesungen. Die Universität Marburg ertheilte ihm die Doktorwürde, worauf er 1824 Direktor der erweiterten und wesentlich reformirten St. Johannesschule wurde, in welchem Amte er auf's Segensreichste wirkte. Im Ganzen berechnet er die Zahl seiner Schüler auf 6027. Er war 34 Jahre lang auch Stadtbibliothekar und ist seit 1838 Mitglied der städtischen Schuldeputation. Er selbst hat während seines thätigen Lebens eine reiche und in seltener Weise vollständige Bibliothek für deutsche Nationalliteratur zusammengebracht und dieselbe testamentarisch der St. Johannesschule bestimmt, aber auch Bedacht darauf genommen, daß dieselbe von Literarhistorikern zu gelehrten Arbeiten benutzt werden kann. An seinem Jubiläumstage wurde ihm die Freude zu Theil, daß seine Schüler ihm eine beträchtliche Summe zu einer beliebigen Stiftung übergaben. Er wendete dieselbe der ihm mit Recht so theuern Bibliothek zu und hat dadurch für deren zweckmäßige Erhaltung, Vervollständigung und Erweiterung gesorgt. Noch in spätesten Zeiten wird man ihm dankbar für dieses geistige Vermächtniß sein, von dem nun sein Name unzertrennlich ist. Möge er sich noch lange der Erfolge seiner humanen Bestrebungen erfreun! ⊙

Handschriftliche Funde aus Königsberg.

(Vgl. III, 278.)

9. Quellen zur Schlesischen, Polnischen, Preußischen Geschichte.

Mit besonderer Freude nehmen wir davon Kenntniß, daß nun auch in dem großen Nationalwerke der Pertz'schen Monumenta Germaniae

Königsberger Handschriften benutzt worden sind. Der unlängst erschienene 19te Band der Scriptores (Hannoverae 1866) enthält unter Anderen Schlesische, Polnische und Preußische Annalen, mit deren Herausgabe unser Landsmann Dr. phil. Wilhelm Arndt (aus Kulm) betraut worden ist. Für diese Annalen haben vier unserer hiesigen HH., 2 der Königl. Bibliothek (unten No. 1 u. 4) und 2 des Provinzial-Archives (No. 2 u. 3 B), werthvolle Ausbeute ergeben.

1) Zunächst werden (p. 552 f.) aus dem Codex 1150 der Königl. Bibl. Annales Silesiae superioris mitgetheilt, welche auf der letzten Seite Ausgangs des 13ten Jahrh. geschrieben sind. Sie begreifen in geringer Zahl kurze Aufzeichnungen aus den Jahren 1071 bis 1290. — Der Codex ist derselbe, welcher durch die interessante Epitome iuris civilis „Exactis a romana ciuitate regibus" (Steffenhagen Catalog. No. XXXV), durch ein anderes juristisches Glossarium (Muther Jahrbuch des gem. deutsch. R. II, 96 N. 94), besonders aber durch die von Giesebrecht entdeckte „Königsberger Weltchronik" (cf. Waitz Ueber eine sächs. Kaiserchronik Göttingen 1863 S. 11 ff.) bereits in weiteren Kreisen bekannt war.

2) Der Codex B. 28 des Prov. Archives (bekannt durch die Uebersetzung der Chronik Wigand's von Marburg) bietet auf den drei letzten Blättern Annales Polonorum, um 1466 geschrieben, welche nach diesem Codex (cf. p. 610 u. 609) und anderen Hilfsmitteln in vier einander verwandten Formen abgedruckt sind (p. 612 ff.). Die Form unseres Codex ist hier als die zweite bezeichnet, ohne daß jedoch über die Priorität der einzelnen Formen eine sichere Bestimmung gegeben werden konnte.

3) Unter der Bezeichnung Annales Prussici breves werden zwei Formen derselben mitgetheilt (p. 693 ff.): A) eine ausführlichere Form nach einem Manuscript des Wiener Deutschordens-Archives aus dem 16ten Jahrh. (auch abgedruckt von Strehlke Scriptores rerum Prussicarum III, 1 ff.)*); B) auf Grund eines zweiten Codex des hiesigen Provinzial-Archives, Sec. XIV No. 612, die sogen. Annales Pelplinenses (be-

*) Ueber diesen Band unserer Scriptores soll im nächsten Hefte berichtet werden.

reits zweimal herausgegeben von Töppen Scriptores rer. Pruss. I, 270 und Voigt Codex Diplom. Prussicus VI, 1).

4) Endlich folgen Canonici Sambiensis Annales (p. 696 ff.) nach der aus zwei verschiedenen Codices (sec. XIV exeuntis) zusammengebundenen Handschrift No. 1119 der Königl. Bibl. Dieselben nehmen in dem zweiten Codex die letzte Stelle ein, sind schon von Töppen zweimal und werden hier auf's Neue in berichtigtem Abdruck herausgegeben. —

Beiläufig mag noch bemerkt werden, daß Dr. Arndt (p. 691 ff.) unsere provinzielle Geschichtschreibung aus einer nicht Preußischen H. durch Annales terrae Prussicae, 1029...1450, bereichert hat; unter Benutzung der Annales Franciscani Thorunensis, welche Strehlke (SS. rerum Prussic. III, 57 ff.) hat im Drucke erscheinen lassen.

10. Johann a Lasco.

Ein Niederländer, Dr. theol. A. Kuyper, hat es unternommen, die Werke, gedruckte wie ungedruckte, des bekannten Polnischen Reformators Johann a Lasco († 1560) in würdiger Ausstattung an das Licht zu stellen. Von dieser Sammlung, die der Herausgeber auf 3 Bände berechnet hat, sind die beiden ersten im Drucke erschienen: Joannis a Lasco opera tam edita quam inedita recensuit vitam auctoris enarravit A. Kuyper. Tom. I, II. Amstelodami, Hagae-Comitum 1866. 8⁰.

Unter den vielfach zerstreuten Hilfsmitteln, die Dr. Kuyper mit den größten Schwierigkeiten zusammengebracht hat, nehmen auch die Schätze unseres Prov. Archives eine sehr nennenswerthe Stelle ein. In der praefatio p. IX ff. erfolgt darüber nähere Auskunft. Ihnen verdankt der Herausgeber eine Reihe bisher ungedruckter Briefe von a Lasco, welche im 2ten Bande (p. 547 ff.) unter anderen ihren Platz gefunden haben. Vorzüglich aber ist es ein von unserem geschätzten Archiv-Director Dr. Meckelburg wiederentdeckter Codex (cf. praef. p. LII und XLVII), aus welchem zwei verschollene Werke des a Lasco im 1sten Bande (p. 481 ff., 557 ff.) aufgenommen sind: die Epitome doctrinae ecclesiarum Phrisiae Orientalis und die Epistola de coena domini, beide aus dem J. 1544. — Von einem zweiten Codex des Archives, welcher ebenfalls die Epitome enthält, wird nebenher (p. LII) bloße Nachricht gegeben.

11. Donaleitis.

Der Munificenz der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg und den Bemühungen des auch um die Litauische Sprache verdienten Forschers August Schleicher verdanken wir die erste vollständige Ausgabe der Dichtungen von Christian Donaleitis, dem „einzigen nationalen Kunstdichter der Litauer" († 1780). Die Ausgabe führt den Titel: Christian Donaleitis litauische dichtungen. Erste volständige ausgabe mit glossar. Von Aug. Schleicher. St. Petersburg, 1865. 8°.

Die Grundlage dieser Ausgabe bilden, außer dem früher gedruckten Rhesa'schen Texte, vorzugsweise handschriftliche Hilfsmittel, die dem Herausgeber nachträglich theils aus dem Prov. Archive, theils aus der Bibliothek der Alterthumsgesellschaft Prussia zugegangen sind (vgl. Einleitung S. 17 ff.). Es mag als ein ebenso erfreuliches, wie ehrendes Zeugniß der Bestrebungen unserer Prussia gelten, daß der jüngst erworbene Codex (Monatsschr. I, 273), welcher die sämmtlichen bekannten Litauischen Dichtungen des D. enthält, für die neue Ausgabe so förderlich geworden ist. Freilich erfahren wir erst aus den Nachträgen des Herausgebers (S. 332), daß dieser Codex nicht dem Prov. Archive, wie es nach S. 17 scheinen könnte, sondern eben der Prussia angehört.

12. Preußisches Seerecht.

Auch unsere Altpreußische Rechtsgeschichte ist durch eine neue, meist auf Königsberger HH. gestützte Abhandlung bereichert worden: Gueterbock De jure maritimo quod in Prussia saeculo XVI et ortum est et in usu fuit. Regim. Pruss. 1866. 4°. Indem wir ein näheres Eingehen auf diese verdienstliche Arbeit uns vorbehalten, bemerken wir an gegenwärtiger Stelle nur, daß der Verf., außer dem L'Estocq'schen Abdruck des Preuß. Seerechts, im Ganzen acht handschriftliche Texte zusammengebracht hat, von denen zwei in der Danziger Stadtbibliothek, die übrigen sechs zu Königsberg (Königl. Bibliothek, Stadtbibl. und Prov. Archiv) befindlich sind, und zwar einschließlich des Osterober Codex, welcher neuerdings in den Besitz der Königl. Bibl. übergegangen ist. Von diesen 6 Königsberger HH. waren 2 schon früher in Steffenhagen's Katalog, 2 im zweiten Bande der Monatsschrift beschrieben, und 2 (des Archives) anderweitig noch nicht bekannt.

S—n.

Ein orientalischer Münzfund.

Es ist bei Funden orientalischer Münzen, die in den Ostseeländern so häufig vorkommen, eine alltägliche Erscheinung, daß unter der Masse, die an einer Stelle dem Boden enthoben wird, sich auch Bruchstücke vorfinden, deren Erscheinen unzweifelhaft daher rührt, daß bei Zahlungen behufs der Gewichtausgleichung einzelne Stücke zerschnitten wurden, was bei der Dünnheit dieser Münzen sehr leicht zu bewerkstelligen war. Zum erstenmal aber ist meines Wissens ein Fund von lauter Bruchstücken vorgekommen. Am 24. März d. J. nämlich haben auf der Feldmark des zu den Pröckelwitzschen Gütern im Kreise Pr. Holland gehörigen Vorwerks Storchnest Kinder einen Topf mit 123 Bruchstücken, (meist kleiner als die Hälfte) arabischer Khalifenmünzen gefunden, welche durch den Besitzer jener Güter, Herrn Grafen zu Dohna-Schlobitten, dem Unterzeichneten zur Ansicht und Bestimmung vorgelegt worden sind. Wie zu erwarten, sind von vielen Stücken gerade diejenigen Partieen weggeschnitten, welche die Data (Prägeort und Jahr) enthielten; trotzdem aber ist es gelungen, noch 99 Stücke unter den 123 hinlänglich genau zu bestimmen und ihren Münzherren zuzuweisen. Es sind folgende:

No. 1—3. Drei Münzen mit dem Gepräge der Khalifen aus dem Hause Umajja; zwei davon zeigen sehr deutlich als Prägeort die Stadt Wâsit, aber keine vollständige Jahrzahl; die eine ist vom Jahre 112 oder 122 der Hidschra (730 oder 740 n. Chr.), also jedenfalls von dem Chalifen Haschâm. Die dritte, ohne Prägeort, giebt dagegen die vollständige Jahrzahl 130 d. H. (747/8 n. Chr.), ist also von dem letzten Umajjaden Merwân II.

Die übrigen 120 Stücke gehören den Abbasidischen Khalifen an; folgende haben sich näher bestimmen lassen.

No. 4 ohne Ort, Jahrzahl 134 d. H. (751/2 n. Chr.), also von Albul-Abbâs.

No. 5—12. Acht Stücke von Al-Manszûr; die eine geprägt in Basra i. J. 138 d. H. (755 n. Chr.); die zweite in Muhammedija i. J. 148 d. H. (765 n. Chr.), die dritte ebendaselbst i. J. 151 d. H. (768

n. Chr.), die vierte in Bagdâd i. J. 154 d. H. (770 n. Chr.), die vier übrigen sind ebenfalls aus Bagdâd, aber ohne Jahrzahlen.

No. 13—38. Sechsundzwanzig Stücke von Al-Mehdi, darunter eine ohne Ort, aus d. J. 161 d. H. (77⁷/₈); zwei v. J. 162 d. H. (77⁸/₉ n. Chr.), wovon eine deutlich aus Bagdâd; zwei v. J. 163 d. H. (77⁹/₈₀ n. Chr.), wovon eine mit Bagdâd bezeichnet; drei v. J. 164 d. H. (78⁰/₁ n. Chr.), wovon zwei mit Bagdâd bezeichnet; außerdem noch neun Stücke mit dem Prägeort Bagdâd und eine mit dem Prägeorte Kirmân, aber alle zehn ohne Jahrzahl; endlich noch acht Stücke ohne Ort und Jahr, aber unzweifelhaft von Al-Mehdi.

No. 39—54. Sechszehn Stücke von Harûn al-Raschîd; darunter eine aus Muhammedija v. J. 171 d. H. (78⁷/₈ n. Chr.); eine aus Bagdâd v. J. 176 d. H. (792 n. Chr.); eine aus Bagdâd v. J. 182 d. H. (798 n. Chr.); eine aus Muhammedija v. J. 182 d. H.; zwei ohne Ort v. J. 184 d. H. (800 n. Chr.), eine aus Bagdâd v. J. 187 d. H. (803 n. Chr.); zwei aus Bagdâd v. J. 188 d. H. (804 n. Chr.); eine aus Muhammedija und eine ohne Ort, beide v. J. 188 d. H.; eine aus Muhammedija und eine ohne Ort v. J. 189 d. H. (805 n. Chr.); eine aus Bagdâd v. J. 19* (die Einerzahl unleserlich); eine aus Samarkand v. J. (19)3 d. H. (809 n. Chr.), indeß ist nur die Einerzahl deutlich; eine von dem J. 193, aber ohne Prägeort.

No. 55—64. Zehn Stücke unter Harûns Regierung von seinem Sohne Al-Amîn geprägt; darunter eine aus Bagdâd und eine aus Muhammedija, beide v. J. 180 d. H. (796 n. Chr.); eine aus Balkh vom J. 187 d. H. (803 n. Chr.), eine aus Bagdâd ohne Jahr; endlich sechs ohne Ort und Jahr, aber mit des Thronfolgers Namen.

No. 65. Ein unter Harûns Regierung von seinem Sohne Al-Mâmûn geprägtes Stück, und zwar aus Nîschâpûr v. J. 193 d. H. (809 n. Chr.). Demnach sind aus Harûn's Regierungszeit überhaupt 27 Stücke vorhanden.

No. 66—72. Sieben Stücke von Al-Amîn als Khalif, und zwar eine aus Bagdâd v. J. 194 d. H. (809/10 n. Chr.), eine ebendaher vom J. 195 d. H. (810/1 n. Chr.), eine ohne Ort v. J. 196 d. H. (81 1/2 n. Chr.), jedenfalls aber aus Bagdâd; eine aus Bagdâd ohne Jahr, und drei ohne Ort und Jahr.

No. 73. Eine unter der Regierung des Al-Amîn von seinem Bru-

der Al-Mâmûn geprägte Münze, und zwar aus Samarkand v. J. 196 d. H. (81 1/2 n. Chr.)

Also zusammen acht Stücke aus Al-Amîn's Regierungszeit.

No. 74—77. Vier Stücke von Al-Mâmûn als Khalif; eine ohne Ort v. J. 198 d. H. (81 3/4 n. Chr.), eine aus Ispahân v. J. 199 d. H. (81 4/5 n. Chr.); zwei ohne Ort und Jahr, darunter aber die eine kenntlich als ein Exemplar der seltenen Münze des Emir Ali ben Mûsa al-Ridhâ, die im J. 202 d. H. (81 7/8 n. Chr.) in Samarkand geprägt worden ist.

Außerdem befinden sich in der Sammlung mit deutlichen Ortsnamen, aber ohne Jahrzahlen und Khalifennamen noch folgende Stücke:

No. 78—80. Drei aus Kûfa.

No. 81. 82. Zwei aus Basra.

No. 83—99. Siebzehn aus Bagdâd.

Da das jüngste bestimmbare Stück der Sammlung vom Jahre 817 oder 818 n. Chr. herrührt, so läßt das Fehlen späterer Münzen schließen, daß gerade um diese Zeit die vorliegenden Münzen aus ihrer Heimath gegangen und wahrscheinlich nicht sehr viel später nach Preußen gekommen sind. Uebrigens sind die Stücke mit einigen sehr vereinzelten Ausnahmen ganz vortrefflich erhalten. Merkwürdig ist noch, daß von sämmtlichen 123 Bruchstücken nicht ein einziges Paar sich zu einer Münze zusammensetzen läßt.

G. H. F. Nesselmann.

Nekrolog für 1865.

(cf. Altpr. Mtsschr. II, 465.)

12. Febr. Prof. Dr. **Carl Ludw. Paul zu Thorn** (geb. 22. Oct. 1803 zu Schwedt a. d. Oder), 62 Jahre alt, fast 38 J. hindurch an d. Gymnas. thätig. (Thorn. Wochbl. 1865. No. 25. Nekrolog. Ebd. No. 28.)

11. Aug. Dr. theol. **Joh. Heinr. Ludw. Schröder zu Thorn** im Alter v. 60 Jahren. Als jung. Bursche hatte er e. Handwerk zu erlern. begonnen, dann ab., unterstützt v. sr. Familie, besuchte er d. Gymnas. (zu Thorn), später e. Universität u. stud. Theol.; war bis 1840 zweiter Prediger bei d. evangel. St. Georgen-Gemeinde auf d. Neustadt in Thorn; schied dann aus d. evangel. Landeskirche, begründ. in Thorn e. altluther. Gemeinde u. verwaltete läng. Zeit hindurch das Amt eines Superintendenten dieses Bekenntnisses. Mit d. allerneuest. Richtung altluther. Geistlichen üb. d. Kirchenregiment nicht einverstanden bekämpfte er sie in e. Schrift unt.

d. Tit.: „**Brocken.** 1. u. 2. Mittheilung.“ (Culm, 863. 864. bei Lohde) u. legte sein Amt nieder. (Danz. Ztg. 1865. No. 3158. Graudenz. Gesell. 95. Kgl. Preuß. Staats-Anzeiger 192.)

23. Aug. Freiherr **Maximilian v. Katzler**, kgl. Lieut. a. D. zu **Neufahrwasser**. Sohn d. Gouverneurs v. Danzig, Gen. Lieut. F. v. Katzler, Enkel eines im 7jähr. Kriege ausgezeichnet. Freicorpsführers unt. Friedrich d. Gr. Er nahm 1846 s. Abschied, um ausschließl. sr. Lieblingsneigung, geogr. u. sprachl. Studien z. leben. Er verfaßte „spanische Epigramme, Satyren u. Letrillas, dem Don Josef Iglesias de la Casa nachgebildet.“ (Danz., 862. Doubberck.) cf. Altpr. Mtsschr. I, 165. (Westpr. Ztg. 1865. No. 199.)

9. Sept. Prof. Dr. **Joh. Friedrich König**, erst. Oberlehrer des Kneiphöf. Gymnas. 67½ J. alt, an e. Lungenschlage zu **Königsberg**. Geb. 1. Apr. 1798 zu Labischin bei Bromberg, wo d. Vater Pastor war; vom Friedr. Colleg. 1818 entlassen, stud. er unt. Bessel Mathematik u. begann bereits 1819 an d. hiesig. Domschule (jetzt Kneiphöf. Gymn.) zu unterricht., so daß er 46 J. an ihr gearbeitet hat. Von ihm sind mehr. mathem. Abhandl. in d. Gymnas.-Programm., z. Theil auch in Grunerts Archiv f. Mathem. u. Phys. ersch. (Nachruf. Ostpr. u. Hartgsche Ztg. 1865. No. 213. Progr. d. Kneiphöf. Gymn. pro 1865/66. S. 35. f.)

Octob. Dr. med. **Hermann Linck** (aus Danzig) in Ostafrica als Mitgl. der Expedition d. Baron v. d. Decken. (Todesanz. Danz. Ztg. 1866. No. 3530.)

18. Octob. **Adelheid Günther**, Sängerin u. Schauspielerin von ehrenvoll. Ruf (zu **Thorn** 12. Juli 1834 geb.) zu Töplitz bei ihr. Gönnerin, der Frau Fürstin Colloredo. Alfr. v. Wolzogen gab in sm. Werke „Ueber Theater und Musik“ ihr „Künstlerbild“ noch bei ihr. Lebzeiten. Die Breslau. Ztg. widm. ihr ein. ehrend. Nachruf. (Thorn. Wochbl. 1865. No. 182.)

29. Dec. Pfarrer **Heinr. Wilh. Alb. Schnur** zu **Mühlhausen** (geb. 29. Nov. 1805.) Verf. mehr. prakt. theol. Schriften u. Mitarbeiter des vom Pfarr. H. Thiel redig. Kirchenblatts f. d. evangel. Gemeinde insbes. der Prov. Preußen. (Nachruf. Kgsbg. Hartg. Ztg. 1866. No. 1. Evangel. Gemdebl. No. 2.)

1866.

15. Jan. Staatsminist. a. D. **Rudolf v. Auerswald** an e. Herzübel in Berlin. Geb. 1. Sept. 1795, 2ter Sohn des thatkräftig-patriot. u. freisinn. Oberpräs. u. Landhofm. des Kgr. Preußen Hans Jacob v. A., eines Freundes von Kraus u. Scheffner, verlebte s. Jugend z. Theil mit den kgl. Prinzen während d. Aufenthalts d. Hofs zu Kgsbg., bezog 1811 d. hies. Univers., machte 1812 als schwarzer Husar d. preuß.-franz. Campagne in Kurland mit, später d. Befreiungskriege u. erfocht sich d. eiserne Kreuz. 1818 Landrath d. Heiligenbeiler Kreis., 1837 Oberbürgermeist. v. Kgsbg., 1842 Reg.-Präs. in Trier, 1848 Oberpräs. v. Preuß. u. nach Camphausens Rücktr. Präs. d. Ministeriums Hansemann-Kühlwetter-Schreckenstein u. Minist. d. ausw.

Angel., 1849 Präs. d. Herrenhaus., 1850 d. Staatenhaus. z. Erfurt, dann Oberpräs. d. Rheinprov., 1858 Sttsminist. u. Mitgl. d. Sttsministeriums Hohenzollern ohne Portefeuille, stellvertr. Vorsitzd. des Minister., Leiter d. Schatzes, d. Archivs u. der Centralpreßstelle u. die Seele der „neuen Aera"; Oberburggraf v. Marienburg. Ein liebenswürdig-humaner, all. Fortschritten d. Kunst u. Wissensch. offener Charakter. — Seine Leiche wurde d. 19. Jan. in d. Patronatsgruft der alt. Deutschordenskirche zu Deutschendorf in d. Grafsch. Dohna feierlichst beigesetzt. (Ostpr. Ztg. 1866. No. 14. u. 20. Nekrolog s. Unsere Zeit. N. F. 2. Jahrg. 3. Hft. S. 229—231. Illustr. Ztg. No. 1179.)

27. Jan. Superintendent **Carl Gottfr. Samuel Thiel** an d. Lungenentzündung zu **Strasburg** 71 J. alt, seit 36 J. Pfarrer d. evang. Gemde. daselbst. 14. Jun. 1795 auf e. Dorfe in Schles. geb., besuchte d. Gymn. in Schweidnitz, trat ab. bei Beginn d. Freiheitskriege in d. Lützower Corps ein, wurde bald Oberjäg. u. als solcher in e. der letzt. Treffen ds. Corps durch e. Schuß in d. Hals lebensgefährl. verwundet. Der Frauenverein in Cassel pflegte u. unterstützte ihn. Einige Jahre Hauslehr., bezog spät. d. Univers. Marburg. In e. befreund. Familie lernte er den Schulrath Dinter kenn., durch dess. Vermittlg. er d. Rectorstelle in Gerdauen erhielt, darauf 2ter Predig. in Pr. Stargard u. im Aug. 1829 nach Strasburg berufen. (Nekrolog s. Graud. Gesell. No. 17.)

21. Febr. Frau Oberpräsid. **Kathar. Eichmann**, geb. Freiin **von Schrötter** in ihr. 48. J. an Lungenschlag zu **Kgsbg.** Wirkte mit liebevoll. fürsorgend. Herzen viele Jahre als Ober-Vorsteherin d. Krankenhauses d. Barmherzigkeit. (Hartgsche u. Ostpr. Ztg. No. 46. 48.)

22. Febr. Amtmann **Carl Joh. Georg Papendieck-Liep**, Abgeordnet. für Kgsbg., zu Berlin in Folge eines Schlagflusses. Ein rüstig. u. intelligent. Mitarbeiter, Mitgl. d. Vorstands u. Schatzmeist. d. Ostpr. landwirthsch. Centralvereins. (Nachruf Hartgsche u. Ostpr. Ztg. No. 48. Biogr. Notiz. Pr. Lit. Ztg. 47. Danz. Ztg. 3500. Kgsbg. N. Ztg. 52.)

21. März. Pfarrer **Joh. Carl Wilh. Glogau** im 75. Lebensj. zu **Gr. Arnsdorf** an Entkräftung. (Ostpr. Ztg. 71.)

16. Apr. Oberstlieut. a. D. **Franz v. Schenck**, Ehrensenior d. eisernen Kreuzes 2. Kl., fast 89 J. alt, zu **Pr. Eylau.** Im Herzogthum Nassau 1777 geb., hat er dem preuß. Heere und zuletzt dem 1. Ostpr. Regim. 1789—1814 angehört und mit demselben die prüfungsreich. Vorgänge v. 1806, so wie d. ruhmvolle Erhebung v. 1813 getheilt; in der Schlacht bei Gr. Görschen 2. Mai 1813 wurde er durch d. Verlust eines Beines dienstunfähig. (Nachruf: Ostpr. Ztg. 92.)

19. Apr. Kurhess. Legationsrath **Carl Baron Kaltenborn von Stachau**, von 1852 bis 1864 an d. **Kgsbg.** Univers. Prof. f. deutsch. u. öffentl. Recht, im 49. Lebensj. zu Kassel an einem typhös. Leiden. (Nekrolog von seinem Freunde Th. Muther s. Ostpr. Ztg. 112 Beil.)

8. Mai. Dr. W. Kleeberg, prakt. Arzt, im 62. J. zu Kgsbg. (Nachruf v. Vorstand des Handwerkervereins s. Hartungsche Ztg. 108.)*)

9. Mai. Reg.- u. Stadtrath a. D. Carl Heinrich Bartisius in seinem 69. Lebensj. zu Kgsbg.**)

Universitäts-Chronik 1866.

12. Mai. „Acad. Alb. Regim. 1866. IV. Diss. qua nonnulla scriptorum Graecorum de artibus pingendi fingendique judicia recensentur, qua orationes ad celebr. memor. vir. ill. Jac. Frid. a Rhod, Frid. a Groeben, Joh. Dit. a Tettau dieb. XXI et XXIII Maj. et XXIIII Jun . . . habendas indic. Lud. Friedländer. P. P. O. (6 S. 4.)

26. Mai. Med. Doctordiss. v. Rich. Hermann (aus Grünhoff bei Rössel): De meningitide cerebro-spinali exorta exotitide interna. (30 S. 8.)

No. 74. Amtliches Verzeichniß des Personals u. der Studirenden . . . für d. Sommer-Semester 1866. (18 S. 8.) [61 Doc. (6 theol. — 9 jur. — 15 med. — 28 philos. — 3 Spr.- u. Exercitienmeister) und 501 Stud. (87 Theol. — 81 Jur. — 108 Med. — 199 Phil. — 21 Pharm. u. 5 mit Genehmigung d. Prorectors.)]

29. Mai. Hist. Doctordiss. v. Rud. Hanncke (aus Tilsit): De M. Alberti Argentinensis chronico. (32 S. 8.)

30. Mai. Med. Doctordiss. v. Alex. Loewenthal (aus Kgsbg.): De resectionibus cubiti partialibus atque totalibus. (36 S. 8.)

31. Mai. Jurist. Habilitationsschrift v. J. U. Dr. P. P. O. D. Carolus Eduardus Gueterbock: De jure maritimo quod in Prussia saeculo XVI. et ortum est et in usu fuit. (85 S. 4.)

2. Juni. Lectionem qua quid in provinciae nostrae historiae perscrutanda adhuc praestitum sit enarratur . . . a . . . Carolo Lohmeyer,***) philos. Dr. ad docendi facultatem rite impetrandam . . . in publico habendam indicit Ed. Luther Phil. Dr. Astron. P. O. H. T. Prodecanus.

16. Juni. Medic. Thesen von Hermann Bertholdt (aus Wehlau).
" " Medic. Thesen von Carol. Kannenberg (aus Stuhm).
" " Medic. Thesen von Carol. Henr. Lange (aus Ostpreußen).
" " Medic. Thesen von Joseph. Armin. Mekus (aus Paderborn).
18. " Medic. Thesen von Isid. Freymuth (aus Labiau).
" " Medic. Thesen von G. O. Ernestus de Ludwiger (aus Königsberg).
" " Medic. Thesen von H. Guill. Oscar Schweiger (aus Insterburg).

---

*) Wir hoffen in einem der nächsten Hefte seinen Nekrolog mittheilen zu können.
**) Das nächste Heft wird seine Biographie bringen. D. H.
***) Abgedr. Altpr. Mtsschr. III, 334—347.

Bibliographie 1865.

Acklin, Lehrer A., Deutsche Sprachlehre für Elementarschulen. 3. Aufl. Braunsberg. Huye. (32 S. 8.) 3 Sgr.

Adreß-Buch der Haupt- u. Residenzstadt Kgsbg. für 1865. Auf Grund amtlicher Materialien u. authentisch. Privatnotizen red. v. **C. Th. Nürmberger**. Kgsbg. Nürmberger. (269 S. gr. 8.)

Aegidi. Das Staatsarchiv. Samml. der officiell. Actenstücke zur Gesch. d. Gegenw. In fortlaufend. monatl. Heften hrsg. v. **Ludw. Karl Aegidi** u. Alfr. Klauhold. Jahrg. 1865. Jan. bis Decbr. 12 Hfte. Hamburg, O. Meissner. Bd. VIII. (XVI u. 398 S. Lex.-8.) IX. (XIX u. 320 S.) 5 Thlr.

— — Zeitschrift f. dtsch. Sttsrcht. u. dtsche Vfassgsgesch., unt. Mitwirkg. v. W. E. Albrecht, R. v. Mohl, G. Waitz u. H. A. Zachariä, in zwanglosen Hftn. hrsg. von **L. K. Aegidi**. Berlin. G. Reimer. Hft. 1. (118 S. gr. 8.) 2. (S. 119—219.) à 1/2 Thlr.

— — Gegen e. gewisse Einseitigk. im akadem. Rechtsstudium. [**Ztschr.** f. dtsch. Sttsrcht u. dtsche Vfassgsgesch. Hft. 1. S. 104—111.]

— — Aus d. Jahre 1819. [Ebd. Hft. 2.]

— — Der erste Eindruck der Karlsbader Conferenzen auf das Cabinet von St. Petersburg. [Histor. Ztschr. hrsg. v. Sybel. 7. Jahrg. 3. Hft. S. 139—150.]

— — (der Rechte Dr., Prof. d. Gesch. d. Z. Rector am Hamburgisch. Akadem. u. Real-Gymn.) Aus der Vorzeit des Zollvereins, Beitrag z. Deutsch. Gesch. Hamburg. (Programm.) [132 S. gr. 4.]

— — Unser akademisches Gymnasium. Ein ausserordentl. Programm. Ebd. Boyes u. Geissler. (15 S. 4.) 6 Sgr.

Arlart, Frid. Aug. (aus Stallupönen), De intoxicatione sulfurica. Diss. inaug. med Berol. (32 S. 8.)

v. **Auerswald**. Der Landhofmeister v. Auerswald zu Anfang des Jahres 1813. Mittheilg. von dessen Söhnen, dem Sttsminister Oberburggrafen **Rudolf** u. Wirkl. Geh. R. **Alfred v. Auerswald**. [**Pertz**, d. Leb. d. Feldmarschalls Graf. Neithardt v. Gneisenau. 2. Bd. Berlin. Beil. VII. S. 690—693.]

Axt's Taschen-Notizbuch für Seeleute auf d. Jahr 1866. Memel. Verl. v. Joh. Axt. (VIII, 440 u. 74 S. gr. 16.) 1 Thlr.

Bachler. Messianisch neu Entdecktes Geheimniß der Bibel, zum „Verständniß der Thatsächlichen" Haupt-Wunder der Hoffentlichen Zu himmlischem Jerusalem: Gutlebensheit. Eine Merkschrift an Solche, die sich an Gottes Weisheitswirkung beleben. Von **Wilh. Bachler**, . . . Verf. von mancherlei Schriften, zu Laug allen bei Kraupischken (auch Lengwethen) in Ostpreußen, auf Länge 39° 45′ und Breite 45° 52′, am Inster Bach . . . Tilsit. Druck v. H. Post. Im Selbstverl. des Verf. (24 S. gr. 8.)

v. **Baer**. Nachrichten üb. Leben u. Schriften des Hrn. Geh. R. Dr. **Karl Ernst v. Baer**, mitgetheilt von ihm selbst. Veröffentl. bei Gelegenh. seines 50jähr. Doctor-Jubiläums am 29. Aug. 1864, von der Ritterschaft Ehstlands. St. Petersburg. (VI u. 674 S. Lex.-8. mit Portr.)

— — Das fünfzigjährige Doctor-Jubiläum des Geheimraths Karl Ernst von Baer, am 29. Aug. 1864. Ebd. (128 S. gr. 4 m. Portr. u. Facs.)

Bartisius, C. H., Dr. Eduard Heinel. (Separatabdr. aus d. Verfassungsfreund.) (Kgsbg., Dr. u. Vl. v. Gruber & Longrien.) (16 S. 8.)

Behrend, Dr. J. Fr., Die Magdeburger Fragen. Berl. Guttentag. (L u. 330 S. gr. 8.) 2 1/6 Thlr.

Beinlich, Paul Ad. Geo. (aus Arys), Nonnulla de morborum cordis diagnosi. Diss. inaug. med. Berol. (32 S. 8.)

Bem. Kasgi per zmónes yr anie taip wadinamēji Irwingionerei? Nů Kardelio J. T. Bēmo. Tilsit. Reylander. (31 S. 8.)

Bender, Joseph., phil. Dr. et Prof. publ. ord., De veterum Prutenorum diis. Diss. hist. critica. Brunsbergae. L. R. Huye. (26 S. gr. 8.) 4 Sgr.

Beobachtungen, astronomische, auf der Kgl. Universitäts-Sternwarte zu Kgsbg. Hrsg. v. Dir. Prof. Dr. Ed. Luther, 35. Abth. Kgsbg. (Leipz. Rein.) (IV u. 300 S. fol.) 3 Thlr.

Blätter der Erinnerung an den Ober-Fischmeister Wilhelm Beerbohm, für seine Freunde gesammelt. o. J. (Dr. u. Verl. v. F. W. Siebert in Heydekrug. (62 S. 8.)
Blätter der Erinnerung an d. 50jähr. Amtsjubiläum des Hrn. Director Dr. Gotthilf Löschin in Danzig. Am 5. Dec. 1865. Danzig. Groening in Comm. (21 S. gr. 4.)
Blech, W. P., erster Predig. zu St. Trinitatis: das Sendschreiben an die Hebräer in 50 kurzen Wochenpredigten erläutert. Danz., Selbstverl. Anhuth in Comm. (III u. 312 S. gr. 8.) $2^1/_4$ Thlr.
Böhme. Christosophia oder Weg zu Christo verfasset in 9 Büchlein, nun in 8 zs. gezog., welche hdln. von wahrer Busse, u. vom Schlüssel Göttlicher Geheimnisse; vom Heil. Gebet; von der wahren Gelassenheit; von der Wiedergeburt; vom übersinnl. Leben; von Göttlicher Beschaulichkeit; nebst einem Gespräch einer erleuchteten u. unerleuchteten Seele; und dann von den vier Complexionen. Gestellet aus Göttlichem Erkenntniß durch Jakob Böhmen von Alt-Seidenberg, sonsten Teutonicus Philosophus genannt. Nebst geistreichen Summarien, u. einer Zugabe der auserlesensten Kernsprüche aus allen Schriften des Autoris, auch einem dienlichen Register. Gedruckt im Jahre des ausgebornen großen Heils 1731. Unveränderter Abdruck: Kgsbg. 1865. Bchhdlg. v. Gräfe u. Unzer. (Dr. u. Comm.-Verl. v. H. Hartung.) (XVI u. 391 S. gr. 8. m. 1 Portr.) $^2/_3$ Thlr.
Boehnke, Hermann, Gedichte. (Als Manuscript gedr.) Berlin. Druck von Carl Jahncke. (2 Bl. u. 71 S. 16.) $^1/_3$ Thlr.
v. Bohlen, Agnes, Das Buch der Mutter f. Haus u. Erziehung. 2. durchges. Aufl. Berlin, 866. (865.) Springer. (VI u. 370 S. 8.) cart. $1^1/_3$ Thlr.
Breitenfeld, Otto (aus Pr. Holland), De aortae aneurysmatibus adjecta morbi historia. Diss. inaug. med. Berol. (36 S. 8.)
Brohm, Dr. Rud., Chronik des Thorner Singvereins. Zur Feier seines 25jähr. Bestehens auf Veranlassg. des Vorstandes verfaßt. Thorn. E. Lambeck. (37 S. 8.)
— — Die Taubstummen. Lustspiel in 3 Acten nach e. Erzählung von Levin Schücking. Bromberg. (42 S. gr. 8.)
— — und Gymn.-Prof. Dr. Wilh. Hirsch, Schul- u. Turn-Liederbuch. 3. verm. Aufl. (2. Abdr.) Thorn, 866. (865) Lambeck. (96 S. gr. 8.) $^1/_5$ Thlr.
de Brünneck, Henr. Magn. Egm. (aus Bellschwitz), De auctoritatis qua Prussiae ordines sub ordinis Teutonici imperio utebantur initio et incremento. Diss. inaug. Bonnae. (94 S. gr. 8.)
Bruno, Rich. Frid. (aus Buylien bei Gumbinnen), De epilepsiae causis. Diss. inaug. med. Berol. (32 S. 8.)
Buettner, Gust. Ad. (aus Kgsbg.) De morbo Brightii. Diss. inaug. med. Berol. (32 S. 8.)
Burdach, O., Kgl. Commerz.- u. Admiral.-Rath, Alphabetisch. Verzeichniß sämmtl. in d. Hdlsregister des Kgl. Comm.- u. Admiral.-Collegiums u. des Kgl. Kreisgerichts zu Kgsbg. i. Pr. eingetragenen Handelsfirmen, Hdlsgesellschaften u. Procuren, nach amtl. Quellen zsgestellt im Juni 1865. Nebst dem Firmen-, Gesellschfts- u. Procuren-Regist. d. Kgl. Kreisger.-Deputation zu Fischhausen. Kgsbg. E. Rautenberg. (57 S. 4.)
Burow sen., Welche Bedeutg. haben die Nummern unserer Brillen? [Deutsche Klinik. No. 16.]
— — Zur Lehre von der Exstirpation der Kehlkopfspolypen. [Ebd. No. 17.]
Cartellieri. Bericht üb. d. Herstellg. einer Wasserleitg. in Kgsbg. (Als Mscr. gedr.) Kgsbg. Gedr. in der Böhmersch. Bchdrckerei. (32 S. 4.)
Castell, Ernestine, Margarethe Fuller-Ossoli. Ein amerikan. Frauenbild. Berlin, 866. (865). Schlingmann. (V u. 270 S. 8.) 1 Thlr.
Cenova, Dr. Florian, Sto frantovek z połudnjovèj częścj Pomorza Kaszubśkjego, osoblivje z sjemj Sojeckjéj, Krajni, Koczevja i Borów. S dodatkjem trzech prosb na vesele. (Hundert Schelmenlieder aus dem südlichen Theil des kaschubischen Pommern, besonders aus d. Gegend von Schwetz, Nakel, Mewe u. Tuchel. — Mit einer Zugabe von 3 Hochzeitseinladungen.) Danzig. Bertling in Comm. (5 Bg. 8.) $^1/_2$ Thlr.
Chociszewski, J., Przyjaciel polskich dzieci. Część 1. Gdańsk, nakład autora. (128 S. 8.)
Chotomski, Bolesław Prawdzic, Rzut oka na Handel. Chełmno. Jgn. Danielewski. (43 S. gr. 8). $7^1/_2$ Sgr.

Clebsch, A. (zu Giessen) Ueber diejenig. Curven, deren Coordinaten sich als elliptische Functionen eines Parameters darstellen lassen. [Crelle's Journal für die reine u. angew. Mathem. 64. Bd. 3. Hft. S. 210—270.]

— — Ueber einige von Steiner behandelte Curven [Ebd. S. 288—293.]

[**Copernikus**.]

Les Fondateurs de l'astronomie moderne. **Copernic** — Tycho Brahé — Képler — Galilée — Newton; par **Joseph Bertrand**, membre de l'Institut. Paris. Hetzel. (XVI u. 391 S. 8.) 6 fr. — 2. édit. Ibid. 6 fr. 3. édit. Ibid. 3 fr.

Brodziński, K., O. **Koperniku**, slavném polském hvězdáři. Z polštiny přeložil, aspolu i polskym originalem pismem všeslovanskym vydal F. J. Jezbera. Praga, Jezbera (16 S. gr. 8.) 4 Sgr.

Criminal-Prozeß Behrendt, Der. Die vorsätzl. Versenkung des Barkschiffs Alma am 18. April 1864 unweit der Scilly-Inseln. Stenographisch. Bericht über die zu Memel vom 10—14. Juli 1865 stattgefund. Schwurgerichts-Vhandlg. geg. den Schiffsrheder Behrendt, Capit. Walsdorff u. Steuermann Bock. Memel. Art. (Druck von H. W. Schmidt in Halle.) (IV u. 239 S. 8.) $^1/_3$ Thlr. . . . **Supplement** . . . enthaltend die in der Verhandlg. verlesenen wichtigst. Dokumente, Depeschen u. Correspondenzen. Ebd. (Druck v. F. W. Siebert in Memel) 48 S. 3 Sgr.

Curtze. Ueber d. geometr. Principien des Zeichnens, insbesond. üb. die der Axonometrie. Aus d. Vorlesungen üb. Anwendung der Geometrie auf d. Künste gehalten im J. 1856 am Kgl. technisch. Institute zu Turin von Quintino **Sella**, Finanzminister d. Kgreichs Italien. Deutsch von Maximil. **Curtze**, ord. Lehr. am kgl. Gymnas. zu Thorn. Mit 4 lithogr. Taf. in gr. 4. [Archiv d. Mathem. u. Phys. hrsg. v. Grunert. 43. Thl. 3. Hft. S. 245—289.] Auch als Separat-Abdruck . . . Greifswald, Koch's Verl. (48 S. gr. 8.) $^1/_3$ Thlr.

— — L. **Cremona**. Einleitung in e. geometr. Theorie der ebenen Curven. Nach e. für die deutsche Ausg. vom Verf. zum Theil umgearb. Redaction ins Deutsche übertrag. von M. **Curtze**. Greifswald. Koch's Verl. (XVI u. 299 S. gr. 8. mit e. lith. Taf. in qu. gr. 4.) $1^2/_3$ Thlr.

Czerwinski, Alb., (Mitgl. d. Tanzakad. zu Paris u. Tanzlehr. in Danzig), Contretanz-Büchlein. Anleitung zum richtigen Verständniss dieses Tanzes, der Lanciers u. d. Prince impérial, nebst Contretanz-Commando. 2. verm. Aufl. Danzig, Saunier in Comm. (47 S. 12.) $^1/_4$ Thlr.

Czolbe, Dr. Heinrich (Arzt in Kgsbg.), Die Grenzen u. d. Ursprung der menschl. Erkenntniß im Gegensatze zu Kant u. Hegel. Naturalistisch-teleologische Durchführung des mechanisch. Princips. Jena u. Lpz. Costenoble. (IX u. 282 S. gr. 8.) 2 Thlr.

Darwin-Darwinissimus. Allerneueste, nach alten u. neuen, bekannten u. dem Verf. theilweise selbst unbekannt. Quellen bearbeitete Schöpfungs-Theorie. Thorn. Schnellpressendruck der Rathsbchdr. (16 S. 8.)

Detroit. Welcher Jesus ist dein Heiland? Predigt von Dr. L. **Detroit**, Pfarrer der holländ.-dtsch. Congregation in Livorno. Kgsbg. Gruber & Longrion. (15 S. gr. 8.)

♂

Periodische Literatur (1866).

„Schlesische Provinzialblätter. Hrsg. v. Th. Oelsner." N. F. 5. Jahrg. Mai. (S. 273—336): Frz. Idzikowski, Nachricht. v. d. ehem. Franziskanerkloster z. Gleiwitz. (Schl.) Th. Oelsner, d. Frauen-Bildungsverein. v. Pannewitz, Schonung der Insekten vertilg. Vögel. Mente, Erinnerg. an d. Vtheidigg. d. Fstg. Breslau währd d. Belagerg. v. 1806/7. Adolf Cohn, Piasten u. Wettiner. Swientek, d. Charakter Preußens. Fritz Herring, d. Haus zu d. 7 Galgen. Crim.-Gesch. aus Neisse's Vggh. (Schl.) Dobberke, Lessing's Breslauer Kaffeetassen. J. N. Hoffmann, Aus d. Lampfelwinkel. Jüttner, Schingr Lätare. Th. Oelsner, Handwerkerverein u. Arbeiterverein. Fragen, Anregungen, Antworten. Bericht üb. d. V. Turnlehrer-Versamml. Beilagen: I. die takt. Uebgen d. Hellenen; II. Freie Turnkünste. Liter.- u. Kstbl. — Chronik u. Statistik. — Briefkasten. — Anhang.

A., Zur Gesch. d. Nutzung des **Bernstein-Regals** in **Preußen**. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** Beil. zu 115. 116.]
G. D., Beiträge z. Gesch. der Musik in **Preußen**. [**N. Pr. Prov.-Bl.** XI, 262—271.]
Aus d. Verhandlgen der 4. Directoren-Conferenz in d. **Prov. Preußen** (zu Kgsbg. v. 7—9. Juni 1865. — Die 3 vorhergehend. in d. Prov. Preuß. war. 1831. 35. 41.) [Pädag. Archiv. Bd. VIII. No. 4. S. 277—284. No. 5. S. 321—365.]
Fr. Dentler, die Halbinsel **Hela**. [Globus. Bd. X. Lfg. 3.]
Statist. Notiz. üb. den telegraph. Verkehr im J. 1865 im Reg.-Bez. **Kgsbg.** [**Kgsbg. Amtsbl.** 23.]
δ Aus der **Kaschubei**. [**Graudenz. Gesell.** 70.]
Gisevius, Einige bei Geburt u. Kindtaufe noch vor etlich. Decennien übl. Gebräuche d. **Littauer**. [**N. Pr. Prov.-Bl.** XI, 253—262.]
Littauische Sagen. Gesammelt von **A. G. Langkusch**. Wichte u. Elbe. [**Unterhaltung.** d. lit. Kränzch. 14.]
Der **Pregel** mit sein. Neben- u. Ausflüssen in d. **kurische** u. **frische Haff.** III. [**Kgsbg. Amtsbl.** 19. (cf. 14. 18.)]
X. Fröhlich, Die Statuten der Bierbrauerzunft zu **Culm**. [**N. Pr. Prov.-Bl.** XI, 246—252.]
Naturforsch. Gesellsch. zu **Danzig**; ord. Sitzg. 2. Mai. (Dr. S. Bericht üb. **Brischke's** Vortr. üb. d. schädl. u. nützl. Käfer; u. Dr. **Lampe's** Mitthlg. üb. eine astronom. Entdeckg. d. Prof. Adams in Cambridge, nach welcher d. mittlere Erdentag gegenw. etwa um $^1/_{100}$ Secunde länger ist, als vor 2000 J.) [**Danz. Ztg.** 3642.]
Verein z. Rettg. Schiffbrüchiger in **Danzig**. (Aus d. Ber. d. Vorstehers der Rettungsstation „**Daheim**" Bürgermeist. Saffenhagen in Leba üb. e. Rettung aus Seegefahr durch das Rettgsboot **Daheim**. [Ebd. 3629.]
F. W. Markull (aus Danzig), Die neue Orgel der **St. Marien-Kirche** in **Elbing**. [**N. Elbing. Anz.** 117.]
K., Zwei Orgelweihen in **Elbing** (22. Apr. in d. Hptkirche zu **St. Marien**, 20. Mai in d. **St. Annenkirche**; beide Ogeln sind durch d. Gebrüder **A. u. M. Terletzki** in Elbing umgebaut, resp. fast neu gebaut.) [**Evang. Gemeindebl.** 24.]
Russen u. Oesterreicher in **Graudenz**. [**Graud. Gesell.** Beil. zu 54. 57. 60.]
Feierl. Grundsteinlegung e. neuen Gebäudes f. d. Provinzialblindeninstitut zu **Kgsbg.** 4. Juni. (geschichtl. Notiz üb. Entstehg. u. Fortg. d. pr. Prov.-Blinden-Unterrichts-Anstalt zu Kgsbg.) [**Ostpr. Ztg.** 128. cf. **Kgsbg. N. Ztg.** 126. 128. **Hartgsche Ztg.** 128.]
Die Idiotenanstalt zu **Rastenburg** betreffend. (Revisionsvhdlg. 12. Mai. — In d. Anstalt sind z. Zeit 12 Zögl. — 8 Knab., 4 Mädch. — von denen 8 provinzialständ. Freistell. hb. u. 4 Pensionaire sind; 4 bereits vergebene Freistellen — 2 aus dem Marienw., 2 aus d. Danz. Reg.-Bez. — sind noch zu besetz. [**Kgsbg. Amtsbl.** 24.] cf. —r, Idiotenanstalt in **Rastenburg**. [**Evang. Gemeindebl.** 24.]
Dr. **G. Bujack**, D. Ruine **Rheden**. Skizze aus d. Gesch. d. Dtsch. Ordens. m. 1 Abbildg. [**N. Pr. Prov.-Bl.** XI, 200—213.]
Extract aus d. Rechnung der **Ostpr. Landarmen-Anstalt zu Tapiau** f. d. Jahr 1865. [**Kgsb. Amtsbl.** Außerord. Beil. 6 zu No. 23.]
Dr. **Leop. Prowe**, Ueber den Sterbeort und d. Grabstätte des **Copernicus**. [**N. Pr. Prov.-Bl.** XI, 213—245.]
Betreffend den Wiederabdr. der **Dombrowskischen** Postille in poln. Sprache. [**Amtl. Mitth.** d. Kgl. Konsistor. zu Kgsbg. 5. Stück. No. 528.]
Missionar **Hagner** (aus **Mohrungen** in Ostpr.) (Brief aus d. Missionsstation Spektakel in Afrika 23. Jan. 1866 an d. rhein. Missionsgesellsch. [**Kgsb. Missionsbl.** 10.]
Dr. H. Locher, Kritik der Theorie **Herbarts** über Zt. u. Raum. [Ztschr. f. Philos. u. philos. Kritik. N. F. Bd. 48. Hft. 1. S. 1—31. Hft. 2. S. 207—253.]
Die deutsch-evangel. Kolonien in der Dobrudscha. (Aus e. Bericht d. frühern Pfarrers der Kolonie **H. Lackner** (aus **Kgsbg.**) auf d. 4. Pastoralkonferenz d. evangelisch. Geistl. in d. untern Donauländ. zu Belgard in Serbien 31. Jul. 1865.) [**Ev. Gemdebl.** 19. 20.]
H., Nekrolog (Hugo Rich. Friedr. **Markus'**, 3. Predigers bei der Landkirche Memel † 23. Mai 1866 zu Memel im 37. Lebensj.) [Ebd. 23.]

Missionar **Prozesky** (aus **Brandenburg** in Ostpr.) (Brief aus Afrika, Wartburg, 2. März 1866 an Consist.-R. Dr. Weiß. [**Kgsbg. Missionsbl.** 10.]
Longfellow's Spanischer Student. Vortrag von O. Fabricius. (Vorführung einer Uebersetzung desselben von Kreisrichter **Symanski** in Barten.) [**Unterhaltgen** d. lit. Kränzchens 14.]
Ernst Wichert, Kaiser Otto der Dritte. Trauerspiel in 5 Akten. Akt 1. [Ebd. 14.]

Anzeige.

Preisfrage der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft

zu Leipzig für das Jahr 1869.

Bei der absolut hohen Bedeutung, welche der internationale Getreidehandel nicht bloss praktisch für das Wohl und Wehe des kaufenden wie des verkaufenden Volkes besitzt, sondern auch als Symptom der allgemeinen Kulturentwickelung auf beiden Seiten; sowie bei der relativ wichtigen Stellung, welche gerade im polnischen Handel seit Jahrhunderten die Getreideausfuhr eingenommen hat, wünscht die Gesellschaft

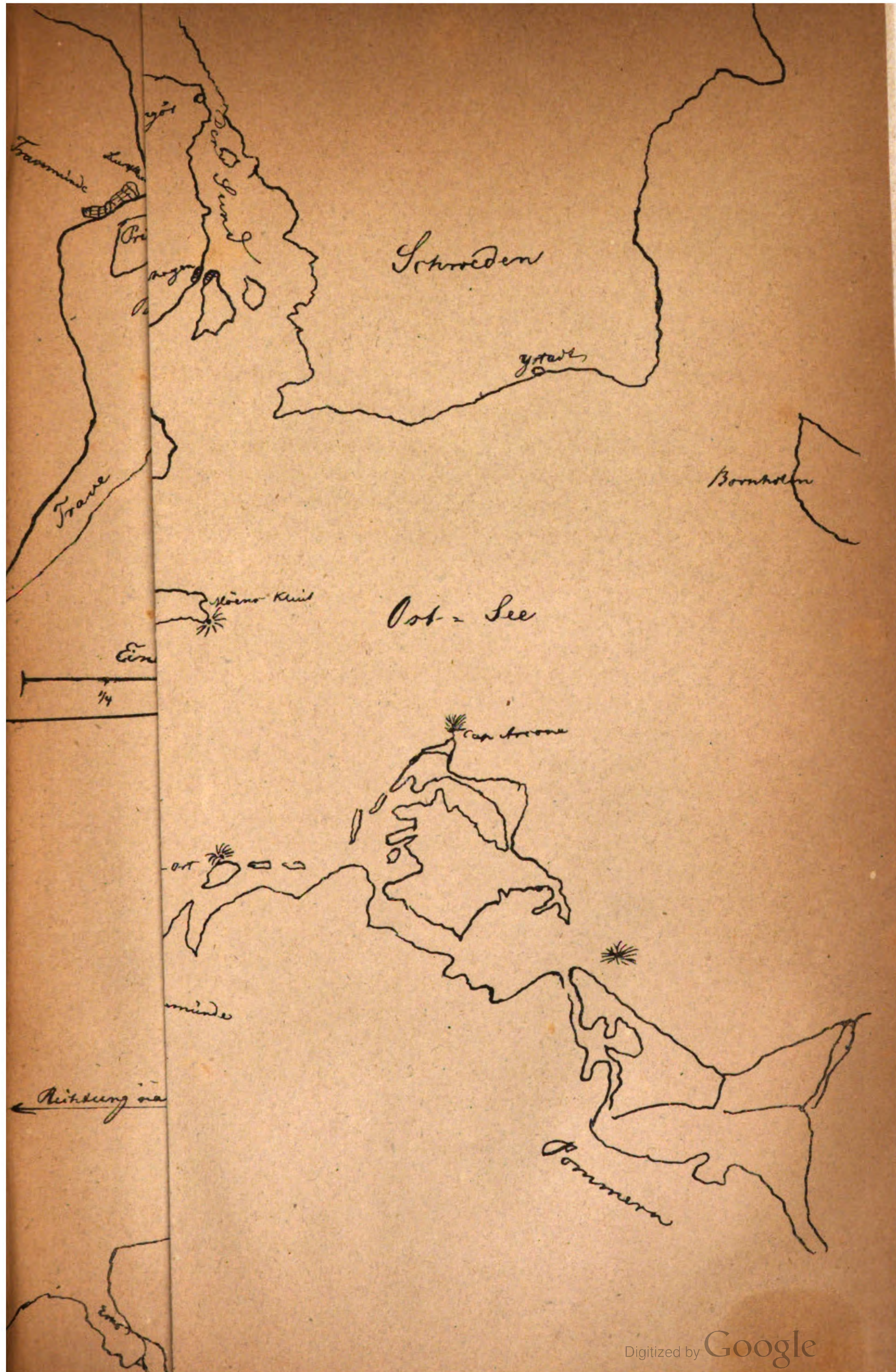
eine quellenmässige Geschichte des polnischen Getreidehandels mit dem Auslande.

Die Zeit vor dem Untergange des byzantinischen Reiches wird dabei nur als Einleitung, die neuere Zeit seit der Theilung Polens nur als Schluss zu berücksichtigen sein, das Hauptgewicht aber auf die dazwischen liegenden drei Jahrhunderte gelegt werden müssen. (Preis 60 Ducaten.)

Die Preisbewerbungsschriften sind in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit eiuem Motto versehen und von einem versiegelten Zettel begleitet sein, der auswendig dasselbe Motto trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Die Zeit der Einsendung endet für das Jahr der Preisfrage mit dem Monat November; die Adresse ist an den zeitigen Secretär der Gesellschaft zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden jederzeit durch die Leipziger Zeitung im März oder April bekannt gemacht.

Druckfehler.

S. 289 Z. 2 v. oben (im Text) hinter Nordsee lies und der Ostsee.
S. 297 Z. 7 v. oben statt einem lies einen.



Der Sund
Travemünde
Schweden
Ystadt
Bornholm
Trave
Möens Klint
Ost = See
1/4
Cap Arcona
Pommern

Aberglauben aus Masuren.

Mitgetheilt von

Dr. M. Töppen.

Die nachfolgende Sammlung volksthümlicher abergläubischer Ueberlieferungen aus Masuren kann auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, dürfte aber als ein Beitrag zu ähnlichen Sammlungen und als eine Grundlage zu weiterer Nachforschung nicht ganz ohne Interesse sein. Auch in Masuren fangen die volksthümlichen Ueberlieferungen, wiewohl sie hier noch lebendiger sind, als anderwärts, doch auch schon an sich sehr zu verdunkeln; es ist also hohe Zeit, für ihre schriftliche Fixirung und Erhaltung Sorge zu tragen. Es wäre zu wünschen, daß andere, welche hiezu noch günstigere Gelegenheit haben, als der Einsender dieser Mittheilungen, namentlich solche, die mit dem wissenschaftlichen Interesse eine recht gründliche Kenntniß der polnischen Sprache und des masurischen Idioms verbinden, die Mühe einer noch eingehenderen und umfassenderen Nachforschung auf sich nehmen und die Früchte dieser Bemühungen ebenfalls veröffentlichen möchten.

Der Name Masuren ist vieldeutig; im engeren Sinne umfaßt er nur die vom Ortelsburger Kreise östlich gelegenen Kreise polnischer Bevölkerung; im weiteren Sinne bezeichnet er aber auch die polnischen Kreise des zum Regierungsbezirk Königsberg gehörigen Oberlandes. In diesem weiteren Sinne ist er hier gebraucht, da die hier niedergelegten Mittheilungen zum großen Theile gerade in diesen letztgenannten Kreisen gesammelt sind. Sehr schätzenswerthe Mittheilungen kamen jedoch auch aus jenen östlicheren Gegenden dazu, und ein Unterschied der Volksüberlieferungen hier und dort macht sich nur in untergeordneten Einzelnheiten bemerkbar.

Einige ältere Schriften über altheidnische oder aus dem Heidenthum überlieferte Gebräuche und Vorstellungen sind benutzt, die ältesten aber, wie die Chroniken Simon Grunau's und Lucas Davids oder die Schriften von Johann Meletius und Hieronymus Meletius, welche uns über die Fortdauer des Heidenthums in Preußen während des sechszehnten Jahrhunderts so ausführliche Mittheilungen gemacht haben, nur an wenigen Stellen und nur um das Gegenwärtige an das Vergangene anzuknüpfen; Referent glaubt in dieser Hinsicht auf seine vor zwanzig Jahren geschriebene, in den Neuen Preußischen Provinzialblättern Jahrgang 1846 Band 2 abgedruckte Abhandlung über die letzten Spuren des Heidenthums in Preußen verweisen zu dürfen, zu welcher die gegenwärtigen Mittheilungen in gewissem Sinne eine Fortsetzung bilden. Dagegen ist Pisanski's vor etwa hundert Jahren in den Wöchentlichen Königsbergischen Frag- und Anzeigungsnachrichten Jahrgang 1756 No. 21—25 veröffentlichte, nun schon sehr schwer zugängliche Schrift „Von einigen Ueberbleibseln des Heidenthums und Pabstthums" sorgfältig benutzt und zum Vergleiche herangezogen. Pisanski hat zwar wie einige Einzelnheiten in seiner Darstellung zeigen, nicht Masuren ausschließlich im Auge, aber doch, was ebenso gewiß ist, vorzugsweise. Pisanski ist ein geborner Masure, hat also jene heidnisch-abergläubischen Ueberlieferungen vorzugweise in Masuren kennen gelernt, weist gelegentlich ausdrücklich auf diese Gegend, und zeigt auch in anderen Schriften, daß er für die volksthümlichen Ueberlieferungen der Masuren Sinn und Interesse hat, wie er denn fast der einzige Schriftsteller ist, der für die Kenntniß des masurischen Alterthums etwas Erhebliches geleistet hat. Einzelne Notizen entnehmen wir auch einigen andern Schriftstellern, welche wir ihres Ortes anführen werden. Hervorzuheben unter den benutzten Quellen sind nur noch die auf Grund amtlicher Berichte der evangelischen Geistlichen herausgegebene, sehr inhaltsreiche Schrift von C. G. Hintz: die alte gute Sitte in Altpreußen, Königsberg 1862, 8. und ein interessant geschriebener Aufsatz „Von Königsberg nach Preuß. Eylau und Masuren" in dem Feuilleton der Königsberger Hartungschen Zeitung Jahrgang 1865 No. 302 und Jahrgang 1866 No. 1. 2. 6—9.

Es schien uns zweckmäßig einleitungsweise einen Blick auf das kirchliche Leben der Masuren zu werfen. Dann handeln wir in vier Hauptab-

schnitten 1) von den dämonischen Mächten, 2) von der Zauberei und den Versegnungen, 3) vom Wahrsagen und vom Kalender, 4) von dem Aberglauben, welcher sich an verschiedene Lebensverhältnisse, besonders an die Taufe, die Hochzeit, die Wirthschaft und den Tod, knüpft. In diesem letzten Abschnitt war es nicht wohl zu umgehen die Hochzeits-, Ernte- und Begräbnißfeierlichkeiten überhaupt zu beschreiben.

Hohenstein, den 17. Mai 1866. Dr. M. Töppen.

Einleitung.

Ein Blick auf das kirchliche Leben der Masuren.

Die kirchlichen Zustände Masurens und überhaupt der polnischen Gegenden in Preußen haben manches Eigenthümliche. Die Bewohner derselben gehören fast ohne Ausnahme der evangelischen Confession an, während ihre Stammverwandten in Polen und im Ermlande eifrige Katholiken sind. Man rühmt ihnen sehr kirchlichen Sinn nach. Es wird allgemein anerkannt, daß sie fleißige Kirchengänger sind, daß sie eifrig allen kirchlichen Handlungen beiwohnen, daß sie die kirchlichen Ceremonien sorgfältig beobachten. In der That der Gottesdienst der Masuren hat seine sehr anziehenden, ja erhebenden Seiten.

In einem sehr lehrreichen Aufsatze „die evangelischen Polen im Preußischen Staate (in dem von dem Militär-Oberprediger Borck zu Posen herausgegebenen Evangelischen Jahrbuche, Jahrgang 4) wird hervorgehoben, daß in Masuren sich eine Unmittelbarkeit und Innigkeit der religiösen Empfindung kund gebe, welche den kälteren zur Reflexion geneigten Deutschen ganz abgehe. „Wurzelt doch das Geistesleben des Masuren bei der Abgeschiedenheit des Volkes von den Heerstraßen der Welt, wesentlich in dem Gebiete der religiösen Anschauung, und hat dasselbe seine Nahrung bisher fast ausschließlich aus der Bibel, dem Gesangbuche und dem Katechismus, aus dem gehörten Predigtworte und aus der vielverbreiteten Dombrowskischen Predigtsammlung empfangen." „Ueberall volle Kirchen und in denselben eine Inbrunst, eine Devotion, eine Empfänglichkeit für das Wort, wie sie in deutschen Gemeinden nicht gefunden wird. Dabei eine Liebe zum Gesange, die gleich beim Eintritt zum Singen treibt, so daß der Gottesdienst gar nicht abgewartet wird. Sodann singt die ganze

Gemeinde die Responsa, die Liturgie, spricht das Glaubensbekenntniß laut mit, wirft sich beim Vater unser auf die Kniee und nimmt die Einsetzungsworte und den Schlußsegen dem Geistlichen gleichsam singend aus dem Munde. Alles ist dabei Leben, Receptivität und Aktivität." Aus derselben Schrift lernt der Uneingeweihte die polnischen Nationallieder als solche kennen, in welchen sich „die Grundzüge des Nationalcharakters getreu herausspiegeln, der heitere ungezwungene Ton, der weniger bei der Verlorenheit, als bei der Erlösung des Menschengeschlechts verweilt, das stolze Hervorheben und die Ausmalung des Königthums Christi, das kriegerische Wohlgefallen an dem Kampfe des Herrn mit dem Teufel und an dessen Ueberwinden, und der freudige Stolz, mit welchem die Mitherrschaft und die Mitregentschaft der Erlösten, neben Gott und Christo in der ewigen Herrlichkeit, als ein Erbtheil des armen Bauern und Bürgers nicht minder, wie des Edelmanns, gepriesen wird." (Vgl. G. Döhring Choralkunde, Danzig 1865, S. 459.)

Es ist ganz richtig, der Nationalcharakter der polnischen Bevölkerung und ihre Isolirung von den großen Straßen des Verkehrs sind für die Auffassung des masurischen Gottesdienstes vorzugsweise in Anschlag zu bringen. Die geistige Bildung der Masuren steht auf einer niedrigen Stufe; man kann von ihnen nicht verlangen, daß sie reflectiren wie die Deutschen, ebenso wenig, als man verlangen kann, daß die Deutschen zu der niedern Stufe des Phantasielebens und der Gefühlsschwärmerei zurückkehren sollen. Aber die großen Schattenseiten einer solchen Religiosität dürfen nicht verkannt werden; sie bietet dem christlichen Glauben nur schwache Stützen und verleiht keine besondere sittliche Kraft; sie läßt dem Aberglauben den weitesten Spielraum. Neben den oben genannten kirchlichen Erbauungsbüchern werden auch Schriften wie der Himmelsschlüssel, welcher anfängt mit dem „Himmelsbrief, den Gott der Herr im Himmel mit seiner Hand geschrieben, mit goldenen Lettern; derselbe wurde gefunden auf dem Eichberge in Britannia vor dem Altare des heiligen Erzengel Michael; kein Mensch wußte vordem um den Brief, und von wo er hergekommen," mit Heißhunger gelesen. Wenn man sich in der Kirche erbaut hat, beschäftigt man sich mit demselben Ernste und derselben Herzenstheilnahme mit der Versöhnung der düsteren Mächte, unter deren Einwirkung das Leben steht,

durch allerlei Hokuspokus und Zaubermittel, und dieselbe Ehrerbietung, mit der man sich seinem Pfarrer naht, wird auch dem Versegner oder Wahrsager oder dem Verzückten zu Theil.

Dem Masuren ist, wie dem Polen, ein lebhafter äußerer Ausdruck seiner Empfindungen und so auch die äußere Bezeugung seiner Devotion (Vgl. C. G. Hintz die alte gute Sitte in Altpreußen, Königsberg 1862, S. 3) ganz besonders eigen. Das Küssen des Gesangbuchs ist bei den Masuren eine allgemein verbreitete Sitte, wenn es zugemacht wird, wenn ein Lied zu Ende gesungen ist, überhaupt bei jedem Gebrauche und ganz besonders, wenn es durch Unvorsichtigkeit auf die Erde gefallen ist, beim Aufheben (Hintz S. 7. 8). Ebenso kann man bei jedem polnischen Gottesdienste ungewöhnlich häufiges Neigen des Hauptes, Beugen der Kniee, an die Brust schlagen und sich bekreuzen wahrnehmen. Dies sind zwar an sich Mitteldinge, welche weder ein günstiges noch ein ungünstiges Vorurtheil für die Religiosität des Menschen erwecken können. Aber sie haben doch bei den Masuren ihre sehr bedenkliche Seite, wenn sich an dieselben die Vorstellung besonderer Wirksamkeit knüpft. Schon Pisanski, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, bemerkt, „das große Vertrauen auf die bloße Beobachtung einiger äußerlichen Pflichten und gottesdienstlichen Handlungen, ohne daß ein geändertes Herz und der daraus fließende Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit damit verbunden wäre," mache bei dem größten Theil der Päbstler das Hauptstück ihrer Religion aus, und diesen gefährlichen Wahn habe die evangelische Kirche, aller angewandten Mühe ungeachtet, noch nicht bei allen ausrotten können. Er verwirft daher unbedingt die — noch in unserer Zeit fortbestehende — „Einbildung, als erhielte das Gebet, wenn es auch nur bei verschlossenen Kirchenthüren durch das Schlüsselloch hineingebetet wird, eine vorzügliche Kraft," ferner „die unnütze Ehrerbietung, so das gemeine Volk den Altären beweiset, indem es sich gegen dieselben neiget, oder wohl gar auf die Kniee niederfällt", endlich die abergläubische Anwendung des Kreuzeszeichens unbedingt. „Durch die von den Päbstlern vorgegebene Wunderkraft sagt er, lässet sich die Einfalt auch unter unsern Glaubensbrüdern berücken, so oft ein Kreuz vor sich zu schlagen, als ein bevorstehendes Unglück abzuwenden, oder etwas zu unternehmen ist, was gefährlich sein könnte. Die Fuhrleute thun

es mit ihren Geißelstöcken vor den Vorderpferden, wenn sie aufbrechen wollen, damit sie kein Rad zerbrechen; andere vor der Mahlzeit über den aufgetragenen Speisen, damit solche, wenn sie etwa bezaubert wären, ihnen unschädlich würden." (Pisanski a. a. O. Nr. 23 §. 11.) Was Pisanski von der abergläubischen Anwendung des Kreuzeszeichens anführt, sieht man noch jetzt in Masuren täglich.

Noch näher an den Katholicismus streifen die Gelübde und Opfer der Masuren. Ihre Gelübde sind mannigfacher Art. Sie geloben bei Krankheiten und in anderen Nothfällen für die Genesung oder Befreiung, an gewissen Tagen z. B. an allen Freitagen der Fastenzeit zu fasten oder die Kirche zu besuchen oder Opfer in der Kirche darzubringen. Mädchen geloben auch gewisser Farben z. B. des Rothen sich zu enthalten. Nicht selten ist das Gelübde, an bestimmten Sonntagen z. B. an den Beichttagen oder nach vollendeter Ernte, uz iszlaikemą d. h. zur Erhaltung, regelmäßig alle Jahre ein Opfer zu wiederholen, — wie wenn man sich dadurch einen Sicherheits- oder Schutzbrief für alle Zeit erkaufen wollte. Auch ganze Dorfschaften, wenn sie vom Gewitterschaden, Hagel oder anderen Unglücksfällen betroffen werden, thun solche Gelübde (Vgl. Hintz S. 13, 14, 42, 117). So haben z. B. die Einwohner des Dorfes Bartoschken Jahre lang am Sonnabende nicht gearbeitet. In einem andern Dorfe, welches durch Hagelschlag viel gelitten hatte, machte der Schulze öffentlich bekannt, es möge Jedermann am Sonnabend Nachmittag sich gänzlich der Feldarbeit enthalten, damit Gott in Zukunft vor ähnlichem Schaden bewahre (Hintz, S. 13). Besonders geloben sie an den Aposteltagen und solchen Tagen, welche die Katholiken feiern z. B. am Jacobitage, an Christi Verklärung, an den Marientagen u. s. w. nicht zu arbeiten. An den bezeichneten Tagen vermeiden sie übrigens nur die Feldarbeit, nicht andere Arbeit! oft auch nur die Feldarbeit auf eignem Felde, während sie sich nicht scheuen bei andern für Lohn Feldarbeit zu verrichten. Als vor einiger Zeit der Pfarrer D. in L. an einem solchen Tage auf dem Felde arbeiten ließ und unerwartet Hagelwetter eintrat, sammelten die Bauern einige Metzen Hagelkörner, brachten sie schleunigst zum Landrath nach Neidenburg und verklagten den Pfarrer, dessen Gottlosigkeit sie durch die Hagelkörner zu beweisen meinten. Aehnliches erzählt die Gemeinde zur

Rechtfertigung ihrer Gelübde von dem Pfarrer in J. Dieser schickte trotz der Abmahnung des Schulzen an einem solchen Tage seinen Knecht auf das Feld; da stieg ein Gewitter auf und der Blitz schlug gerade dem Pfarrer zum Schornstein ein — für diesmal noch ohne weiteren Schaden anzurichten. Sehr üblich sind endlich auch noch die Gelübde, an drei Kirchen, wobei gewöhnlich zwei evangelische und eine katholische ausgewählt wird, zugleich Opfer darzubringen.

Die Opfer, welche die Masuren auf dem Altare niederlegen und die Gaben, welche sie den Hospitaliten zusenden, werden sehr oft nicht aus reinem edelem Herzen, sondern mit berechnendem Sinn — als gute Werke, denen die Vergeltung auf der Spur folgt — und oft mit sehr abergläubischen Nebenvorstellungen dargebracht. Die Opfer an die Kirche kommen sehr oft vor, aber fast ausschließlich doch nur dann, wenn man besondere Fürbitten und Danksagungen in der Kirche wünscht, oder wenn man zur Communion geht. Jenen Fürbitten und Danksagungen aber geben sie eine fast schrankenlose Ausdehnung, indem sie alle Erlebnisse und Erfahrungen, äußere und innere, leibliche und geistliche in den Kreis derselben hineinziehen, wie Wohnungswechsel, Störungen in der Wirthschaft, Krankheit ꝛc. (Vgl. Hintz. S. 12). Bei Communionen ist der Altar von ihnen wie belagert, bis jeder seine Gabe hinaufgelegt hat. Was es bedeute, wenn die Masuren bei Augenkrankheiten Lichte opfern (vgl. Hintz S. 14), ist leicht zu erkennen, und war daher ehemals als heidnisch strenge verpönt. Die Opfer an drei Kirchen, unter welchen wie gesagt, eine katholische zu sein pflegt, sind sehr häufig. So brachte vor Kurzem eine gelbsüchtige Frau den beiden evangelischen und dem katholischen Geistlichen in O., um ihre Gesundheit wiederzuerlangen, Mehl, Wachs und Geld. In Kr. opferte eine Frau fünf Silbergroschen auf das Hospital für den Mann, dessen Seele keine Ruhe findet, und sprach dabei die Hoffnung aus, daß eine glückliche Seele diese fünf Silbergroschen finden und in einer glücklichen Stunde durch Gebet die arme Seele erlösen möchte. Sie theilte dem Pfarrer mit, daß sie auch noch auf drei Kirchen, zwei evangelische und eine katholische opfern wolle, um des Erfolges desto gewisser zu sein. Der Pfarrer fragt: „Glaubt ihr denn das?“ Sie antwortete: „Nun ja, wir Leute gemeinen Standes glauben doch das!“ Daß eine von den drei

Kirchen eine katholische sei, halten sie nicht gerade für nothwendig, aber sie meinen doch, daß das Opfer so wirksamer sei. Die Hospitäler bedenken die Masuren oft, wie denn Mitleid bei ihnen leicht rege wird. Aber es knüpft sich an diesen Akt der Wohlthätigkeit sogleich auch der Aberglauben. Sie geben z. B. dem Hospital das erste Kalb der Stärke oder die erste Butter von der Kuh, welche zum ersten Mal gemelkt wird, weil sie fest daran glauben, das gebe Glück.

In der Art, wie sie die kirchlichen Feste feiern, weicht manches von den Gebräuchen der anderen evangelischen Christen in Preußen ab.

Am ersten Weihnachtsfeiertage wird in den Kirchen Masurens und in den Dörfern, welche keine Kirchen haben, in den Schulen während des Frühgottesdienstes eine sehr eigenthümliche und sehr beliebte Feier veranstaltet. Die Schulkinder, welche darauf von dem Lehrer wochenlang vorher vorbereitet sind, spielen dabei, schon äußerlich durch einen weißen Anzug — meistens Vaters Hemde mit einem bunten Bande um die Taille — und durch hohe Kronen aus Papierblumen mit Goldschaum — bei den Mädchen statt dessen Kränze — als Engel kenntlich gemacht, die Hauptrolle. Sie erscheinen, Lichte (früher Wachslichte) oder Tannenbäumchen mit Lichten in den Händen tragend, in der Kirche, ziehen um den Altar, nehmen dann theils am Altar theils auf den Chören ihre Plätze ein, und führen nun Wechselgesänge auf, tragen einzeln oder im Chor die Festevangelien vor, oder sagen einzeln die für diese Feier eigens seit alten Zeiten überlieferten Verschen (d. h. eine oracya) her. Es ist Sache des Schullehrers, diese Verse einzuüben und alles recht dramatisch darzustellen. An dieser Feier, welche man jutrznia (Morgenstern) nennt, nimmt die ganze polnische Bevölkerung, ja auch viele Deutsche, den lebhaftesten Antheil; schon von 2 oder 3 an wird alles in den Häusern lebendig, die Feier beginnt etwa um 4, von den Polen fehlen dann in der Kirche nur die Kranken und Schwachen. Von vielen Seiten her wird versichert, daß die Feier sehr erhebend und erbauend wirke; gewiß ist, daß die im Ganzen weichen Gemüther der Polen durch dieselbe sehr gerührt werden, und daß namentlich die Waisenkinder durch ihre Verschen die regste Theilnahme erwecken. (Nähere Beschreibungen dieser Feier bei Rosenheyn Reiseskizzen aus Ost- und Westpreußen. Danzig 1858 Bd. 2 S. 114 ff. Hintz Alte

gute Sitte S. 43 f.) Die Feier ist uralt; Pisanski erwähnt in seinen handschriftlich erhaltenen Johannisburger Collectaneen, daß sie in der Stadt Johannisburg um 1735 abgeschafft sei; gegenwärtig dürfte sie überhaupt in Städten nur noch äußerst selten vorkommen.

An die vormalige Herrschaft der römischen Kirche und ihre Carnevale erinnern allerlei Vermummungen, Narrheiten und Ausschreitungen, ja hie und da Ausbrüche wilder Bacchanalien vor Eintritt der Fastenzeit, mit deren Beseitigung die evangelische Kirche viel zu kämpfen hat (Hintz S. 46).

Der Einfluß der katholischen Kirche zeigt sich besonders deutlich in der bei den Masuren von alten Zeiten her beibehaltenen Gewohnheit, den Charfreitag nicht als rechten Festtag zu betrachten; während sie sonst so sorgfältig die Arbeit an Festtagen vermeiden, wurde an dem Charfreitage doch wenigstens vor nicht langer Zeit noch gearbeitet; ja viele stellten sogar den Gründonnerstag höher als den Charfreitag. Es soll darin gegegenwärtig im Allgemeinen eine Aenderung eingetreten sein. (Vgl. Hintz S. 48 ff.).

Der Trinitatissonntag (der nächste Sonntag nach Pfingsten) gilt bei den Masuren als ein Hauptfeiertag und wird oft festlicher als das Pfingstfest begangen, was sich auch darin zeigt, daß an ihm die meisten Opfer und Donative für die Kirche gespendet werden. (Hintz S. 53.)

Die Polen feiern ein doppeltes Erntefest, nämlich außer dem feststehenden und allgemein üblichen noch eins am Sonntage vor dem Beginn der Ernte, dem Sonntage vor Jacobi. An diesem wird stets das ungemein beliebte, an Inhalt und Melodie ganz eigenthümliche, ächt polnische Lied Pola juz biale (d. h. schon sind die Felder weiß) gesungen. (Hintz S. 54.)*)

Den Buß- und Bettag betrachten die Masuren, welche gerade hiedurch ihre Anhänglichkeit an das Altüberlieferte auch in Kirchensachen bezeugen, als einen Feiertag, mit dem die Kirche im Grunde nichts zu

*) Dieses Fest vor Beginn der Ernte scheint aus uralten, heidnischen Zeiten überliefert zu sein. Meletius de sacrificiis veterum Prussorum, in Act. Bor. T. II. p. 403 sagt: Quando jam segetes sunt maturae, rustici in agris ad sacrificium congregantur, quod lingua Rutenica zaczinek vocatur, id est initium messis. Hoc sacro peracto, unus e multitudine electus messem auspicatur, manipulo demesso, quem domum adfert. Postridie omnes, primo illius domestici, deinde caeteri, quicunque volunt, messem faciunt.

schaffen hat; weil er vom Staate angeordnet ist, nennen sie ihn kurzweg Krolowskie swięto d. h. königlicher Festtag. Die Menge verhält sich ihm gegenüber kühl und gleichgültig. Dem auf ähnliche Art entstandenen Todtenfeste wendet sie ebenso geringe Beachtung zu, ja in manchen Gegenden soll dasselbe wie eine Art Carneval in lärmenden Lustbarkeiten verbracht werden, zur Entschädigung für die in der Adventszeit zu beobachtende und gewissenhaft beobachtete Stille und Zurückhaltung. (Hintz S. 41 f. 54.)

Die Anrufung der katholischen Heiligen, selbst der Jungfrau Maria, scheint in Masuren nirgends üblich zu sein.*) Doch wird der von katholischer Seite her verbreitete Schlüssel wichtiger Geheimnisse, in welchem auf die Fürbitten der Jungfrau Maria großes Gewicht gelegt ist, mit gläubigem Sinne viel gelesen, und eine Anzahl der katholischen Feiertage, besonders mehrere Marien- und Aposteltage, der Frohnleichnamstag, und vor allen der Tag der Verklärung Christi (6. August) werden, wie im vorigen Jahrhundert (Pisanski No. 25 §. 16), so noch jetzt, theils in Folge von Gelübden, theils aus alter Gewohnheit in vielen Gegenden Masurens mitgefeiert. Der Tag der Verklärung Christi ist den Masuren zugleich der Tag der Umwandlung des Herrn (Panskie przemienienie) und der Umwandelung seiner Noth und seiner Leiden, es ist ihm der Tag der Hülfe und Errettung und seine Opfergaben fließen an diesem Tage an evangelische und katholische Kirchen am reichlichsten. (Vgl. Hintz S. 56 ff.).

Was die evangelischen Bewohner Masurens aus der Zeit der Herrschaft des Katholicismus am zähesten festgehalten haben, und was sie noch jetzt am meisten an den Katholicismus fesselt, das sind die Wallfahrten. Der Aberglaube, welcher sich an das Tannenberger Schlachtfeld knüpft, stammt sicher aus der Zeit des katholischen Kirchenregiments und ist auch gegenwärtig unter den Katholiken sehr verbreitet. F. S. Bock schreibt in seiner wirthschaftlichen Naturgeschichte von Preußen, Dessau 1783, Bd. 2 S. 14 f.: „Nahe bei den überbliebenen Mauerstücken der ehemaligen tan-

*) In einem Visitationsreceß der Passenheimer Kirche von 1667 kommt die Notiz vor: „Jan Samplaki von Groß Rauschken hat nebst dem christlichen Glauben das Ave Maria gebetet, sprechend: Jesus kann ohne Maria nicht sein." Pisanski No. 24 §. 15 erwähnt um 1756 nur, daß manche ihren Namen bei leichtsinnigen Schwüren und Betheuerungen nennen, oder ihn als Ausruf der Verwunderung gebrauchen.

nenbergischen Kapelle, auf einer beträchtlichen Höhe ist ein vermuthlich von Menschenhänden gegrabener Teich, dessen Wasser man von langer Zeit her eine besondere Kraft zugeschrieben, welche Meinung auch noch nicht bei den Leuten, besonders von der römisch-katholischen Kirche, aufgehöret hat, die sich mit Erzählung vieler Wunderkuren, die durch dasselbe sollen bewerkstelliget sein, unterhalten. Viel gemeines Volk aus Polen, auch wohl aus Preußen, findet sich am anderen Pfingsttage ein, sich in dem Teich zu waschen und zu baden, worauf sie manche Kleidungsstücke an Hemden, Mützen, Hauben, Tüchern u. dgl. im Wasser zurücklassen: Es reisen auch bisweilen Personen vom Stande, aber des Nachts dorthin, weil sie sich ihres Aberglaubens schämen, und halten daselbst ihre Wallfahrten und Gelübde." Ganz in derselben Weise dauern diese Wallfahrten noch bis auf den heutigen Tag fort.

Die Evangelischen reisen aber aus Masuren oft auch nach den Kirchen der Katholiken, wo Ablaß ertheilt wird und Wunderkuren vor sich gehen. Schon Pisanski (No. 24 §. 14) klagt hierüber. „Es geschieht nicht selten," sagt er, „daß auch unter den Evangelischen Einfältige sich bereden lassen, in gefährlichen Krankheiten und anderen mißlichen Umständen das vermeinte Wunderbild der Lindischen Maria anzutreten." Auch erzählt er dann von der Reise eines mit epileptischen Zufällen behafteten Knaben dahin, die angeblich den besten Erfolg gehabt haben sollte. Von Masuren aus aber sind von jeher und bis auf den heutigen Tag die Wallfahrtsorte Heilige Linde, wo am Tage Peter Paul (29. Juni), Zluttowo bei Löbau, wo am Tage der Verklärung Christi (6. August) und Bialutten bei Soldau, wo zu Jacobi (25. Juli) Ablaß und Markt stattfindet, zahlreich und regelmäßig besucht. Es ist allerdings hauptsächlich der Markt, welcher die Menge dorthinzieht und welchen sie nicht entbehren können, besonders der Leinwandsmarkt in Linde und Zluttowo, der Pferdemarkt in Bialutten (vgl. Hintz S. 56), allein sie nehmen doch diese Gelegenheit vielfach wahr, um dort Opfer darzubringen, Wein segnen zu lassen, ja wohl gar einen Ablaß zu erhalten. Katholische Geistliche erzählen davon seltsame Dinge. (Vgl. auch Kolberg Geschichte der heiligen Linde, in der Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands Bd. 3. Mainz 1864, S. 93.) Wie zahlreich aber die protestantische Bevölkerung nach jenen Wallfahrtsorten zieht,

möge man daraus ersehen, daß einst als der evangelische Superintendent die Kirchenvisitation in Mühlen und Tannenberg auf den 6. August angesetzt hatte, dieser Termin auf den folgenden Tag verschoben werden mußte, weil am 6. August ein großer Theil der Schulkinder mit ihren Eltern sich auf dem Ablaßmarkt zu Zluttowo befand.

Wie sich der Aberglauben bei den Masuren unmittelbar an Christenglauben und Kirchendienst anklammert, davon mögen gleich hier folgende Proben angeführt werden.

Eine besondere Kraft wohnt, wie dem Kirchengebete, welches die Masuren überaus häufig für sich in Anspruch nehmen, und anderen kirchlichen Handlungen, so auch den für kirchliche Zwecke geweihten Gegenständen bei. Schon Pisanski (No. 23 §. 11) erwähnt den Aberglauben, daß das Gebet in der Kirche wirksamer sei, als außer derselben, welches Abergläubische veranlasse, bei geschlossenen Kirchthüren durch das Schlüsselloch in die Kirche hineinzubeten. Eine Spur dieses Aberglaubens scheint sich erhalten zu haben. Als Mittel gegen die englische Krankheit wird nämlich folgendes angegeben: Das kranke Kind soll dreimal um die Kirche getragen und jedesmal, wenn man an die Kirchthür kommt, hineingehaucht werden. (Hohenstein.)

Bisweilen kommt der Fall vor, daß jemand um ein kurzes Glockengeläute bittet, weil ihm etwa ein Pferd gestohlen ist, in dem guten Glauben, daß der Dieb nicht von der Stelle könne, sobald die Glocke läute. (Hintz S. 4.)

Wenn einer einen Meineid leistet und in der Nähe befindet sich ein geladenes Gewehr, so geht dies los und die Kugel trifft ihn. Daher die ganz gewöhnliche Betheuerungsformel: „Das kann ich bei hundert Flinten beschwören."

Wird der Meineid gar vor dem Altar und bei erleuchteter Kirche geschworen, so ist das augenblickliche Verderben des Meineidigen noch gewisser; daher ähnliche Betheurungsformeln wie: „das kann ich beschwören, wenn die ganze Kirche erleuchtet ist."

Wenn aber beim Eide die erhobenen Finger nicht dem Schwörenden zugewendet, sondern von demselben abgewendet werden, so kann man falsch schwören, das schadet alsdann nichts (Soldau).

Auch das Einkneifen des Daumens hilft dem Schwörenden beim Meineide. Er nimmt auch wohl während des Schwörens Steine in den

Mund und speit sie später mit dem meineidigen Schwure aus. (Rosenheyn Reiseskizzen Bd. 2 S. 92).

Gesegneter Communionwein wird bei allen Krankheiten als höchste und letzte Instanz benutzt. Um solchen bitten die Masuren ihre Pfarrer oft. Wenn diese ihnen denselben nicht geben wollen, gehen sie zu katholischen Pfarrern, die ihn, wie mir gesagt wird, ganz ohne Bedenken geben. Oft lassen sie sich den Wein an den katholischen Ablaßorten segnen. Manche denken sogar, der Communionwein aus katholischen Kirchen sei kräftiger, als der aus evangelischen. Doch kommen auch Katholiken zu evangelischen Pfarrern, um Communionwein zu erhalten.

Selbsüchtige lassen sich den Abendmahlskelch holen und spiegeln sich in demselben, oder thun dasselbe auch wohl in der Kirche und meinen dadurch ihre Gesundheit herzustellen.

Nicht selten kommt es vor, daß die bei der Abendmahlsfeier empfangene Oblate aufbewahrt und mit nach Hause genommen wird. Eine solche Oblate im Hause ist ein Mittel gegen Krämpfe. (Johannisburg.) Es ist besonders bei den Katholiken z. B. in Schlesien in Gebrauch.

Eine Schankbesitzerin in Nicolaiken hatte unter dem Grapen, in welchem der Branntwein gebrannt wurde, eine Oblate einmauern lassen. Seitdem strömten die Menschen in den Schank, wie in eine Kirche, und sie wurde reich; aber sie hatte nach ihrem Tode keine Ruhe, bis sie ihrem Manne durch ein Sonntagskind die Sache angezeigt und dieser die Oblate aufgefunden und nach der Kirche gebracht hatte. (Nicolaiken.)

Wenn ein Jäger einmal nach einer solchen Oblate geschossen hat, so kann er befehlen: „Hase komm“ und der Hase ist da und wird geschossen. (Hohenstein.) — Ein Wilddieb hatte eine Flinte, mit der er immer traf, er wollte sie aber Niemand in die Hand geben. Als er auf einer Jagdparthie eingeschlummert war, nahm sie ein Cumpan und zielte. Wie war er erstaunt, als er nun einen Knaben mit einer rothen Mütze gewahr wurde, der ihm vor die Mündung des Laufes einen Hasen hielt. (Willenberg.) — Manche tragen die Oblate mit noch andern Dingen im Kolben der Flinte, um sicher zu treffen. (Willenberg.)

Hexen brauchen die Oblaten zum „Beschütten“ (s. u.). Schon Pisanski (No. 24 §. 13) sagt: Eine entsetzliche Bosheit hat zuweilen einige dahin

verleitet, die im heiligen Abendmahl empfangene Oblate zu verruchten Absichten zu gebrauchen.

Wer nach dem Empfange des Abendmahls hinter dem Altare mit einem Peitschchen (das er zu diesem Zwecke unter dem Rocke in Bereitschaft hält, auch nach geschehener That gleich wieder versteckt) knallt, der kann fortan hexen. (Hohenstein.)

Das Kirchenwachs, besonders das von den Kirchenlichtern ablaufende, suchen viele, da sie es gegen die Epilepsie für wirksam halten. (Töppen in den N. Pr. Prov.-Bl. 1846 Bd. 2 S. 471.)

Augenkranke schenken der Kirche Wachslichte, indem sie abergläubisch das Licht der Augen und das Wachslicht in einen geheimnißvollen Zusammenhang bringen. (Hintz S. 14).

Das Evangelium Johannis, sagt Pisanski (No. 24 §. 16) ist uns zu einem viel höheren Gebrauch gegeben, als daß der Aberglaube durch selbiges das Fieber vertreiben, oder wenn er einen Erbschlüssel dazu genommen, Diebstähle entdecken soll. Die Bibel wird aber auch jetzt noch oft zu solchen Dingen gebraucht (s. u.).

Es ist üblich dem neugeborenen Kinde ein Gesangbuch unter den Kopf zu legen, damit nicht der Teufel komme, das Kind fortnehme und an Stelle seiner einen Wechselbalg in die Wiege lege. (Hintz S. 74).

1. Die dämonischen Mächte.

Dunkele geheimnißvolle Mächte üben über die Masuren einen mächtigen Einfluß. Böse und gute Tage, böse und gute Himmelszeichen, Menschen mit gutem oder bösem Blicke präformiren unabänderlich das künftige Schicksal des Neugebornen.*) Was man auch unternehmen möge, aller glückliche Erfolg hängt doch wesentlich von der guten Stunde ab, in welcher man es unternommen hat. Alles, woran man seine Freude hat, muß man wohl hüten vor dem bösen Blick, selbst der beste wohlwollendste Freund kann es, ohne es zu wollen und zu wissen, durch den bösen Blick verderben und vernichten. An bestimmte Orte muß man sich begeben, um jenen dunkeln Mächten und ihren Wirkungen näher zu sein. Die äußerlichsten Formen und Zeichen stehn mit den wunderbarsten Erfolgen in nothwendigem

*) Evang. Gemeindeblatt von Weiß 1857 S. 229.

Zusammenhange, gewissen Sprüchen und Formeln, sowie gewissen oft seltsamen Handlungen wohnt eine unglaubliche Kraft bei, und es ereignen sich in Masuren vor aller Augen Dinge, welche in aller übrigen Welt unerhört sind.

Der alte Götterhimmel freilich ist so ziemlich ausgestorben. Wenn man noch im sechszehnten Jahrhundert trotz christlichem Bekenntniß und christlicher Kirche die Hauptgötter des Heidenthums Perkunus, Patollus, Potrimpus, Pergrubrius, Pilvitus u. s. f. anrief und ihnen öffentlich Opfer darbrachte, an denen zahlreiche Dorfschaften Theil nahmen, so ist daran jetzt freilich nicht mehr zu denken.*)

Hie und da tritt an die Stelle jener alten Götter geradezu der Teufel, man umgeht aber die Nennung desselben lieber und begnügt sich zu sagen: „to nie dobre" d. h. das ist nichts gutes, oder man spricht von „bösen Menschen", die irgend etwas angestiftet haben und meint damit Menschen, die mit dem Bösen im Bunde stehen. Der Ausdruck Teufel oder der Böse ist aber offenbar da, wo man von den angenommenen höheren Mächten etwas Gutes erwartet, nicht anwendbar und in diesem Falle hört man den merkwürdigen Ausdruck, man wende sich an die bozki d. h. Götterchen, wovon die Götzen der Bibel ganz verschieden sind (Götze heißt baldan).

---

*) Den Namen Perkunos kennt das masurische Volk nicht mehr. Ein aus der Ferne nach Masuren gekommener Missionsprediger erzählte mir zum Beweise, wie lebendig hier noch altheidnische Ueberlieferungen seien, er sei mit einem Masuren eine Strecke bei stürmischem Wetter zusammengefahren, der Masure etwas angetrunken, habe, da die Wege verschneit, der Abend dunkel gewesen wäre, sich vom rechten Wege verirrt und zuletzt geflucht und geseufzt: o Potrimpus! o Potrimpus! Ich setzte sofort starke Zweifel in die volksthümliche Ueberlieferung dieses Ausrufs, der allen meinen bisherigen Erfahrungen widersprach. Nachträglich fand sich, der Wagenbesitzer war ein Schullehrer gewesen, der seine Kenntniß wahrscheinlich aus Heinel geschöpft hatte; und aller Nachforschung ungeachtet habe ich keine Spur entdecken können, daß Perkunos noch im Munde des Volkes fortlebe. Der Name Pikullus, der übrigens mit dem Namen Patollus nicht einmal identisch, sondern erst in christlicher Zeit zur Bezeichnung des Teufels oder Höllengottes gebildet sein soll, Bender de veterum Prutenorum diis, Brunsbergae 1865 p. 10, bezeichnet bei den Masuren wie überhaupt bei den Polen etwa so viel als Gespenst oder auch eine vermummte putzige Gestalt. Wenn zur Weihnachtsbescherung geklingelt wird, so sagt man Pikullus hat geklingelt (wo er also etwa dem Knecht Ruprecht gleich steht; man bedient sich hiezu meistens thönerner Glocken, welche daher auch am Christmarkte in Menge feilgeboten werden); auch die häßlichen Figuren, welche der Mummenschanz der Fastenzeit zu Tage fördert, nennt man Pikullus; auch ist der Name ein beliebtes Schimpfwort, dessen sich besonders die Frauen bedienen, um etwas als häßlich zu bezeichnen.

Nur einige freundliche oder feindliche Geister niederer Ordnung werden persönlich gedacht und mit bestimmten Namen bezeichnet. Am häufigsten die Coboldе oder Alfe. Die Ueberlieferungen über dieselben, welche im sechszehnten Jahrhundert so reichlich fließen, lassen sich leicht bis in die neuesten Zeiten verfolgen. Nur der Zug, daß sie feurig durch die Luft fliegen, und daß sie auch Alfe genannt werden, scheint im sechszehnten Jahrhundert nicht aufgezeichnet zu sein. In Dr. Bernhard Derschows christlichem Bedenken von der Pestilenz, Königsberg 1623, 4. p. 264 heißt es: „Der Alph oder der Teufel würde Dir das Deine wohl zufrieden und unweggetragen lassen müssen, wenn ihn Gott der Herr nicht zuvor über Dir verhängen thäte." Christoph Pisanski in der Schrift von einigen Ueberbleibseln des Heidenthums und Pabstthums in Preußen 1756 No. 21 §. 4 bemerkt: „Die abergläubische Einfalt stellet sich unter den Alfen eine Gattung böser Geister vor, die in Gestalt feuriger Drachen des Nachts durch die Luft fliegen, ihren Verehrern allerlei an Geld und Lebensmitteln zuschleppen, aber auch den ihnen angethanen Schimpf durch das Abbrennen der Häuser, Ausleerung der Scheunen und andere zugefügte Unglücksfälle rächen. . . . In den Städten vernimmt man zwar von diesen fliegenden Geistern schon selten etwas, hingegen in den Flecken und Dörfern wird noch jetzo mancher durch sie reich und arm und dadurch den lieblosesten Beurtheilungen seiner Nachbarn bloßgestellt." Noch gegenwärtig treiben die Coboldе ihr Wesen in den polnischen Gegenden Preußens recht geschäftig. Mir sind darüber folgende Mittheilungen gemacht.

Der verstorbene B. in Hohenstein hat einen Cobold gehabt. Den haben viele Abends ausfliegen sehen.

Auch der verstorbene R. in Hohenstein hat so einen Cobold gehabt, und wenn so ein Cobold oder Alf geflogen ist, ist hinter ihm immer ein Wisch Feuer nachgezogen. Man hat bei R. oft den Cobold in den Schornstein fliegen sehn.

Alte Leute in Hohenstein sagen: Der Cobold ist eine Art Vogel, welchen man heimlich — etwa auf dem Boden in einer Tonne hält und gut mit Keulchen füttert. In der Nacht fliegt er weg und bringt für den, welcher ihn hält, Geld mit.

Tischler G. in Willenberg hatte die Pumpen in Ordnung zu halten,

im Winter mußte er oft mit glühendem Eisen nach der Pumpe. Da sagten die Leute, er habe einen kolbuk (= Cobold), bis sie sahen, daß es ein glühendes Eisen war.

Wenn der kolbuk durch die Luft fliegt, und man sieht die Funken von ihm sprühen, so muß man unter das Dach laufen, sonst wird man mit Läusen und Ungeziefer beschüttet. (Willenberg.)

Der kolbuk wird gewöhnlich auf dem Boden versteckt, daß ihn Niemand sehen soll. Er muß gut gefüttert werden z. B. mit Spirkeln und Rühreiern, und muß ein weiches Bette haben. Bei Tage versteckt er sich unter der Zudecke, in der Nacht treibt er sein Wesen. Man stellt ihn sich als ein kleines Kind in rothem Rocke vor; so sah ihn eine Frau, die unvermuthet auf den Boden kam, im Bette sitzen. (Willenberg.)

Von den Unterirdschchen weiß das Volk im Ortelsburger Kreise nichts; der kolbuk ist bekannt. Er ist in der Wirthschaft behülflich, schleppt zusammen. Wer ihn hat, bei dem ist immer Getreide.

Eine Henne kam bei Regenwetter in ein Haus; man wollte sie hinausjagen, sie blieb aber doch und wurde gelitten. Man gab ihr schließlich etwas zu fressen und behielt sie über Nacht. Am nächsten Morgen lag auf dem Platze, wo sie gesessen hatte, ein Haufen Getreide, und auch später sorgte sie für die Leute, bei denen sie Obdach gefunden hatte, daß immer vollauf Getreide in dem Hause war. Das war auch ein kolbuk. (Willenberg.)

Der Cobold hat die Gestalt eines Affen. Wenn er etwas trägt, fallen Funken, wenn er nichts trägt, ist er nur ein kleines Flämmchen. (Kl. Jerutten.)

Eine Kaufmannsfrau in Neidenburg hatte einen Vogel, wie eine Eule, der ihr Reichthümer verschaffte, wie sie denn auch einen großen Aufwand machte. Nach ihrem Tode soll die Eule durch den Schornstein zu einem Verwandten geflogen sein. Der Mann fand nach ihrem Tode einige tausend Thaler und Kostbarkeiten aller Art, goldene Uhren, Ketten, kostbare Kleiderstoffe 2c., wovon er früher nichts gewußt hatte, wodurch die Sache bestätigt wurde.

Eine Frau bei Soldau hatte eine große Katze und pflegte sie aufs Beste. Durch dieselbe hob sich die sehr heruntergekommene Wirthschaft

zusehends. Als die Katze getödtet wurde, ging es mit der Frau wieder rückwärts.

Ein Bauer in Friedrichshof wurde durch einen Cobold wohlhabend. Der flog gegen Abend durch den Schornstein seines Hauses aus und ein. Wenn er heimkam, hatte er einen langen Schweif, aus dem die Funken sprühten. Der Cobold soll Menschengestalt haben, wenn er in das Haus kommt, aber wenn er fliegt ist es eine Art von Drachen. An einen solchen Cobold verkauft mancher seine Seele und macht mit ihm ab, daß er ihm eine Zeit lang dient und zuträgt. Ein Mann, der dies in Friedrichshof gethan hatte, starb plötzlich, und man sagte nun allgemein, der Cobold hat ihn geholt.

Am auffallendsten dürfte folgende Mittheilung aus der Soldauer Gegend sein, die ich doch nicht als durchaus volksthümlich verbürgen möchte. Der kołbuk verlangt für seine Dienste, daß man ihm ein Zimmer einräume, welches schwarz angestrichen oder mit schwarzem Zeuge ausgeschlagen sein soll. Dieses Zimmer darf Niemand betreten, als der Hauseigenthümer bei Mitternacht, um ihn zu füttern. Der kołbuk verlangt aber gute Speisen und verschmäht auch Wein nicht. Er hat die Gestalt einer kleinen menschlichen Figur und ist von Glas!! Wenn der, welcher ihn besitzt stirbt, so fliegt er durch den Schornstein fort, begiebt sich dann aber meistens zu einem Verwandten des Verstorbenen.

Wenn der Cobold nicht gut gepflegt wird, verläßt er den, bei welchem er sich so lange aufgehalten hat, und schleppt allmählig auch dasjenige fort, was er ihm bisher zugebracht hat. Nach dem Tode seines Pflegers geht er gewöhnlich zu dessen Verwandten. (Hohenstein.)

Die Hausgeister, von welchen wir bisher gesprochen haben, haben das Eigenthümliche, daß sie feurig durch die Luft fahren, um ihren Pflegern Reichthümer zu verschaffen. Pisanski legt ihnen nur den Namen Alf bei und unterscheidet von ihnen gegen den noch gegenwärtig herrschenden Gebrauch andere unter dem Namen Cobolde oder Erdmännlein. Der Unterschied ist schwerlich aufrecht zu erhalten, doch erzählt er von den letzteren, daß man sie sowohl in den polnischen als in den deutschen Gegenden Preußens noch sehr wohl kenne. „Noch heutigen Tages, sagt er, ist man beim Wochenbette ihrethalben nicht ohne Besorgniß. Nimmt die Wär-

terin den Säugling besonders vor empfangener Taufe nicht genau in Acht, so soll es wohl mehrmalen geschehen sein, daß das spannenlange Männlein mit dem langen Bart das Kind aus der Wiege gehoben unter die Ofenbank geworfen, und wenn man es nicht zeitig bemerkt hätte, mit sich in die unterirdischen Klüfte würde getragen haben." (Pisanski No. 22 §. 5. Die oben angeführte Unterscheidung Pisanski's bestätigt weder Meletius noch Hartknoch Diss. VIII. §. 5.)

Auch gegenwärtig ist die Furcht vor Verwechselung des eigenen Kindes mit einem Wechselbalge sehr verbreitet und sehr rege — man sucht das Kind dagegen zu schützen, indem man einen Stahl in die Wiege legt. Eine sehr alte polnische Bäuerin aus der Gegend von Hohenstein berichtete, daß der Wechselbalg gewöhnlich einen sehr großen Kopf habe. Aber, fügte sie hinzu, es giebt doch auch ein Mittel, das eigene Kind wieder zurückzuerhalten. Man muß nämlich das untergeschobene Kind nehmen und tüchtig durchprügeln und auf den Mist werfen. Dann bringen die Unterirdischen das rechte Kind wieder, freilich auch tüchtig zerprügelt. Je besser man schlägt (auch Blut darf man nicht scheuen), desto schneller bekommt man sein Kind zurück. (Lubainen bei Osterode.)

Die Unholde, welche neugeborne Kinder mit Wechselbälgen vertauschen, bezeichnet man als Cobolde. (Hohenstein.) Auffallend war es mir daß in einem Falle diese Unholde, welche die Kinder verwechseln, krazno ludki genannt werden, was so viel bedeuten soll, als „Fettleute", während dieser Name in diesem Zusammenhange anderweitig völlig unbekannt ist. (Lubainen.) Der Coboldglauben, welcher noch im Anfange dieses Jahrhunderts allgemein war, ist jetzt sehr im Abnehmen.

Selbst in den Leib fahren die bösen Geister dem Menschen, ihn zu quälen.

Die Unterirdschchen oder krazno lutki necken und plagen die Menschen coboldartig nicht nur von außen her, sondern treiben oft sogar ihr Wesen in dem Bauche des Menschen, was sich dem Gefühl durch größere oder geringere Leibesbeschwerden, dem Gehör aber durch ein froschartiges Quacken und Gurgeln bemerkbar macht und sobald wie möglich versegnet werden muß, wenn es nicht sehr schlimm werden soll. (Lubainen bei Osterode.)

In der Hohensteiner Gegend sind die krazno lutki sehr bekannt, während ich im Ortelsburger Kreise nach denselben bis dahin vergeblich fragte. In der Hohensteiner Gegend heißt es, die krazno lutki sind ganz kleine rothe Würmer, welche in den Eingeweiden den Menschen quälen und ihn allmählig verzehren, so daß er zuletzt ganz trocken wird. Man kann sie aber vertreiben. Man brennt zwischen Weihnachten und Neujahr Asche, denn nur solche Asche ist dazu gut. Das Zimmer, in dem sich der Kranke aufhält, wird rein ausgefegt, ein Laken ausgebreitet, der Kranke darauf gelegt und mit der bezeichneten Asche besiebt. Dabei werden Segensformeln gesprochen und Kreuze geschlagen, dann gehn die krazno lutki durch. Es giebt in und bei Hohenstein mehrere Personen, welche solche Heilungen ausführen.

Es giebt auch ein Spiel, bei welchem krazno ludek gerufen wird. Es ist so ähnlich, wie das bekannte: „Der Plummsack kommt.“ Der Knabe, der die andern mit dem Kantschu jagt, ist der krazno ludek. (Gilgenburg.)

In Hohenstein gab es einen jungen Menschen, den schon Jahre lang die krazno lutki quälten. Ein berühmter Versegner wurde herbeigerufen. Der streute Asche auf den Boden, der Kranke legte sich auf die Asche mit dem Gesichte nach unten. Alsbald gingen ihm eine Menge von Würmern ab, die von sehr verschiedener Größe waren, einige kaum zollang, andere wohl fingerlang. Sie waren sehr häßlich anzusehn: denn sie hatten sehr dicke Köpfe und die Köpfe waren von verschiedener Farbe schwarz, roth, grün u. s. w. Die Würmer schossen durch die Asche nach den Wänden und verkrochen sich unter den Möbeln. Einer ging dem Kranken durch den Mund (Notabene, durch den Mund waren alle herausgekommen) wieder zurück. Das war ein schlechtes Zeichen. Diese Würmer haben nämlich einen König; wenn der mit hinausgekommen wäre, würde kein anderer zurückgegangen sein. Wenn aber nicht alle hinaus sind, dauert die Krankheit fort. (Hohenstein.)

Wenn einer, der die krazno lutki hat, versegnet werden soll, so wird die Stube gefegt, der Kranke im Dunkeln nackt hingelegt. Dann siebt der Versegner mit der (wie oben) dazu geeigneten Asche einen Kreis rings um ihn. Nach einiger Zeit wird Licht angesteckt und man findet auf der Asche Würmer, auch Haare, selbst Wanzen. Gehen die Würmer von dem

Menschen, so wird er gesund, kriechen sie nach ihm, so muß er sterben. Gewürme und Haare sammelt der Versegner auf und verbrennt sie. (Hohenstein.)

Die Versegnungen gegen die krazno ludki werden zu keiner anderen Zeit als Donnerstag Abends vorgenommen. (Hohenstein.)

Mit den Fettleuten sind noch die weißen und die kalten Leute zusammenzustellen.

Nach der Kirchenchronik zu Friedrichshof hatte sich ein Pfarrer Fischer daselbst um das Jahr 1741 die Aufgabe gestellt, den Aberglauben auszurotten. Er spürte unter andern einen alten Kerl auf, welcher sich zum Versegnen und zu seinen Wunderkuren folgender einfachen Formel bediente; er betete zuerst das Vaterunser und sprach dann: „Weiße Leute, kalte Leute („oder, wie sonsten die Deutschen sagen: kleine") weichet von diesem. Es dürfte aus dieser Ueberlieferung deutlich hervorgehen, daß auch die weißen und kalten Leute zu den Unterirdschchen oder Coboldeu zu rechnen sind.

Wenn einen Kranken die weißen Leute (biale ludzie) quälen, wird in Polen Freitags (?) ein Lager von Erbsenstroh gemacht, Laken gespreitet und der Kranke darauf gelegt. Dann trägt einer ein Sieb mit Asche auf dem Rücken, geht um den Kranken herum und läßt die Asche auslaufen, so daß das ganze Lager davon umstreut wird. Früh Morgens zählt man alle Striche auf der Asche, und stillschweigends, ohne unterwegs zu grüßen, hinterbringt sie einer der klugen Frau, die nun Mittel vorschreibt. In der Asche drücken sich die Spuren der Geister ab, wie man auch den Erdmännlein Asche streut. (Grimm, deutsche Mythologie S. 1117. Biester, Neue Berliner Monatsschrift 1802. 8. S. 230.)

Ob Jemand mit weißen Leuten behaftet sei, erkennt man in Masuren so: Man nimmt drei Kirschruthen zusammen und schneidet sie in kleine Stückchen, indem man spricht: Eins nicht eins, zwei nicht zwei u. s. w., bis neun nicht neun! und dieses Verfahren dreimal wiederholt, so daß man dreimal 27 oder 81 kleine Stäbchen erhält. Diese Stäbchen nun wirft man in eine Schale voll Wasser, das man betend bekreuzt und segnet. Der Segen, in welchem der Vorname des Kranken, z. B. Gottlieb, genannt werden muß, lautet: „Ueber den Gottlieb getauften komme Gott Vater, der Sohn und der heilige Geist." Amen wird nicht hinzugesetzt.

Bleiben alle Stäbchen schwimmen, so ist der Genannte von weißen Leuten frei, geht aber ein Theil derselben unter, so ist er mit ihnen behaftet und zwar in dem Grade, als das Verhältniß der untergegangenen zu den schwimmenden Stäbchen angiebt. Zur Bannung der Krankheit ist alsdann folgender Zauberspruch mächtig: „Weicht ihr weißen Leute von diesem getauften Gottlieb, fort aus seiner Haut, aus seinem Leibe, aus seinem Blut, aus seinen Adern, aus seinen Gelenken, aus seinen Gliedern! Fern im Meere ist ein großer Stein, dahin gehet, dahin fahret, dort trinket, dort zehret! Durch die Macht Gottes, durch den Sohn Gottes, durch den heiligen Geist.“ Dieser Spruch wird dreimal wiederholt und zuletzt auch noch Amen hinzugesetzt, während man, die Schale in der linken Hand haltend, das Wasser nebst den Stäbchen mit der rechten auf den Heerd verspritzt, so daß beim Schlusse alles Wasser ausgegossen ist. Die Kranken, welche bleich aussehen, unlustig zur Arbeit sind, an Schlaflosigkeit und Erschlaffung der Glieder (Bleichsucht) leiden, werden dadurch wieder gesund. (Mittheilung des Gutsbesitzers Hassenstein in den N. Pr. Prov.-Bl. 1847. Bd. 1. S. 473 f.)

Unter dem Namen bleiche oder kalte Leute ist auf dem Lande eine innere Krankheit bekannt (etwa Bleichsucht). Frauen leiden an derselben besonders und sehen dann bleich und abgemagert aus. Man hielt früher für wahr, daß die Kranken von menschlichen Wesen, die sich in kalte, bleiche Gnomen 2c. verwandeln können, besessen seien. (Oletzko.)

In manchen Gegenden habe ich nach den Fettleutchen und nach den weißen Leuten vergeblich geforscht, während man daselbst die kalten Leute, zimne ludze, sehr wohl kennt. „Er hat die kalten Leute“ ist eine Bezeichnung für mancherlei Krankheiten. Die zimne ludze, heißt es hier, sind kleine Thierchen, nur etwa so groß als Stecknadelköpfe, welche reihenweise im Walde hinziehen und die Krankheit bringen, welche sich besonders durch blaue Nägel verräth. Man hütet sich um ihrer Willen sehr vor den Wagengeleisen. (Kl. Jerutten.)

Eine Frau, welche in der Johannisburger Gegend lange gewohnt hat und jetzt bei Hohenstein wohnt, versicherte mich, daß man dort mit dem Namen zimne lutki dasselbe bezeichne, was hier krazno lutki heiße. Es seien kleine Leutchen, so klein, daß man sie kaum sehen könne. Sie treiben

ihr Wesen im Kopfe und verursachen Fieberfrost und Schmerzen. Donnerstag nach Abendbrod müssen sie versegnet werden.

Die krasno lutki sind etwa so groß wie Mücken oder wie kleine Stückchen einer Stecknadel mit braunen Köpfchen. Man muß sie nach Abnahme des Mondes an einem Donnerstag besprechen. Der Kamin wird zugemacht, daß es in der Stube dunkel wird. Die Asche wird mit einem Haarsieb rund um den Kranken gesiebt, das Haarsieb aber dabei nicht, wie gewöhnlich, rechts um, sondern links um gedreht. Dann wird der Kamin schnell geöffnet, ein Kiehnspan schnell angezündet und nun nach den Gängen gesehen, auf welchen die Würmer durch die Asche gezogen sind. Findet man keine, so heißt es, die Würmer sind wieder in den Kranken zurückgegangen und ihm ist nicht mehr zu helfen; gehen sie aber von dem Kranken ab, so ist dies ein gutes Zeichen. (Hohenstein.)

Macica ist nach Einigen Magenkrampf, nach Anderen Kolik; wieder Andere sagen, das Wort sei unübersetzbar, weil der Deutsche die Krankheit nicht kennt. Unser gemeine Mann denkt sich unter Macica einen mit scharfen Krallen versehenen Wurm, der sich im Eingeweide des Menschen befindet und durch besondere Veranlassung aufgeregt und geärgert, nun dem Menschen zusetzt und ihn quält und peinigt. (Soldau.)

Jeder Mensch hat in seinem Leibe eine Macica, die ihn oft fürchterlich quält. Wenn sie aber abgeht, muß er sterben. Jemand, der eine solche Macica gesehen hat, beschrieb sie mir. Es ist ein Wurm mit rundem Leibe und zahllosen Füßen, so daß er fast aussieht wie eine Quaste, und ist etwa so groß, wie ein Thaler. (Hohenstein.)

Einem Mann wurde die Macica nach seinem Tode lebendig ausgeschnitten, und man suchte sie zu tödten, indem man sie mit heißem Wasser, mit Scheidewasser 2c. begoß. Sie wurde dadurch aber immer größer. Endlich begoß man sie mit Rindersuppe; in Folge davon zog sie sich ganz klein zusammen und starb. Sie ist so groß als eine Hand, und hat auch Glieder wie Finger, mit denen sie kneift und zusammenzieht. Auch in Quappen finden sich solche „Dinger“, aber kleiner, und die gemeinen Leute freuen sich sehr, wenn sie ein solches antreffen. Es wird dann herausgenommen, getrocknet, pulverisirt und in dieser Gestalt mit dem besten Erfolge gegen die den Menschen quälende Macica eingegeben.

Sehr verbreitet ist der Glaube an die Maren. Schon Pisanski erwähnt dieselben als eine Art der Alsen. „Dieses schädliche Unding sagt er, beschäftigt sich mehr damit, daß es den Körper des Menschen angreift, als dessen volle Scheunen plündert. Es drückt öfters unschuldige Personen im Schlafe so unbarmherzig, daß sie für Engbrüstigkeit und Angst vergehen möchten. Sie wissen des Morgens darauf nicht Worte genug zu finden, die Marter, so sie dabei ausgestanden haben, zu beschreiben. Arzeneien und Hausmittel werden dawider vergeblich angewandt, nur gewisse Beschwörungen eines alten Mütterchens vor dem Schlafengehen äußern eine gute Wirkung. So verwirrt ist die Vorstellung hiervon! Niemand weiß dies plagende Geschöpf zu beschreiben; niemand hat es gesehen und betastet; und darum muß es ein Geist sein“ (a. a. O. No. 21 §. 4).

Meine Nachforschungen namentlich in der Soldauer Gegend ergänzen diese allgemeinen Andeutungen durch wesentliche Züge. Sowohl männliche als weibliche Personen erscheinen als zmora, Mar: denn die Menge denkt sich unter Maren verzauberte Menschen, welche die Gestalt von Katzen oder Hunden haben. Sie kommmen in der Nacht die Schlafenden zu quälen. Sie legen ihre Pfoten um den Körper des Schlafenden und drücken ihn, daß er kaum noch athmen kann, indem sie ihn zugleich küssen und belecken. Die zmora pflegt ihre Besuche in bestimmten Zwischenräumen zu wiederholen, so daß man ihr Kommen ziemlich gewiß voraussehen kann. Ein Mittel sich gegen sie zu schützen ist, daß man sich auf den Bauch legt; wenn dann die zmora kommt und küßt und merkt, daß sie nicht das Gesicht küßt, wird sie ärgerlich und geht davon.

Die Mar steckt demjenigen, den sie drückt, die Zunge in den Mund, daß er nicht schreien kann. (Hohenstein.)

Während des Druckes hat der Mensch die volle Besinnung, kann aber kein Glied rühren. Dann soll er versuchen die rechte große Zehe zu bewegen, und der Alp muß weichen. Während des muß man nach ihm greifen und man behält öfters etwas in der Hand, z. B. einen Strohhalm, eine Ruthe, einen Apfel u. s. w., worin sich der Alp verwandeln kann. Man bittet ihn zu Frühstück, läßt auch beim Frühstücken für ihn eine Stelle leer, desgleichen Teller und Löffel. Er kommt gewiß; er muß kommen und man weiß, wer er ist. (Willenberg.)

Ein Tischler, der von der zmora gedrückt wurde, faßte sie, rang mit ihr, tödtete sie durch einen Schlag mit dem Hammer und warf sie auf den Misthaufen. Am folgenden Morgen fand man hier einen menschlichen Leichnam mit der Wunde von dem Hammerschlage. Dergleichen ist öfters geschehen. Meistens erfuhr man denn auch bald, daß in der Umgegend vielleicht einige Meilen weit von dem Ort, wo die Mar getödtet war, ein Mensch verschwunden sei, und fand bei weiterer Nachforschung, daß die vorgefundene Leiche dem Verschwundenen angehörte. (Vgl. das Geschichtchen aus Königsberg in den N. Pr. Pr.-Bl. 1846 Bd. 1 S. 394.)

Man denkt sich die zmora als Person, ladet sie, wenn man wissen will, wer es ist, zum Frühstück ein, stellt dann den Besen verkehrt in die Ecke und hindert sie dadurch am Fortgehen. Wenn die so Gefangene nun bittet, man möchte sie hinauslassen, dann nimmt man den Besen und walkt sie tüchtig durch. Sie kommt dann nicht wieder. (Hohenstein.)

Die Mar drückt auch Vieh und Pferde. Sie flicht den Pferden auch Zöpfe. (Hohenstein.)

Ein Vater hatte drei Töchter, welche alle als Maren gehen mußten, die eine mußte die Dornbüsche im Walde drücken, die zweite das Wasser, die dritte Pferde. Der Vater wußte es aber nicht. In einer Nacht als sie von ihrer Wanderung nach dem Heuboden, wo sie zusammen schliefen, zurück gekommen waren, klagten sie einander ihre Noth. Die eine war von den Dornen zerstochen, die andere von den Wellen des Wassers zerpeitscht, die dritte von den Hufen der Pferde zerschlagen. Der Vater hörte die Unterredung an und kam nun erst hinter das Geheimniß. Sie waren aber ganz unschuldig dazu gekommen, daß sie als Maren gehen mußten, denn ihre Pathen hatten während ihrer Taufe daran gedacht. Sogleich nahm der Vater andere Pathen und ließ die drei Töchter umtaufen. Nun waren sie von der Umwandelung in Maren frei. Dieses Mittel wendet man überhaupt in dergleichen Fällen an. (Hohenstein.)

Dergleichen Geschichtchen werden mehrere erzählt. So wurden in einem Wirthshause drei Schwestern von einem Wanderer belauscht, als sie, von ihren nächtlichen Wegen zurückgekehrt, darüber sprachen, welche von ihnen es am Schwersten habe. Die eine hatte als Mar Vieh zu drücken, die andere Menschen, die dritte Bäume. Die erste hatte es offen-

bar leichter als die zweite, da es leichter ist in Ställe zu kommen, als in die Wohnungen der Menschen, aber am Schwersten hatte es doch die dritte, welche die Bäume erst erklettern mußte, um sie zu drücken. Das Gespräch wurde dem Vater hinterbracht und die Mädchen umgetauft. (Hohenstein.)

Wenn man von der Mar gedrückt wird, soll man sie festhalten und nicht loslassen. Sie nimmt dann alle möglichen Gestalten an, indem sie sich z. B. in eine Schlange, einen Frosch, einen Strohhalm verwandelt. Aber thun kann sie nichts, wie grimmig sie auch aussieht und endlich muß sie sich in ihre menschliche Gestalt verwandeln. Wenn sie sich dann auf einen andern Namen umtaufen läßt, so ist sie von dem Wesen frei. (Hohenstein.)

Selbst Krankheiten soll die Mar veranlassen. Wenn Jemand an Kolik des Kopfes oder Magens leidet und sich besprechen lassen will, so faßt der oder vielmehr die Besprechende (denn am Besten wirkt eine Frau und zwar eine alte) die Magen- oder Kopfgegend, an welcher der Leidende Schmerz empfindet und drückt sie fest zusammen, so oft sie passende Worte dazu spricht. Diese Bannformel wird neunmal wiederholt und nach je dreimaligem Hersagen das Vaterunser einmal gebetet. Sie lautet wörtlich: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen. Frau Mutter ich packe dich, ich drücke dich, geh du nur zur Ruhe in deine Kammer, wo dich der liebe Gott erschaffen hat!" Nach dem Akte des Besprechens verliert sich der Schmerz bei dem Kranken etwas, bald darauf ganz und kehrt später nie mehr zurück, wenn das Besprechen gehöriger Art gewesen und von einer dazu eingeweihten, sich dafür eignenden Person geschehen ist. Denn nicht jeder eignet sich für diese Kunst des Kennens. Hilft einmaliges Besprechen nicht, so kann's noch einmal wiederholt werden; öftere Versuche aber dürften nicht lohnend sein. Ueber die Bedeutung der Frau Mutter hat der Berichterstatter (Gutsbesitzer Hassenstein) die Erzählerin befragt und zur Antwort erhalten, es werde die Mutter Gottes damit angeredet. Der Berichterstatter urtheilt mit Recht, dies sei falsch, denn die Frau Mutter werde ja selbst gebannt, und glaubt annehmen zu dürfen, es sei die Mar. (N. Pr. Pr.-Bl. 1847 Bd. 1 S. 472.) Ob nicht vielmehr an die macica zu denken ist?

Der Mar verwandt ist der Werwolf, wilkołek, sofern beide Unholde durch Verwandelung von Menschen entstehen. Schon im sechzehnten Jahrhundert hat Georg Sabin von einem Werwolfe Nachricht gegeben. Es ward nämlich zu seiner Zeit ein Mensch, der für einen Werwolf gehalten wurde, von den Bauern gegriffen und an den Herzog Albrecht nach Königsberg gebracht. Seine verwilderte Gestalt machte ihn freilich einem Thiere ähnlicher, als einem Menschen. Im Gesichte hatte er verschiedene Wunden und Narben, die seinem Vorgeben nach von den Bissen der Hunde, da sie ihn als einen Wolf verfolgt, hergekommen sein sollten. Der Herzog ließ mit ihm ein genaues Verhör anstellen. Er bekannte frei, daß er zweimal des Jahres, nämlich um das Weihnachts- und Johannisfest, in einen wirklichen Wolf verwandelt und um diese Zeit durch einen innerlichen Trieb gezwungen würde, sich in den Wäldern mitten unter den Wölfen aufzuhalten; ob er gleich eine große Beängstigung am Gemüthe und Schwachheit am Leibe empfinden müßte, ehe die Haare ausbrächen und er einen Wolfspelz anzöge. Man glaubte ihm dies so lange, bis man eine Probe davon würde gesehen haben, und er ward im Königsbergischen Schloß sorgfältig verwahrt. Die Zeit seiner Verwandelung kam heran; er blieb aber ein Mensch. Man wartete noch länger, und er blieb derselbe. (Pisanski No. 25 §. 17 nach Sabin. Metamorph. I. v. 232 sq. Töppen Leben des Georg Sabinus. 1844. 8., S. 274).

Dennoch lebt der Glaube an Werwölfe in Preußen fort. Rektor Gerß in Gr. Stürlack erzählt darüber folgendes: Der Werwolf soll an einem kurzen Schwanze, den er am Kreuze hat, kenntlich sein und denjenigen Leuten, die ihn beleidigt haben, aus Rache das Vieh erwürgen. Ein schlauer Bettler gab sich für einen Werwolf aus, gewiß darum, damit man ihn beim Betteln reichlich bedenken möchte. Aus Furcht, seinen Zorn auf sich zu laden, gaben ihm die Bauern Speck, Getreide u. dgl. sehr reichlich. Welche fürchterliche Folgen dieser Aberglauben haben kann, geht aus folgender Erzählung hervor. In ein Dorf Masurens kam am hellen lichten Tage ein wasserschener Wolf gelaufen. Die Bewohner des Ortes wähnten, daß es ein Werwolf sein müßte, da ein gewöhnlicher Wolf im Sommer am Tage ins Dorf nicht kommen werde. Unglücklicher Weise wohnte in einem benachbarten Dorfe ein

Mensch, der für einen Werwolf gehalten wurde, und so glaubte man steif und fest, daß er in dem Wolfe stecken müsse. Man beschloß an ihm ein Exempel zu statuiren, trieb ihn in die Einfahrt des dortigen Kruges, verschloß die Thüren und drang, mit Heugabeln, Mistforken, Stangen u. dgl. bewaffnet, in dieselbe hinein, um ihm den Garaus zu machen. Dies gelang, aber erst, nachdem der Wolf mehrere Menschen verletzt hatte, die auch hinterher an der Wasserscheu starben. (N. Pr. Pr.-Bl. 1850 Bd. 1 S. 468. Eine Notiz aus Litauen. N. Pr. Pr.-Bl. 1846 Bd. 2 S. 379.)

Die Menschen, welche auf dem Kopfe zwei Wirbel (Stellen, wo sich die Haare drehen) haben, stehen in dem Verdachte, daß sie sich in Wölfe verwandeln, allerlei Schaden anrichten und selbst Menschen fressen können. (Hohenstein.)

Der zu Lissa im Posenschen erscheinende Hausfreund lehrt: „Um den Werwolf zu erkennen und sich von ihm Ueberzeugung zu verschaffen, soll man eine Kruste Brod in den Mund nehmen und dieselbe unvermerkt im Munde haltend, dreimal um den vermeinten Werwolf herumgehen. Bei diesem Verfahren verliert er die menschliche Gestalt und nimmt die Wolfsgestalt an.“ (Przyjaciel ludu z Leszna, Volksfreund aus Lissa, Jahrgang 1837 S. 75 angeführt von Gerß a. a. O.)

Wenn manche Menschen sich in Werwölfe verwandeln müssen, so sind daran die Pathen Schuld, welche während der Taufe an solche Dinge gedacht haben. (Hohenstein.)*)

Von persönlich gedachten dämonischen Wesen werden öfters erwähnt die Wassergeister, welche Menschen in das Wasser hinabziehn, die sogenannten topich. Im Marxhöfer See (Ortelsburger Kreises) sind zwei topich, kleine Jungchen mit rothen Mützen. Die tauchen auf, klatschen drei Mal in die Hände, und verschwinden wieder. Dann ertrinkt jemand. (Kl. Jerutten.) Auch im Omuleff-See und im Schwenty-See (bei Kurken) giebt es solche Topichs.

---

*) Die Metamorphose der Menschen in Maren und Werwölfe erinnert an eine noch merkwürdigere. Die Masuren können aus Sägespähnen Flöhe machen.

Wenn einem etwas, was man so eben noch in der Hand gehabt hat, unter der Hand verschwunden ist, und man sucht und sucht es vergebens und kann's nicht finden, so sagt man „Pokusza wieła“, die Versucherin hats genommen. (Hohenstein.)

Dämonische Kräfte sind im Spiele, wenn Wirbelwind ausbricht. Man hört dann in Masuren ganz gewöhnlich den Ausdruck: „der Teufel fährt zur Hochzeit.“ Wenn der Wirbelwind so stark ist, daß auch Erde aufgerührt und mitgeführt wird, so sagt man: „Ein Pferd fliegt durch die Wolken“ — Ausdrücke, die sehr lebhaft an Wodans wilde Jagd erinnern. Uebrigens entsteht auch Sturm, wenn sich jemand erhängt. (s. u.)

Manchmal sagen die Leute auf dem Felde: „Da brennt ein Schatz;“ „Ich habe ein Feuerchen gesehen!“ Man meint, wenn man gleich hinginge zu graben, so würde man einen Schatz finden; sie sind aber furchtsam. (Kl. Jerutten.)

Eine blaue Flamme, welche aus dem Acker aufschlägt und bald verschwindet, bezeichnet die Stelle, wo ein Schatz vergraben liegt. Wer sie sieht muß den Schuh oder Stiefel vom linken Fuß schnell abziehen und hinter sich werfen. Wenn das nicht geschieht, so versinkt der Schatz. Wenn man's aber gethan hat und um Mitternacht hingeht und gräbt, so findet man einen Topf oder Kessel mit Gold- oder Silbermünzen oder beiden zusammen. Bei Kyschienen in der Nähe von Soldau gab es einen gelähmten Hirten, dem soll das Geld gebrannt haben, und man glaubte so allgemein daran, daß er einen großen Kessel mit Goldstücken gefunden habe, daß man ihn, da er das Geld nicht herausgeben wollte, festnahm und lange festhielt. (Soldau.)

Die vergrabenen Schätze müssen sich alle sechs Jahre reinigen; da sieht man denn, wie sie in hellblauen Flämmchen brennen. Haben sie ausgebrannt, so sinken sie wieder tief in die Erde hinein. Wer die Flamme sieht und dann seinen Pantoffel, seinen Stock, oder sonst etwas, was er bei sich trägt, von sich wirft, kann dadurch bewirken, daß die Flamme erlischt, und der Schatz nur so tief in die Erde sinkt, als der Stock ꝛc. weggeworfen wurde, und kann dann den Schatz mit Sicherheit ausgraben. (Willenberg.)

Glücksgroschen oder Glücksgulden kehren zu dem Besitzer zurück, wenn man sie nicht ganz ausgiebt. Das Geld ist eine Gabe des Bösen und kann auch Gefahr bringen. Einer, der einen solchen Glücksgroschen los werden wollte, konnte dies nicht erreichen, bis er erfuhr, man müsse solches Geld genau auf die Stelle hinlegen, wo man es gefunden hat. (Hohenstein.)

(Fortsetzung folgt.)

Westpreußische Studien.

Von

B. von Winckler.

Dorthin, wo die Wellen zweier Völkerstämme einander noch immer berühren, wo das deutsche Interesse dem polnischen zuerst in den Weg trat, wo sich heute noch die beiden Nationalitäten, Slaven und Germanen, am schroffsten gegenüberstehen, wollen wir unsere Blicke richten.

Es muß wohl ein tiefes Interesse erregen, die wechselseitigen Ueberfluthungen des einen Volkes durch das andere in den Gegenden zwischen Elbe und Weichsel näher zu verfolgen, die Nachrichten über jene Slaven zu sammeln, welche einst den ursprünglich deutschen Nordosten Jahrhunderte lang besiedelten, dann aber diesen in Folge deutscher Rückströmung, durch Schwert und Pflug an die Germanen wieder verloren. Jene seit beinahe tausend Jahren thätige Rückströmung ist noch heute in vollem Gange und kämpft gegen die westlichen Vorposten des Slaventhums in Böhmen, Posen und Westpreußen an.

Wir haben uns zur Aufgabe gestellt, die Geschicke der Bewohner des letztgenannten Landes zum Gegenstande einer eingehenden Betrachtung zu machen und beabsichtigen die Gründe zu entwickeln, die einen zum zweiten Mal (wenigstens dem größeren Theile nach) germanisirten Boden, unähnlich den Landschaften zwischen Saale und Oder, wieder von Neuem dem Slaventhum verfallen ließen.

In den frühesten Zeiten, als die Einführung des Christenthums das kimmerische Dunkel, welches die Geschichte Westpreußens verhüllte, aufzuhellen begann, wurde das Küstenland zwischen Wipper und Stolpe einerseits und der Weichsel und alten Nogat andererseits von den polnischen

Schriftstellern Cassubien genannt, welches südlich durch die Kamionka und Dobrinka von dem Grenzlande Kraina, das sich bis an die Netze und Küddow erstreckte, geschieden wurde. Beide Landschaften zusammen bezeichnete man mit dem Namen Pommerellen.*)

Oestlich der Weichsel und Nogat lag Pomesanien und das Kulmerland, deren ursprüngliche Bewohner (in jener Landschaft Preußen, in dieser eine aus Polen und Preußen gemischte Bevölkerung) durch den deutschen Orden fast vollständig germanisirt waren, wohingegen in Cassubien eine schwache, in der Kraina sich nur eine theilweise Germanisirung historisch nachweisen läßt,**) z. B. das Kloster Koronowo setzte schon im dreizehnten Jahrhundert deutsche Bauern in seinen Dörfern an. Ferner geschahen deutsche Bürgeransiedelungen in Dirschau (1260), in Nakel (1299), Bromberg (1346); auch wurden Keime deutscher Bildung von Danzig aus, sowie durch die von deutscher Geistlichkeit gegründeten Abteien zu Oliva und Pelplin und die Klöster zu Zuckau, Zarnowitz und Buckow gepflegt.***)

Mit dem Aussterben der pommerellischen Herzöge 1295 ward ihr Land ein Zankapfel zwischen dem Orden und der Krone Polen; ersterer war von 1308 bis 1343 in faktischem Besitz von ganz Pommerellen, doch die Friedensschlüsse von Wissogrod 1335 und Kalisch 1343 brachten die Kraina in den unbestrittenen Besitz Polens, während das übrige Pommerellen dem Orden verblieb.

Die polnischen Könige, sowie die Polen überhaupt, hatten Anfangs die deutschen Ansiedelungen mit günstigem Auge betrachtet.

Die polnischen Städte sind zum größten Theil aus Dörfern entstanden und in überwiegender Mehrzahl von deutschen Einwanderern angelegt. Im 13. 14. und 15. Jahrhundert kamen unaufhörliche Züge von Ansiedlern ins Land, die entweder als Ackerbauer oder als Handwerker sich niederließen. Bis nach Podlachien und bis ins westliche Lithauen sind in der

*) Dieses Land hatte stets nur nach zwei Richtungen feste Grenzen, die Ostsee gegen Norden, die Weichsel gegen Osten (ihre Inseln gehörten noch zu Pommerellen), gegen Süden und Westen meistens ungewiß und wechselnd, z. B. gegen Westen bis 1140 die Leba und von da bis 1295 die Wipper, zeitweise auch die Persante.

**) Röpell, Gesch. Polens I. Beil. 18.

***) Pomerell. Studien von Dr. Hirsch.

ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Deutschen vorgedrungen, und in der Haupt- und Krönungsstadt Krakau selbst war die deutsche Bevölkerung so zahlreich, daß unter den Syndikatsakten derselben alle Schriftstücke bis zum Jahre 1583 entweder deutsch oder lateinisch abgefaßt sind; erst von dieser Zeit an kommen auch polnische vor.

Die langjährigen Kriege mit den Ordensrittern erzeugten aber einen furchtbaren Haß gegen die Deutschen, der seit dem Eintritt der Reformation neue Nahrungsstoffe empfing.

In der Regel wurden die Letzteren lutherisch, die Polen verblieben aber katholisch. Zwar erlitt diese Regel bedeutende Ausnahmen von beiden Seiten, jedoch genügten sie nicht, um zwischen dem Begriff „polnisch und katholisch" einerseits und „deutsch und evangelisch" andererseits, irgend einen Unterschied zu fixiren, und noch bis auf die gegenwärtige Zeit werden diese Begriffe im Munde des Volkes in concreto beständig verwechselt.

Alle diese Verhältnisse bestimmten auch die Zustände Westpreußens. Zuvörderst war der entsetzliche dreizehnjährige Bürgerkrieg 1454 bis 1466 das Unglück des Landes. Der preußische Bund hatte auf einige Zeit errungen, wonach er strebte: Unabhängigkeit, aber auch nur auf kurze Zeit, um darauf in desto tiefere Knechtschaft zu versinken. Es liegt außer den Grenzen dieser Blätter ausführlich zu berichten, wie die von der Krone Polen (1466) gestellten Einverleibungsbedingungen,*) sowie die der Provinz zur Wahrung ihrer politischen Absonderung feierlich gegebenen Verheißungen nach und nach beseitigt worden sind; die verwüstenden drei Schwedenkriege, die religiösen Verfolgungen, welche der ersten Theilung Polens vorangingen, sowie die unter dem Namen der Conföderationen be-

*) Namentlich war ausbedungen und bewilligt worden:

„daß die polnischen Reichstagsbeschlüsse nicht schlechthin, sondern nur in Folge der auf den preußischen Landtagen geschehenen Nostrification verpflichtende Kraft gewinnen sollte;

daß auf diesen Landtagen die inneren Angelegenheiten der Provinz unter oberhoheitlichem Einflusse des Königs geordnet werden sollten;

daß die preußische Bewohnerschaft nicht von polnischen Behörden Urtheil und Recht zu nehmen gehalten sein solle;

daß die Großwürden und Reichsrathstellen des Landes (Woywoden, Amtshauptleute, Bischöfe) zwar vom Könige, aber nur an preußische Indigenen verliehen werden sollten." (Lengnich, Geschichte von Poln. Preußen.)

kannt gewordenen häufigen Zusammenrottungen vernichteten allen Wohlstand und verwischten alle Spuren deutscher Bildung und Sprache, die sich unter der Ordensherrschaft über Pommerellen allgemein verbreitet hatte.

Der Bruch der Friedensbedingungen*) berührte zuvörderst den im Lande reich begüterten Adel.

Um die rasche Entnationalisirung desselben erklären zu können, müssen wir uns etwas eingehender mit den inneren Zuständen des Polenreiches beschäftigen.

Auf der breiten Grundlage eines mit vielen Diensten und Abgaben belasteten Bauernstandes erhob sich hier ein in seinem Grundbesitz freier, in sich gleichberechtigter kriegerischer Adel als allein freier Stand, welchem nur noch die Kirche als freie Grundbesitzerin an die Seite trat. Der Adel lebte in einem sehr lange festgehaltenen, strengen und umfassenden Familien- oder Geschlechtsverbande, der das Eigenthum der Familie mit Ausschluß der Töchter nur zu Gunsten der Brüder und aller Geschlechtsvettern vererben durfte. Bei der rechtsgültigen Ansicht, daß alle Adelsfamilien, welche, so groß auch ihre Zahl sein mag und so wenig auch die Verwandtschaft nachgewiesen werden kann, ein und dasselbe Wappen führen, ein einziges Geschlecht bilden,**) konnte man diese Einrichtung füglich als die Grundlage betrachten, aus welcher die weitere Gestaltung aller Privat- und öffentlichen Rechtsverhältnisse sich organisch entwickelte.***)

Soweit die urkundlichen Dokumente zurückreichen, existirte niemals in Polen ein einheimischer freier Bauernstand neben dem Adel; dafür hat unter dem Letzteren bei dem Mangel aller Lehnsverhältnisse eine fast demokratisch zu nennende Gleichheit der Rechte geherrscht.

Wohl kein Land in Europa zeigt einen nach Maßgabe der Bevölkerung so zahlreichen Adel als Polen. Alle diejenigen Unterscheidungsmerk-

---

*) Der Lubliner Reichstag verfügte 1569 die gänzliche Aufhebung der Selbstständigkeit der Provinz Preußen.

**) Z. B. zu dem Wappen Nalez gehören 152 Familien.

***) Wer sich näher unterrichten will, wie die beiden Hauptbezeichnungen in den Wirkungen eines solchen ursprünglichen Geschlechtsverbandes im Rechte hervortreten, einmal in den Verhältnissen der Geschlechtsglieder untereinander, sodann in der Stellung zu andern, nicht zum Geschlechte Gehörenden, zu dem Allgemeinen überhaupt, der lese nach Röpell's Geschichte Polens 1. Beil.

male, welche für den deutschen, englischen oder romanischen Adel gelten können, treffen hier in keiner Weise zu, wo das Ritterwesen und das Ritterthum des Mittelalters nur einen spärlichen Ansatz genommen hatte.

Betrachten wir die persönlichen und geistigen Eigenschaften des Bauern und des Edelmannes, so wird man nimmermehr zugeben, daß Beide, ungeachtet sie ein und dieselbe Sprache sprechen, derselben Nation angehören, so ganz verschieden ist der Typus ihrer Erscheinungen.

Indem wir dieses als allgemein bekannt voraussetzen, stoßen wir bei der Betrachtung dieser Unterschiede auf das Ergebniß, daß die Individualität des Bauern eine solche ist, die mit Klima und Bodenbeschaffenheit des Landes, in welchem sie sich findet, in Uebereinstimmung steht, daß dagegen der Adel entschieden auf einen andern Ursprung hinweist und das forschende Auge entschieden nach dem Süden lenkt.

Wir können wohl in Polen ganz bestimmt trotz der einheitlichen Sprache eine zweifache Nationalität, sowie das innere Widerstreben zweier verschiedener Arten oder Gattungen annehmen.

Der Historiker soll noch geboren werden, welcher die frühesten Wanderungen der slavischen Stämme zur klaren Anschauung bringt; hier aber liegt uns mit größter Bestimmtheit ein Ergebniß vor Augen, das offenbar eine Ueberschüttung eines nordslavischen Stammes von einem südslavischen kennzeichnet. Der letztere war und blieb der Sieger, darum vollzog sich in seiner Mitte ausschließlich der ganze Prozeß der Staatsbildung, der staatlichen Entwickelung und Auflösung, während der besiegte Stamm zu allen Zeiten nur ein Regierungsobject blieb. So oft auch dem polnischen Adel das Messer an der Kehle stand, niemals konnte er sich dazu entschließen, die Abwendung der Gefahr durch Emancipation des besiegten Stammes zu erkaufen. Die hartnäckige Weigerung des Adels, aus dem Bauernvolk einen selbstthätigen Staatsfactor zu machen, z. B. noch in der Revolution vom Jahre 1831, erfolgte aus dem instinktiven Bewußtsein, daß damit ein Selbstmord, eine Auflösung der eigenen Individualität vollzogen werde. Denn der mit Klima und Bodenbeschaffenheit in natürlichem Einklange stehende Bauer würde, frei geworden, gelöst von der Fessel, welche die Vorzeit um ihn geschlungen, sehr bald den ehemaligen Sieger überwuchert und durch rasche Entfaltung und Erhebung die Gewalt vergangener Zeiten entgolten haben.

Wie sehr daher auch eine äußerliche Uebereinstimmung zwischen dem polnischen und dem deutschen Edelmanne obzuwalten scheint, so bestimmt doch die Verschiedenheit ihrer Ausgangspunkte die Verschiedenheit ihrer Natur. Der deutsche Edelmann ist das Ergebniß eines organischen Prozesses; der polnische Aristokrat dagegen ist die überwindende Macht eines gewaltsamen Vorgangs. Jener hat daher alle Stufen und Grade der Macht und Bedeutung mehr oder minder durchgemacht und zum Theil hinter sich gelassen, dieser aber überlastete den früheren Bewohner ohne innere Assimilation, ohne geschlechtliche Mischung. Darum gab es in Deutschland von jeher einen kräftigen, kulturtragenden Bürgerstand, während Polen zu allen Zeiten bei den kümmerlichsten Anläufen zu einem solchen stehen geblieben ist.*)

Daher mußte der polnische Staat, zuletzt ein Wahlreich, ein Spielball innerer Partheiungen, zu Grunde gehen. Er ging zu Grunde an seiner unruhigen Adelsdemokratie, an der religiösen und politischen Unduldsamkeit, an dem Zwange, welcher auf solchen Staatsangehörigen lastete, die nicht zur polnischen Nationalität gehörten. Er ging zu Grunde an dem Druck, der den leibeigenen Bauer beschwerte, an der Indolenz und an dem Luxus des Adels, an dem Mangel eines Bürgerstandes; dem ganzen Staatswesen fehlte der innere Halt, die Adelsdemokratie hatte nicht das Zeug in sich, aus den zusammen eroberten Landschaften einen organischen Staat zu schaffen und ihn ethisch zu durchbringen; alles war ein mechanisches Nebeneinander. —

Diese Zustände waren der Grund, daß die Weltgeschichte mit eisernem Schritt über Polen hinwegging. Und doch erfüllt das unabwendbare Ende eines durch seine glänzenden kriegerischen Eigenschaften unter den Nationen Europas hervorragenden Volkes das Herz des Menschenfreundes mit tiefer Wehmuth. Wo sind die Enkel jener tapfern Krieger, die dem Anstürmen der Osmanen und Tartaren siegreich widerstanden, wo sind die Nachkommen jener ritterlichen Helden, vor denen der Halbmond sank, als ihre Schwerter Wien befreiten? Sie irren verbannt, vertrieben von Land zu Land! So zerstreut das harte Geschick Polens seine edelsten Ge-

*) Dr. Caros Briefe über Polen.

schlechter und fremde Erde giebt ihnen die Ruhe, welche die Heimath versagt.

Doch wir wollen uns nicht weiter auf das Feld allgemein historischer Betrachtungen verlieren, sondern unsere Aufgabe im Auge behaltend, das Schicksal der deutschen Bevölkerung Westpreußens unter der polnischen Herrschaft zu schildern versuchen, obgleich die Quellen über diesen Zeitraum, namentlich die, welche die innern Zustände des Landes betreffen, höchst mangelhaft sind.*)

Mit Ausnahme nur weniger Städte, welche durch ihre alten Beziehungen zum Hansabunde oder durch ihre Lage an den Mündungen der Ströme und durch ihre Handelsverhältnisse mit dem Auslande mehr geschützt waren, litten die Städte außerordentlich. Ihre Blüthe schwand rasch dahin, da die polnische Krone behufs völliger Annectirung der Provinz zuerst das alte kulmische Recht, sowie die Privilegien der Städte zu Gunsten der polnischen Edelleute auf dem Lande beseitigte und durch den vermehrten Steuerdruck jede Entwickelung, jedes Fortschreiten hinderte. In Folge dieser Uebergriffe, welche unzählige Klagen hervorriefen,**) die aber auf den Landtagen fruchtlos verhallten (auf dem Landtage zu Graudenz 1619 wurden die Vertreter der kleinen Städte gänzlich aus der Sitzung gewiesen), wanderten die meisten deutschen Bürger nach und nach aus, den her-

*) Die Richtigkeit dieser Bemerkung läßt sich am deutlichsten aus dem Geschicke zweier Städte entnehmen. Es konnten zwei in früherer Zeit wichtige Städte, an dem Ufer der Weichsel gelegen, spurlos verschwinden, ohne daß irgend eine Chronik die Art ihres Unterganges erwähnt. Seit dem Jahre 1466 war über Zantir (Sitz des Bischofs Christian von Preußen) nichts zu ermitteln. (Dr. Bender, Ueber die Lage von Zantir in Zeitschr. für Gesch. Ermlands Thl. II. S. 192 ff.) Ebenso entzieht sich Wyssogrod — eine Residenz der Pommerellischen Fürsten, später Hauptort einer Kastellanei — bereits im 14. Jahrhundert jeder Erwähnung. cfr. script. rer. Pruss. I, 689 wo Hirsch für eine Grenzburg bei Fordon es angiebt. Die Lage von Wissegrod beschreibt die ältere Chronik von Oliva (script. rer. Pruss. S. 752) also: Ubi vero ventum est ad fluvium, qui junctus Vislae flumini castellum illud in angulo situm fluviorum ab eis ex altera parte dividebat, alii fluvium illum cursim, aliu ante alium transnatabant, alii vero Mazoviensium per Vislam fluvium navigio veniebant. Nach script. rer. Pruss. II, 465. eine Burg bei Fordon an der Brahe. Töppen Compar. Geogr. S. 49 hält die alte Schanze bei Fordon dafür. Quandt Balt. St. 1853. S. 165. Aus der Olivaer Chronik ist ersichtlich, daß Wissegrod oder Wissegrad dort gelegen hat, wo die Brahe mit der Weichsel zusammenfließt.

**) Man lese in Lengnich Bd. I. das Nähere.

anziehenden Juden das bisher von ihnen bebaute Feld des Handels und der Gewerbsthätigkeit überlassend. Der Zuzug aus Deutschland hatte längst aufgehört und in die durch Pest und Krieg entvölkerten Landschaften zogen Polen ein, worin auch die auffallende Erscheinung ihre Erklärung findet, daß in den Kirchspielen mit deutschen oder altpreußischen Ortsnamen (vorzugsweise auf dem rechten Weichselufer) bis heutigen Tages polnische Sprache herrschend geworden.

Nur das einst reiche, freie Danzig, dessen Denkmäler die hohe Blüthe der Kunst, die im Mittelalter in Preußen gepflegt worden, noch heute dem staunenden Auge bekunden, hatte die Aufgabe aller der andern germanischen Städte an den Mündungen der Flüsse in das baltische Meer: dem immer mehr eindringenden Slavismus zu widerstehen und deutsche Sitte und Freiheit zu bewahren, unter vielen äußern Kämpfen zu lösen gewußt und blieb daher eine mächtige germanische Kolonie unter Slaven. Anders entwickelten sich die Verhältnisse am rechten Ufer der Weichselmündungen. Hier war an der Küste der See das Slavische nicht vorgedrungen, das Deutsche hatte über das vorgefundene Altpreußische im langen Vernichtungsprozeß obgesiegt, letzteres niedergetreten, zum größten Theil ausgetilgt. Daher hat hier das deutsche Element auch unter polnischer Herrschaft ausdauernd widerstanden.

Das Gefühl der Verlassenheit von seinem Stammlande, das in politischer Verkümmerung nur durch kleinliche Interessen bewegt wurde, so wie die zunehmende Schutz- und Rechtlosigkeit zwang auch den an seine Scholle gebundenen deutschen Adel, durch die Polen aus den höheren Verwaltungsämtern bald verdrängt, sich der neuen Herrschaft näher anzuschließen, um nicht alles Einflusses, allen äußern Lebensstellungen nach und nach gänzlich verlustig zu werden.

Zu diesem Anschluß führten am nächsten die Anknüpfung verwandtschaftlicher Beziehungen, bei denen in der Regel eine Recipirung in den Eingangs geschilderten festen Cyclus von Wappenbildern erfolgte, wodurch innerhalb des Geschlechtsverbandes die Solidarität der Interessen das Mittel zur Verschmelzung ward. Wo dies sich nicht gerade darbot, suchte öfters der Deutsche dasselbe zu erlangen, indem er seinen Familiennamen auf mancherlei Weise transformirte; er versteckte denselben durch Ueber-

setzung oder durch Zusätze, gewöhnlich in damaliger polnischer Art und Weise durch Benennung nach seinem Grundbesitz. —

Und so ward im Verlauf von drei Jahrhunderten eine Wandlung vollbracht, welche eine nicht geringe Zahl alter Geschlechter ihrer ursprünglichen Heimath entfremdete, ja in vielen Familien das Bewußtsein ihrer Abstammung gänzlich erlöschen ließ.

Die politischen Ereignisse der Neuzeit gewährten dem denkenden Geschichtsfreunde das eigenthümliche Schauspiel, daß namentlich aus den Nachkommen dieser deutschen Eroberer der wilde feurige Sinn ihrer polnischen Mütter die hingebendsten Kämpfer für die Wiederherstellung Polens sich erzogen hatte. —

Schließlich müssen wir noch einen wichtigen Factor hervorheben, dessen sich die polnischen Könige bedienten, um die Beseitigung des deutschen Elements schneller herbeizuführen.

Außer der Besetzung der höhern Verwaltungsstellen, der Bisthümer, Abteien 2c. durch eingeborene Polen, außer der Niederlassung angesehener Familien aus dem Königreich, ward auch eine umfassende Colonisation polnischer Edelleute unternommen, da der ursprünglich slavische Adel Pommerellens gleich dem pommerschen bereits germanisirt war.

Indem wir nachstehend ein möglichst vollständiges Verzeichniß der eingebornen Pommerellischen Geschlechter liefern, muß dabei bemerkt werden, daß viele derselben — ungeachtet ihrer „rein polnisch klingenden" Namen zu dem indigenen Adel Pommerellens gehören, denn nach dem von den bewährtesten Heraldikern aufgestellten Princip, daß ein Geschlecht da als zu Hause betrachtet werden müsse, wo wir ihm zuerst in Urkunden oder auf gleichnamigem Besitz*) begegnen, sind diese Familien als hierher gehörig anzunehmen und um so mehr, als sie von dem gleichnamigen polnischen Adel durch ihre Wappen gänzlich unterschieden sind.

*) Z. E. Selasinski zu Zelasen. Zeromski zu Zeromin. Gostinski zu Gostin Koppcki zu Kopitkowo. Donimierski zu Donimierz u. s. f.

Verzeichniß der eingebornen Pommerellischen Geschlechter.

Bialke, Bielski, Bochen, Bojan, Bonsewitz, Borsken, Borzestowski, Borzyskowski.

Chinow, Chmelenz, Czarnowski. Chelmowski.

Darguſz, Demminski, Diezelski, Donimierski, Damerkow.

Glowczewski, Gonschen, Gobbentow, Goszinski, Gostkow, Gostkowski, Grabla, Grella.

Janewitz, Jarzembinski, Jatzkow, Jorken (Jarke, York).

Kczewski, Kaweczynski, Kibrowski, Kistowski, Konopat, Koß, Kopylski, Kopycki, Koslowski, Kossobudzki, Krokow, Krupocki, Kotomierski, Kunter.

Lantow, Lissow, Lettow, Luszkowski, Lübtow, Lukowitz, Lukotzin.

Mach, Malschitzki (auch Kokoschken genannt), Massow.

Napolski, Nieweczinski.

Ostrometzki, Ostrowski, Owidzki.

Paschen (Paschwitz), Paszke (Paszki), Pawelsz, Perlow, Pirch, Piskarzewski, Plochnitz (Plochenz, Plochnitzki), Plutowski, Podlaski, Prebentow, Prondnitzki, Przytarski, Puttkammer.

Repke, Rexin, Robakowski, Roggenpan, Rostken, Rustke (Rustkowski) Rukoczin, Rynkowski.

Sabotke (Sobotka), Sarpske, Schwetzkow, Schwichow, Schlochow, Schluschow, Sdunen (Zdunen), Schwensitzki, Selasinski, Sliwitzki, Stendek, Stoske, Spengawski, Somnitz, Strzebilinski, Sulicki, Szarlinski.

Tauenzin, Tempski, Thadden, Tretzka, Tucholka.

Velstow.

Woedtke, Wundeschin, Wussow. Warszewski.

Zawadzki, Zbunowski, Zechlin, Zeromski, Zetzke, Zitzewitz.

Durch den Frieden von Thorn hatte zwar Polen dem deutschen Orden die Mestwinsche Erbschaft — die Landschaft Pommerellen — nebst einem Theil Preußens abgenommen und dadurch die Verbindung des Ordens mit Deutschland abgeschnitten, doch hegte König Casimir IV. die Besorgniß, daß der Hochmeister zur Wiederaufrichtung seiner gesunkenen Macht neue Kriegsschaaren in Deutschland anwerben und den Kampf wieder aufnehmen würde.

Um solchen Zuzug abzuwehren, gründete er in den verwüsteten und verlassenen Domainen und adlichen Gütern längs der Pommerschen Grenze, namentlich zwischen Hammerstein und Neustadt Militairkolonien; er schuf die zum Theil noch vorhandenen kleinen adlichen Gutsantheile, besetzte sie mit verdienten Kriegern und legte ihnen die Verpflichtung zur Heeresfolge auf.

Es dürfte für so manche noch im Lande blühende Familie ein reges Interesse haben, ihre früheren Beziehungen kennen zu lernen und so wollen wir die wichtigsten dieser Verleihungen hier verzeichnen, nehmen aber hierbei Anlaß, der allgemein verbreiteten Sage zu widersprechen, daß König Johann Sobieski eine Menge berittener Kmetonen (Freibauern) zu Rittern geschlagen und aus diesen der gegenwärtige westpreußische sogenannte Klein-Adel entstanden sei. Dieser Adel ist augenscheinlich älter, denn schon in den polnischen Reichstagsconstitutionen von 1526 und 1538 finden sich Verbote, die armen Edelleute aus dem Tucheler Distrikt zu Hand- und Spanndiensten zu zwingen.*)

Die wichtigsten dieser Kolonien sind:

Lipnica bei Schlochau. Nach diesem Orte führen mehrere angesiedelte Familien verschiedenen Namens und Stammes den Namen Lipinski (auch Lipski) und zwar die Janta, Kospot, Pazontka, Papka, Pych, Roman, Suchy, Szur und Wnuck.

Brzesno (Briesen bei Schlochau) gab den Namen Brzezinski den Familien Myck, Bastian, Spiczak und Swientek.

Prondzoña bei Schlochau. Geschlechter verschiedener Abkunft als die Depka, Aubracht, Ciminski, Pluto und Pych nannten sich nach diesem Dorfe Prondzinski.

Dombrowo bei Carthaus verlieh den Namen Dombrowski Familien verschiedener Abkunft: Kowallek, Klopotok, Dambrowski oder Dombrowski, Wnuck und Mondry.

*) Hingegen ist es eine begründete Thatsache, daß mehr als 20 kassubische Geschlechter zum ewigen Andenken an die glänzenden Siege über die Türken bei Cicora und Choczim (1620, 1621) den Halbmond und Sterne in ihre Wappen aufgenommen haben. (Cramer, Geschichte von Bütow und Lauenburg.)

Gostomie (Carthaus). Die Familien Babka, Jakasz und Storka nannten sich hiernach Gostomski.*)

Glisno bei Schlochau gab den Namen Gliscziński den Geschlechtern Dejanicz, Ciminski, Jastrzembiec, Chamir (die Chamir nennen sich jetzt französirt Chamier), Zamek, Gliscziński, Buchon, Jutrzenka, Szpot und Mroczek.

Auch wurden verschiedene Geschlechter in dem Dorfe Wensiory bei Carthaus angesiedelt. Sie hießen Belina (gegenwärtig Grafen Belina Wensierski), Szpak, Gruchala, Dullak, Cieszyca.

Ein Gleiches geschah bei Bütow in Trzebiatkow, Zweigen der Familien: Jutrzenka, Malotki, Wrycz (oder Ritz), Zmuda (jetzt Schmude), welche den Namen Trzebiatowski führen.

Die Bezeichnung Czapiewski erwarben die Geschlechter Grzon, Zamek, Ziesiewski, Zloscz und Zuroch von dem Orte Czapiewice bei Conitz, sowie Rekowski die Familien Abdank, Stypp, Glinz, Wentoch und Wrycz durch ihre Ansiedelung in dem Dorfe Rekow bei Bütow.

Ebenso wurden Gutsantheile mit adlichen Rechten den in demselben Kreise zu Stüdnitz angesiedelten Familien Kuyck, Czyrcon, Mondry und Paczki verliehen, welche sich hierauf Studzienski nannten.

Ferner nennen sich nach Podjasie bei Neustadt die Gosk und Malek: Podjaski, sowie nach Zemmen (Czemno) bei Bütow die Familien Derzyn und Chamir: Zeminski auch Ciminski.

Diese sogenannten kleinen Edelleute breiteten sich später weiter aus, vorzüglich in den Kreisen Conitz, Schochau, Berent, Carthaus, Neustadt, Lauenburg, Bütow und Stargardt, dabei zum Theil auch ihre Namen nach den inzwischen erworbenen Besitzungen von Neuem wieder verändernd.**)

Wir wenden uns jetzt zu den theils eingebornen altpreußischen und pommerellischen, theils eingewanderten deutschen Geschlechtern, welche durch

---

*) Mitglieder dieser Familien sind gegenwärtig noch Besitzer von Gutsantheilen in Gostomie, Briesen, Kiedrewice, Lonken, Prondzona bei Schlochau, so wie Osla Damerau, Trzebiatkow im Bütowschen und zu Ossowo, Karczyn ꝛc. bei Conitz.

**) Z. B. die Janta-Polczynski, die Zmuda-Gostkowski, Zuroch-Ossowski, Zuchta-Palbitzki und Zuchta-Ossowski, Menzyk-Sikorski, Menzyk-Klonczynski, Jutrzenka von Morgenstern, Wrycz-Borzychowski, Klopotek-Glowczewski, Grzon-Zyckci.

die bereits geschilderten Verhältnisse gezwungen, ihre ursprünglichen Namen verändert haben. Hierzu ist das (bis jetzt reichhaltigste) Adels-Lexicon des Freiherrn von Ledebur benutzt worden, sowie Voigts historische Werke, auch haben die in den Pr. Provinzial-Blättern enthaltenen Forschungen des von Mülverstädt vielfach Beachtung gefunden.

Um die enggezogenen Grenzen dieses Aufsatzes nicht zu überschreiten, ward nur derjenige Besitz bezeichnet, welcher der betreffenden Familie entweder den ursprünglichen Namen gegeben oder der zur Erklärung des später angenommenen polnischen Beinamens dienen konnte. Da bei den polnischen Geschlechtern — wie bereits im Eingange erwähnt — sich ein fester Cyclus von Wappenbildern auf Familien verschiedenen Namens und verschiedenen Ursprungs erstreckt, so ward zur Festhaltung der Kürze nur der Name desjenigen Wappenbildes erwähnt, zu dessen Annahme die bezügliche Familie sich aus den vorhin angedeuteten Gründen veranlaßt gesehen hatte; dagegen durfte bei der Beschreibung der andern Wappen nur eine kurze Andeutung des Schildinhaltes als dem Zweck entsprechend erachtet werden.*)

Verzeichniß der theils eingeborenen pommerellischen und altpreußischen, theils deutschen Geschlechter, welche in Westpreußen nach dem Frieden von Thorn Polnische Namen angenommen haben.

v. d. Bach.**) v. Bach. v. Bachen. v. B. Gowinski. (Gr. Gowin bei Neustadt), Lewinski (Lewino ibid.), Paraski (Paraschin bei Lauenburg), Zelewski (Zelewo oder Selau bei Neustadt).***) Pobolski (Pobolce ibid.) Wappen: Ein wachsender goldener Hirsch aus einem Halbmonde; auch ein goldener Hirsch springend aus dem Schilf.

Baumann auch Boumann. v. B. Zaleski. Wappen: Godziemba. (Zalesie bei Straßburg.)

---

*) Es dürfte nicht überflüssig sein die Bemerkung beizufügen, wie die Rechtschreibung polnischer Namen sich nicht gramamticalisch begründen läßt; der gegenwärtige Sprachgebrauch hat über die Form entschieden.

**) Nic. v. Bach war der vorletzte Groß-Comthur des Ordens in Preußen.

***) Nicht zu verwechseln mit der Familie Zelewski (W. Dolenga).

Bautzendorf.*) v. B. Kensowski. Wappen: Poraß. Diese Familie besaß Butzendorf und Kensau (Conitz.)

Baysen.**) B. Bazenski. Wappen: Rothes Eichhorn.

Biber.***) v. B. Palubitzki.†) Wappen: Auf einem Baumast ein goldener Falke (Pallubin bei Berent.)

Bichau.††) Bichow, Bychow. B. Bichowski (Bychow bei Lauenburg). Wappen: Ein goldener feuerspeiender Löwenkopf.

Bieberstein. B. Rogalla, Ostrowski, Zawadzki, Bialkowski, Orzichowski, Blonski. Wappen: das Biebersteinsche (Hirschhorn.)

Bochen. Brgesken. Bochenski v. Bochen gen. Lausdorf. Auch Bochen-Parazinski, B. v. Bozepolski. Wappen: In Silber ein grüner Papagei.

Bojan. B. Pucbrowski (Pucbrowo bei Karthaus). Wappen: Widder in rothem Feld.

Borchertsdorf. B. Rembowski. Zwei goldene Pfeile mit Lanze im Wappen.†††)

Bronken. Bronki. Bronski. Auch Bruneken, Bruniken. Wappen: Im blauen Felde ein aus einem Brunnen hervorspringender Hirsch.

Buchwald.*†) B. Straczynski. Führen das Wappen der B. aus Meklenburg und Holstein. (Strachin bei Danzig.)

Bystram. B. Zajonczkowski. Wappen: Tarnowa. (Zajonczkowo bei Löbau oder Zajonczkowo (jetzt Liebenhof bei Dirschau).

Canden. C. Trzcienski. Wappen: Zwei Jagdhunde, darüber ein goldener Halbmond und goldene Sterne. (Trzczyn bei Löbau.)

Carlowitz. Karlinski v. C. Wappen: Ostoja.

---

*) Alex. v. K. Abt zu Oliva 1641 bis 1667. Alex. Bautzendorf Kensowski Starost von Borzechow 1683.

**) Ueber die hervorragende Familie Baysen lese man Voigts Geschichte der Eidechsen-Ges. und v. Mülverstädt N. Pr. Prov.-Bl. A. F. III, S. 97 ff., besonders auch Wölky in Monum. hist. Warm. I. S. 141 ff.

***) Nicht zu verwechseln mit den Zuchta Palubitzki (Wappen: Brochwitz).

†) Math. v. Biber war 1399 Kumpan des Hochmeisters.

††) Joh. v. Bichau war 1413 Comthur zu Osterode, dann zu Danzig. Joh. v. B. 1422 Voigt in Roggenhausen.

†††) Nicht zu verwechseln mit den Rembowski (Wappen: Slepowron).

*†) Michael v. B. Mitglied der Eidechsengesellschaft 1450.

Clementen.*) C. Plemienski. Wappen: Ein silberner Querbalken mit drei Rosen (Plemiento bei Graudenz).

Czegenberg auch Ziegenberg.**) Wappen: In Roth ein silbernes Ochsenjoch. Diese Familie führte nach ihren Besitzungen die Beinamen: v. d. Lunau, Wolkau v. d. Wolkowski, Eicholewski, Orlowski (Orlowo bei Culm), Suchotrzyski und Zaleski (Zalesie bei Graudenz.)

Darsen. Dorzyn-Dorzynski, auch Darsen-Cieminski. Darsicke. Wappen: In Roth und Grün schräg getheilt, oben ein wachsender goldener Löwe.

Dameran.***) D. Wojanowski auch Woinowski. Wappen: Leliwa. (Wojanow bei Danzig.)

Delck. D. Poblocki. Wappen: Springender Hirsch mit goldenem Halbmond und Sterne. (Pobloce bei Neustadt.)

Dorpusch. D. Dorpowski. Wappen: Leliwa. (Dorpusch bei Culm.)

Eichholtz.†) E. Jablonowski. Eichholtz (Kreis Heiligenbeil) ist das Stammhaus. Wappen: Drei goldene Sterne (Jablonowo bei Strasburg.)

Elsenau.††) E. Elzanowski auch Elsanowski. Wappen: Im rothen Felde silberner Geierkopf. Der Helm mit 2 Büffelhörnern.

Ende. E. Koniecki. Wappen der Ende aus Sachsen.

Eppingen.†††) Eppinger. E. Boreczowski. Wappen der Eppinger aus Baden. (Boroschau bei Stargardt.)

---

*) Kunze v. Cl. in der Geschichte der Eidechsengesellschaft 1411 genannt. Jeroschins Chronik erwähnt ein castrum Clementis (1277): Dusburg Chronica terrae Prussiae pars III. 192 script. rer. Pruss. I. 137, 282, 494, 495. Nach Voigt 3, 352 Plement zwischen Rheden und Graudenz gelegen.

**) Ueber das berühmte Geschlecht der Czegenberg s. Voigts Geschichte der Eidechsengesellschaft. Joh. v. Czegenberg Zaleski († 1679) Poln. Schwertträger und Kronküchenmeister. Nic. v. Czegenberg Wulkowski († 1541) Woiwode von Pommerellen.

***) Hans v. d. Damerau Eidechsenritter. Christoph v. D. W. auf Wojanow, war 1490 Castellan von Danzig, und Vater v. D. W. auf Kleschkau Starost von Graudenz. (Die Damerau-Dombrowski kommen in Ostpreußen vor.)

†) Joh. v. Eichholtz wird unter den Eidechsenrittern genannt. Die Polnische Familie Jablonowski führt das Wappen Prawdzie.

††) Lucas v. E. war 1629 Kastellan von Culm. Poleske v. Elsenau Mitglied der Eidechsengesellschaft 1453.

†††) Andr. v. E. war 1499 Kastellan von Pommerellen. Wilh. v. Epp. Voigt zu Gothland 1404. Wilh. v. Epp. war 1471 Groß-Comthur.

Erdberg. E. Krzencieweski. Wappen: Rola.

Estlich.*) E. Oleski. Wappen: Grzymala.

Falken. F. Plachecki. Ein redendes Wappen: Fliegender Falke. (Plachty bei Berent.)

v. d. Felde.**) v. Felden. v. d. F. Wypczynski (Wypcz bei Thorn.) Wappen der Felden aus dem Braunschweigschen. v. d. F. Zackrzewski. Wappen: Drei Baumäste mit grünen Blätterzweigen.***) (Zackrzewo bei Graudenz oder bei Neustadt.)

Franck v. d. Franze. Francki. Wappen: In Roth ein schräger verkohlter Baumstamm mit drei gestümmelten Astenden. Auf dem Helm wiederholt sich der Baumstamm in aufrechter Stellung. (Fronza Kreis Marienwerder.)

Freyhold. F. Ustarbowski. Wappen: In Silber ein rother Schrägbalken, mit drei goldenen Sternen belegt, auf dem Helm drei Straußfedern. (Usterbau bei Neustadt.)

Gise. Taubenecker v. Gise. Gewöhnlich nur Gise genannt. Wappen: Quer getheilt, oben in Silber ein rother Löwe einen goldenen Schlüsselring haltend, unten blau und Silber sechsmal quer gestreift, auf dem Helm der rothe Löwe mit dem Ringe. Zweige dieses Geschlechts nannten sich nach ihren Besitzungen auch v. Thumberg, Novowieyski, auch v. Neudorf und Thumberg.†)

Glasau.††) Glasen. Gl. Glazejewski führen im silbernen Felde einen Schrägbalken mit drei goldenen Sternen. (Glazejewo oder Glasau bei Culm.)

Glasenapp. Gl. Glizminski. Wappen der Pommerschen Familie Glasenapp.

Glauch. Gl. Gluchowski. Wappen: Preuß II.

---

*) Georg v. E. O. († 1571) war Kastellan von Culm.

**) Joh. v. F. 1381 Voigt zu Stuhm, dann zu Bütow. Daniel v. F. wird unter den Eidechsenrittern genannt 1411.

***) Nicht zu verwechseln mit den Zackrzewski, welche zu den Wappenbildern Drywa, Ogonczyk, Pomian und Wyssogota gehören.

†) Thidemann v. Gise 1537 Bischof von Culm und 1549 Bischof von Ermland. Jacob v. Novowieyski war 1770 Starost von Berent.

††) Simon v. Glasau wird unter den Eidechsenrittern genannt.

Gleißen. Gl. Dorengowski. Stammen aus Gleißen Kreis Sternberg. Wappen: im rothen Felde zwei goldene Jagdhörner.

Gnadkau. G. Golembiewski. Wappen: Prawdzie. (Golombiewko bei Graudenz.)

Götzen.*) Götzendorf-Grabowski. Stephan v. Götzen ward 1354 mit Götzendorf bei Conitz und 1374 mit Grabowo bei Schlochau belehnt. Früher das Wappen der Götzen (im silbernem Felde ein schwarzer Adler), jetzt das Wappen Zbieswicz.

Goltstein. G. Kossowski. Wappen: Jelita. Die Goltsteinsche Linie in Ostpreußen behielten das Wappen des rheinländischen Geschlechtes Goltstein bei. (Kossowo bei Schwetz.)

Gonschen. G. Czerniewski. Wappen: ein halber rother Ziegenbock. (Czernau bei Danzig.)

Grabla. Gr. Mscißewski. Wappen: In Blau unter zwei silbernen Sternen ein silberner Halbmond, zwischen dessen Hörnern ein silberner Pfeil mit der Spitze nach oben gekehrt. Auf dem Helm ein Pfauenwedel mit Pfeil belegt. (Mscißewice bei Carthaus.)

Grebin. Grzebin. Wappen: Eine rothe Rose mit drei rothen Herzen im silbernen Felde. (Herren Grebin bei Danzig.)

Gruben. Gr. Krempiechowski (Krempkewitz bei Bütow). Gr. Niezuchowski auch Nesnachowski (Nesnachow bei Lauenburg). Wappen: Im blauen Felde ein goldener Löwe.

Gut. G. Dargolewski. (Dargolewo bei Neustadt) G. Zapendowski (Zapendowo bei Conitz). Wappen: Im blauen Felde ein silberner Halbmond und darunter ein Schwert mit zwei silbernen Sternen.

Hagenau.**) H. Zalinski. (Zalno, jetzt Seehlen bei Conitz.) Wappen: der Meklenburgischen Hagenow: im blauen Felde eine rothe Rose.

Halk. H. Lebinski. Wappen: Salawa. (Lebno bei Neustadt.)

Haugwitz. H. Pawlowski.***) Wappen der schlesischen Haugwitz. (Paulsdorf bei Marienwerder.)

---

*) Kaspar v. Götzen Pfleger zu Barten 1440.

**) M. v. Zalinski († 1602) auf Dembnica (jetzt Damnitz bei Schlochau) Kastellan von Pommerellen, sein Sohn Samuel († 1630) Woiwode von Marienburg.

***) 1329 ward Ulrich v. H. Komthur zu Stolpe.

Helden. H. Sarnowski. Wappen der Heldn aus Braunschweig. H. Gostiorowski, H. Przistiorowski, H. Komarczewski, (diese drei Familien führen das Wappen Sleprowon) und H. Gowarczewski mit dem Wappen Prawdzie. (Sarnowo bei Carthaus.)

Heselicht.*) H. Leski. Wappen: Im rothen Felde zwei silberne Windhunde. (Leßcze bei Thorn.)

Hirsch.**) P. Pomoyski, auch H. Pomeiske. Ein sprechendes Wappen: Wachsender Hirsch, wie die Familie Hirsch in Schlesien. (Gr. Pomeiske bei Bütow).

Holdau. H. Lubodzki. Wappen der sächsischen Holdau. (Lubodzin bei Conitz.)

Horn. H. Rogowski. Wappen: Dzialoßa.

Howenburg. H. Szeliski. Wappen: Lubicz.

Hutten.***) H. Czapski. Blühen in den Linien Benkowo, Bobrowo und Smentowo. Zur Zeit des deutschen Ordens nannte sich diese aus Franken stammende Familie von Smolangen nach einem Gute bei Stargardt (jetzt Smolonk.) Wappen: Leliwa.

Janitz. J. Lipowski. Wappen: Im blauen Felde ein Luchs. (Liepen bei Stolp.)

Kalkstein. K. Kobilinski.†) Wappen: Drei rothe Querbalken im silbernen Felde. K. Stolinski und K. Oslowski. (Oslowo bei Schwetz.)

Kintenau.††) K. Kitnowski. Wappen: Cholewa. (Kitnowko bei Rehden, früher Kynthenau.)

Kobersee.†††) K. Kobierzycki. Wappen: Pomian. (Kobierczyn im Dir-

*) Franz v. H. L. war 1463 Polnischer Feldherr, desgleichen Paul 1478. Johann war 1511 poln. Kronreferendar; Adalbert Stanislaus († 1758) als Bischof von Culm.

**) Im Jahre 1390 wird bereits ein Hirsch als Besitzer von Pomeiske genannt.

***) Gerhard v. Hutten Abgeordneter von Danzig auf dem Landtage zu Elbing 1450. Ein v. Smolog auf Wabcz stiftete 1518 eine Fundation bei der Schule in Culm.

†) Nicht zu verwechseln mit den poln. Familien Kobilinski, welche sich der Wappen Lodzia und Dombrowo bedienen.

††) Nic. und Joh. v. Kynthenau auf dem Gute geb. N. bei Rheden stifteten die Eidechsengesellschaft 1397. Ein Georg v. K. wird 1454 erwähnt.

†††) Peter v. Kob. 1534 Hauptmann von Neidenburg, ebenfalls Rufus v. K. († 1564). Stanislaus v. K. war 1658 Woiwode von Pommerellen.

schauischen Gebiete war im Besitz Peter v. Kobersee zur Zeit des Bundeskrieges.)

Kochenstein.*) Kochanski. Kuchanski. Wappen: Ogonczyk.

Konopat.**) Konopatzki. Wappen: Odwaga. (Konopat bei Schwetz ist das Stammhaus.)

Konyad.***) Konojadzki. Wappen: Prawdzie. (Konojad bei Strasburg und Rehden.)

Kospoth.†) K. Pawlowski. Wappen der sächsischen und schlesischen K. (Paulsdorf bei Rosenberg.)

Koss.††) K. Szemirowski. (Schimmerwitz bei Bütow.) K. Borski. (Borscz bei Carthaus.) Im blauen Felde zwei silberne Windhunde, die schräg übereinander springen. Es giebt eine zweite Familie v. Koß (auch Kosseken genannt) mit dem Wappen: Von Roth und Silber sechsmal schräg getheilt.

Kottwitz.†††) K. Krzycki. Wappen der K. in Schlesien.

Karpitz. K. Charpitzki. Wappen: Rola.

Legendorf.*†) L. Mgowski. Wappen: Im silbernen Felde ein rother Baumstamm. (Mgowo und Rybiniec bei Culm.)

Lehwald früher Lawalde. L. Plachecki (im goldenen Felde ein Arm, der einen Ring hält), die L. Gurski, Powalski und Jezierski führen das Wappen Rogalla oder Bieberstein. (Powalken und Jesierken bei Conitz.)

---

*) Georg. v. Kochanski war 1616 poln. Gesandter in Konstantinopel.

**) Joh. v. K. († 1530) Bischof von Culm. Sein Bruder Georg († 1544) war Woiwode von Pommerellen. Graf Math. K. war 1610 Woiwode von Culm. Sein Sohn Jacob 1649 Kastellan von Elbing, und dessen Sohn Stanislaus auf Rynkowo und Konopat 1697 Kastellan von Culm.

***) Otto v. Konyad 1408 Vorstand der Eidechsenritter.

†) Joh. v. Kosp. Pfleger in Insterburg 1391.

††) Joh. v. Koß war 1635 Starost von Borzechow, 1643 Kastellan von Marienburg und 1648 Woiwode von Culm († 1699), dessen Söhne Jos. Andr. (1707) Woiwode v. Smolensk u. Joh. († 1713) Woiwode von Liefland und später Bischof von Culm, Joh. v. K. († 1756) war Kastellan von Culm.

†††) Hans v. Kottwitz war 1505 Pfleger in Ortelsburg.

*†) Joh. v. L. war 1435 Landrichter von Culm, gleichzeitig Jacob Kastellan von Elbing. Fabian war 1477 Woiwode von Pommerellen und Paul (1467) Bischof von Ermland.

Mach.*) M. Machowski. M. Podjaski. (Podjas bei Carthaus.) Wappen: Im blauen Felde ein Halbmond mit drei silbernen Sternen.

Manteuffel. M. Kielpinski. Wappen der Manteuffel in Pommern.

Mark. M. Modrzewski. Wappen: Im getheilten Schild eine weiße Rose und drei goldene Sterne.

Merklichenrade**) auch Luzeinen und Lusian. Luzeinen-Luzianski. Wappen: Im rothen Felde zwei silberne Hechtzähne.

Mortangen.***) M. Mortenski. Wappen: Zwei goldene Adlerfüße. (Mortangen bei Löbau war das Stammhaus.)

v. d. Mülbe. v. d. M. Milewski. Wappen: Eine rothe Burgmauer mit drei Thürmen, wie das Wappen der Mülbe.

Mumm. M. Starzewski. Wappen: Im blauen Felde zwei Adlerflügel.

Natterfeld. v. N. Zmijewski. Wappen: Slepowron.

Nostitz.†) N. Tokarski, N. Bontkowski, N. Jackowski. Wappen: Rys. (Die Bontkowski sind aus Bontken bei Marienwerder.) Die Nostitz Drzewiecki gehören dem Posenschen an.

Olschau. O. Szarczewski, auch Olszíewo-Sarsiewski. O. Olschowski, O. Ziganski, O. Trupelski. Wappen: Dolenga. (Olschau oder Olsziewo bei Marienwerder, Scharschau bei Rosenberg, ebendaselbst Traupeln und Ziganen bei Marienwerder.)

Ostau. v. O. Lniski. Wappen: Zwei goldene Halbmonde mit großem Stern. (Lyniec bei Culm.)

Otterfeld.††) O. Rybinski. Sprechendes Wappen: Eine auf einem Baumstamm liegende Fischotter im rothen Felde. (Rybiniec bei Culm.)

---

*) Mache oder Macco der Sohn des Pomesanischen Edlen Pipin auf Tropen bei Marienburg 1242 dürfte vielleicht hierher gehören.

**) Johann v. L. († 1550) Woiwode von Culm und dessen Bruder Fabian († 1523) Bischof von Ermland.

***) Ludwig v. Mortangen 1454 Eidechsenritter. Ludwig († 1480) Woiwode von Culm, Ludwig († 1540) Kastellan von Marienburg, Melchior 1568 Landkämmerer von Culm und dessen Sohn Ludwig († 1616) der letzte seines Geschlechtes Woiwode von Pommerellen und Culm.

†) Casp. v. Nostitz, Ordens-Hauptmann in der Schlacht bei Putzig 1462. Christoph v. N. B. († 1625) war Unterkämmerer von Pommerellen, Joh. Ignatz v. N. B. 1677 Woiwode von Marienburg unddessen Sohn Stanisl. 1697 Unterkämmerer von Culm

††) Jacob v. O. Rybinski († 1725) Woiwode von Culm und Joseph Hyacint (1782) Abt zu Oliva.

Pfeilsdorf.*) P. Pilawski. Wappen: Pilawa. (Pilewice bei Culm.)

Pirch. P. Pierchowski, Pierschowa. Wappen der Pommerschen Pirch.

Platen. P. Lniski. Wappen der Platen. (Linowo bei Berent.)

Prebentow. Prebendowski. Przebendowski. Wappen: Im goldenen Felde ein Marder. Stammhäuser sind Prebentow bei Stolp und Prebendow bei Lauenburg.

Preuß. Pr. Pruski, Pr. genannt Pruszak. Wappen: Leliwa.

Puttkammer. P. Klezczynski erhielten 1685 das Polnische Indigenat. Stammhaus Kleschinz bei Stolpe. Wappen der Puttkammer.

Quoß. Q. Trzebski. Wappen der Schlesischen und Preußischen Familie gleichen Namens. (Trzebcz bei Culm.)

Rabenstein.**) Rabensteiner. R. Gnoynicki. Zur fränkischen Reichsritterschaft gehörig. Wappen: Ein Rabe auf einem Berge.

Rantemberg.***) R. Garczynski. Wappen: Im blauen Felde ein silberner Halbmond und silberner Pfeil mit zwei goldenen Sternen. (Garczyn bei Berent.)

Rautenberg.†) R. Klinski. Wappen: Junocza (Klinz bei Berent).

Reimann. R. Golembiowski. Wappen: Im rothen Felde eine silberne Mauer mit Zinnen. (Golembiewo bei Graudenz.)

Rembow. Rembau. Identisch wohl mit den v. Borchertsdorf-Rembowski. Die R. Sabinski (Szabinski) führen dasselbe Wappen, dagegen die R. Szablinski das Wappen Poray (Salno oder Szablo bei Graudenz, Sedlinen bei Marienwerder.

Reuten. R. Szynwecki. Wappen: Im rothen Felde ein geharnischter Ritter auf silbernem Pferde.

Rohr. Trczinski. Wappen: Rawicz.

---

*) Nicol. v. Pf. befand sich unter den Eidechsenrittern. 1476 wurden mit Zustimmung eines Nicol. v. Pf. alias Felsdorf, genannt Pilawski, gewisse Rechte bei Liebenhoff dem Bischof v. Cujavien eingeräumt. Nach v. Mülverstädt sind die Pfeilsdorf eines Stammes mit den Stanges und Legendorf.

**) Heinrich v. R. war 1435 Komthur zu Schlochau, später zu Thorn. Heinrich v. Rab. 1440 Oberst-Spittler.

***) Samson v. G. † 1667 als Landfähndrich von Culm.

†) Georg v. Klinski war 1598 Landrichter in Dirschau. Barth. v. R. gründet 1297 Rautenberg bei Braunsberg.

Rolbek. R. Rolbiecki. Wappen: Im rothen Felde zwei silberne Pfeile über einem goldenen Halbmond.

Rongelin. R. Pisienski. Auch Renglinen-Pyschinski. Wappen: Im silbernen Felde eine rothe Rose. (Pinschin bei Stargardt.)

Rosenberg.*) R. Gruszczynski. R. Lipinski. R. Mojaczewski. Wappen: Poray; ähnlich dem Wappen der böhmischen Rosenberge.

Roskau. R. Bajerski. Wappen: Zur Zeit des Ordens nannte sich dieses Geschlecht v. Bajersee nach dem Gute gleichen Namens bei Culm. Wappen: Drei goldene Sterne auf einem Schrägbalken.

Rospert. R. Rospierski. Wappen: Nabran.

Rubach. R. Pluskowenski. Wappen: Im blauen Felde drei grüne Knospen. (Pluskowenz bei Strasburg.)

Rüdiger.**) R. Modlibog. Wappen: Ein mit einem Schwert durchbohrter schwarzer Büffelkopf im roth- und goldquadrirten Felde. Thorner Patricier Geschlecht, aus welchem Joh. v. R. 1522 die Polnische Incolat erhielt. Gegenwärtig als Grafen in Sachsen.

Rützen. R. Kozicakowski. Wappen der Rützen in Pommern und Brandenburg. (Kozik bei Carthaus.)

Ruthendorf. R. Przewoski. Wappen: Im blauen Felde drei grüne Ruthenbündel. (Przewos bei Carthaus.)

Ruttkowitz. Ruttkowski. Wappen: Pobog. (Ruttkowitz im Strasburgschen.)

Sangershausen. S. Zengwirski. Wappen: Pobog. (Zengwirz bei Thorn.)

Schedlin.***) Schedel, Schädel, v. Schedlin-Czarlinski, auch v. Schedel-Czarlenski, auch Schedlinski.†) Wappen: Im rothen Felde eine Eule auf grünem Boden. Eine Linie nannte sich auch Schedl. Knybawski. (Czarlin und Kniebau bei Stargardt.) Im Mohrungschen hießen sie Schedlinski.

---

*) Gerlach v. Ros. 1392 Komthur zu Osterode, Wilh. v. Rosbg. Komthur zu Memel 1402, dann zu Papau. Eglof v. R. 1444 Kumpan des Hochmeisters.

**) Mathias Modlibog 1508 Starost von Stargardt.

***) Nicht zu verwechseln mit der Familie Szarlinski oder Czarlinski (Czarlinen bei Berent) mit einem anderen Wappen: Geharnischter Arm, welcher 2 Pfeifen hält.

†) Nach der Schenkungsurkunde von W. v. Orseln über Schliewen 1328 heißt das heutige Czarlin noch Schadelin.

Schleinitz. S. Pleminski. Wappen der sächsischen Schleinitz. (Plementa bei Graudenz.)

Schlewitz.*) Schlewitz Konarski. Wappen: In Gold eine silberne Radfolge. (Konarczyn bei Berent.)

Schmoltz. Schm. Michorowski. Wappen der schlesischen Schmoltz. (Michorowo bei Culm.)

Schönfeld.**) Sch. Krupocki. Wappen der Schönfelde in Schlesien. (Krupoczyn bei Schwetz.)

Schönwiese.***) S. Szynweski. Wappen: Im rothen Felde ein geharnischter Ritter auf silbernem Pferde, in der rechten Hand zwei abgebrochene Speere und einen Jagdspieß haltend.

Schorfaß. S. Wyczechowski. Wappen: Im blauen Felde zwei sich kreuzende Schwerter mit goldenem Halbmond und goldenem Stern.

Schorsee.†) Szorc. Stammen aus Holstein. Wappen: In Roth ein geharnischter Mohr.

Schwarzenbach. S. Czerniewski. Wappen: Im blauen Felde ein Baumstamm mit einem Staar.

Schwarzhoff. S. Czarnolenski. Wappen der Schwarzhoffe — eine schwarze Löwentatze.

Schwierkotschin.††) Swierkoczin. Wappen: Im blauen Felde ein goldener Stern mit drei goldenen Weckern. (Schwierkotschin bei Graudenz.)

Seibersdorf. S. Sartowski. Wappen: Von Silber über Roth mit drei Stufen schräg getheilt. (Sartowitz bei Schwetz.)

Senskau.†††) S. Senskowski. Wappen: Prawdzie.

*) Otto v. Schlewitz war Komthur zu Thorn 1255. Ein Konarski war 1590 Starost von Schöneck. Michael († 1613) Woiwode von Pommerellen, Stanislaus († 1625) und Samuel († 1641) v. Schl. Konarski Woiwode von Marienburg. Stanislaus war 1688 Kastellan von Kowal.

**) Joh. v. Sch. 1392 Komthur von Brandenburg, später von Osterode und Danzig. Die Schönfelde werden auch unter den Söldnerhauptleuten genannt.

***) Bened. v. Schönwiese 1451 unter den Eidechsenrittern genannt.

†) Joh. v. Schorsee († 1601) Starost von Kischau.

††) 1386 kommt ein Schw. bereits vor. Hans v. S. 1411 siehe Geschichte der Eidechsengesellschaft.

†††) Heinr. v. Senskau Komthur von Brandenburg 1315. Friedr. v. Senskau Pfleger in Pr. Mark 1372. Nicol. v. Senskau Landrichter von Culm, war ein hervorragendes Mitglied der Eidechsengesellschaft.

Silberschwecht. S. Laszewski. Wappen: Grzymala. (Laszewo bei Schwetz.)

Sislau. S. Zelslawski. Wappen: Domb.

Sultzen. S. Skryszewski. Wappen: Zwei goldene Halbmonde mit goldnem Stern. (Krissan bei Carthaus.)

Stangen.*) St. Meldzynski. Wappen: Drei rothe Querbalken mit zwei schwarzen Vögeln. (Meldno-Melno bei Graudenz.)

Stauden. St. Jaromierski. Stammhaus Stauden bei Bretten. Wappen: Samson.

Stein.**) Stein-Kaminski. Wappen: Jastrzembice.

Stappholtz. St. Lyskowski. St. Wisniewski. Wappen: Im blauen Felde auf einem Schrägbalken fünf rothe Rosen. (Wisniewo bei Löbau, Liskowo bei Tuchel.)

Stojenthin. St. Wonglikowski. Wappen der Pommerschen Stojenthin. (Wonglikowo bei Berent.)

Tallen. T. Wilczewski. Wappen: Trzyradla. (Wilczewo bei Stuhm.)

Tessen. T. Wensierski. Wappen: Ein silberner Gemsbock wie die Pommerschen Tessen.

Tessmannsdorf auch Tessmersdorf.***) Lusian-Lissonicki. Wappen: Rogala. (Tessendorf bei Stuhm.)

Tetzlaf-Regawski. Wappen: Im großen Felde an einem blauen Gieraffen ein weißer Grabstein mit Kreuz. (Rekan bei Neustadt.)

Tieffenau.†) T. Golocki. Wappen: Im rothen Felde kreuzweis zwei blanke Schwerter. Stammhaus Tieffenau bei Marienwerder. (Goloty bei Culm.)

Troschke. Troczka-Lotynski. Wappen der Troschke in der Mark und Schlesien. (Lotyn bei Conitz.)

---

*) Dietrich und Cotobor v. St. werden als reiche Ritter Pomesaniens bezeichnet 1293. Sebastian, Kastellan von Rypin, war 1730 Marschall des Pr. Generallandtages. Heinrich v. St. 1250 Komthur in Christburg. Konr. v. St. 1292 Komthur zu Ragnit, dann in Thorn.

**) Ant. v. St. war 1440 Pfleger zu Grünhof.

***) Paul v. T. unter der Eidechsengesellschaft genannt.

†) Dietrich v. T. erhielt 1236 dreihundert flämische Hufen bei Marienwerder.

Venediger.*) B. Wenecki. Wappen der Ostpreußischen Venediger: eine fliegende Taube.

Walbach.**) Walbach-Bartlinski. Wappen: Senkrecht getheilt, vorn im blauen Felde ein silberner Bach, hinten in Gold ein springender schwarzer Ziegenbock. (Bartlin bei Berent.)

Walden. W. Luzinski. Wappen: Ein goldener Baumstamm mit drei Blättern, auf dem Helm eine wachsende Jungfrau mit fliegenden Haaren. (Luzino bei Neustadt.)

Waldorf.***) W. Wolicki. Wappen: Nabram.

Wandtkau. W. Watkowski. Wappen: Nalenz.

Wedell. W. Tuczynski. Wappen der Wedell. (Tuczin bei Schwetz.)

v. d. Weiden. v. d. W. Butowski. Stammen aus dem Brandenburgischen. Wappen: Im silbernen Felde auf grünem Hügel ein Weidenbaum. (Bauten bei Marienwerder.) v. d. W. Wierzbowski†) mit dem Wappen Dolenga. (Wierzbowo bei Culm.)

Wensing. Auch Wensing, genannt v. Kramptenherr. W. Waldowski. Stammen aus Baiern. Wappen: Im rothen Felde ein silberner Spieß. (Waldau bei Rosenberg.)

Werden.††) Werda. Wappen: Von Silber über Roth quer getheilt, darin ein schwarzer Falke. Ein Danziger Patriziergeschlecht, das unter Polnischer Herrschaft zu dem Wappen Obrowonz aufgenommen wurde.

Werneck.†††) W. Wernikowski. Wappen: Lagoda.

Wiese.*†) W. Wysiecki auch Wischetzki. Wappen: Rownia. (Wysiecin bei Neustadt.)

Wildschütz. Wilzycki. Wilczicz. Wappen: Nalenz.

---

*) Georg V. war 1564—1574 Bischof von Pomesanien und zuletzt auch von Culm.

**) Cas. v. B. W. war 1645 Starost von Mewe.

***) Theoph. v. W. war 1830 Erzbischof von Posen und Gnesen.

†) Nicht zu verwechseln mit den Wierzbowski ohne den Beinamen v. d. W. mit dem Wappen Jastrzembice.

††) Ulrich v. W. 1441 Voigt zu Dirschau. Joh. v. W. 1655 Starost von Neuenburg und Unterkämmerer von Pommerellen.

†††) Joh. v. Werneck 1344 Voigt zu Lauenburg, später zu Samland.

*†) Wilh. v. Wiese 1415 Pfleger in Neidenburg.

Wilkau. Wilke. W. Wilkowski. Wappen: Grzymala. (Wilkau bei Marienwerder.)

Windeck. W. Grzybowski. Wappen: Preuß II. (Als Heimath wird Baiern genannt.)

Wittken. W. Jezewski. (Jezewo bei Lauenburg.) Auf grünem Boden drei rothe Tulpen, auch statt der Tulpen drei Pfeile.

Wolfram. W. Cieszynski. Wappen: Junosza.

Woysnar. W. Swarozynski. Wappen: Im rothen Felde eine Meerkatze mit Goldgürtel. (Swaroczin bei Stargardt.)

Wranke. W. Dominski. Wappen: Im silbernen Felde ein rother Hirschkopf. (Demmin bei Schlochau.)

Zanthier. Z. Woiski. Wappen der Zanthier aus dem Anhaltschen: Drei Zanderköpfe.

Zehmen. *) Tzemen. Wappen der Zehmen in Sachsen.

Nachtrag.

Becker. B. Gotkowski. Wappen: Im blauen Felde ein silberner Stern. (Gotkau bei Schlochau.)

Kleinfeld. **) Kl. Krupocki. Wappen: Senkrecht getheilt, vorne Silber und Roth, hinten Roth und Silber achtmal quer gestreift, auf dem Helm ein silbernes und ein rothes Hirschhorn. (Krupocin bei Schwetz.)

Thuren. Thurer. Furznicki. Wappen: Ostoja.

Trach. ***) Tr. Guinski. Wappen der schlesischen Trach. (Gnin bei Buk.)

Wattlau. v. d. W., eigentlich v. Hake. Watlewsky auch Watlowski. (Watlau bei Wehlau.) Wappen: Im blauen Felde ein silbernes Hufeisen, in demselben ein silbernes Kreuz. Auf dem gekr. Helme ein goldenes Kreuz, auf welchem ein Rabe sitzt, der im Schnabel einen goldenen Ring hält.

---

*) Achatius v. Z., († 1565) Woiwode von Marienburg, Fabian († 1580) Woiwode von Pommerellen, Achatius († 1570) Woiwode ebendaselbst, Fabian († 1629) Woiwode von Marienburg, auch Starost von Graudenz und Stuhm. Ein v. Z. war 1795 Weihbischof in Frauenburg.

**) Georg v. Kleinfeld war 1598 Burggraf von Danzig.

***) Joh. v. Tr. G. († 1703) war Woiwode von Pommerellen.

Ueber Kant's Doctor-Dissertation de igne vom 17. April 1755.

Tischrede an Kant's Geburtstag den 22. April 1865 in der Kant-Gesellschaft zu Königsberg gehalten

von

Professor Dr. Gust. Werther.

Verehrte Brüder in Kant! Mich hat der blinde Zufall mit einer hohen Ehre betraut und nichts bedaure ich mehr, als daß ich mich derselben so unwürdig fühle wie einst Saul unter den Propheten. Den paar Worten, mit denen ich heute das Andenken des unsterblichen Königsberger Professors weihen soll, möchte ich gern eine captatio benevolentiae vorausschicken, aber Sie werden mir erwiedern: warum hast du die Bohne dir genommen? Und ich werde mich in mein Schicksal finden und meine Aufgabe lösen so gut ich es kann.

Als Grundlage für meine heutige Tischrede habe ich das Schriftchen gewählt, welches Kant am 17. April 1755 der hiesigen philosophischen Facultät zur Prüfung überreichte als Doctor-Dissertation. Betitelt ist es Meditationum quarundam de igne succincta delineatio und in dem Vorwort sagt er: es seien veluti primae lineae Theoriae, quae si per otium licuerit uberioris tractationis mihi segetem subministrabunt.

Wenn der heutige Chemiker Kant's Ansichten als Chemiker kennen lernen möchte, so würde er vermuthen müssen, in einer Schrift, welche de igne betitelt ist, die chemischen Fundamentalanschauungen des Verfassers anzutreffen. Denn seit den ältesten Zeiten hat der Verbrennungsproceß nicht nur als ein sehr sinnenfälliges Naturphänomen, sondern auch als eines der kräftigsten Agentien für speciell chemische Wirkungen das

Nachdenken der Naturforscher im hohen Grade beschäftigt, derartig, daß am Schluß des 17. und Beginn des 18. Jahrhunderts auf die Erklärung dieses Prozesses sogar das erste einigermaßen umfassende chemische Lehrgebäude sich stützte, welches fast ungetheilten Beifall fand und zur Zeit, wo jenes Schriftchen Kant's eingereicht wurde — nur 21 Jahre nach G. E. Stahl's Tode — beinahe die ganze wissenschaftliche chemische Gedankenwelt beherrschte.

Wenn also in Betrachtungen über das Feuer vom heutigen Standpunkt aus zunächst eine Erklärung des bei der Verbrennung vor sich gehenden chemischen Prozesses vermuthet werden durfte, so verstand es sich bei einem Philosophen von selbst, darin auch die wesentlichen Grundzüge seiner Vorstellungen über jeden chemischen Prozeß und vor Allem natürlich in letzter Instanz auch über die Natur der Materie anzutreffen — mit einem Wort diejenigen philosophischen Anschauungen, welche die Resultate der exacten Naturforschung seiner Zeit in seinem hellen und schöpferischen Geiste gebären mußten oder mindestens diejenigen, welche die klarsten Köpfe unter seinen Zeitgenossen hegten, auf seine eigne Weise verarbeitet.

Man wird nun zwar in seiner Erwartung in so fern getäuscht, als die Erscheinungen des Feuers nicht zur Grundlage speciell chemischer Betrachtungen gemacht werden, noch weniger zur Begründung eines Systems philosophischer Naturanschauung vom chemischen Standpunkte aus dienen. Aber wir treffen in jenem Specimen einen Theil der fundamentalen Erörterungen über die Natur der Materie an, die der große Philosoph mit Anwendung auf die chemische Seite später in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft ausführlicher niedergelegt hat.

Es kann nicht meine Absicht sein, Ihnen Kant's Bedeutung als Chemiker vorführen zu wollen, obwohl er, wie Sie wissen, der Gründer einer consequenten und für die damalige Zeit höchst befriedigenden Theorie wurde. Als Jünger meiner Wissenschaft, wie sie heute fundamentirt dasteht, würde ich zur gerechten Würdigung seiner Bedeutung als Naturphilosoph vielleicht nicht unparteiisch genug und jedenfalls nicht — wie er es selbst von den mit Naturforschung sich beschäftigenden Philosophen verlangt — als philosophus emunctioris naris mich fühlen. Als Kind meiner Zeit vermag ich der dynamischen Theorie nicht das Lob zu reden;

sie hat denjenigen Chemikern, die sowohl philosophi wie rerum naturalium scrutatores mit ungeschnäuzter Nase waren, einen Tummelplatz für ihre Unwissenheit und Ungeschicklichkeit geebnet, wie keine andere und sie ist, freilich ganz wider Willen, die Erzeugerin derjenigen Naturphilosophie geworden, welche die exacte Naturforschung lange — zu lange in traurigen Banden gefesselt hielt. Und doch gerade auch hierin zeigte sich die ungewöhnliche Bedeutung und Ueberlegenheit der philosophischen Methode, welche unser großer Landsmann als Leuchte der Forschung aufsteckte.

Indem ich nun zur würdigen Erinnerung an das helle Feuer, das vor nun 141 Jahren hier aufglimmte, mein Scherflein beizutragen im Begriff bin, hoffe ich Ihres Beifalls nicht ganz unwerth zu sein, wenn ich eine gedrängte Uebersicht des Inhalts jener heutzutage gewiß nur wenig beachteten akademischen Abhandlung de igne gebe. Diese giebt uns vornämlich Aufschluß über den Standpunkt Kant's gegenüber der damaligen mechanischen Naturforschung (wie wir uns jetzt ausdrücken würden) und zeigt ihn — wie es von solchem Geist zu erwarten ist — auf der höchsten Höhe im allseitigen Besitz der Errungenschaften eines Newton, Hales, Boerhave, Leibnitz u. A. Nur eines einzigen Naturforschers Namen und Arbeiten vermißt der Chemiker ungern, den von R. Boyle. Es ist nicht anzunehmen, daß Kant die reichhaltigen Schriften dieses geistvollsten und exactesten Naturforschers des 17. Jahrhunderts nicht gekannt haben sollte. Denn Newton bezieht sich auf einige der wichtigsten Versuche Boyle's und theilte seine Ansichten über das Wesen der Materie. Aber man kann sich wohl vorstellen, daß wenn auch Kant Boyle's Ansichten über die letzten Ursachen, die den chemischen Erscheinungen zum Grunde liegen, kannte, er sie von vornherein perhorrescirte, als mit seinen speculativen Ansichten über das Wesen der Materie in diametralem Gegensatz stehend. Kant, selbst nicht experimenteller Forscher, konnte unmöglich die speculativen Ansichten eines Chemikers richtig würdigen, die einzig nur in der Wahrheit der bedeutsamen Experimente ihren berechtigten Grund haben und diesen hat ja eigentlich erst die neueste Zeit ihre volle Bestätigung gebracht. Wie hätte eine Theorie, die dem überwundenen Standpunkt eines Leucipp und Epicur so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern, für Kant Objekt der ernsten Beachtung oder gar Grundlage weiterer Entwickelung werden können?

Und so vernehmen Sie denn, was jene Schrift, eine Doctor-Dissertation von seltenem Schlag, enthält:

Von den zwei Abschnitten, in die sie zerfällt, handelt der erste über die Natur der starren Körper und der Flüssigkeiten, der zweite über die Feuermaterie und deren Modificationen Wärme und Kälte. Kant beginnt den ersten Abschnitt mit der Assertion: „die Flüssigkeit der Körper kann nicht aus einer Zertheilung der Materie in äußerst feine glatte und sehr lose zusammenhängende Theilchen erklärt werden, wie die meisten Physiker mit Cartesius annehmen," und sucht dies durch einen mathematischen Beweis zu erhärten, der darauf hinausläuft, daß (ich drücke es annähernd im Groben aus) die Körner einer Pyramide aus Sand, wenn sie zusammenrutschen, keine ebene, sondern konische Oberfläche bilden. Das geschieht bekanntlich bei Flüssigkeiten nicht und der Grund davon liegt nach Kant darin, daß die Elementartheile der letzteren von einer anderen und zwar elastischen Materie umhüllt sind, vermöge deren sie das Moment des Gewichts überall hin gleich vertheilen können. Da aber die starren Körper häufig aus flüssigen sich bilden, sie außerdem durch Compression ihr Volum verkleinern und durch Ziehkräfte vergrößern können, ohne ihre Cohäsion zu verlieren, so müssen auch ihre Elementartheile (Atome, Molecüle) mit einer elastischen Hülle umgeben sein. Der Hauptschluß dieser ersten Abtheilung ist daher: jeder Körper besteht aus festen Theilchen, die mit einer elastischen Materie wie einem gemeinsamen Bande umhüllt sind. Vermöge dieser ziehen sich die an unmittelbarer wechselseitiger Berührung gehinderten Atome gegenseitig an und vielleicht inniger, als bei unmittelbarer Berührung. Denn da Kugeln sich nur in einem Punkte berühren (Sie bemerken, daß Kant sich die Atome von sphärischer Gestalt vorstellte), so ist die Attraction schwächer als die von einer größeren Oberfläche. Auf diese Weise wird es begreiflich, wie unbeschadet der Cohäsion Volumenverminderung oder was dasselbe ist, Annäherung der Atome in Folge des Weggangs eines Antheils jener elastischen Hülle, andererseits Volumenvermehrung in Folge von Vermehrung, sei es der Quantität, sei es der Elasticität der Hülle statt finden kann.

Dergleichen Veränderungen, wie sie zuletzt namhaft gemacht sind, bringt nun besonders das Feuer oder die Wärme hervor und diese be-

kannten Erscheinungen beschreibt Kant in der ersten Proposition des zweiten Abschnittes unter der Ueberschrift experientia etwas genauer. Darauf folgt der Satz: die Feuermaterie ist nichts anderes als die elastische Hülle, welche die Elemente aller Körper, zwischen denen sie sich befindet, verbindet (zusammenhält) und ihre Wellenbewegung ist der unter dem Namen der Wärme bekannte Vorgang.*) Denn da die Wärme alle Körper gleichmäßig ausdehnt und dieses ohne eine die Molecüle umgebende elastische Hülle nicht denkbar ist, da ferner diese, sobald sie z. B. durch Reiben oder Stoßen in undulatorische Bewegung geräth, alle Phänomene der Wärme darbietet, so muß sie mit dem Feuer identisch sein. Dafür dienen auch die Erscheinungen des Siedens zum Beleg. Ueberschlagen wir diese Beweisführung, so stoßen wir auf den Satz: der Wärmestoff ist nichts anderes als der Aether selbst (d. h. die Lichtmaterie), durch kräftige Attractions- oder Adhäsionskraft der Körper zwischen die Zwischenräume derselben zusammengepreßt. Es ergiebt sich also nach Kant: elastische Hülle = Feuer = Wärme = Lichtäther. Der letztere ist nicht der von Euler supponirte Aether, von dem auch Kant schon Notiz genommen, sondern Newtons ponderable Materie, ebenso sind natürlich auch Feuer und Wärme ponderable Stoffe.

Vor Kant finden wir schon bei den hervorragendsten Physikern bestimmte Aussprüche über Identität von Feuer und Wärme einerseits und Feuer und Licht andererseits, und undeutliche Vorstellungen von der Beziehung der Wärme zum Licht, aber nur bei Voltaire ist eine Andeutung von der Beziehung derselben zu der Hülle der Molecüle vorhanden. Denn er behauptet von der Feuermaterie, daß sie als elastischer Elementarstoff in den Poren der Körper wohne. So scharf wie Kant hatte zuvor kein Naturphilosoph die Identität jener vier ponderablen Materien ausgesprochen.

Von den Beweisen für die Einerleiheit der Wärme und des Lichts hebe ich nur einen, der den chemischen Standpunkt Kant's kennzeichnet, hervor, er ist aus der Durchsichtigkeit des Glases entlehnt. Das Glas ist, sagt Kant, aus Pottasche d. h. dem stärksten Alkalisalze durch Zusammen-

*) Kants sämmtl. Werke hrsg. v. Rosenkranz u. Schubert V, 243 (Propositio VII) ist elemento in elementa und das sinnentstellende „inde est“ in id est zu corrigiren; so hat Kant selbst geschrieben und so liest auch Hartenstein in seiner Ausgabe von K.'s Werken VIII, 393.

schmelzen mit Sand entstanden. Da nun die Pottasche in Folge des langen und heftigen Erhitzens die Feuermaterie reichlich in sich aufgenommen hat, so wird sie da, wo sie mit dem Sande vereinigt ist, dieses elastiner Feuerprincip durch die ganze Glasmasse vertheilen. Nun ist es aber nicht wahrscheinlich, daß ein aus einer Flüssigkeit erstarrender Körper überall für den Lichtdurchgang offene und gradlinige Wege besitze, vielmehr ist vernünftiger Weise anzunehmen, daß das Volum desselben mit eigentlicher Materie erfüllt sei. Da nun aber dennoch der Lichtimpuls durch die Glasmasse fortgepflanzt wird, so muß die Lichtmaterie selbst den Theilen der Glasmasse beigemischt und ein Theil der Masse selbst sein. Wenn demnach die Feuermaterie einen nicht zu verachtenden Theil des Glases ausmacht und durch dessen dichte Elemente überall verstreut ist, so darf man kaum zweifeln, daß der Wärmestoff mit dem Aether (Lichtelement) identisch sei.

In den folgenden Propositionen bespricht unser Philosoph das Messen der Wärme, die Verminderung des Siedepunkts unter geringerem atmosphärischen Drucke und zeigt sich im Besitz der zu seiner Zeit geläutertsten Ansichten über diese Sachen. Aber über die Natur der Dämpfe (er versteht darunter nur Wasserdämpfe) und deren Beziehung zu den Gasen, welche die atmosphärische Luft ausmachen, hegt er ganz eigenthümliche Ansichten und bekämpft sogar die des Hales, welcher den Unterschied wohl kannte und richtig ins Licht gesetzt hatte, auf Grund der alten chemischen ganz confusen Vorstellungen über die Verbindung des acidums mit der Materie. Den Schluß machen Erläuterungen über die Erscheinungen der Flamme, welche sich auf die vorhergehenden Erörterungen über Dampf und Luft stützen und als Nahrung der Flamme, jenes für die elastische Bewegung thätigste Princip, nämlich oleum atque acidum, annehmen. Wir wollen sie keiner näheren Zergliederung unterwerfen.

Läßt man nun die für Kant's Zeit unvermeidlichen Irrthümer, die auf falsch verstandenen Naturanschauungen beruhen, unberücksichtigt, so wird man beim Lesen dieser Dissertation von einem frischen Hauch angeweht und von Bewunderung erfüllt über die umfassenden Kenntnisse des 31 jährigen Jünglings in den Resultaten der Naturforschung seiner Zeit, über den Scharfsinn in der Combination, über die Kühnheit der Speculation. Aber

wir ziehen auch daraus die über Alles fruchtbare Lehre: keine Speculation auf dem Gebiet der Naturphilosophie kann zu ersprießlichen Resultaten zu gelangen hoffen, wenn sie nicht durch ein reiches Material genauer Beobachtungen, auf inductivem Wege gesammelt und gesichtet, unterstützt wird.

Doch ich schließe mit Kant's Conclusio jener Dissertation: non diutius moror Viros officiis gravioribus districtos.

Und so ehren Sie denn mit mir das unvergängliche Andenken unseres großen Denkers durch einen Weihetrunk. Sein heller Geist erleuchte immerdar den Pfad eines jeden Wanderers im Reiche des Denkens, möge derselbe forschen über die Anschauungen der ewigen Naturgesetze in den Verrichtungen des menschlichen Geistes, möge er sie aufsuchen in den Erscheinungen der Materie.

J. C. Schultz in Danzig.

Von

R. Bergau.

Motto: „Fra' piu dolci sentimenti, che s'infondono nel cuore umano, stanno la venerazione per gli uomini benemeriti della patria, delle lettere, delle arti e la gratitudine, che ne consguista per le loro opere.“ Conestabile.

Johann Carl Schultz wurde am 5. Mai 1801 zu Danzig, wo sein Vater Kaufmann war, geboren, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen in der Kunstschule seiner Vaterstadt durch den Direktor derselben, Professor Adam Breysig, begab sich aber dann im Jahre 1820 nach Berlin, woselbst er drei Jahre lang die Kunst-Akademie, damals unter Joh. Gottfr. Schadow's Leitung, besuchte, und im Atelier des durch sein Lehrbuch der Perspective bekannten Professor Hummel malte. Schon hier zeichnete er sich durch seine landschaftlichen Gemälde aus, bei denen die Architektur aber stets bevorzugt wurde. Erhalten sind aus dieser Zeit nur einige Copien nach Lüdtke und Schinkel. Besonderen Fleiß verwandte Schultz als ein treuer Schüler Adam Breysig's*) auf perspectivisch richtige Zeichnung. Bald widmete er sich ganz der Achitektur-Malerei, ein damals noch wenig angebautes Feld. Seinen ersten größern Ausflug machte er mit Blechen nach Dresden und Meissen und ging dann zu weiterer Ausbildung nach München, wohin ihn der damals schon berühmte Architekturmaler Dominic Quaglio zog, mit welchem zusammen er ein Jahr lang arbeitete. In dieser Zeit malte er als erste selbstständige Bilder

*) Breysig war Erfinder der Reliefperspective und der Panoramen. Vgl. über ihn Anger in den neuen Preuß. Provinzial-Blättern 1850. Bd. X. S. 97 ff.

das Innere des Doms von Meissen, den Dom von Regensburg u. A. Im Herbst des Jahres 1824 ging unser Künstler mit Grüneisen (jetzt Ober-Consistorialrath in Stuttgart) auf Reisen, um Stoff für neue Bilder zu sammeln. Ueber Mailand und Genua eilte er schnell nach Rom, wo er die würdigsten Gegenstände im Uebermaß fand. Aber gerade diese Masse wirkte erdrückend auf den Künstler. Daher wurde im ersten Jahre viel gezeichnet, wurden Studien aller Art gesammelt, aber kein selbstständiges Werk geschaffen. Bei der flüchtigen Reise durch Mailand hatte der dortige Dom so großen Eindruck auf unsern Künstler gemacht, daß er dahin zurückeilte, am Dom die verschiedensten Studien machte, mit gefüllter Mappe nach Rom zurückkehrte und nun eine große innere Ansicht des Doms von Mailand malte, ein Bild, das in Rom allgemein das größeste Aufsehn erregte, ihm die Achtung der daselbst lebenden Künstler Führich, Fr. Overbeck, Koch, Schnorr, Ph. Veit (Letztere malten damals in der Villa Massimo), Reinhard, Thorwaldsen, v. Kloeber, E. Wolff u. A. verschaffte und seinen Künstlerruf begründete. Das Bild kam zur Ausstellung nach Berlin und fand auch hier allgemeine Anerkennung. Der Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm IV. kaufte es. Der damals schon eifrig sammelnde, jetzt verstorbene Consul Wagner in Berlin, bestellte bei Schultz eine Wiederholung des Bildes. Dasselbe kommt zur Ausstellung nach Berlin. Da aber Friedrich Wilhelm III. die Erwerbung des Bildes wünscht, muß Wagner zurücktreten, der bei dem Künstler eine dritte Wiederholung bestellt und auch erhält, so wie eine Ansicht „auf dem Dache des Doms zu Mailand.“ Beide Bilder befinden sich heute in der Preußischen National-Gallerie zu Berlin. Schultz weilte vier Jahre (1824 bis 1828) in Italien, besuchte mit W. Zahn und Julius Schnorr v. Carolsfeld auch Neapel und Sicilien und sammelte einen großen Schatz von Zeichnungen. Besonders ausgezeichnet unter den Studien ist ein 1828 gemaltes großes Panorama*) von Rom, gesehen aus den Farnesischen Gärten des Palatin, mit großer Sorgfalt im Aquarell ausgeführt, trefflich in der Zeichnung und von bewunderungswürdiger Wahrheit in der Farbe (das Panorama von dem Künstler

*) Dasselbe Panorama hatte 36 Jahre früher sein Lehrer Breysig gemalt.

als Oelgemälde ausgeführt, befindet sich im Besitz des Herrn Albers auf Traupel in Westpreußen und zum zweiten Mal in England.) Zu gleicher Zeit malte er auch noch mehr ausgeführte Bilder, darunter ich nur nennen will eine Ansicht des Campo vaccino*), das Innere von St. Peter zu Rom (beide im Besitz des Königs Friedrich Wilhelm IV.), die Piazza del Granduca zu Florenz, eine Ansicht von Siena von S. Domenico aus (bei Decker in Berlin), die hintere Façade des Doms von Siena, das Innere des Doms von Orvieto (für R. v. Frantzius in Danzig) u. A. Aus Italien in das deutsche Vaterland zurückgekehrt, erhielt der Künstler 1830 in Berlin an der unter der Direktion von Beuth und Schinkel neu erblühten damaligen Allgemeinen Bauschule (auch Wilh. Stier war so eben berufen) eine Anstellung als Lehrer für Perspective. In der ersten Zeit in Berlin malte er u. A. (auf Bestellung Schinkels für den Berliner Kunst-Verein) die Hälfte des erwähnten Panorama von Rom, (das später in Bunsens Besitz kam), zwei innere Ansichten der Werderschen Kirche in Berlin (für König Friedrich Wilhelm IV.), den Hof der Burg der Hohenzollern (für den Fürsten von Hohenzollern). — Bald aber rief ihn seine Vaterstadt Danzig, um dort, nach dem am 29. August 1831 erfolgten Tode A. Breysig's, die Stelle als Direktor der Kunstschule zu übernehmen. Schultz folgte dem ehrenvollen Ruf, siedelte im Jahre 1832 nach Danzig über, woselbst er seitdem ununterbrochen eine segensreiche Thätigkeit als Lehrer, als ausübender Künstler und als Bewahrer und Schützer der alterthümlichen Kunstwerke seiner ehrwürdigen herrlichen Vaterstadt ausübt. Noch einmal im Jahre 1839 folgte er dem allgemeinen Zuge der Künstler nach Rom, war aber nur sieben Monate abwesend. In dieser Zeit seines zweiten Aufenthalts in Italien malte er vier verschiedene innere Ansichten der Lateranischen Basilica zu Rom, eine Ansicht des Colosseum, mehre Ansichten aus Ancona ꝛc.

Seitdem weilte der Künstler, einige Ausflüge in die benachbarten Städte abgerechnet, stets in Danzig, malte hier nach seinen heimgebrachten Studien viel Italienisches, schenkte aber auch den Denkmälern seines Va-

*) Als Versuch hat Sch. dieselbe Ansicht 1830 auch lithographirt. Auch hat er eine Ansicht der Basilica dei quattro coronati zu Rom lithographirt.

terlandes besondere Aufmerksamkeit, lieferte eine Ansicht des herrlich am hohen Ufer des frischen Haffes gelegenen Doms von Frauenburg (die später nach Amerika kam), eine innere Ansicht desselben Doms (im Besitz der Prinzessin Marie v. Hohenzollern in Danzig), eine innere Ansicht des Doms zu Königsberg*) (in der städtischen Gemälde-Gallerie daselbst), das Innere des Artushofes in Danzig (für König Friedrich Wilhelm III. und für Herrn Albers auf Traupel). Lange fesselte unsern Künstler das Schloß Marienburg. Das Ordenshaupthaus des deutschen Ordens, dessen würdige Restauration, besonders in Folge Schenkendorffs Nothschrei, wir der unermüdlichen Thätigkeit des 23. Juli 1856 verstorbenen Staats-Ministers von Schön verdanken, mit dem unser Künstler bald befreundet wurde. Schultz malte sechszehn verschiedene innere und äußere Ansichten**) des Schlosses in Aquarell, theils Skizzen, theils sorgfältig und meisterhaft ausgeführt (jetzt im Schloß-Archiv zu Marienburg), nach welcher der Kronprinz (König Friedrich Wilhelm IV.) dann neun große Oelgemälde***) bestellte, welche sich heute theils im Königl. Schlosse, theils im Schlosse Bellevue zu Berlin befinden. Zwei andere Ansichten aus Marienburg von dem Künstler selbst auf den Holzstock gezeichnet sind in Witts Werk über Marienburg (Königsberg 1854) enthalten.

Besondere Sorgfalt wandte Schultz den malerisch und architektonisch bedeutsamen Denkmälern Danzigs zu. Er hat einen großen Theil derselben gezeichnet und in Folge einer Anregung durch König Wilhelm I. von Würtemberg selbst in Kupfer radirt. Sie sind in groß Folio seit 1845 in zwei Serien (davon die erste 24, die andere 18 Blätter zählt) mit Text erschienen und tragen nicht wenig zum Ruhm unserer altehrwürdigen Stadt bei. Diese stets malerisch aufgefaßten, künstlerisch durchgeführten Darstellungen geben ein charakteristisches Bild der Stadt Danzig nach allen Richtungen hin.†) Wir finden darin zwei verschiedene Gesammt-Ansichten

*) Dieselbe ist in dem Bilderheft zu der Beschreibung des Doms von Königsberg von A. Hagen lithographisch vervielfältigt.

**) Meist in Holzschnitt reproducirt in dem kleinen Buch von Max Rosenhayn über die Marienburg.

***) Zwei dieser Gemälde hat Witthoefft trefflich in Kupfer und Stahl gestochen.

†) Eine Ansicht der Stadt, mit Allem was für dieselbe charakteristisch, befindet

der Stadt, Ansichten der bedeutendsten Straßen und Plätze, des langen Marktes, der Langgasse, der Frauengasse, der langen Brücke an der Motlau. Daran schließen sich einige besonders malerische Stadt-Prospecte, an welchen Danzig besonders reich ist, wie die Peinstube mit dem Stockthurm, zwei Ansichten des Stadthofes, die Radauneninsel u. s. w. Außerdem ist natürlich allen öffentlichen Monumenten der Stadt, den Kirchen (auch einige innere Ansichten), dem Artushof, dem hohen Thor, dem Zeughaus, den Rathshäusern eine eingehende Darstellung zu Theil geworden. Von besonderem Interesse und hoher Schönheit sind die fünf Blätter, welche Interieurs des Rechtstädtischen Rathhauses darstellen. Daran schließen sich zur näheren Erklärung einige Blätter mit Grundrissen, geometrischen Aufrissen und Details. Endlich ergänzen die Ansichten von Privathäusern, sowohl ihrer Facaden als ihrer Beischläge die Sammlung zu einem vollständigen Ganzen.*) Bei Abbildung der innern Räumlichkeiten war zugleich Gelegenheit, die in Danzig noch zahlreich vorhandenen Möbel, besonders die großen Schränke, Tische, Stühle, Spiegel, Treppen ꝛc. alle kunstvoll in Holz geschnitzt, zu zeigen. In neuster Zeit hat der Künstler beschlossen, eine Fortsetzung des Werkes zu liefern, worüber genauere Nachricht in No. 36 und 44 der „Dioskuren" von 1863 zu finden.**) Wir haben noch Blätter vom höchsten Interesse zu erwarten, welche dem Werke auch in historischer Beziehung eine gewisse Vollständigkeit verleihen. Die Radirungen fanden allgemeinen Beifall. Der König belohnte den Künstler mit der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, die Kunst-Akademien zu Berlin und Petersburg ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Mehrere der genannten Ansichten hat der Künstler auch als Oelgemälde ausgeführt, so z. B. die General-Ansicht von Danzig, welche den Saal des Rathhauses in Danzig schmückt, die Sommer-Rathsstube des Rathhauses (noch im Besitz des Künstlers), das Innere der Kirche von St. Nico-

---

sich, nach Schultz Zeichnung in Holz geschnitten, in der Leipziger Illustrirten Zeitung vom 12. November 1864.

*) Vergl. über dieses Werk: Wiener Recensionen 1864 No. 20. Ein genaues Verzeichniß dieser sämmtlichen Radirungen unseres Künstlers, wird in dem Werke „die Deutschen Maler-Radirer im 19. Jahrhundert" des Dr. A. Andresen erscheinen.

**) So eben ist die erste Lieferung, in 6 Blatt bestehend, erschienen.

laus, das Innere des Artushofes u. s. w. Viele Bilder kaufte König Friedrich Wilhelm IV. Mehere derselben wurden auf seine specielle Bestellung gemalt, wie denn überhaupt unser Künstler diesem kunstsinnigen Fürsten einen großen Theil seines Erfolges und seines Rufes schuldig zu sein, dankbar anerkennt. Außerdem aber malte er auch das Münster von Strasburg, das Innere des Chors vom Dom zu Cöln (für G. Baum in Danzig), das Innere des Doms zu Ulm (bei Pannenberg in Danzig) eine Ansicht von Agrigent (bei Seidler in Danzig) 2c.

Ein besonderes Feld seiner] Thätigkeit war aber, wie schon angedeutet, das der Erweckung und Ausbildung des Kunstsinnes (er stiftete auch 1835 den Danziger Kunst-Verein) unter seinen Mitbürgern, die den prosaischen Nützlichkeitsbestrebungen unserer Tage alle architektonische und malerische Schönheit ihrer so originellen Stadt zu opfern bereit sind. Schultz suchte diesen Bestrebungen nach Zerstörung des guten Alten mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und mit aller Kraft entgegen zu treten. Schon im Jahre 1841 hielt er eine öffentliche Vorlesung „über alterthümliche Gegenstände der bildenden Kunst in Danzig," welche auch gedruckt ward, (jetzt aber schon selten ist) und im Jahre 1856 stiftete er, indem er gleichgesinnte Männer zu vereinten Arbeiten zusammen berief, einen „Verein zur Erhaltung der alterthümlichen Kunstwerke Danzigs" (vergl. No. 39 der „Dioskuren" von 1863), der seit zehn Jahren segensreich wirkt. Da der Verein aber keine Zwangsmittel in Händen, und Zureden nicht immer hilft, hat der Künstler nicht selten den Schmerz erlebt, die schönsten Sachen vor seinen Augen zerstören sehen zu müssen (in neuster Zeit sogar sein Geburtshaus Jopengasse No. 25). Zuweilen war es ihm noch gestattet, vorher eine Zeichnung zu machen, — dem verdanken wir z. B. das schöne Blatt „Flur eines Bürgerhauses" (Radirungen. Folge II. Bl. 12) — oft aber konnte der interessanteste Gegenstand auch nicht einmal im Bilde erhalten werden.

Mögen die unsterblichen Götter diesem trefflichen Künstler und liebenswürdigsten Manne noch lange im gemüthlichen Kreise seiner Familie eine gleich segensreiche Thätigkeit gewähren! —

Danzig. R. Bergau.

Kritiken und Referate.

Christian Donaleitis litauische dichtungen. Erste vollständige Ausgabe mit glossar, von Aug. Schleicher. St. Petersburg 1865. (Buchdruckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.) (gr. 8⁰. 336 Seiten.)

(Vgl. Monatsschrift I, 273. III, 373.)

Die Hinweisung auf die beiden Stellen dieser Monatsschrift, an welchen von Donaleitis und seinen Dichtungen die Rede ist, überhebt den Referenten der Mühe, das dort gesagte hier noch einmal zu wiederholen. Herr Schleicher hat für seine Ausgabe benutzen können: 1) Rhesa's Ausgabe des größern Gedichtes „das Jahr" (Königsberg 1818), 2) desselben Ausgabe der sechs Fabeln (Pásakos) in seinem Aisópas (Königsberg 1824), 3) des Dichters eigenhändige Handschrift der beiden ersten Gesänge des „Jahr," welche mit Rhesa's Nachlaß in das hiesige Geheime Archiv gekommen ist, und 4) eine von einem Pfarrer Hohlfeld genommenene sehr correcte Abschrift sämmtlicher Dichtungen des Donaleitis, welche vor etwa zwei Jahren für die Bibliothek der Alterthumsgesellschaft Prussia hieselbst erworben ward. (Hiernach ist die Vermuthung, welche Monatsschrift I, 273 über diese Handschrift ausgesprochen ist, zu berichtigen.) — Daß von solchen kritischen Hilfsmitteln unterstützt aus Herrn Schleichers Händen ein Text hervorgehen würde, der, was die höchste Akribie in Accentuirung und Rechtschreibung anlangt, nichts zu wünschen übrig läßt, stand zu erwarten und wird den nicht überraschen, der dieses Gelehrten frühere Schriften und seine ganz singuläre Geistesrichtung kennt. Herr Schleicher hat es sich nicht verdrießen lassen, behufs sicherer Feststellung des einen und des andern Accents von Jena aus wiederholentlich nach Königsberg und selbst nach St. Peterburg zu correspondiren. Zu bedauern aber wäre

es, wenn diese außerordentliche Sorgfalt für Accent und Orthographie die Aufmerksamkeit des Herausgebers ganz absorbirt hätte, so daß ihm nicht Kraft und Zeit übrig geblieben wäre, an die materielle Feststellung des Textes dieselbe Akribie zu verwenden, die jenen Minutien zu Theil geworden ist. Da Referent noch nicht Muße gehabt hat, das ganze Werk mit Rücksicht auf Textvergleichung genau zu durchmustern, so muß er sein Urtheil über die ganze Arbeit in dieser Beziehung noch zurückhalten; nur die sechs Pásakos hat er bis jetzt einer genauen Prüfung unterwerfen können, und da hat sich das Resultat ergeben, daß Schleichers Text leider nicht überall „so reinlich und so zweifelsohne" ausgefallen ist, wie zu wünschen und bei so trefflichen Hilfsmitteln zu erwarten gewesen wäre. Einige Beispiele mögen dieses Urtheil begründen.

Pás. III, 10 lautet bei Rhesa: „Dienos Widdurij i Sáulele lodawo szilta." Dagegen hat Cod. H. „O dienos widdurij i Saule lodawo szilta," und bezeichnet ausdrücklich das Wort widdurij in gewohnter Weise (s. I, 273) als Anapäst. Herr Schleicher läßt mit Rhesa ohne ersichtlichen Grund das beginnende „O" weg, welches Sinn und Metrum nothwendig fordern, und giebt: „dienós viduryj i sáule lódawo szilta,*) was keinen Hexameter hergiebt.

Pas. III, 31 liest der Cod. H. „Kentek, kad skauduli spaudzia." Rhesa hat, wie es scheint, die Worte nicht verstanden, und setzt für skauduli (acc.) ein in der Sprache nicht vorhandenes spaudulis. Seltsamer Weise nimmt Schleicher die Rhesasche Corruptur auch in seinen Text auf und schreibt im Glossar: „Spáudulis etc. III, 31 [soll heißen Pas. III, 31] (mir nur ausz diser stelle bekant) bedrücker, bedränger." Spáudulis würde als Ableitung von spaudzu vielmehr Bedrückung als Bedrücker sein, es ist aber in der That gar nichts, und der ganze Artikel im Glossar zu streichen, dagegen im Texte die Leseart des Cod. H. pure herzustellen, die gar keine Schwierigkeit bietet, wenn man spáudza und das folgende nuplėszia als Pluralia auffaßt und das táv der letzten Zeile auch auf

*) Aus Mangel an den erforderlichen Drucktypen kann ich Schleichers Orthographie nicht wiedergeben; der Kenner wird sie sich leicht ergänzen. Ich gebe daher für das e mit zwei Punkten in alter Weise ie, für e mit einem Punkte ė und lasse die Nasalen unbezeichnet, ebenso mehrere Accente.

die vorletzte bezieht; der Sinn ist dann: „Sei geduldig, wenn sie dir das Geschwür (die schmerzhafte Stelle) drücken und dir den letzten Fetzen vom Pelz abreißen.“ „Das Geschwür drücken“ heißt soviel wie „Schmerzen verursachen.“ (Vergl. die ganz ähnliche Verbindung skaudulius glosto Pas. I. 59.)

Sehr übel ist es beiden Herausgebern mit der Stelle Pas. IV, 31 ergangen. Cod. H. hat die ganz leichte, nicht einen Schein von Schwierigkeit bietende Lesart szelmyste waryti. Rhesa las unaufmerksam wargti statt waryti, und da nun dieses mit dem vorhergehenden szelmyste keinen Versausgang bot, so veränderte er szelmyste eigenmächtig in szelmysteje; nun hatte er einen richtigen Vers, aber leider keinen Sinn; denn was soll das heißen: „Sollte ich jetzt noch in Büberei elend werden?“ Dagegen giebt die wirkliche Les'art des Cod. H. den einfachen Sinn: „Sollte ich (der ich, nach dem Vorhergehenden, von je bemüht gewesen bin mich ehrbar zu führen) jetzt noch Büberei treiben?“ Leider hat Schleicher hier Rhesa's Augen mehr getraut als seinen eignen und das sinnlose und durch nichts begründete szelmysteje wargti auch in seinen Text aufgenommen.

An Kleinigkeiten bemerke ich noch: Pas. I, 14 hat Schleicher nicht angemerkt, daß bei Rhesa tiktu im Texte zweimal steht, offenbar als Druckfehler. — Pas. VI, 3 lesen Schleicher und Rhesa laiżyba laimejes, während Cod. H. Lażyba laimejes hat; eine Note bei Schleicher sagt irrthümlich: „VI, 3 Lażyba Rh.“ statt „Lażyba H.“ — Pas. IV, 45 ist unterlassen zu bemerken, daß statt des aus Rhesa beibehaltenen paszlúżiti Cod. H. paslużiti liest.

Das ist die Ausbeute von etwa zehn Seiten. Wenn es erlaubt ist von dieser Probe einen Schluß auf das Ganze zu machen, so dürfte sich leichtlich das Resultat ergeben, daß trotz der großen Vorzüge, welche vorliegende Ausgabe des Donaleitis nach einer freilich einseitigen Richtung hin bietet, doch die Kritik des Textes des litauischen Dichters mit dem Erscheinen dieser Ausgabe noch keineswegs als abgeschlossen zu betrachten ist.

Zum Glossar will ich noch einige Bemerkungen machen. Das Citat bei alóju stimmt nicht. — Ruhig I, 10 accentuiri áudeklas. — Didgalvis, in der Ueberschrift von Pas. III, fehlt im Glossar. — Zu laúkis: Blesse (Blässe) besteht meines Wissens nicht in einem weißen Fleck auf der Stirn,

sondern in einem weißen Streifen über Stirn und Nase. — Ruhig accentuirt márszkonis. — Moteriszke soll Ehefrau im verächtlichen Sinne bedeuten? — Obrys findet sich in Ostermeyers Grammatik S. 19 als Abraham gedeutet. — Rüdikis ist vielleicht vergleichbar mit dem Lettischen ruddińsch „ein Hundsnahme wegen der fuchsrothen Farbe" (Stender unter „ruds, röthlich falb," auch von fuchsfarbiger Wolle gebraucht). — Svótas ist im Glossar ungenau erklärt; svótai bezeichnet das Verwandtschaftsverhältniß zweier Männer, deren Kinder mit einander verheirathet sind; jis yr' máno svótas, d. h. sein Sohn resp. seine Tochter ist mit meiner Tochter resp. meinem Sohne verheirathet; später ist das Wort auch auf Verwandte im allgemeinen und auf Hochzeitgäste übertragen worden. — Gerkle und stemple scheinen in verschiedenen Gegenden mit einander vertauscht zu werden; Szyrwid übersetzt das polnische krtań durch gierkle, stimple, d. h. er nimmt sie als Synonyma für Luftröhre; Ruhig und Mielke geben jedem von beiden beide Bedeutungen, Luftröhre, Speiseröhre; Brodowski verhält sich meistens wie Szyrwid, schwankt aber; Redensarten, wie „visa per gerkle pérleisti, alles durch den Schlund jagen" und der Hinblick auf gérti, trinken, machen es mir wahrscheinlicher, daß gerkle die Speiseröhre sei; der gemeine Mann mag wohl für gewöhnlich beide Röhren nicht so genau von einander unterscheiden. [Professor A. D. Ugianski aus Kasan, ein geborner Littauer, der mich kürzlich besuchte, bestätigt meine Ansicht, daß das Volk den Unterschied zwischen Luft- und Speiseröhre nicht mache. Nach seiner Auffassung bezeichnen beide Worte beides, aber mit dem Unterschiede, daß gerkle nur von Menschen, stemple (oder wie er das Wort ausspricht stèmpelis) nur von Thieren gebraucht wird.]

Die äußere Ausstattung des Buches ist höchst splendide, fast verschwenderisch, wie man es von einem auf Kosten der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften gedruckten Werke nicht anders erwarten konnte.

Es war anfangs meine Absicht, diesem Referate ein Stück Königsberger chronique scandaleuse, in Bezug auf die Hohlfeldsche Handschrift, beizugeben, wozu ich allerdings ein begründetes Recht gehabt hätte. Da aber eine wahrheitsgetreue Darstellung des Sachverhältnisses nicht gut möglich war, ohne allgemein bekannte und sonst geachtete Persönlichkeiten

gar arg zu compromittiren, so habe ich nach reiflicher Ueberlegung mein Vorhaben aufgegeben. Habent sua fata libelli.

G. H. F. Nesselmann.

I) **Gueterbock,** Carolus Eduardus, De jure maritimo quod in Prussia saeculo XVI. et ortum est et in usu fuit. Regimonti Prussorum 1866. Schubert & Seidel. (35 SS. 4^{0}.)

II) **Jura Prutenorum** saeculo XIV condita nunc primum e libris manuscriptis edidit Paulus Laband. Regimonti Pr. 1866. (22 SS. 4^{0}.)

Durch die vorliegenden verdienstlichen Arbeiten (beides akademische Gelegenheitsschriften zu gleichem Zwecke) empfängt unsere Altpreußische Rechtsgeschichte neue, sehr dankenswerthe Bereicherung. Beide sind gerichtet auf Altpreuß. Rechtsquellen, jene bietet eine quellengeschichtliche Untersuchung, diese einen Text-Abdruck.

I.

Die erste Arbeit (von Prof. Güterbock) hat zum Gegenstande die in Preußen im XVI. Jahrh. abgefaßte Seerechts-Sammlung, von welcher selbst Pardessus nur ungenügend gehandelt und L'Estocq den Abdruck einer einzigen Handschrift geliefert hatte. Indem der Verf. eine neue, kritische Ausgabe verheißt, beschäftigt er sich in der gegenwärtigen Abhandlung mit einer genaueren Untersuchung dieser bisher nicht genügend bekannten Quelle.

(§. I.) Die Grundlage der Untersuchung bilden alle vorhandenen Hilfsmittel: der bei L'Estocq gedruckte Text, dessen Original wir nicht mehr besitzen, und acht Handschriften, von denen zwei neuerdings in diesen Blättern beschrieben sind, zwei resp. drei anderweitig noch nicht bekannt waren. Alle diese Texte werden mit eingehender Sorgfalt beschrieben, mit einander verglichen und, einschließlich des L'Estocq'schen Textes, in vier verschiedene Klassen gebracht. Ganz ausgeschieden wird davon der VIII. Codex (Ambros. Adler), weil er eine von unserer Quelle abweichende selbständige Compilation enthält, die im Verfolge unberücksichtigt bleibt. Dennoch können wir den Wunsch nicht unterdrücken, auch

diese Compilation in der neuen Ausgabe aufgenommen zu sehen, um beide Preußische Seerechte beisammen zu haben.

(§. II.) Auf Grund der in §. I zusammengestellten Hilfsmittel wird der Text in vier gesonderte Bestandtheile zerlegt: 1) das „Wasserrecht“ capp. 1...22, 2) die „Ordinantia“ capp. 23...48, 3) eine wasserrechtliche Entscheidung vom J. 1522, 4) sechs nachträgliche Capitel. Die successive Vereinigung der genannten Bestandtheile erfolgte in drei Recensionen: (1.) (2.), (1.) (2.) (3.) und (1.) (2.) (3.) (4.) resp. (1.) (2.) (4.) (3.). Die erstere der letztgedachten beiden Formen dritter Recension ist die gangbarere, jedoch ist ihr die letztere als die ursprüngliche und besser geordnete vorzuziehen. — Als Grundtext für die künftige Ausgabe empfiehlt sich der Codex S. 10. 4to der Königsberger Stadtbibl., daneben der ihm verwandte Volz’sche Codex im Königsb. Prov. Archive No. 40. 4to.

(§. III.) Zeit und Ort der Abfassung werden dahin bestimmt, die Compilation sei um 1522 zu Königsberg entstanden. Die Veranlassung dazu wird in dem Umstande gesucht, daß nach dem Verluste Westpreußens wahrscheinlich Königsberg als oberste seerechtliche Instanz an die Stelle Danzig’s getreten sei. Diese Annahme erscheint um so wahrscheinlicher, als in ähnlicher Weise auch das Recht des „Oberkolmes“ auf den Rath der Altstadt Königsberg übergegangen war (Monatsschr. III, 230).

(§. IV.) Hinsichtlich der Quellen, aus welchen die Compilation geschöpft ist, ergiebt sich zunächst ihre Uebereinstimmung mit dem Flandrisch-Holländischen Seerecht, sowie mit dem Wisbyer Recht, welches letztere aus ersterem hervorgegangen ist, unter Hinzufügung gewisser dem Lübischen Recht entlehnter Artikel (vgl. die Einleitung p. 4 ff.). Es stimmen capp. 1...22 mit dem Flandrischen „Waterrecht“ resp. mit capp. 15...39 des Wisbyer Rechtes; capp. 23...48 mit dem Holländischen (oder Amsterdamer) Seerecht resp. mit capp. 40...64 des Wisbyer R. Die sechs Zusatz-Kapitel stammen aus dem Lübischen Recht und finden sich, mit Ausnahme des sechsten, im Wisbyer Seerecht wieder. Neben dieser Uebereinstimmung zeigen sich aber auch mancherlei Abweichungen, die der Verf. näher angiebt.

(§. V.) Es entsteht die Frage, welche von beiden übereinstimmenden Quellen unserem Preußischen Seerecht zum Grunde liegt: ob das Flan-

drisch-Holländische, oder das Wisbyer Recht? Entgegen der von Pardessus aufgestellten Ansicht, vertritt und beweist der Verf. das wichtige Schluß-Resultat, daß das Preuß. Seerecht eine hochdeutsche Uebersetzung sei nicht des Wisbyer, sondern des Flandrisch-Holländischen Rechtes. Die Gründe dafür entnimmt er der äußeren Form, wie der inneren Beschaffenheit und der Entstehungszeit der in Betracht kommenden Texte. Der Beweis darf hiemit als vollgiltig erbracht angesehen werden, und könnte im Hinblick auf die Lübischen Artikel noch ein Zweifel übrig bleiben, so bestätigt der neuerlich in der Monatsschrift (III, 245 f.) besprochene Danziger Codex, daß jene Artikel nicht durch Vermittelung des Wisbyer R., sondern direct aus dem Lübischen R. in unsere Compilation übergegangen sind. —

So gewinnt denn das Preußische Seerecht neben dem Wisbyer R. als selbständige Recension des Flandrisch-Holländischen Seerechts eine erhöhte Bedeutung. Um so dringender wünschen wir, daß es dem geehrten Verf. möglich sein möchte, recht bald die versprochene Ausgabe zu vollenden.

II.

Seitdem zuerst Hanow über das „Recht der Preußischen Landsassen" nähere Mittheilungen gemacht hatte, war die Kenntniß desselben durch die beiläufigen Bemerkungen von Schweikart und Töppen und durch Nachweisungen einzelner Handschriften nicht wesentlich gefördert worden. Von diesem „Preußen-Rechte" erhalten wir jetzt durch Prof. Laband, dem wir auch die Herausgabe der Quelle unseres Kulmischen Rechtes verdanken (vgl. Monatsschr. I, 74), die erste vollständige Ausgabe.

Der Herausgeber verzeichnet sieben vorhandene Handschriften, obenan 4 Königsberger, dann 2 Danziger, und eine im Privatbesitze zu Elbing. Nur die Königsberger HH. wurden für die Ausgabe verglichen; die übrigen sind nicht benutzt, bis auf diejenigen Stücke, welche Hanow aus einer der beiden Danziger HH. abgedruckt hat. — Die vier benutzten HH. zerfallen in zwei Klassen, nach Verschiedenheit der Text-Gestalt. Die erste Klasse vertritt ein einziger Codex (S. 10. 4to der Stadtbibl.), derselbe, welcher auch für das Preuß. Seerecht von hervorragender Wichtigkeit ist; die zweite die drei anderen. Jene begreift im Ganzen 127 Capitel, vom 112ten an jedoch später hinzugefügt; diese enthält nur capp. 1...98 und 102...105.

Die zweite beider Formen ist zugleich die spätere, weil sie die ursprünglich unsystematisch an einander gereihten Capitel nach Materien ordnet, wobei innerhalb der einzelnen Materien die ursprüngliche Folge beibehalten ist. Da ihr aber die neun Capitel 99...101 und 106...111 abgehen, so waren auch diese anfänglich nicht vorhanden, sondern wurden erst nach Vollendung der systematischen Recension beigefügt. Demnach ist die in Rede stehende Quelle aus drei Stücken erwachsen: capp. 1...98 und 102...105 als älteste Bestandtheile, capp. 99...101 und 106...111 in zweiter Linie, und zuletzt capp. 112...127.

Für die Zeitbestimmung ergiebt der Codex erster Klasse in der Ueberschrift das Jahr 1340 „und darnach". Damit kommt überein, daß in cap. 25 Dietrich von Altenburg erwähnt wird, welcher 1335 zum Hochmeister erwählt wurde. —

Dieses der wesentliche Inhalt der vorangeschickten Einleitung. — Der Text-Abdruck stützt sich auf den Codex erster Klasse, mit den Varianten der anderen HH. Am Schlusse sind noch zwei Capitel angehängt: ein bereits von Töppen mitgetheilter Zusatz im Reidenitz'schen Codex (am Rande zu cap. 1) und die in zwei HH. befindliche Notiz über das „Preußische Trinkrecht" (worüber vgl. Monatsschrift III, 56 ff.).

Möchte nun auch die von anderer Seite in Aussicht gestellte materielle Verwerthung dieser Altpreußischen Rechtsquelle (Mtsschr. II, 419) nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen! S—n.

Altpreußischer Verlag.

Gedichte von Eduard Heinel. Königsberg, 1865. Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Der Herausg., der verst. Regierungsrath K. H. Bartisius, glaubt mit Recht, „nicht allein dem verstorbenen Freunde ein Andenken zu stiften, sondern auch den wohlwollenden Beurtheilern der Heinelschen Muse einen willkommenen Dienst zu erweisen, wenn er ihnen hiemit eine Auswahl aus dessen hinterlassenen Gedichten darbietet." Heinel ist nicht nur durch seine Preußische Geschichte in weitesten Kreisen bekannt und geschätzt, sondern auch viele seiner älteren lyrischen Gedichte, namentlich aus dem schon 1828 hier erschienenen Büchelchen „Kränze um Urnen Preußischer Vorzeit" sind in Schulbücher und Gedichtsammlungen übergegangen und haben somit die weiteste Verbreitung erhalten. Er

hat die Heldenzeit des deutschen Ordens nicht nur als Historiker in das Gedächtniß der Jugend eindringlich zurückgeführt, sondern auch dichterisch mit aller Wärme zur Darstellung gebracht und der Poesie dadurch einen ganz neuen Stoff zugeführt. Diese Schöpfungen werden sein Andenken zu einem bleibenden machen, auch wenn man seine idyllische Erzählung „Tobias“ (1832) und seine erzählende Dichtung „das Pfingstfest“ (1833) vergessen haben wird. Vielleicht wäre es möglich gewesen, die genügende Zahl von Abonnenten zusammenzubringen, um die Herausgabe seiner gesammten poetischen Erzeugnisse in zwei Bänden lohnend zu machen, aber auch so schon verdient es Dank, daß sein recht reichhaltiger Nachlaß nicht unbenutzt geblieben ist, zumal sich in demselben, auch abgesehn von jedem persönlichen Interesse, manch schönes Gedicht vorfand. Ueber die Auswahl selbst, so weit sie unter den als Manuscript vorgefundenen und früher nur als Manuscript gedruckt gewesenen Gedichten erfolgt ist, können wir natürlich nicht urtheilen, da wir den Rest nicht kennen; doch glauben wir gern, daß alles nur einigermaßen Bedeutende gewählt ist, da schon unter dem verwandten Material selbst der wohlwollendsten Kritik Einiges als an sich schwach erscheinen muß; dagegen ließe sich mit dem Herausgeber darüber rechten, ob es nicht vielleicht angemessen gewesen wäre, diejenigen Gedichte, welche der Verfasser selbst der Veröffentlichung würdig erachtet hat, sämmtlich in diese Sammlung herüber zu nehmen, wenn sie nicht sämmtlich, als nicht eigentlich zum Nachlaß gehörig, fortgelassen wurden. Heinel gab nämlich bei seinen Lebzeiten für mehrere Jahrgänge des Altpreußischen Musenalmanachs eine Anzahl Gedichte her, und von diesen fehlen viele, z. B. „Sommernachtreise“, „An Kants Grabe“, „Das Kreuz“ und das allerliebste „Nichts“ aus dem Jahrgang 1859, „Die Weiber von Elbing“, „Trinklied“ u. s. w. aus dem Jahrgang 1861, während das daselbst unter dem Titel „Der deutsche Nationalverein“ abgedruckte zwar in die neue Sammlung übernommen, aber in „Deutschlands Einheit“ umgetauft ist. Das Prinzip, wonach hier gegangen ist, läßt sich nicht leicht erkennen, denn an sich gehören diese weggelassenen Gedichte wenigstens größtentheils zu den besten und dichterischsten, die Heinel überhaupt verfaßt hat. Möglich, daß der burschikos-scherzhafte Ton einiger, namentlich der „Sommernachtreise“, bei welcher es zwei sich Trennenden zur glücklichen Stunde einfällt, ihr Bündniß mit köstlichem Wein zu segnen, worauf sie dann:

„Die Flasch' an der Lippen Rand,
Einmal um das andre in's Sternenland

schauten,“ dort „Wunder auf Wunder“ wahrnahmen, „stets näher und näher dem funkelnden Plan sich die erkennende Seele hinan“ schwingen fühlten, die Sterne im doppelten Glanz sahen „und, als sie nun zur Herberg' einfuhren, beide — im Himmel zu sein schwuren“, ferner des „Trinkliedes“ und des „Nichts“ trotz ihrer Harmlosigkeit dem geistlichen Charakter des Dichters nicht ganz angemessen erschienen ist, womit wir um so weniger übereinstimmen könnten, als Heinel selbst keinen Anstand genommen hat, damit vor das Publikum zu treten, seine Muse auch gerade durch diesen heiter-gemüthlichen Ton charakterisirt ist; auch erklärt sich die Fortlassung der ernsten Gedichte dadurch noch nicht,

wie denn andererseits auch wieder kleine Scherze, z. B. „Schuldenlast", S. 107, Aufnahme gefunden haben. — Sehen wir von den Gelegenheitsgedichten ab, die sich lediglich auf Privatverhältnisse beziehn und denselben angepaßt sind, so lassen sich die Stoffe der Heinelschen Muse hauptsächlich in drei Gruppen sondern: kirchliche, patriotische und allgemein ethische, wiewohl häufig auch eine Verbindung oder Vermischung stattfindet. Heinel liebte sein Predigtamt und war durch und durch Protestant; so erhielt auch seine Poesie eine geistliche Färbung und einen lehrhaften Ton, selbst wo sie sich nicht gerade auf kirchlichem Gebiet erging. Schon die Ueberschriften „die Bibel", „an Luther", „Luthers Becher", „der Glaube", „die heilige allgemeine Kirche", „am Pfingstfeste", das er als „der Kirchen Ehrentag" preist, „Auferstehung" und viele andere lassen auf den Inhalt schließen. Doch halten sich alle diese Gedichte von eigentlichem Dogmatismus fern, sprechen überall der freien Forschung des Menschengeistes das Wort, vertreten die Vernunft gegen Wahn und Aberglauben und versuchen eine poetische Darstellung der humanen Lehren des Christenthums. Immer wieder dringt er auf ein geistiges Einkehren in sich selbst, auf eine Besserung von innen her, so S. 2:

Soll es endlich besser werden,
Sucht die goldne Zeit in euch:

oder S. 54:

Spiegelt innen sich der Himmel,
Muß ein Himmel außen sein.

S. 114:

Tief im Herzen mußt du's haben,
Was beseligt und erfreut.

ähnlich auch S. 199:

Nicht draußen im Strudel verrauschender Lust
Erwarte, das Glück Dir zu finden:
Die Seligkeit wohnt in der eigenen Brust,
Hier mußt Du sie ewig begründen.

und gleich darauf:

Der wahre Glauben wohnt nicht in Gebärden,
Kein äußerlich Bekenntniß schließt ihn ein:
Das Streben ist's, Gott ähnlicher zu werden;
Und liebend sich der Menschheit Heil zu weih'n.

Auch speciell die Altstädtische Kirche, bei welcher er seit 1842 als Prediger segensreich wirkte, gab seiner Muse Veranlassung zu gelegentlichen poetischen Ergüssen. Die Gedichte: „die alte Kirche", „der Kirchenplatz", „die neue Kirche" und die „Cantate zum Pfingstfeste 1856" beziehen sich auf sie. Ebenso schrieb er die Texte zu den kirchlichen Musikaufführungen, die zur Feier des dritten Säcularfestes der Albrechts-Universität und der Legung des Grundsteins für das neue Gebäude veranstaltet wurden. Die Schule kann er sich nicht ohne religiöse Grundlage denken, und so ist ihm Dinter, dessen Jahresfest er gewöhnlich durch ein Gedicht begrüßte, der Mann,

der der Jugend zarte Blüthen
In Gottes Garten fromm gepflegt,

dessen „Weg das Evangelium" war, den man nur „die Wege Gottes wandeln sah", aber zugleich auch der Mann des Volks, der „vor keinem Ordensstern erschrack" und „seiner Zeit das Licht gebracht" hat. Es gelang ihm vortrefflich bei diesen zum Absingen bei der Festtafel bestimmten Gedichten zugleich der ernsten Bedeutung der Feier und dem heiteren Charakter in der Begehung derselben Aussprache zu geben und überall die rechten Schlagworte zu treffen. — Heinels Patriotismus giebt sich dichterisch in Gesängen zu erkennen, die sich, überall getragen von einem liberalen Geiste und männlichen Freimuth, aber andererseits wieder jeden Parteistandpunkt in politischem Sinne ausschließend, theils auf das allgemeine deutsche Vaterland, dem er die frühere Reichseinheit unter einem mächtigen Kaiser wünscht, theils auf Preußen, das „Vorwärts" soll und muß, und seine großen Regenten, die Hohenzollern, durch die „Preußen groß und stark" geworden und denen er mit innigster Liebe zugethan ist, theils auf unser engeres Vaterland Preußen, dessen Geschichte ihm ehrwürdig ist, das so viel für Deutschland gethan, „das Licht, das es empfangen, dreifach zurückgegeben", für Deutschlands Befreiung in den Vorderreihen gekämpft hat. Was war sein Lohn dafür:

Für manche Todeswunde,
Für manchen Heldenstrauß
Schloß man vom deutschen Bunde
Dich kalt als Fremdling aus,
Und Deutschland überzählet,
Mit Stolz die edlen Gau'n;
Doch Preußen — ach es fehlet,
Ist drunter nicht zu schaun.

Die Gegenwart erscheint ihm in ihren Bestrebungen kleinlich, wenn er an die große Zeit zurückdenkt, wo die Kreuzherren hier ihr neues Culturreich im Kampfe für das Kreuz errichteten, und er drückt diesen Gegensatz fast epigrammatisch zugespitzt und nicht ohne beißende Ironie am Schluß des bezüglichen Gedichts dahin aus:

Die Welt ist arm geblieben,
An hoher Begeisterung leer. —
Wohl giebt es noch Herren mit Kreuzen,
Doch keine Kreuzherren mehr.

Weiter aber, als in diesen mehr allgemeinen Beziehungen, spricht sich seine Beschäftigung mit den Tagesfragen nicht aus. — So wie allen diesen Gedichten kirchlichen und patriotischen Charakters ein starkes ethisches Element beigemischt ist, so hat eine Reihe anderer lediglich diese Grundlage. Selten nur kommt eine lyrische Stimmung durch sich selbst zur poetischen Verwerthung; meistthin sucht der Dichter aus derselben den Uebergang zur moralischen Betrachtung, immer den inneren Menschen zur Selbsterziehung und Weiterbildung in der engsten Anlehnung an die Natur auffordernd. Hier offenbart sich seine

ganze Liebenswürdigkeit und Milde des Urtheils, zugleich aber auch die ihm inwohnende Kräftigkeit der Gesinnung. — Was die Form anbetrifft, so unterscheiden sich leicht Lieder, zum Singen bestimmt und höchst singbar geschrieben, Gedichte ohne diesen Zweck und baladenartige Erzeugnisse. Zu letzteren lassen sich zählen „Friedrichs Degen", „Gustav Adolph in München", „Luthers Becher", „der Dammbruch" und „die Eiswacht". Sie würden sämmtlich von größerer Wirkung sein, wenn sie nicht etwas zu weitschweifig und wortreich, zu genau in der Schilderung der Situation und zu wenig concentrirt in der Anlage wären. Auch verleugnet sich hier meist ein lehrhafter Grundgedanke nicht, sodaß sich das Ergreifende der Handlung nicht leicht ganz rein empfinden läßt. Der Vers ist in allen Gedichten correkt, die Sprache zwar ohne bedeutenden Schwung, aber überall gefällig und frei von Auswüchsen, der Bilderreichthum nicht groß, aber passend verwerthet. Alles in Allem sind wir überzeugt, daß das Buch nicht nur den alten Freunden Heinels eine liebe Erinnerung an den Geschiedenen sein, sondern ihm auch in Stadt und Land noch viele neue Freunde erwerben wird. Nochmals also dem Herausgeber besten Dank. 

Alterthumsgesellschaft Prussia.

(Vgl. III, 360.)

29. Juni. (Letzte Sitzung vor den Ferien.) Als Geschenk empfing die Gesellschaft von Hrn. Landrath von Goßler in Darkehmen (durch Vermittelung des Hrn. Stadtrath Dr. Hensche) einen broncenen Schildbuckel nebst fünf broncenen Römischen Kaisermünzen, gefunden in einem alten Grabe zu Schackumehlen (Kirchsp. Wilhelmsberg, Kr. Darkehmen). Der Schildbuckel, bis auf die fehlende Hälfte des Randes wohl erhalten, mißt $2^1/_2$ Zoll Höhe und $7^3/_4$ Zoll Durchmesser mit Einschluß des Randes, ohne diesen $4^1/_2$ Zoll Durchmesser. Die noch erhaltene Hälfte des Randes hat 3 Löcher; in zweien stecken die Nägel, mit denen der Buckel befestigt war. In der Wölbung des Buckels lagen die angegebenen fünf Münzen, deren Gepräge durch Feuer völlig zerstört ist; nur die Buchstaben S C (Senatusconsulto) sind auf mehreren leserlich. — Hr. Wessel zeigt eine schön erhaltene Türkische Goldmünze, welche mit mehreren anderen Goldmünzen von einem Bauer in der Gumbinner Gegend auf seinem Besitzthum gefunden worden ist. Die Beschreibung der Münze von sachverständiger Hand mag hier beigegeben werden.*) — Eine aus

*) „Die mir vorgelegte Goldmünze, etwa in Ducatenwerth, ist ein türkischer

Insterburg eingegangene Ankaufsofferte von 84 Stück verschiedener Münzen wird abgelehnt, weil dieselben nur zum geringsten Theile unsere Provinz betreffen. — Dr. Reicke legt Zeitungen vor, aus den ersten Jahren des 30jährigen Krieges, in Königsberger Nachdrucken des Joh. Fabricius. Eben derselbe theilt eine Druckschrift mit, die folgenden Titel führt: „Eine Warhafftige Geschicht Wie den 8. Julij dieses jetzt lauffenden 1618. Jahrs ein Mägdlein von einem, gestaltet wie ein Eißgrawer Mann in deß Teufels Hoffart Stube getragen, vnd jhm daselbst allerley Hoffertige Kleider, damit etliche hohes vnd niedriges Standes Personen einher prangen, gezeiget, vnd die Leute dafür zu warnen befohlen worden. Gedruckt zu Königsberg im Jahr, 1618.“ Daran schließen sich Mittheilungen des Genannten über Philipp Kayser (Keiser) oder Cäsar, den 8ten Pfarrer der Altstädtischen Kirche zu Königsberg (1569...76 cf. Arnoldt's Nachrichten von ... Predigern hrsg. v. Benefeldt I, 32); insbesondere verliest Dr. R. ein in derben Ausdrücken gehaltenes (Lateinisches und Deutsches) Epigramm auf jenen unbeliebten Theologen, von einem Zeitgenossen abgefaßt, mit angehängter Notiz über Cäsar's Lebenswandel. Beide Stücke finden sich handschriftlich in einer Druckschrift Cäsar's (Königsberg 1575). S—n.

Fonduk von Sultan Murâd III. (reg. 1575...1594) aus Amasia in Kleinasien. Die Inschriften lauten:

Av: Der Präger des Goldes, der Inhaber der Macht und des Sieges zu Lande und zu Meer (ist)

Rev: Sultan Murad der Sohn des Selim Chan. Groß sei sein Sieg. Münze von Amasia. Jahr 983.

983 der Hidschra (1575 n. Chr.) ist das Jahr des Regierungsantritts Murâd des Dritten. Auf allen älteren Türkenmünzen findet sich nur das Jahr des Regierungsantritts des Sultans. Auf den neueren Münzen befindet sich außerdem an irgend einem schicklichen Platze das Regierungsjahr des Sultans.“ N.

Mittheilungen und Anhang.

Urkunden-Funde.

In ähnlicher Weise, wie wir für die „Handschriftlichen Funde aus Königsberg" eine laufende Rubrik eröffnet haben, werden wir nun auch gelegentlich gefundene Urkunden mittheilen, welche zu alten Bücher-Einbänden verwandt worden sind. Indem wir auf zwei frühere Funde dieser Art (Steffenhagen Catalogus not. 40, Haupt's Zeitschrift XII, 516) Bezug nehmen, beginnen wir mit dem Abdruck einer Danziger Urkunde.

1. Ein Danziger Seebrief 1448.

(Original auf Pergament, mit der Siegel-Stelle auf der Rückseite. Ausgelöst aus dem Druckbande S. 489. 4to der Königl. Bibl., wo die Urkunde als hinteres Vorsetzblatt eingeheftet war. Rechts etwas beschnitten, wodurch nur wenige und leicht zu ergänzende Buchstaben verloren gegangen sind. Stellenweise bis zur Unleserlichkeit abgerieben, und die drei ersten Zeilen in Folge des Einheftens verschmutzt; durch Anwendung eines chemischen Reagens — der Giobert'schen Tinctur — konnte jedoch Alles mit Sicherheit entziffert werden.)

Vor allen vnde Itczliken, de dieſſen Breff zeen, horen, adder leſen, Bekennen [wy] Borgermeiſter vnd Rathmanne der Stat danczik, mit erbedinge frundlikes grotes vnde vormogen alles gudes, begerende witliken to ſiende, vnde tugen opembar In vnd mit deſſem vnſem Breue, dat Schipper Mathis Neg[en]-dangk, deſſe bewiſer, vnſe medeborger is, vnde dat Schipp, dat he nw tortyt foret, mit den guderen darInne weſende, em vnd vnſen Borgeren tobehoreth, So dat nymandes van buten landes parth, nach deel daran hefft, denne ſe alleyne. Worvmme alle Erwirdige vnde Irluchte vorſte[er] vnde herren Geiſtliker vnde wertliker achte, ffogede, houetlude, Ridder[e,] knechte, Richtere, Borgermeiſter, Rathmanne vnd gemeynde In Stede[n,] Sloten, offt In dorpperen vnd gemeynliken, alle Erſame lude vnd wiſe

guden frunde, de myt deſſem vnſem breue beſocht, ermaneth vnde ang[ero-] pen werden, wy mit beſunderem vlite, deger frundliken Bidden, dat ſ[e] den ergenanten Mattis Negendanck mit ſyme Schepe vnd gude dorc[h] ere lande, Stede, hauenne, Strome vnd gebede fredeſam, velich, vmb[e-] ſchedeget vnde vngehinderth widder vnd forth theen, faren vnd Segele[n] laten, vnd em In ſynen handelingen vnd geſchefften forderlik, hulplik vnd byſtendich ſyn wellen, wor em des to watir, offt to lande noth vnde behoff doen. dat vorſchulden vnd vordenen wy alle wege gerne kegen ſe alle vnd eynen Itczliken beſunderen In ſulken vnd grotteren ſaken, wor wy mogen. Im bekentniſſe der warheit is vnſer Stat Danczik Secret torugg (torugg) hirvp gedrucket. Im jare vnſes herren veerthienhundirt vnd Achtvndſeertich, am dingeſdag na Aſcenſio domini.

Zur Erläuterung der vorſtehenden Urkunde dient eine Abhandlung von Joh. Ernſt von der Linde († 1721 cf. „Das Gelahrte Preußen“ I, 170 ff.) „Kurtze jedoch gründliche Vorſtellung deß der Stadt Dantzig in Puncto der Schiffarth und Außgebung der See-Brieffe competirenden Rechtens“, in ſeinen ungedruckten Opuscula (handſchriftlich in der Königl. Bibl. Ms. 1954) Pars I pag. 177 ff. (vgl. „Preußiſche Sammlung“ II, 544). S—n.

Ein Kaſchubiſch-Deutſches Wörterbuch

beabſichtigt Dr. Florian Cenôva zu Bukowitz bei Terespol in Weſtpr. (laut Anzeige vom 1. Juli 1866 in der Danziger Zeitung No. 3704) im Laufe des folgenden Jahres bei H. F. Bönig in Danzig herauszugeben und erſucht daher alle Kaſſuben und Freunde der kaſſubiſch-ſlowiniſchen Sprache, ihn mit Sammlungen von Wörtern unterſtützen zu wollen.

Handſchriftliche Funde aus Königsberg.

(Vgl. III, 370.)

13. Preußiſche Geſchichtsquellen.

Faſt gleichzeitig mit dem 19ten Bande der Scriptores der Monumenta Germaniae (Handſchriftl. Funde No. 9 Monatsſchr. III, 371) iſt auch der dritte Band unſerer „Scriptores rerum Prussicarum“ erſchienen, in alt bewährter Weiſe von zweien der drei Herausgeber,

Strehlke und Töppen, bearbeitet. Wir können den reichen Inhalt dieses Bandes, unserem Plane gemäß, hier nur soweit in Betracht ziehen, als darin Königsberger HH. benutzt worden sind.

1) Zuerst hat Dr. Strehlke bei seiner Ausgabe Johann's von Posilge (No. IV) von einer Reihe von HH., theils des Prov. Archives, theils der Königl. Bibliothek, beiläufigen Gebrauch gemacht. Wir bemerken besonders folgende sechs. A) B) Die beiden Privilegien-Sammlungen des Bisthums Pomesanien (A. 205 und 204 des Archives), welche kurz beschrieben (S. 31 f. N. 1) und zur Feststellung der Reihe Pomesanischer Officiale benutzt werden (S. 32 ff.). — Ferner sind zu dem gleichen Zwecke für eine zweifelhafte Lesart in den Pomes. Synodalstatuten v. 1411 drei weitere HH. herbeigezogen (S. 32 f. N. 3): C) Archiv Schiebl. LXV und D) E) Königl. Bibl. No. 93, 433 (cf. Steffenhagen Catalog. No. XXXII, XXXIII).*) — F) Endlich aus den Annales Silesiae superioris, welche auch in den Monumenta Germaniae abgedruckt sind, (Ms. 1150 der Kgl. Bibl. cf. Mtsschr. III, 371) werden ein paar Stellen mitgetheilt (S. 423).

2) Von Conrad Bitschin, dem Kulmer Stadtschreiber, dessen wir bereits gelegentlich gedachten (H. Funde No. 5 Mtsschr. II, 658), von seinem Leben und seinen Schriften, erhalten wir jetzt durch Dr. Töppen (No. VI) die erschöpfendste Nachricht. Indem der Herausgeber in ihm den Verfasser einer Fortsetzung zu Dusburg (welche er nach einem Thorner Manuscript abdruckt) bis zur Evidenz nachweist, verbreitet er sich in der Einleitung (S. 472 ff.) auch über die übrigen Schriften Bitschin's, die uns in 3 Königsberger HH., des Archives und der Königl. Bibl., überliefert sind. Die Schriften sind, außer A) dem schon mehrfach erwähnten und benutzten Kulmer Stadtbuch (Archiv A. 78), vorzüglich

*) Die von Strehlke gemachte Bemerkung über die H. an dritter Stelle (E), daß „diebische Hände" (seit ihrer Benutzung durch Jacobson) sie verstümmelt hätten, bedarf nach zwei Seiten der Berichtigung. Einmal bezieht sich jene Bemerkung in Wirklichkeit auf die zweite H. (No. 93), sodann aber sind die fehlenden Stücke, wie sich bei genauerer Untersuchung herausgestellt hat, dem Prov. Archive überwiesen worden (Schiebl. LXV^{a} No. 111...135). Wir vermissen diese Berichtigung unter den Nachträgen des Herausgebers (S. 727) und sprechen den Wunsch aus, daß das Versäumte seiner Zeit nachgeholt werden möge.

B) C) seine „Libri de vita coniugali“ in zwei HH. der Kgl. Bibl. (No. 1762 und 1310), ferner die „Epistola ecclesie deplanctoria“ und die „Exhortacio ad universos prelatos“ etc. (beide dem Werke de vita coniugali in Ms. 1310 angehängt).

Aus dem Kulmer Stadtbuch (vgl. darüber S. 472, 477) veröffentlicht der Herausgeber zur Lebensgeschichte Bitschin's zwei Notizen, namentlich eine interessante Urkunde über eine kirchliche Stiftung desselben (S. 474 N. 3, 4). — In der Beilage zu Bitschin's Chronik (S. 507 ff.) folgen die „literärisch bedeutende“ Widmungsepistel, sowie geschichtlich wichtige Stücke aus den Libri de vita coniugali*) (cf. S. 472 f., 475 ff.) und aus der gedachten Epistola (cf. S. 477).

3) An letzter Stelle endlich (No. VII) liefert Töppen eine kritische Ausgabe der früher sog. Zamehl'schen Chronik, die er passender, als „Vorbild und Grundlage der späteren, allgemein sogenannten Hochmeisterchronik“, mit dem Namen der „älteren Hochmeisterchronik“ bezeichnet. Unter der großen Zahl von HH. sind hiezu auch 3 Königsberger benutzt, von denen die erste unter sämmtlichen HH. den vornehmsten Platz einnimmt: A) Königl. Bibl. No. 1558, der „älteste und beste“ Codex (S. 519 f., 539) und darum der Ausgabe zum Grunde gelegt; B) Archiv No. 11 fol. (S. 523, 538); C) Kgl. Bibl. No. 1557 (S. 526).

14. Universitäts- und Gelehrtenleben im Reformations-Zeitalter.

Unter obigem Titel (Erlangen 1866. 8⁰) hat Prof. Muther (früher in Königsberg) eine Sammlung theils in Rostock, theils in Königsberg gehaltener Vorträge bekannt gemacht, von denen die meisten bereits anderweitig (und zwar zum größeren Theile in den „Neuen Preuß. Prov.-Blättern“) veröffentlicht waren. Unter diesen Vorträgen (IX an der Zahl) sind mehrere von speciellem Interesse für unsere Provinz: so No. V über Christoph Kuppener, der seiner Geburt nach ein Altpreuße ist („Pruterus de Lobaw“); No. VII/VIII über Johann Apel und No. IX über Anna Sabinus, welche beiden durch Aufenthalt und Wirken un-

*) Darunter aus lib. VIII cap. 41 auch eine juristisch interessante „questio“ über das Steuerbewilligungsrecht der Stände, worin auf zwei Stellen des Decretum Gratiani Bezug genommen wird (S. 512).

serer Provinz angehört haben, jener als Kanzler des Herzogs Albrecht, diese, Melanthon's Lieblingstochter, als Gattin des ersten Rectors der Albertina. Ein näheres Eingehen auf das Einzelne des vorliegenden Buches, das ebenso anziehend geschrieben ist, als es vollgiltiges Zeugniß gründlichster Gelehrsamkeit ablegt, müssen wir uns hier versagen: nur die benutzten Königsberger HH. haben wir aus dem reichhaltigen Quellen-Apparat (worunter auch viele seltene Druckwerke der Königsb. Bibl.,*) sowie Urkunden des Prov. Archives) herauszuheben.

1) In dieser Beziehung ist vorzüglich wichtig gleich die erste (vorher noch nicht gedruckte) Nummer: „Bilder aus dem mittelalterlichen Universitätsleben." Hier findet sich (S. 7 ff.) nach einem auch sonst interessanten Codex der Königl. Bibl. (No. 161 cf. Zeitschrift für RG. IV, 187) ein sehr bemerkenswerthes Schriftstück aus der Mitte des 15ten Jahrh.: „Ein sehr schöner Brief von einem dummstolzen Beanus [Schulfuchs, Klosterschüler] und einem demüthigen Studenten." Die Erläuterungen, mit denen der Herausg. den „sehr schönen Brief" begleitet, bieten unter Anderem erwünschten Aufschluß (S. 21) über den Ursprung des sog. Signum depositionis (jetzt initiationis) an der Königsberger Universität.

2) Für die Biographie Kuppener's (S. 129 ff. vgl. Jahrbuch des gem. dtsch. Rechts VI, 149 ff.) ist eine überaus werthvolle Hauptquelle eine eigenhändige Sammlung Kuppener'scher „Collectaneen" in dem Manuscript No. 34 fol. des Prov. Archives. Den Werth der Sammlung, welche in der Beilage (S. 396 ff.) beschrieben wird, beweisen zahlreiche Auszüge und Citate an verschiedenen Stellen der Biographie. Anderweitige Nachricht von demselben Manuscript findet man: N. Preuß. Prov.-Blätter 3. Folge VIII, 268 ff. und Zeitschrift für Rechtsgesch. IV, 195 ff. — Ein „Nachtrag" (S. 406 ff.) giebt Auskunft über Kuppener'sche „Familienpapiere", die sich zu Königsberg im Privatbesitze befinden.

3) In der Biographie Apel's (S. 230 ff. cf. N. Preuß. Prov. Blätter 3. F. VII, 1 ff.) sind verschiedene Manuscripte des Prov. Archives be-

*) Hiezu eine beiläufige Bemerkung. Der seltene Königsberger Wiederabdruck der Defensio Apelli pro suo coniugio (von dem ersten Königsb. Drucker Hans Weinreich, 1524), welchen M. nicht hat zu Gesicht bekommen können (S. 256, 455 f.), ist von Dr. Reicke in der Gotthold'schen Bibl. (Ca. 30. 4to) gefunden worden.

nutzt; außerdem wird gelegentlich (S. 294 m. N. 218) auch die H. des Brachylogus (No. 56*) der Königl. Bibl. Steffenhagen Catal. No. XLIX) berücksichtigt, welche mit der von Apel zu Königsberg entdeckten H. dieses Werkes nicht identisch ist.

15. Recht der Preußischen Landsassen.

Vier Königsberger HH., je 1 der Wallenrodt'schen und der Stadt-Bibl., 2 der Königl. Bibl., sind benutzt in der oben (S. 460 f.) angezeigten ersten Ausgabe des „Preußen-Rechtes“ (Jura Prutenorum edid. Laband. Regimonti Pr. 1866. 4⁰).

16. Stroband's Gedenkbuch.

Mit wenigen Worten verzeichnen wir endlich eine neue Erwerbung der Königl. Bibl., wodurch eine lange verschollene H. zu sicherer Aufbewahrung gelangt ist. Heinrich Stroband (der dritte dieses Namens), Bürgermeister zu Thorn, († 1657) hinterließ ein „Gedenck Buch“, worin er vom Jahre 1601 bis zu seinem Tode die wichtigsten Begebenheiten aus seinem und seiner Familie Leben, sowie aus der Thorner Stadtgeschichte niedergeschrieben hatte. Dieses Gedenkbuch, später von Zernecke in seiner „Thornischen Chronica“ (2. Aufl. Berlin 1727. 4⁰) vielfach excerpiert und im „Gelahrten Preussen“ (Thorn 1723) II, 165 ff. kurz beschrieben, befindet sich jetzt unter den Manuscripten der Kgl. Bibl. (No. 1982). Außer dem Stroband'schen Gedenkbuch enthält der Codex als willkommene Fortsetzung noch ein zweites „Gedenck-Buch“ des vorhin genannten Zernecke über die Jahre 1672 bis 1741, mit vielen originalen Briefen. Beide Werke sind für die Thorner Stadtgeschichte, wie für die Geschlechter-Geschichte der Strobande und Zernecke gleich wichtig.

S—n.

Vergebliches Suchen.

A. Franck (F. Vieweg) in Paris sucht antiquarisch:

1 Grunau, Simon, Talhmitanus, Chronicon Prussiae. Danzig 1550. [sic!].

f. Börsenbl. f. d. dtsch. Bchhdl. 1866. No. 86. S. 1490. [13608.]

---

*) Nicht 50, wie sowohl an der angegebenen Stelle, als auch in den Preuß. Prov. Blättern l. c. S. 100 durch einen Druckfehler gesagt ist.

Universitäts-Chronik 1866.

30. Juni. Med. Doctordiss. v. **Arth. Kittel** (aus Bolmin): De amputatione in tertia femoris parte a Gritti proposita. (32 S. 8.)

11. Juli. Med. Doctordiss. v. **Ewald. Hecker** (aus Halle): Nonnulla de tuberculosis pulmonum et aetiologia et therapia. (31 S. 8.)

— — Phil. Doctordiss. v. **Otto Ritter** (aus Berlin): De Roberti Greeni tabula: Friar Bacon and Friar Bungay. Thoruni. Typis expressit Ern. Lambeck. (38 S.) (in engl. Sprache.)

13. Juli. „**Bekanntmachung**" der von den Facultäten gestellten vier Aufgaben zur Bewerbung um die von dem Comité ehemaliger Universitäts-Genossen zur Verfügung gestellten vier Prämien à 100 Thaler. Ablieferungstermin 24. Juni 1867. Prämien-Vertheilung 20. Juli 1867.

1. Theol. Facult.: Sanctitatis notio e Pentateucho ceterisque libris Vet. Test. diligenter eruatur.
2. Jurist. Facult.: Die Lehre vom Rückfall.
3. Medic. Facult.: Mit Zugrundelegung von Pflüger's Untersuchung über die Nervenendigungen in der Glandula submaxillaris, u. unter Benutzung der von demselben empfohlenen Untersuchungsmethoden sollen die Nervenverbretungen u. Nervenendigungen in der Glandula Parotis erforscht werden.
4. Pilos. Facult.: Ueber ausländische Gottheiten u. deren Verehrung bei den Griechen.

Die 4 Facultäten stellen für d. Bearbeitung den Gebrauch der deutsch. Sprache frei, die philos. Facult. verlangt aber, daß die Belegstellen in der Ursprache angeführt werden.

17. Juli. Med. Doctordiss. v. **Maur. Sigism. Weintraub** (aus Kgsbg.): De duplicitate quadam monstrosa in capite vitulino animadversa. (32 S. 8. mit 1 Steindrtaf.)

20. Juli. Med. Doctordiss. v. **Berthold. Benecke** (aus Elbing): De vi acidi picronitrici physiologica. (30 S. 8.)

20. Juli. Jahrestag der Einweihungsfeier des neuen Universitäts-Gebäudes. Prämien-Vertheilung an stud. theol. J. C. Lehmann, stud. med. H. A. Bille u. stud. math. J. J. H. Th. Meyer.

21. Juli. Jur. Habilitationsschrift von **Paul. Laband**, utr. jur. Dr. et P. P. O. d.: Jura Prutenorum saeculo XIV condita nunc primum e libris manuscriptis edidit. (22 S. 4.)

21. Jul.. Phil. Habilitationsschrift von **Oskar Schade** phil. Dr. P. P. O.: Fragmenta carminis theodisci veteris nuns primum edidit. (17 S. 8.) [Oratio publica de consonantia finali quomodo in poesi Germanorum evaluerit jam die XXIX mensis Octobris 1864 habita est. (cf. Altpr. Mtsschr. 1864. S. 667.)]

22. Juli. Phil. Habilitationsschrift von **Carol. Hopf**, phil. Dr. et P. P. O.: Leonardi Chiensis de Lesbo a Turcis capta epistola Pio papae II missa ex cod. ms. Ticinensi primus edidit. (15 S. 8.) [cf. Altpr. Mtsschr. 1865. S. 280. (31. März.)]

23. Juli. Philol. Docterdiss. v. **Herm. Fietkau** (aus Elbing): **De carminum Hesiodeorum atque hymnorum quatuor magnorum vocabulis non Homericis.** (4 Bl. u. 60 S. 8.)
25. Juli. Philol. Thesen von **Joh. Hübner** (aus Barten).
„ „ Philol. Thesen von **Alb. Tribukait** (aus Angerburg).
27. „ Med. Thesen von **Jul. Bloch** (aus Wilna).
„ „ Med. Thesen von **Isaac Rogow** (aus Wilna).
„ „ Med. Thesen von **Phil. Thal** (aus Schönbruch).
„ „ Med. Thesen von **Arth. Wiewiorowski** (aus Hohenstein).
„ „ Med. Thesen von **Sigism. Wolkowisky** (aus Wilna).
28. „ Philol. Doctordiss. v. **Walth. Frenzel** (aus Lyck): **De Andocidis de pace oratione.** (29 S. 8.)

ð

Bibliographie 1865.

(Fortsetzung.)

Delßer. Kritik u. Abfertigung der Schrift: „der religiöse Unterrichtsstoff für 1-, 2-, 3-, 4-, 5- u. 6klassige Volksschulen in Stadt u. Land, ausgewählt u. vertheilt von Dr. Saalborn, in Gemeinschaft mit E. Meyer, Pastor, u. F. Müller, Landschullehrer," vom praktischen Standpunkte u. lediglich mit Rücks. auf die einklassige Volksschule. Eine Denkschrift von J. F. **Delßer**, ev. Volksschullehrer. Elbing. Neumann-Hartmann. (64 S. 8.) 6 Sgr.

Deneke, Dr. Ferd. (Lehrer an d. Gewerbeschule in Danzig †), Die große Orgel in Oliva, ihr Bau u. Verfall, sowie ihre Restauration durch den Orgelbaumeister Herrn F. W. Kaltschmidt aus Stettin. Danzig. Homann.) (44 S. 8.) 8 Sgr.

Döbbelin, Carl. jun., Ueber den Werth u. die Nothwendigkeit der Zahnpflege. (Kgsbg. Druck v. E. J. Dalkowski.)

Döring. Choralkunde in 3 Büchern von G. **Döring**, Kgl. Musik-Direct. u. Ehrenmtgl. der Alterthsgesellsch. Prussia, Cantor u. Präcentor der evangel. Hauptkirche zu St. Marien in Elbing u. Gesanglehrer am Kgl. Gymnas. daselbst. Danzig. Bertling. (X u. 500 S. m. e. Beigabe: Sieben slavische Melodieen . . .) 2 Thlr. 4 Sgr.

— — Sieben slawische Melodieen aus dem 16. u. 17. Jahrh. Harmonisirt u. mit deutschen Texten versehen. Als Vorläufer einer größern Sammlung slawischer geistlicher Melodieen u. Lieder aus alter Zeit mit Original-Texten u. deren deutschen Uebersetzungen. Beigabe zu G. Döring's Choralkunde. Ebd. (8 S. gr. 8.) 3 Sgr.

— — Liederbuch für Turner u. für Schule u. Haus. Zum 2-, 3- u. 4stimmig. Gebrauche eingerichtet u. hrsg. 2., und mit besonderer Rücksicht auf Schule, Haus u. Volksleben verm. Aufl. Elbing. Neumann-Hartmann. (VIII u. 152 S. gr. 16.) 1/3 Thlr.

Donaleitis, Chrn., litauische Dichtungen. Erste vollständ. Ausg. m. Glossar. Von Aug. Schleicher. St. Petersburg. Leipzig. Voss. (336 S. Lex.-8.) 1 Thlr. 13 Sgr.

Dulk, A. B., Jesus der Christ. Ein Stück für die Volksbühne in 9 Handlungen mit e. Nachspiel. Stuttg. Ebner. (VIII u. 280 S. gr. 8.) 1 Thlr.

— — Ein Wort zur Selbstvertheidigung. [Recensionen u. Mittheilg. üb. Theater und Musik. No. 38.]

Ehrhart, Die Baptisten u. die Kindertaufe. Ein Hirtenruf an die Gemeinde von Dr. **Jul. Friedr. Wilh. Ehrhart**, Pfarrer der Culmer Amtsniederung in Westpr. Culm. Gedr. bei C. Brandt. (1 Bl. u. 18 S. gr. 8.)

Eichhorst, Dr. Otto, De cohortibus urbanis imperatorum Romanorum. Accedunt tituli cohortium urbanarum. Danz. Anhuth. (24 S. 4.) 1/3 Thlr.

— — Zwei epigraphische Untersuchungen. I. Die Procuratores jure gladii der römisch. Kaiserzeit und die Veränderungen in der Verwaltung der früher pro-

curatorischen Provinzen. II. Die Procuratores castrenses der römischen Kaiserzeit. [Neue Jahrbüch. f. Philol. u. Paed. 91. Bd. 2. & 3. Hft. S. 197—213.]

Ellendt, Gymn.-Dir. Dr. Frdr., Lateinisch. Lesebuch f. d. untersten Klassen der Gymnasien. 15., vielf. verb. Aufl. Mit: Alphabet. geordnet. Wörterverzeichniß von Oberl. Dr. C. F. W. Müller. Kgsbg. Gebr. Bornträger. (X u. 192 u. 68 S. 8.) 1/2 Thlr. Wörterverzeichn. apart 1/6 Thlr.

— Dasselbe. Mit: Nach der Reihenfolge der Stücke geordnetes Wörterverzeichniß von Oberl. Dr. C. F. W. Müller. Ebd. (X u. 192 u. 63 S.)

— Georg, De Hagenoa Alsatiae inferioris civitate Palatina. Kgsbg. (Schubert & Seidel.) (37 S. gr. 8.) 1/5 Thlr.

Erinnerungen aus dem Leben eines ostindischen Missionars (aus Ostpreuß. gebürtig). Halle. Fricke. (VI u. 470 S. 8.) 1 Thlr. 7 1/2 Sgr.

Erlebnisse eines preußischen Kaufmanns während des galizischen Aufstandes i. J. 1846. [Die Grenzboten. No. 28.]

v. **Essen**, Aug., Denkschrift üb. d. Anlage v. Runkelrüben-Fabriken im Weichsel-Nogat-Delta. Aus d. Verhdlg. des Comité's, welches am 22. Febr. cr. zu Marienburg tagte, entworfen. (Danz. Druck v. A. W. Kafemann.) (8 S. 8.)

Fabiani, ks. kan. K., Kazania na niedziele całego roku dla użytku JJ. XX. kaznodziejów na nowo do druku podane przez ks. E. Biernackiego. Tom I. Brodnica. C. A. Köhler. (374 S. 8.) 1 1/2 Thlr.

Fahle, H. (Oberl. in Neustadt in Westpr.), Aphoristische Bemerkungen üb. d. Unterricht in der Mathematik. [N. Jahrb. f. Philol. u. Paed. II. Abth. Bd. 92. Hft. 4. S. 181—194.]

Fasbender (Professeur à Thorn), Construction du carré dont les côtés passent par quatre points donnés. [Archiv d. Mathem. u. Phys. hrsg. v. Grunert Theil 43. Hft. 4. S. 472. 473.]

Feldzug, der, von 1859 in Italien, bearbeitet von einem preuss. Offizier. III. Theil. 2. Hälfte. Mit e. Plane in 1 : 50,000 Maasstabe. Thorn. Lambeck. (X u. S. 175—647.) cplt. 6 2/3 Thlr.

Flugblatt No. 4 der volkswirthschaftl. Gesellsch. für Ost- u. Westpreußen. Wirthschaftliche Betrachtungen üb. d. preuß. Sttshaushalts-Etatsentwurf für 1865. Danzig, Dr. u. Verl. v. A. W. Kafemann. Desgl. No. 5. Zur Arbeiterfrage. Ebd. (14 S. 8.)

Foß, **Zeitschrift** f. Preußische Gesch. u. Landeskunde, unt. Mitwirkung von Droysen, L. v. Ledebur, Preuß, L. v. Ranke u. Riedel hrsg. v. Prof. Dr. R. Foß. 2. Jahrg. Hft. 1—12. Berlin. Bath. (VI u. 802 S. gr. 8.) 4 Thlr.

(**Freitag**, Rudolf), Thesen zur Kunst- und Alterthums-Pflege im ehemal. Franziskaner-Kloster u. zu der mit dem Museum verbund. Unterrichtsfrage hochachtungsvoll gewidmet dem Hrn. Ober-Bürgermeister, Geh.-R. v. Winter. Danzig. Anhuth in Comm. (16 S. 8.)

Friedländer, Prof. Ldw., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. 1. Theil. 2. verm. Aufl. Leipz. Hirzel. (XII u. 398 S. gr. 8.) 2 1/4 Thlr.

— — Moeurs romaines du règne d'Auguste à la fin des Antonins. Traduction libre faite sur le texte de la 2e édit. allemande, avec des considérations générales et des remarques, par Ch. Vogel, membre de la Société d'économie politique de Paris. Tome I. Paris. Reinwald (XLVIII u. 436 S. 8.)

Friedrich, Privatdoc. Dr. Ernst Ferd., Das sogen. hohe Lied Salomonis od. vielmehr das pathetische Dramation „Sulamit“ parallellistisch aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt. Separat-Abdruck aus d. Altpr. Mtsschr. Kgsbg. Pr. 866. (865.) Akadem. Bchhdlg. v. Schubert & Seidel. (2 Bl. u. 54 S. gr. 8.) 2/3 Thlr.

Frischbier, H., Preußische Sprichwörter und volksthümliche Redensarten. Gesammelt u. hrsg. 2. verm. Aufl. Nebst Anhang, enthaltend drei Gutachten üb. die erste Aufl. des Werkes. Berlin. Enslin. (XIV u. 322 S. 8.) 1 Thlr.

Fritzen, Rud., Preußische Käfer. In systemat. Reihenfolge bearbeitet. Lfg. 1. Neustadt. Westpr. Verl. v. H. Brandenburg (Th. Anhuth in Danzig in Comm.) (III u. 59 S. gr. 8.) 12 Sgr.

Fülleborn, Kreisrichter, Ein Wort für die Verordnungen vom 1. Juni 1833 und 21. Juli 1846 u. gegen den Entwurf einer Prozeßordnung in bürgerl. Rechtsstreitigkeiten. Culm. Gedr. bei C. Brandt. (26 S. gr. 8.)

Genthe, Herm. (in Memel), Zu dem Berliner Scholiasten des Lucanus. [N. Jahrb. f. Philol. u. Paed. 89. Bd. 12. Hft. S. 859—860.]

Gersdorff, R. (Wasserbau-Inspector), Nachweisung des bisher. Hufenstandes u. der bisher. Deichlasten für jede einzelne Ortschaft im Weichsel-Nogat-Delta. Aufstellg. des künftig. Deichkatasters u. Berechnung der künftigen Deichlasten. (dat.: Marienburg, d. 1. Sept. 1865.) (Danzig. Druck v. A. W. Kafemann.) (10 Bl. fol.)

Gesänge z. Einweihung des Tempels in Schmalleninken am 27. Elul 5625 — 18. September 1865. Tilsit, gedr. bei J. Reyländer. (8 S. gr. 8.)

(**Gisevius**, Otto, (Kgl. Landrath des Kreises Allenstein), Entgegnung auf die Denkschrift des Comité's in Thorn: „Wie ist die Eisenbahn Thorn-Königsberg (Bartenstein) am schnellsten u. billigsten herzustellen?" Allenstein. Gedr. bei A. Harich. (28 S. 8.)

Glagau, Otto, Fritz Reuter u. seine Dichtungen. Berlin. Th. Lemke. (V u. 311 S. 8.) 1 Thlr. eleg. geb. $1^1/_3$ Thlr.

Glaser. Jahrbücher für Gesellschafts- und Staatswissenschaften. Hrsg. von Prof. Dr. Glaser. 12 Hefte. Bd. III. IV. Jahrg. 1865. gr. 8. Berlin. Exped. à Bd. 3 Thlr.

— — Prof. Dr. J. C., Die Erhebung des Arbeiterstandes zur wirthschaftl. Selbstständigkeit mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse in Preußen. 5 Vorträge, gehalten im Berliner Buchdruckergehilfenverein. Berlin. Selbstverl. (108 S. 8.) $7^1/_2$ Sgr.

— — Rechtliche Bedenken, betreff. die Ansprüche auf Succession in die Herzogthümer Holstein, Schleswig u. Lauenburg. [Abdr. aus d. Jahrbüch. f. Gesellsch.- u. Staatswissensch.] Berl. Exped. (III u. 86 S. Lex.-8.) $^1/_2$ Thlr.]

— — Die Entwickelung der Wirthschafts-Verhältnisse bei den Griechen. [Abdr. aus d. Jahrb. f. Gesellsch.- u. Sttsw.] Ebd. Heinicke. (35 S. Lex.-8.) $^1/_3$ Thlr.

Goldschmidt. Zeitschrift für d. gesammte Handelsrecht, hrsg. v. Dr. L. Goldschmidt u. Dr. P. Laband, Proff. VIII. Bd. 4. Hfte. Erlangen. Enke's Verl. gr. 8. 3 Thlr. 18 Sgr. IX. Bd. 1. Hft. Ebd.

— — Ueber den Erwerb dinglicher Rechte von dem Nichteigenthümer u. die Beschränkung der dinglichen Rechtsverfolgung, insbesondere nach handelsrechtl. Grundsätzen. [Ztschr. f. d. gesammte Hdlsrecht. Bd. VIII. S. 225—343. Bd. IX. S. 1—74.]

Golts, Dr. (in Kgsbg.), Bericht über die Leistungen in der speciellen Anatomie. [Canstatts Jahresbericht über d. Fortschritte der gesammt. Medic. im J. 1864. Bd. I. Würzburg. S. 117—126.]

Goltz, Bogumil, Das Kneipen und die Kneip-Genies. Berlin, 866. (865.) Janke. (60 S. 16.) $^1/_6$ Thlr.

Spielberg, Otto, Himmel- u. Höllenfahrten eines Kleinstädters. Leipzig. Luppe. (VII u. 64 S. 8.) 9 Sgr.

v. d. Goltz, Lehr. Dr. Freiherr, und Baumeister W. Kinzel, ländliche Arbeiterwohnungen od. Darstellung der Nothwendigkeit e. Verbesserung der ländl. Arbeiterwohnungen nebst Vorschlägen u. Zeichnungen zu ihrer zweckmässigen Ausführung. Gekrönte Preisschrift. Kgsbg. u. Tilsit. Theile's Buchh. (48 S. Lex.-8. m. 21 Steintaf.) $1^1/_6$ Thlr.

Gottschall, Rud., Dramatische Werke. Bdch. 1—4. Leipz. Brockhaus. gr. 16. à $^1/_2$ Thlr. [1. Pitt u. Fox. Lustspiel in 5 Aufzügen. (X u. 128 S.) — 2. Mazeppa. Geschichtl. Trauerspiel in 5 Aufzügen. (192 S.) — 3. Die Diplomaten. Lustspiel in 5 Aufzügen. (132 S.) — 4. Der Nabob. Trauerspiel in 5 Aufzügen. (141 S.)]

— — Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Lebens- u. Weisheitssprüche aus deren Werken. Ein Führer durch das Leben und die sittliche Welt. Mit 8 (lith.) Farbendr.-Bildern v. Jules Vogel. 3. wesentl. verm. u. verb. Aufl. Leipzig. 866. (865.) Amelang. (XII u. 302 S. 8.) In engl. Einb. m. Goldschn. $2^1/_2$ Thlr.

— — Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon. Neue Folge. Hrsg. v. R. Rud. Gottschall. 1. Jahrg. 12 Hefte (à 5 Bg.) Leipzig. Brockhaus. (960 S. Lex.-8.) à Heft 6 Sgr.

— — Blätter für literar. Unterhaltung. Hrsg. v. Rud. Gottschall. Jahrg. 1865. 52 Nrn. (à 2 Bg.) od. 12 Hfte. gr. 4. Ebd. 10 Thlr.

Graff, Max (aus Schwetz), De phthisi tuberculosa chronica. Diss. inaug. med. Berol. (32 S. 8.)

Gregorovius, Ferd., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5. Jahrh. bis zum 16. Jahrh. Bd. V. Stuttg. Cotta. (XII u. 658 S. gr. 8.) $3^1/_3$ Thlr. (1—5: 15 Thlr. 28 Sgr.)

Gregorovius, Ferd., Wanderjahre in Italien. Bd. III. Siciliana. Wanderungen in Neapel u. Sicilien. 2. durchgesehene Aufl. Lpz. Brockhaus. (XI u. 396 S. 8.) 1 Thlr. 24 Sgr. in engl. Einb. 2 Thlr.

G..nata Lietuweninkams. (Drukawota prie Aug. Stobbe i Klaipėdoj.) (4 S. gr. 8.)

Gronau, Prof. J. F. W., Theorie u. Anwendungen der hyperbolischen Functionen, vornehmlich Bestimmung d. Widerstandscoefficienten aus Fallversuchen. [Aus d. Schriften d. naturf. Gesellsch. z. Danzig f. d. J. 1865 abgedr.] Danzig. (Anhuth.) (80 S. Lex.-8. m. 1 Steintaf.) 2/3 Thlr.

Grünhagen, Dr. A. in Kgsbg. i/Pr., Bemerkungen üb. d. Summation von Erregungen in der Nervenfaser. [Zeitschrift f. rationelle Medic. hrsg. v. Henle u. Pfeufer. 3. Reihe. 26. Bd. 1. u. 2. Hft. Lpz. u. Heidelb. S. 190—224.]

Haase, Eug. Ern. (aus Tilsit), De febri scarlatinosa Diss. inaug. med. Berol. (32 S. 8.)

Hagen, A., Sendschreiben über die Madonna della Sedia an Herrn R. Weigel. [Archiv f. d. zeichnenden Künste. Hrsg. v. R. Naumann u. R. Weigel. 11. Jahrg. 2. Hft.]

Hagen, (Geh. Oberbaurath Dr.) G., Handbuch der Wasserbaukunst. 3. Theil. Das Meer. 4. Bd. A. u. d. T.: Seeufer- u. Hafen-Bau. 4. Bd. Mit e. Atlas von 9 Kpft. in Fol. u. e. Inhalts-Nachweisung der 4 Bde. Berlin. Ernst & Korn. (IV u. 398 S. gr. 8.) 4 2/3 Thlr. (I—III: 42 Thlr. 28 Sgr.

Hahn, Car. Max. Eug. (aus Ortelsburg), De carcinomate uteri. Diss. inaug. med. Berol. (32 S. 8.)

Hannemann, C. J. (Holzhändler), Cubik-Tabellen für Bretter, Bohlen, Mauerlatten, Balken u. Rundholz. (Danzig. C. Doubberck. Druck v. A. W. Kafemann. (64 S. 8.) eleg. geb. 20 Sgr.

— — Cubiktabellen für runde Hölzer in ganzen u. halben Zollen u. nach Umfang. Ebd. (S. 45—64. 8.) eleg. geb. 10 Sgr.

Hartmann's v. Heldrungen, Hochmeisters des deutschen Ordens, Bericht üb. die Vereinigung d. Schwertordens m. dem deutsch. Orden u. üb. die Erwerbung Livlands durch den letzteren. Hrsg. v. Ernst Strehlke. [Abdr. aus d. Mittheilungen aus d. Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- u. Kurlands.] Riga. (Kymmel.) (29 S. gr. 8.) 6 Sgr.

Heermann, evang. Pfarrer zu Neuteich, die Arbeiterfrage in unserm Kreise. Vortrag gehalten in der Sitzung des landwirthsch. Vereins zu Neuteich am 10. Jan. 1865.

Heiden, Dr. Ed. (Lehr. an d. landw. Akad. in Waldau), die Phosphorsäure in ihren Beziehg. z. Landwirthschaft. Hamm. (Berlin, Grote). (VIII u. 143 S. gr. 8.) 18 Sgr.

Heidenhain. Studien des physiologischen Instituts zu Breslau. Hrsg. von Prof. Dr. Rud. Heidenhain. Hft. 3. Leipz. Breitkopf u. Härtel. (133 S. gr. 8. m. 2 lith. Taf.) 27 Sgr.

Heinel, Dr. Ed., Predig. in Kgsbg., Gedrängte Uebersicht der vaterländischen Geschichte, als Hilfsbuch zur Erlernung derselben für Schüler u. als Anhang der Geschichte Preußens für das Volk u. die Jugend. 13. verm. Aufl. Kgsbg. Aug. Wilh. Unzer. (76 S. gr. 8.) 3 Sgr.

— — Gedichte. (Hrsg. von K. H. Bartisius.) Kgsbg. Druck von E. J. Dalkowski. (X u. 202 S. 8.)

[Herbart.]

Allihn, F. H. Th., Beleuchtung einer Beurtheilung der Philosophie Herbart's vom vermeintlichen katholisch. Standpunkte. [Zeitschrift f. exacte Philos. Bd. V. Hft. 3. Lpz. S. 312—331.]

Leander, P. J. H., Framställning och Granskning af Herbarts filosofiske standpunkt. Akademisk Afhandling. Förra Häftet. Lund. (137 S. 4.)

Swahn, Oscar, Docent vid Universitetet i Lund, Om Betydelsen af Herbarts philosophiska standpunkt. Akademisk Afhandl. Lund. (39 S. 4.)

Hevelke, Heinr., Pastor zu St. Bartholomäi, der Herr hilft in der Noth Leibes u. der Seele. Predigt gehalt. am Sonntage Lätare 1865 üb. das Evangel. Joh. 6, 1—15 in der Pfarrkirche z. St. Bartholomäi. Auf Verlangen zum Druck gegeben. Danzig Druck v. Edw. Gröning. (16 S. gr. 8.) 2 1/2 Sgr.

Hilder, G., Esaias Tegnérs Axel. Aus dem Schwedischen. Kgsbg., 864 (verdruckt für 865) Hübner & Matz. (38 S. 16.) 1/3 Thlr.

Periodische Literatur (1866).

Schlesische Provinzialblätter. Hrsg. v. **Th. Oelsner.** N. F. 5. Jahrg. Juni. Juli. (S. 337—456.) C. J. Bergius, Schulden u. Steuern. Mente, Erinnerungen a. d. Vertheidig. d. Fstg. Breslau währd. d. Belag. v. 1806/7. R. Reicke, Zwei „Zettel von Madame Karschin" an Scheffner. Th. Oelsner, Hünengräber b. Gr.-Strehlitz. F. Kr., die Lebensversichrg. u. die Leute, die sich emporarbeit. wollen. Ulfilas, Karow u. Arthur Lutze. Das Bunzlauer Waisenhaus. General Pullet. Fr. Zeh, Eine theure Kuh — u. doch keine. Zur Gesch. d. heimathl. Gaunerei. Neigebaur, d. Schweidnitzer Schützengesellsch. Offener Brief des Lehr. Knorr in Jacobswalde an Schlesiens evang. Volksschullehrer. Th. Oelsner, d. schles. Forst-Verein in 25j. Bestehen. Bericht üb. d. V. Turnlehr.-Versamml. Beil. III: Referat v. Rector Dr. Bach üb. „Einwürfe geg. Einführg. des Turnens in d. Landschul. Schles." — R. Drescher, Zwei schles. Christkindelspiele. Holtei's Briefe an Aug. Kahlert. Th. Oelsner, Bertermann, Schneider u. Dichter. Noch e. flieg. Blatt aus d. Befrgszt., d. Landsturm 1813, v. Fr. Rühs. mitgeth. v. Schmidt. F. R. Hoffmann, d. Grabmal d. letzt. Hrzgs v. Oppeln. Blumenlese. H. Strusche, schles. Sprüchw., Redensart. u. Ausdr. Th. Oelsner, Repräsentation schles. Altthskunde. Fragen, Anregungen, Antworten. — Lit.- u. Kstbl. — Zur Chronik u. Statistik. — Briefkasten. — Anhang.

Schriften der Kgl. physikalisch-ökonomisch. Gesellschaft zu Königsberg. 7. Jahrg. 1866. 1. Abth. Kgsbg. In Comm. bei W. Koch. (VII, 130 u. 11 S. 4. mit Taf: 1—III.): Verzeichn. der Mitgl. am 1. Juli 1866. S. I—VII. Verzeichniss der in Bromberg's Umgegend wild wachsend. phanerog. Pflanzen v. L. Kühling. S. 1—29. Bericht üb. d. Versamml. des preuss. botanisch. Vereins in Tilsit am 6. Juni 1865. Vom Vorstande. (m. Taf. I.) S. 30—66. Meteorolog. Beobachtgen in Cranz v. 15. Juni bis 20. Sept. 1865 angestellt u. mitgeth. von Dr. med. G. Thomas. S. 67—70. Vorbemerkungen zur geologisch. Karte der Prov. Preussen v. Dr. G. Berendt. (m. Taf. II.) S. 71—80. Beitrag z. preussich. Ornithologie von Prof. G. Zaddach. S. 81—84. Zweiter Nachtrag zum neuen Verzeichniss der Preussisch. Käfer Königsberg 1857 v. Dr. Lentz. S. 85—98. Dritter Nachtrag zur Mollusken-Fauna Preussens v. Dr. A. Hensche S. 99—106. Die Bernstein-Ablagerungen u. ihre Gewinnung v. Dr. G. Berendt (m. Taf. III.) S. 107—130. Sitzgsberichte f. d. J. 1866. S. 1—11.

Hartmann's v. Heldrungen, Hochmeist. d. deutsch. Ord., Bericht üb. d. **Vereinigg. des Schwertordens mit d. dtsch. Orden** u. üb. d. Erwerbg. Livlands durch denselben; hrsg. v. **E. Strehlke.** [Mittheilung. aus dem Gebiete d. Gesch. Liv-, Est- u. Kurlands hrsg. v. d. Gesellsch. f. Geschichte u. Alterthsk. d. Ostsee-Provinzen Russlds. 11. Bd. 1. Hft. Riga, 866. Kymmel. (Leipz., F. Fleischer.)]

Büttner, Alfr., d. Vereinigg. des livländ. Schwertbrüderord. mit d. **deutsch. Ord.** [Ebd. 11. Bd. 1. Hft.]

Verlustliste der Truppentheile des Kgl. **erst. Armeekorps** v. 27. Juni u. 3. Juli 1866, letztere wie sie am Tage nach der Schlacht eingegang. ist. I. II. [**Ostpr. Ztg.** Beil. zu 167 u. 168.] Desgl. soweit sie bis zum 30. Juli eingegang. ist. [Pr. Stts-Anzeiger. 188. (besond. Beil. No. 9.)]

Verlustlisten der Kgl. preuß. Armee, soweit sie bis z. 20. Juli eingegang. sind u. **uns. Prov.** betreff. [**Ostpr. Ztg.** 172—174.] Desgl. bis 21. Juli. [Ebd. Extrabl. v. 30. Juli] desgl. bis z. 23. Juli [Ebd. 177. 180 (Beil.) 181. 182.]

Kurze Gesch. d. Verwaltg. d. **Bernstein-Regals** in **Preußen.** I. [**Kgsbg. Amtsbl.** 29.]

Schulz, d. Vbreitg. des Dammwildes in d. **Prov. Preußen.** [Forstl. Blätter. hrsg. v. Grunert. 12. Hft.]

Die See-Unfälle an d. **Preuß. Ostseeküste** betreffd. [**Danz. Amtsbl.** 18. 19. Preuß. Hdlsarchiv. 1. Hälfte. 21. S. 554.]

Betr. d. Mischehen u. d. Erziehg. der in denselben gebor. Kinder. Auszug aus d. Bevölkergs-Tabell., enthaltd. d. Nachricht von den Mischehen nach d. Aufnahme vom

3. Dez. 1864 (für d. Prov. Preußen). [Amtl. Mitthlg. d. Kgl. Konsist. zu Kgsbg. i. Pr. 6. Stück. No. 531.]

Dr. Freih. v. d. Goltz in Waldau, d. Entwicklg. der landw. Fortbildgsschulen im Bez. d. ostpr. landw. Centralstelle währd. d. Winters 1865/66. [Land- u. forstwirthschftl. Ztg. 28. Landw. Dorfztg. 29 (Beil.).]

Die Abgaben-Erhebung f. d. Benutz. d. Oberländ. Canals. [Kgsbg. Amtsbl. 26. (außerord. Beil. No. 7.)]

Der Verkehr auf d. oberländ. Canal in 1865. [Preuß. Hdlsarchiv. 1. Hälfte. 6. S. 158.]

Fr. Dentler, die Kämpen zw. Nogat u. Weichsel. [Globus. 10. Bd. 6. Lfg.]

*Schwetz, 1. Juni. (Ueber d. Deichverhältnisse der Schwetz-Neuenburger Niederung.) [Graud. Gesellige. 68.] Inserat v. Ed. Krüger-Gr. Sanskau (eingehde u. sachgemäß. Entgegnung auf obig. Correspdzartikel.) [Ebd. 79.]

Summarische Uebers. aus d. Jahres-Rechnungen d. Ostpr. Städte-Feuer-Sozietät in d. Reg.-Bez. Kgb. u. Gumbinn. f. d. J. 1865. [Kgbg. u. Gumb. Amtsbl. 26.] Desgl. d. Westpr. Feuer-Societät in d. Reg.-Bez. Marienw. u. Danz. pro 1865. [Danz. Amtsbl. 20.]

Die Sparkassen im Reg.-Bez. Kgsbg. (Ende 1865: 15 Sparkass. m. 593,520 Thlr. dazu Reservefonds 62,486 Thlr. — Kgsbg: 302,492 Thlr. Memel: 137,407 Thlr. Rössel: 50,384 Thlr. Rastenburg: 14,470 Thlr. 2c. — Sparkassenbüch. sind im Umlauf 11,010 Stück, in Einlagen bis 20 Thlr.: 5144, bis 50 Thlr.: 2677, bis 100 Thlr.: 1636, bis 200 Thlr.: 1000, über 200: 553 Stück. Die Vzinsg. erfolgt zu 3, 3½, 4, 4½ pCt.) [Kgb. Amtsbl. 26.]

Littauische Sagen. Gesammelt v. A. G. Lankusch. (Die Seejungfrauen im Teiche bei Pokalna. [Unthaltg. d. liter. Kränzch. 15.]

S. (in F.) Zur poln. Erbauungslit. (betr. d. neue im Auftr. d. Evang. Oberkirchenraths v. Pfarr. Gerß in Ortelsbg. besorgte bei E. Lambeck in Thorn erschien. Ausg. d. Postille des Sam. Dombrowski.) [Ev. Gemdebl. 31.]

Erinnerung an braunsberger Kriegsaffairen. I—IV. [Braunsb. Kreisbl. 7. 11 (Beil.). 17. 44 (Beil.).]

Culm, 12. Juli. (Einweihungs-Feier des neuen Lehrgebäudes des Kgl. kathol. Gymnasiums zu Culm 9. u. 10. Juli 1866.) [Danz. Kathol. Kirchenbl. 29.]

Die 50jähr. Stiftgsfeier d. Danziger Regierung. (1. Juli im Sessionssaale der Kgl. Reg. z. Danzig: Verlesung d. Stiftgs-Urk. Kabinets-Ordre v. 14. Apr. 1816; Ansprache des Reg.-Präs. v. Prittwitz; Enthüllg. des vom Könige geschenkten Bildes Fr. Wilh. IV.; Vertheilg. e. v. Reg.-R. Oelrichs verfaßt. Erinnerungsschr.: „Der Reg.-Bez. Danzig seit d. J. 1816." (Danz., 866. 56 S. gr. 8.)) [Danz. Ztg. 3698. Westpr. Ztg. 150. cf. Land- u. forstw. Ztg. 30.]

Handels- u. Gewerbeberichte aus Danzig. [Preuß. Hdlsarchiv. 1. Hälfte. No. 6. 8. 9. 13. 17. 22.]

Der Handel Danzigs in Bezug auf d. Landwirthsch. [Land- u. forstw. Ztg. d. Prov. Preuß. 26.]

General-Uebersicht der Ausgaben d. Stadt Danzig in Contributions-, Requisitions- und and. Angeleghten v. 28. Mai 1807 bis ult. März 1813. (ca. 40,746,533 Danz. Fl. = 10,186,633 Thlr.) [Danz. Ztg. 3750.]

(Bericht üb. d. Versamml. d. Kst.- u. Alterthsfreunde 15. Juni in d. Räumen des Franziskanerklosters zu Danzig und d. Ansprache des Bildhauers Freitag. [Westpr. Ztg. 151.]

R. Bergau, Zur Erhaltung der Kunstdenkmale Danzigs. [Danz. Dampfb. 141.]

Markull, Die (von Kaltschmidt aus Stettin) restaurirte Orgel in der St. Nikolaikirche (sogen. „Schwarzmönchenkirche") zu Danzig. [Danz. Ztg. 3724. vgl. Westpr. Ztg. 175.]

Die „Westpreuß. Friedensgesellsch. (zu Danzig 3. Aug. 1816 gestift. unt. d. Vorsitz des 1816 nach Danzig z. Oberpräsid. berufenen, nachmal. Staatsminist. v. Schön; Auszug aus d. Bericht des zeit. Secret. Pred. Müller b. Gelegh. d. 50j. Erinnerungsfeier. [Danz. Ztg. 3755. 3756.]

Handels- u. Gewerbeberichte aus Elbing. [Preuß. Hdlsarchiv. 1. Hälfte. 5. 12. 22.]

Insterburg. Aus d. Jahresber. d. Hdlskammer zu Insterburg pro 1865. [Insterbg. Ztg. 83.]

Hdls.- u. Gewerbeberichte aus Kgsbg. [Pr. Hdlsarch. 1. Hälfte. 7. 11. 14. 21. 25.]

Ein- u. Ausfuhr von **Kgsbg.** im J. 1865. [Ebd. 10.]
Dr. **Hagen's** Vortrag (in d. Stadtverordn.-Versamml. v. 24. Juli) üb. d. Resultate der am 3. Dec. 1864 in **Kgsbg.** vorgenommenen Volkszählg. (mit Berücks. der in Berlin gewonnenen Resultate) auf Grund der von Assessor Ritschmann gefertigt. Zusammenstellung der Tabellen der Zählg. v. 3. Dec. 1864 in Kgsbg. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 172. **Ostpr. Ztg.** 174 (Beil.).]
Hdls.- u. Gewerbeberichte aus **Memel**. [Preuß. Hdlsarch. 1. Hälfte. 6. 9. 13. 17.]
R. Glockenweihe in **Mohrungen** (am Pfingstfeste 20. Mai 1866. [**Ev. Gemdebl.** 25.]
Hdls.- u. Gewerbeberichte aus **Thorn**. [Preuß. Hdlsarch. 1. Hälfte. 5.]
Hdls.- u. Gewerbeberichte aus **Tilsit**. [Ebd. 1. Hälfte. 6. 9. 13. 17.]
= Kgsbg., 26. Juli. (Bericht üb. den von **Laue**, Besitzer der Pinnauer Mühlenwerke bei **Wehlau** unt. großen Mühen u. Opfern (ca. 20,000 Thlr.) unternommenen u. 25. Juli fertig geword. u. feierl. eingeweiht. Neubau der **Pinnauer Schiffsschleuse**. [**Pr.-Litt. Ztg.** 174. cf. **Ostpr. Ztg.** 173.]
Die Gruppe v. Reinhold **Begas**: Venus tröstet den von einer Biene gestochenen Amor. [Unsere Zeit. N. F. II. Jahrg. 2. Bd. 13. Hft. S. 78.]
Woysch (in Germau), Auch zur Erinnerung an **Borowski**. [**Ev. Gemdebl.** 25.]
Storch (in Juditten), Noch etwas zur Erinnerung an **Borowski**. [Ebd. 31.]
Zum Gedächtnisse **Borowski's**. (Lat. Carmen des Pfarr. Dr. **Wasianski** an d. tragheim. Kirche dem Erzbisch. v. B. am 17. Juni 1830 zu sm. 90jähr. Geburtstage gewidmet.) [Ebd. 29.]
G. Skizzen aus **Dinters** Leben. I. (**Der Volksschulfreund**. 12.]
‡ Bericht über d. 50jähr. Amtsjubiläums-Feier des Direct. des Gymnas. in Danzig Dr. **Frdr. Wilh. Engelhardt** am 2. Juli 1866. [**Danz. Ztg.** 3698.]
Hasenow, Fr., Literarische Säculargedächtnisse. 1. **Gottsched** u. seine Gattin. [Sonntags-Bl. hrsg. v. F. Spielhagen. 21. od. 22.]
Allihn, F. H. Th., Ein Urtheil d. Jahrbüch. f. dtsche Theol. üb. d. Ethik nach **Herbart**. [Ztschr. f. exacte Philos. Bd. VII. Hft. 1. S. 99—102.]
Cäsar **Rüstow**. †. (Nekrolog.) [**Ostpr. Ztg.** 163.]
Zwei „Zettel von Madame Karschin" an **Scheffner**. Mitgeth. von Dr. **R. Reicke**. [Schles. Provinzialblätt. Juni. S. 354—358.]

♂

Aberglauben aus Masuren.

Mitgetheilt von

Dr. M. Töppen.

(Fortsetzung.)

2. Die Zauberei und die Versegnungen.

Das Personale, welches die Vermittelung zwischen der schwachen Menschheit und den dunkeln Mächten besorgt, die Waidelotten, Signoten und Zauberer haben schon Lucas David und die beiden Meletius im sechszehnten Jahrhundert treffend gezeichnet. Durch alle Jahrhunderte fort hat ihr Geschlecht sich erneuert. In einem Visitationsreceß der Passenheimer Kirche von 1667 (in der Kirchenregistratur zu Passenheim) wird unter andern gesagt: „Man weiß in der Gemeinde von keinem Zantler noch Wahrsager, nur Elias Schawitza wird wegen eines Segensprechens angegeben, hierauf vorgefordert und bei großer Strafe ermahnt, solches hinfort nicht mehr zu treiben.“ Der Segensspruch war den Akten beigelegt, ist aber leider verloren. Von einem Versegner zu Friedrichshof um 1741 war in der Mittheilung über die weißen und kalten Leute die Rede. Um 1756 war das Versegnen nach Pisanski (No. 24 §. 12) bei den Landleuten hin und wieder, wo nicht offenbar, doch heimlich, in Uebung. Zum Viehsegnen, fährt er fort, lassen sich mehrentheils päbstliche Beschwörer gebrauchen, die wohl ehe auf Unkosten einer ganzen lutherischen Dorfschaft von weit her zu dieser Handlung geholt worden. Vor etwas mehr, als zwanzig Jahren geschah solches in einer namhaften Gemeinde dieses Königreichs, als in der Nachbarschaft desselben Dorfs sich eine Seuche unter dem Vieh äußerte. Die Sache ward verrathen und die Schuldigen mußten deshalb auf Befehl der Oberen wegen dieses gegebenen Aergernisses

öffentliche Kirchenbuße thun. Die Prediger gaben sich dabei alle Mühe, ihnen die Ungereimtheit und Sündlichkeit ihres Verfahrens vorzustellen, und es schien auch, daß sie durch den erhaltenen Unterricht davon wären überführet worden. Allein der Erfolg, nach welchem diese Art Leute die Sittlichkeit einer Handlung viel sicherer, als nach den bündigsten Beweisgründen zu beurtheilen glauben, mußte sie in ihrem Irrthum bestärken. Die Seuche räumte das Vieh in der rund umher liegenden Gegend stark auf; ihr Dorf hingegen blieb verschont. Was aber das Merkwürdigste war, so fiel zwar ein einziges Stück in demselben, aber eben dasjenige, so sich dazumal verlaufen hatte, als mit der übrigen versammelten Heerde die Segnungsceremonie vorgenommen ward, und welches also ihrer Meinung nach keinen Antheil an dem Segen hatte. Hier war es nun den unumstößlichsten Vorstellungen unmöglich, etwas auszurichten."

Auch gegenwärtig noch giebt es Waideler, Signoten, Zauberer, Zantler, Wahrsager, Versegner, Hexen oder wie man diese Leute sonst nennen will, in Menge.

Frauen, die rothe Augen haben, besonders alte, sind schlimme Leute; sie können hexen, und vor ihnen nimmt sich das ganze Dorf in Acht.

Im jedem Dorfe giebt es eine oder ein Paar Personen, meistens Frauen, aber oft auch Männer, die in dem besonderen Rufe stehen, die Kunst des Versegnens zu verstehn. Es sind oft gebrechliche oder sonst durch körperliche Schäden auffallende Personen, in K. bei Hohenstein z. B. ist es ein Zwerg. Sie leben meist in dürftigen Verhältnissen.

Oft wird ihre Hülfe ganz so, wie Pisanski vor mehr als hundert Jahren schildert, von einer ganzen Dorfschaft oder von mehreren in Anspruch genommen. Als es noch Gesammthütungen gab, war es Regel, daß das Vieh zu Mariä Verkündigung, Matka boża (25. März) ausgetrieben werden mußte, die Witterung mochte sein, wie sie wollte, wenn auch nur auf eine Stunde. Dann mußte die Heerde gegen den Wolf und gegen Krankheiten versegnet werden. Hiezu wurde ein Mann, der dies verstand, für ein oft recht ansehnliches Honorar bestellt. Sobald er ankam, ging er um die Heerde herum, sprach seinen Segen, und fuhr dann schleunigst weiter, wenn er dasselbe auch noch an andern Orten zu thun hatte, wie es gewöhnlich der Fall war.

Für dieses Geschäft so wie für schwerere Krankheiten bedurfte man eines besonders erfahrenen, gewissermaßen eines Oberzauberers. Von diesen Oberzauberern, schreibt der ehemalige Pfarrer Krolczyk in Kurken (im evangelischen Gemeindeblatt Jahrgang 1857 No. 50), welchen stärkere böse Geister zur Verfügung stehen, nimmt man in der Regel an, daß sie nie bezaubern, sondern nur entzaubern. „Jedoch ist mir, fährt derselbe fort, auch schon von solchen erzählt, die ihre Macht nach beiden Seiten hin anwenden und zwar den näher Wohnenden zum Schaden und den entfernten zum Segen. Sie schaden auch solchen, die ihnen geringe Geschenke oder keine bringen. Wer von solchen Zauberern mit einer Krankheit behext ist, der ist übel daran. Er muß dann oft 10 bis 15 Meilen zu einem besonders berühmten Zauberer hin, dessen Ruf größer ist, als der, der ihn behext hat. Die Leute wissen auch viel von den heftigen Dialogen zwischen den dienstbaren Geistern der beiden Zauberer zu erzählen. Gewöhnlich finden diese in der Küche, und am besten um Mitternacht, sonst auch vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang statt, wo die Besprechungen in der Regel vorgenommen werden. Im Neidenburger Kreise sind solche Zauberer ansäßig, so viel mir bekannt ist, in S. (Kirchspiel Soldau), in G., einem Vorwerk von F. (Kirchspiel von Rauschken), in G. (Kirchspiel Jedwabno, jetzt seit einem Jahre provisorisch zu Kurken geschlagen). Ihre Praxis erstreckt sich auf einen weiten Umkreis, oft 3 bis 4 Meilen weit. Der Oberzauberer von G. hält sich Pferde, und bereist die ganze Umgegend bis nach Allenstein und Gilgenburg zu. Er hat diese Praxis von einer Oberzauberin aus Neu-Bartelsdorf (Kreis Allenstein, Kirchspiel Jedwabno, jetzt Gelguhnen) Namens R. Diese, so wie schon vor ihr die Mutter, bereiste 4 Kreise, den Neidenburger, Allensteiner, Osteroder und Ortelburger. Sie gab sich außer dem gewöhnlichen Zaubergeschäfte namentlich auch mit Wahrsagen und Schatzheben ab. Vor circa zehn Jahren wußte sie mit Hülfe eines evangelischen Lehrers, der dabei als katholischer Geistlicher fungirte, einen wohlhabenden Wirth in P. (Kirchspiel Saberau) beinahe um sein ganzes Grundstück zu bringen, indem sie ihm versprach, auf seinem Gehöfte einen Schatz zu heben. Dafür kam sie denn, sowie der saubere Lehrer, ins Zuchthaus. Wo sie jetzt ist, unter den Lebendigen oder Todten, weiß ich nicht."

Die Hexen oder Hexer (so sagt man hier oft) können dem Menschen alles mögliche anthun (uczynek), durch den bösen Blick, durch Anhauchen, durch Berühren, durch Beschütten und dadurch, daß sie ihm etwas zu essen geben.

Sehr gefürchtet ist der böse Blick. Jeder Weichselzopf und jede plötzliche Verkrüppelung wird dem bösen Blick oder dem Behexen zugeschrieben, und wenn man sich davor hüten und sichern will, muß man sich segnen und mit dem Zeichen des Kreuzes bekrenzen. (Wallendorf.)

Fast alle schwereren Krankheiten, offenbare äußere Verletzungen und das gewöhnliche kalte Fieber abgerechnet, werden als Anthun bezeichnet und gewöhnlich Frauen aus der nächsten Bekanntschaft, ja Verwandtschaft, wenn sie rothe Augen und etwa noch ein verschlossenes Wesen haben, zugeschrieben. (Krolczyk.)

Wenn man von einem, der nicht gute Augen hat, angesehen wird, so bekommt man urok. (Wallendorf, Hohenstein.)

Wenn einem plötzlich unwohl wird, daß ihm das Blut zu Kopfe steigt, so sagt man, er habe urok. (Hohenstein.)

Der urok ist die Folge von allerlei bösen Einflüssen, sagt der ehemalige Pfarrer Krolczyk in Kurken, und wird nicht immer auf böse Menschen zurückgeführt, sondern scheint viel mehr unsichtbaren Mächten zugeschrieben zu werden. Denn daß das Wort „Behexung, Bezauberung" heißt, habe ich erst aus dem Lexicon erfahren, wenngleich ich nach der Angabe meiner Eltern oft diesen urok gehabt haben soll. So viel weiß ich noch, daß Uebelkeit, Kopfschmerzen und Schwindel dafür gehalten wurden.

Der urok kommt davon her, wenn eine oder mehrere Frauen zu viel einen Mann angesehn, oder umgekehrt, wenn eine Frau von einem oder mehreren Männern zu viel angesehn wird. (Willenberg.)

Wird dem Bauern ein Stück Vieh krank, passirt in seinem Hause ein Unglück, so ist bestimmt eine Hexe daran Schuld, namentlich sind die Kinder dem Behexen durch den bösen Blick ausgesetzt. (Soldau.)

Mancher hat einen bösen Blick ohne es zu wissen und ohne Böses anrichten zu wollen. Schon Simon Grunau sagt: „Wenn eine Frau in Wochen liegt und von anderen Frauen besucht wird, und diese das Kind beschauen und sprechen bloß: Ei, das ist ein schönes Kind, so halten sie

dafür, es sei berufen und verderbe so." (Töppen, Letzte Spuren rc. S. 337. Ueber den bösen Blick vgl. die Abhandlung in den N. Pr. Prov.-Bl. 1846. Bd. 1. S. 391. Grimm, deutsche Mythologie S. 1053.)

Ein Gutsbesitzer bekam Besuch von seinem Freunde. Er erzählte ihm unter andern: Ich habe ein Nest voll wilder Enten-Eier ausbrüten lassen; es sind allerliebste Dingerchen; komm sie sehen. Der andere antwortete: Ich habe nicht gute Augen; sie werden alle verderben, wenn ich sie sehe. Auf weiteres Zureden ging er mit und besah die jungen Enten, die nun wirklich bald darauf alle starben. Auch das war urok. (Wallendorf.)

Oft lassen die Hexen, was sie einem anderen Menschen anthun wollen, mit dem Winde auf ihn gehen. (Hohenstein.)

Sehr gefürchtet ist das Beschütten (obszipka). Die Hexen beschütten nämlich den Menschen mit einem gewissen Pulver, und er bekommt dann einen Ausschlag, eine Art Flechte auf Händen und Füßen, welcher ebenfalls den Namen Beschüttung führt. Er kommt besonders bei älteren Leuten vor. (Hohenstein.)

Das Pulver zum Beschütten macht die Hexe, indem sie eine schorfige Kröte verbrennt. (Wallendorf.)

Sie machen es aber auch anders. Sie gehen zur Communion, verschlucken aber die ihnen dargereichte Oblate nicht, sondern bewahren sie, hängen sie auf und legen ein Stück Brod darunter. Dann träufelt das Blut Christi auf das Brod, und wenn das Brod getrocknet ist, brauchen sie es zum Beschütten. (Hohenstein.)

Oft richten die Hexen an einer Stelle etwas an, was den befällt, der diese Stelle berührt. Das sind „böse" Stellen. (Hohenstein.)

Doch kommen „böse" Stellen auch ohne Zuthun „böser" Menschen vor. (Krolczyk.)

Wenn Jemand krank geworden ist, sagt man: „Er kroch über eine böse Stelle." So der kleine B., welcher vor einigen Jahren das Gymnasium zu Hohenstein besuchte, nachmals aber seiner Krankheit erlegen ist. (Hohenstein.)

Wenn eine Hexe einen andern behexen will und bringt es nicht zu Stande, so muß sie es sich selbst anthun. So z. B. eine Hexe in Mispelsee bei Hohenstein.

In der Nähe von Hohenstein giebt es einen Oberhexer, der hat einen Spiegel, in welchem man die Hexe sehen kann, von der man behext ist. Viele Behexte besuchen ihn deshalb. Dann fragt er den Kranken: Willst du, daß ich die Hexe zeichne? Wenn man dies verlangt, so schneidet er der Hexe im Spiegelbilde am Ohr oder an der Nase etwas weg, mit dem Bedeuten: „Nun werdet ihr die Hexe schon kennen.“ Auch schneidet er der Hexe auf Verlangen den Hals ab, aber viele verlangen nicht, daß der Hexe so übel mitgespielt werde. Vorzeigung des Spiegelbildes und Operation kosten 1 Gulden.

In einem Dorfe bei Hohenstein starb eine Frau an einer Krankheit, die ihr angehext war. Als sie beerdigt war, kehrte man die Bahre um, mit den Füßen nach oben, um die Hexe zu ermitteln; man meint, daß die Hexe dies nicht ertragen könne, sondern komme und die Bahre wieder in die gewöhnliche Lage umkehre.

Wenn man eine Frau kommen sieht, von der man meint, es sei eine Hexe, so schmeißt man den Besen vor die Thür hin; dann kann sie nicht hinein. (Hohenstein.)

Bettler sind oft Hexer und man muß sich sehr vor ihnen in Acht nehmen. Wer ihnen nicht reichlich giebt, dem wünschen sie oft etwas an. So ist von ihnen manchem Ausschlag angehext. (Soldau.)

Uebrigens ist das Anwünschen auch von solchen zu fürchten, welche nicht in die Hexerei eingeweiht sind. Schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts berichtet Simon Grunau in seiner Chronik von Preußen: „dies halten sie fest, was man einem wünscht, daß dies einem bestehe, wo er sich nicht segnen läßt.“ (Töppen Letzte Spuren rc. S. 337.)

Auch kann man in einzelnen Fällen einem andern leicht einen kleinen Denkzettel appliciren. Wird über jemand in seiner Abwesenheit geschändet, so knistert und knallt das Feuer im Kamin. Nun darf der Geschändete nur schnell Salz ins Feuer streuen, so hört das Knistern und Knallen auf und diejenigen, welche ihn beschändeten, haben Blasen auf der Zunge. (Hohenstein.)

Wenn man Blasen auf der Zunge hat, wird man beschändet. Dann muß man dreimal in das Taschentuch spucken, aus demselben einen Knoten machen und mit der Hand darauf schlagen. Thut man das, so hat

morgen der Beschänder die Blasen. (Mittheilung aus der Nachbarschaft von Hohenstein. Schon Grunau in den N. Pr. Prov.-Bl. 1846. Bd. 2 S. 337 erwähnt den Aberglauben: „Wenn einem eine Blatter auf der Zunge aufläuft, so glaubt er, er sei schändlich belogen.)

Wenn Kinder nach alter schlechter Gewohnheit an Stellen ihr Bedürfniß verrichten, wo das nicht hingehört, so darf man den Unrath nur mit heißer Asche bestreuen, so bekommen sie Blasen auf dem Hintern. (Hohenstein.)

Wenn einer sehr erbittert gegen den andern ist, daß er seinen Tod wünscht, so kann er dies erreichen, wenn er ein geistliches Lied ein Jahr lang Morgens und Abends singt, dann stirbt der verhaßte gewiß. Im Oletzkoer Kreise soll dies Mittel oft und mit sicherem Erfolge angewandt sein. (Oletzko.)

Auch bei Hohenstein ist das Todtsingen (pospiewac) bekannt Das Lied welches man zu diesem Zweck ein Jahr lang Morgens und Abends singen muß, steht im polnischen Gesangbuch. Man bezeichnet hier eine Familie, in welcher Mann und Frau zu Tode gesungen sind. Die Hexe die es gethan hatte, war den Tag vor seinem, und so auch wieder den Tag vor ihrem Tode in dem Gehöfte erschienen. Dies soll dazu gehören, daß der Zauber wirke. (Hohenstein.)

Wenn einer den andern zu Tode singen will, so muß er ein ganzes Jahr hindurch täglich des Morgens um 6 Uhr und des Abends um 6 Uhr an einer und derselben Stelle in einer und derselben Stellung einen Psalm — ich glaube 94 — dreimal rückwärts beten und jedesmal das Vaterunser daran knüpfen, zweimal ohne Amen; das letzte Mal wird mit Amen geschlossen. Hält der Beter nicht pünktlich die Zeit ein, oder wechselt er die Stelle und Stellung oder verspricht er sich während des Betens, so trifft der dem andern angewünschte Tod ihn selbst. Am letzten Jahrestage der Betzeit muß der Tod eintreten. Viele Leute haben davor solche Angst, daß sie schon darum krank werden und sterben. Diese Gebete werden gewöhnlich im Keller verrichtet. (Willenberg.) Das Todtsingen ist sehr bekannt und verbreitet z. B. auch in Ortelsburg, Johannisburg rc.

Es ist gut gegen böse Einflüsse sich im Voraus zu schützen, und sie fern zu halten. Schutzmittel gegen dieselben sind z. B. folgende:

Ein neugebornes Kind wird ängstlich vor fremden Augen gehütet, da aber das Absperrungssystem doch nicht ganz durchgeführt werden kann, so weiß man es nicht anders zu sichern, als durch Anwendung von Amuletten. Silberne Medaillen, Ringe oder Goldstücke, so wie rothe Bändchen um den Hals werden für besonders wirksam gehalten. Letztere pflegt man auch jungen Füllen und Kälbern zur Sicherung gegen den bösen Blick um die Hälser zu binden. (Krolczyk.)

Wenn ein Haus geweißt wird, macht man rings um die Hausthür eine Anzahl Pinselklexe, damit der Teufel fern bleibe. (Kl. Jerutten.)

Am Johannisabend oder am Abend vor dem Tage der heiligen drei Könige macht man an der Thür des Viehstalls von außen drei Kreuze. Es wird dadurch vor Hexerei bewahrt. (Hohenstein, Soldau.) In den Ermländischen Kreisen wird die Kreide hiezu kirchlich geweiht! (Nach dem Volkskalender in den N. Pr. Prov.-Bl. 1848 Bd. 2 S. 220.)

Sicherheit und Glück blühen dem Dorfe, das mit zwei schwarzen Kühen umpflügt ist. (Hart. Zeitung 1866 No. 8.)

Gegen den bösen Blick, durch welchen besonders alte Frauen gefährlich sind, kann man sich schützen, wenn man hinter sie tritt und hinter ihrem Rücken ohne ein Wort zu sprechen, dreimal mit dem Zeigefinger der linken Hand winkt. (Soldau.)

Vgl. oben das Mittel, den Werwolf zu erkennen.

Wer sich nicht bangen will, sieht da, wo er zuerst hinkommt, in den Kamin. (Hohenstein.)

Auch die Komödianten (d. h. Seiltänzer) halten sie für Hexenmeister, die nur Augenverblendniß bewirken (omaniene). Wenn man wissen will, was sie eigentlich vorführen, so muß man den Rock verkehrt anziehen. Eine Frau welche dieses that, als ein Comödiant einen großen Balken zu tragen schien, sah, daß er einen Strohhalm trug. (Hohenstein).

Als eine Art von Amuletten galten wenigstens noch im vorigen Jahrhundert die sogenannten Donnerkeile. Pisanski bemerkt über die Anwendung derselben Folgendes: ziehen sich Gewitterwolken zusammen, und droht der immer stärkere Knall sich ihrem Scheitel zu nähern, so stecken sie den Finger durch das Loch, so an dergleichen Steinen von der größeren Gattung befindlich ist, drehen den Stein dreimal herum, sprechen dabei

einige abergläubische Worte, werfen ihn mit der größesten Gewalt an die Stubenthüre und glauben auf diese Weise ihr Haus vor dem Wetterstrahl in Sicherheit gestellt zu haben. Sie legen aus einer gleichen Absicht diese Donnerkeile den kleinen Kindern in die Wiege. Ja sie trauen ihnen auch in Vorfällen, die mit dem Donner nicht die gringste Verwandtniß haben, eine verborgene Kraft zu; indem sie durch die Oeffnung derselben die Kühe zu melken pflegen, wenn mit der Milch zugleich Blut aus den Eutern fließet. (Pisanski Ueberbleibsel rc. No. 23 §. 8.)

Von der heilsamen Wirkung des Stahles werden wir noch oft zu reden haben. Er hält alle Einwirkungen der Hexerei fern. (Hohenstein.)

Ein Hufeisen, welches man gefunden hat, auf der Schwelle der Hausthüre, mit der Spitze nach Außen angenagelt, bringt Glück, dem Kaufmann z. B. zahlreichen Besuch und reiche Käufer. (Lubainen.)

Das Hauptmittel gegen allerlei Krankheiten ist das Versegnen.*) Ein Arzt ist den Masuren ein durchaus unnöthiger Mensch, der nur nach ihrem Gelde trachtet. Ihre Ausrede bei Vorhaltungen von Versäumnissen dieserhalb lauten übereinstimmend: „da und dort hat er auch nicht helfen können.“ (Königsb. Z. 1866 No. 8 vgl. Hintz S. 117.) Manche meinen auch, die Hülfleistungen der Aerzte, wie der Blitzableiter, seien Eingriffe in die Rechte Gottes. (Soldau.)

Die Versegnungen haben nicht bloß unter den Bauern, sondern auch unter den aufgeklärten Gutsbesitzern warme Vertheidiger. So erzählte ein sonst von allem Aberglauben freier Mann, ihn habe einmal ein altes Weib, welchem er dafür lachend und höhnend 5 Thaler versprochen, den

---

*) Das Versegnen ist eine uralte heidnische Sitte, wie denn eins der allerältesten Denkmäler der deutschen Sprache ein heidnischer Segensspruch ist. Diese Sitte wurde von der katholischen Kirche in ziemlich starkem Umfange recipirt und gelitten; so war nach einer Baseler Ueberlieferung aus dem 14. Jahrhundert in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. 5 S. 576 damals von der gemeinen Christenheit angenommen: Aschen-, Palmen-, Tauf-, Lichter-, Wasser-, Salz-, Fleisch- und mancher andere Segen, verworfen dagegen Haupt-, Augen-, Pferde-, Wunden-Segen. Noch jetzt giebt es in den katholischen Kirchen des Ermlandes Hafer-, Johannistrunk-, Kreide-, Palmen- Kraut- und andere Segen (Vgl. Volksk. No. 22, 23, 58, 224), welche viel dazu beitragen, alten Aberglauben zu erhalten. Die evangelische Kirche hat dagegen eifrig angekämpft; schon 1526 wurden die Lichtweihen, Fladenweihen u. dgl. mehr ausdrücklich verboten. Jacobson Quellen des evangelischen Kirchenrechts Bd. 2. S. 26.

sogenannten Mehltau versegnet — eine sonst unheilbare Getreidekrankheit — und zwar mit dem besten Erfolge. (Lubainen bei Osterode.)

Ein anderer ebenso von allem Aberglauben freier Gutsbesitzer erzählt, er habe selbst gesehen, wie ein Arbeitsmann, der sich mit der Axt eine schwere Wunde in den Fuß geschlagen, lange vergeblich sich bemüht habe, das Blut zu stillen. Da sei eine alte Frau zum Versegnen gerufen und gleich nach der Versegnung habe das Blut, wie abgeschnitten, zu fließen aufgehört.

Alle Versegnungen werden stets dreimal vor Sonnenuntergang vorgenommen und es dürfen dann in der Nähe des Versegners weder Katze noch Hund sein. Daß man daran glaube, ist nicht nöthig, man braucht nur einem, der daran glaubt, die Hand zu geben. (Lubainen.)

Das Versegnen geht auf folgende Weise vor sich. Der Kranke muß sich mit dem Versegner allein in einem Zimmer befinden. Der Versegner schlägt zuerst drei Kreuze über dem Kranken, spricht dann eine gewisse Formel, wobei er jedoch das Amen weglassen muß, wenn das Versegnen helfen soll. Nachdem das geschehen ist, schlägt er noch drei Kreuze über dem Kranken. Besonders werden die Versegnungen angewendet, um den Fluß des Blutes zu stillen, bei Geschwulsten, Zahnschmerzen, Reißen u. dgl. m. (Soldau.)

Von einem gewissen Segensspruch gegen die Rose wurde mir gesagt: er muß dreimal vor Sonnenuntergang, dann am nächsten Tage dreimal vor Sonnenaufgang und noch drei Mal vor Sonnenuntergang gesprochen werden. (Kl. Jerutten.)

Versegnungen verschiedener Krankheiten und übler Zufälle.

1. Versegnung des Blutflusses.

Ich versegne dich mit der Kraft Gottes und der Hilfe des Herrgottes. Magdalena hatte drei Töchter, die erste sprach: Gehen wir fort von hier und wandern wir; die andere sprach: Stehen wir; die dritte sprach: Siehe wir wollen umkehren, bleiben wir hier und setzen uns. Und so sollst auch du Blut stehen bleiben durch den Herrn Jesum Gottes Sohn, durch sein Mütterchen und durch die ganze hochgelobte heilige Dreifaltigkeit und durch die heiligen Engel im heiligen Geist. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Vater unser ꝛc. ꝛc. bis zu Ende zu beten.

2. Versegnung der Epilepsie (wielka choroba).

Als unser Herr Jesus Christus wanderte mit seinen Jüngern, baten sie ihn und riefen zu ihm, und wenn er die Epilepsie und Geschwüre heilte, befahl Jesus und sprach: Auf die Kranken sollt ihr die Hände legen. Das Wasser stand stille, als Mütterchen Gottes ihren Sohn badete. So soll auch dies Geschwür, diese Krankheit stille stehn, das Mark nicht berühren, die Knochen nicht brechen, die Sehnen nicht verrenken. Ich bitte dich, meide die Stelle (d. i. den Leib) dieses Menschen, durch Gottes Macht und des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes. Vater unser u. s. w.

3. Versegnung des Schlangenbisses.

Man soll das Vater unser beten und dann weiter sprechen: Ich versegne euch durch Gottes Macht und des Herrgottes Hilfe, ihr Schlangen und weibliche Schlangen (węze, wężyce), ihr Ottern und weibliche Ottern (źmije, źmijice), ihr Feldwürmer und sämmtliches Gewürm. Aus der Blüthe (???) bist du geboren, der Teufel hat dich geschaffen, unser Herr Jesus gab dir den Geist, aber er gab dir kein Gift und keine Macht. — Durch Gottes Macht und des Sohnes und des heiligen Geistes Hilfe, wie das Wasser dahin fließt, so soll auch dieser und dieses dahinfließen, im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Dann hauche dreimal auf die Wunde, begieße sie mit Wasser oder wasche sie aus.

4. Gegen den Biß des tollen Hundes.

Sprich das Gebet des Herrn. Unser Herr Jesus Christus, als er mit seinen Jüngern wanderte und sie ihn baten, daß er von dem Biß des tollen Hundes und der Hündin heilete, sprach er: Heilet mit Gottes Macht und mit des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe. Das Wasser im Meere stand stille, als Gottes Mütterchen ihren Sohn badete, so möge denn das Thier stille liegen o Monatchen Mai (???) und das Gift von sich geben durch Gottes und des heiligen Geistes Hilfe, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. (Du sollst die Hände gefaltet dreimal den Kranken umgehn, ein anderer muß vor dir alle Hindernisse wegräumen.)

5. Gegen kalte Leute (kaltes Fieber).

Im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Es ging Gottes Mütterchen durch einen Kastanien-Wald, auf dem Wege begegnet ihr der Herr Jesus selbst. Wohin gehst du, meine Mutter? ich gehe zu diesem Getauften, um zu heilen die kalten Leute, die weißen (blassen) Leute. Weichet von diesem Getauften, aus seinen Sehnen, aus seinem Mark, aus seinem Haupte durch die Macht Gottes und des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe, ich treibe euch aus unter die Steinwurzeln in wüste Wälder, auf wüste Felder, wohin nichts kommt. Vaterunser ꝛc. ꝛc.

6. Die Läuse des Viehs zu versegnen.

Ich bin zu dir gekommen du stummes Vieh, damit der Herr Jesus selbst von dir die Läuse entferne durch Gottes Macht und des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe. Vater unser ꝛc. ꝛc. Bei dieser Versegnung muß man mit einem Feuerstahl dreimal von jeder Seite vom Kopfe nach dem Schwanze des Viehs hinwegfahren. (In andern Texten steht Blähsucht statt Läuse.)

7. Hagelwolken zu versegnen.

Die Hagelwolke anschauend mußt du dich segnen im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; dann sprich Vater unser ꝛc. und darauf dies Gebet: O ihr schändlichen Hagelwolken, es befiehlt euch Christus der Herr, der Mann Gottes, durch mich seinen unwürdigen Diener, ihr sollet hinwegziehn nach andern wüsten Orten und dort zerstieben, auf daß ihr den Dörfern, den Gärten, den Feldern keinen Schaden thuet durch Gottes Macht und mit des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe.

8. Das Feuer zu versegnen.

Vater unser ꝛc. Feuer, du glühende Flamme, es befiehlt dir Christus der Herr, der Mann Gottes, durch seinen unwürdigen Diener, du sollst dich weiter nicht ausbreiten, sondern auf dieser Stelle bleiben, was du erfaßt hast, das behalte durch Gottes Macht und des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes Hilfe. Das Feuer muß dreimal umkreiset (umlaufen), bei jedemmale das Vaterunser gebetet werden.

9. Gegen den grauen Staar im Auge.

Morgens. Wie hier die dunkle Nacht dem hellen Tage weichet, so soll

auch von diesem Getauften (hier ist der Name der kranken Person zu nennen) der Staar entweichen, von seinem Auge, von seinem Augapfel, von dem Weißen seines Auges, und diese Geschwüre, sie sollen vertrocknen, verschwinden, niemand soll wissen, wo sie geblieben, durch Gottes Macht, des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe.

Abends. Abendröthe, Abendröthchen des Herrn Jesu Diener, ihr dienet dem Herrn Christus bei Tage bei Nacht, so dienet auch diesem Getauften (der Name des Kranken ist zu nennen) damit ihr den Staar von seinem Auge, seinem Augapfel und dem Weißen seines Auges beseitigt durch Gottes Macht, des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe. Hierauf dreimal Amen.

10. Gegen die macica (Kolik).

Sprich zuerst das Vater unser ꝛc. Es ging Gottes Mütterchen bei übelem Befinden zu heilen und zu stillen die macica. Wie dieser Stein in der Erde liegt, und nimmer gerührt wird, so soll auch sofort die macica bei diesem Getauften (der Name ist zu nennen) sich nicht wieder aufrühren. Durch Gottes Macht, des Sohnes und des heiligen Geistes Hilfe soll sie sich beruhigen, ganz ruhig und stille sein. Du macica sofort hast du ein aufgemachtes Bette (?), darum sollst du ruhen bei diesem Getauften (der Name ist wieder zu nennen) und sollst dich nicht mehr aufrühren, ihn auch nicht quälen. Durch Gottes Macht, des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe. Im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes. Amen. Amen. Amen.

11. Gegen den urok.

Es ging Gottes Mütterchen durch einen Kastanien-Wald, es begegnete ihr Herr Jesus selbst und fragte sie: Wohin gehst du meine liebste Mutter? Sie sprach: Ich gehe zu diesem Getauften (der Name ist zu nennen) dreimal neun uroki zu versegnen. Sprach zu ihr Herr Jesus: Gehe hin und versegne durch Gottes Macht, des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe und durch das heilige Evangelium. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Amen. Amen.

12. Gegen Zahnschmerz.

Durch Gottes Macht und des Herrn Jesu Hilfe! die Eiche im Walde, der Stein im Meere, der Mond am Himmel, so lange diese drei starken

Brüder sich nicht vereinigen, so lange mögen die Zähne mich nicht schmerzen. Durch Gottes Macht, des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe und durch die heiligen Engel, durch seinen hochgelobten Leib und durch die heilige Dreifaltigkeit. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Amen. Amen.

(Diese 12 Versegnungen sind aus dem polnisch geschriebenen Himmelschlüssel übersetzt.)

Wir lassen hier noch ein Beispiel folgen, wie in Dörfern das Vieh versegnet wird. Man stellt sich vor das behexte Stück Vieh und betet mit gefalteten Händen zuerst das Vaterunser ohne jedoch Amen zu sagen. Sodann wird folgende Zauberformel: „Thau fiel vom Himmel, vom Steine hinab auf die Erde. Wie dieser Thau verschwindet, verschwand, in der Luft verwehet, so mögen auch die dreimal neun Zauber verschwinden, vergehen in der Luft und verweht werden" — dreimal wiederholt, nach dem dritten Male das Stück Vieh bekreuzt und endlich Amen gesprochen. Diese Besprechung sichert sowohl vor dem bösen Blick (urok, urzec), als auch heilt sie dessen schon eingetretene Folgen. (Hassenstein, N. Pr. Prov.-Bl. 1847 Bd. 1 S. 474 f. Mehrere Versegnungsformeln aus Natangen bietet J. Gottschalk in den N. Pr. Prov.-Bl. 1857 Bd. 1 S. 157 f.)

Mit dem Segensspruch werden meistens gewisse Ceremonien verbunden. Oft sind diese begleitenden Handlungen das Wichtigste, oft helfen sie allein. Hie und da werden daneben auch materielle Heilmittel angewandt.

Wenn Jemand eine schwere Krankheit hat, so reißen sie ein Stück von dem Hemde des Kranken ab und hängen dieses oder auch das ganze Hemde an einem Kreuzwege an einen Baum oder an den Wegweiser. In dasselbe stecken sie eine Nähnadel, darunter legen sie ein Geldstück. So meinen sie wird die Krankheit von dem Kranken genommen. Die Vorübergehenden hüten sich wohl, die Lappen anzurühren oder das Geld zu nehmen, da sie sonst die Krankheit mitnehmen würden. (Kl. Jerutten.)

Der Pfarrer Krolczyk in Kurken erzählt von der Heilung des urok aus seinen Jugendjahren: „Als ich einmal vom Gymnasium zu den Ferien nach Hause kam und von urok befallen in die Anwendung von Zau-

vermitteln nicht willigen wollte, vielmehr mich schlafen legte, um so die Kopfschmerzen mit den begleitenden Nebenbeschwerden zu verlieren, wischte man mir im Schlafe dreimal mit einem schon gebrauchten Handtuche über das Gesicht mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Amen. Amen." Da ich aufwachte und mich wie gewöhnlich wohl fühlte, wurde mir die vermeintliche Ursache meiner Genesung angegeben. Sonst bedient man sich hiezu noch eines wirksameren Mittels und zwar bei Männern der Frauenkleider, bei Frauen der Männerkleider."

Wer von urok befallen ist, dem muß man mit neun verschiedenen Tüchern oder Lappen über das Gesicht fahren. Auch in einem Pfarrhause ist dies Mittel mit gutem Erfolge angewandt.

Wenn der Mann oder die Frau von urok befallen ist, so wischt die Frau dem Manne mit Weiberkleidern, der Mann der Frau mit Männerkleidern über das Gesicht und spuckt dabei dreimal aus. (Hohenstein.)

Mittel gegen die englische Krankheit (vgl. o. S. 396). Man backt einen großen Fladen von Roggenmehl, schneidet in denselben ein großes Loch, zieht das Kind da hindurch, und trägt es dann dreimal um die Kirche, wobei dreimal Vaterunser gebetet oder dreimal in das Schlüsselloch der Kirchthür gehaucht wird. (Hohenstein.)

Die englische Krankheit soll daher rühren, daß dem Kinde Katzenhaare in den Magen gekommen sind. Man soll, um dieselben zu entfernen, einen Hahn braten, den Magen zerreiben und diesen Staub mit Rothwein dem Kinde eingeben. (Hohenstein.)

Mittel gegen die Auszehrung. Zwei alte Frauen nehmen das kranke Kind, die eine reicht es der andern durch den Zaun (Rückzaun) und erhält es über den Zaun zurück. Dies wird dreimal wiederholt. (Kl. Jerutten.)

Mittel gegen Fieber. Drei Myrthenblätter aus dem Brautkranze sind gegen das Fieber gut. (Lubainen.)

Desgleichen. Man muß auf einem Besen aus dem Hause hinausreiten auf den Kreuzweg, dort den Besen liegen lassen und wieder nach Hause eilen, ohne ein Wort zu sprechen. (Hohenstein.)

Desgleichen. Man gehe auf einen Grenzrain, schneide ein Loch in den Rasen, hauche dreimal hinein und verstopfe es schnell wieder. (Hohenstein.)

Desgleichen. Man geht in einen Birkenwald, schüttelt an einer gewissen Zahl von Birken und spricht: (Die Worte wußte der Berichterstatter leider nicht, der Inhalt war etwa der:) Schüttle mich, wie ich dich, dann höre auf. (Hohenstein.)

Desgleichen. Wenn der Fieberanfall und die Hitze vorüber ist, ziehen sie das Hemde aus und tragen es Abends nach Sonnenuntergang oder Morgens vor Sonnenaufgang, wenn möglich an einem Donnerstage, nach einem Kreuzwege und hängen es dort am Wegweiser auf. (Wallendorf.)

Desgleichen. An manchen Orten hängen die Glocken in einem offenen Glockenhause und der Glockenstrang hängt jedem zugänglich herunter. Man dreht ein Geldstück in den Glockenstrang gegen das kalte Fieber. (Wallendorf.)

[Man wirft dem Fieberkranken mit einem Topf nach, um ihn zu erschrecken, oder man droht, ihn in den Brunnen zu werfen, aus dem gleichen Grunde. Es ist begreiflich, daß beide Mittel unter Umständen helfen. Hauptmittel gegen das kalte Fieber ist bei den Masuren überdies der Schnaps.]

Pisanski No. 24 §. 15 erwähnt, daß man früherhin auch das Evangelium Johannes benutzt habe, um durch dasselbe das Fieber zu vertreiben.

Pisanski (No. 22. §. 6.) schreibt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Betreff des Mondes: „Es äffet den Pöbel noch hin und wieder ein wahrhaftig heidnischer Aberglaube, nach welchem er diesem Gestirne wirklich die Ehre der Anbetung erweist. Beim kalten Fieber, heftigen Augen- und Zahnschmerzen und einigen anderen Krankheiten beobachten die damit behafteten genau den Anfang des Neumondes, treten alsdann andächtig und mit gefalteten Händen vor denselben und richten ein in läppischen Knittelreimen abgefaßtes Gebet an ihn, in der festen Hoffnung hiedurch von ihrem Uebel befreit zu werden. Verräth sich hier nicht das Heidenthum?" Sollte Pisanski hier etwas anderes als Versegnungen meinen?

Mittel gegen Gelbsucht. Gegen die Gelbsucht hilft Ungeziefer auf Butterbrod. (Hohenstein.)

Mittel gegen Kopfschmerzen. Man legt (setzt) dem Leidenden einen Topf mit Wasser auf den Kopf und legt einen Stahl hinein.

Mittel gegen Zahnschmerzen. Pisanski (No. 22. §. 6.) führt folgendes an: Man schneidet aus einem Hollunderbaum einen Splitter unter der Rinde aus, stochert mit demselben das Zahnfleisch so lange, bis es blutet, spündet ihn sodann wieder in seinen vorigen Ort ein und läßt ihn verwachsen.

Das erprobteste und einfachste Mittel gegen Zahnschmerzen ist, den Neumond anzusehen und unbeweglich stille zu stehen. (Hohenstein.) In deutschen Gegenden spricht man dabei dreimal die Worte: Liebes neues Licht, nimm ab meine Gicht, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Gerstenkörner heilt man durch dreimaliges Bestreichen mit dem Trauringe der Mutter. (Lubainen.)

Der schwarze Umlauf am Finger (strzelany wrzód) wird nicht eher heilen, bis über ihm ein Gewehr abgeschossen wird.

Auswüchse am menschlichen Körper, welche man „Knöchel" nennt, werden auf folgende Weise geheilt: 1) Man geht in ein Haus, in dem eine Leiche ist, nimmt ohne ein Wort zu sagen, die Hand des Todten und bedrückt dreimal mit dem Todtenfinger den Auswuchs. 2) Kommt ein Bettler ins Haus, so wird ihm, auch ohne ein Wort zu sagen, der Stock aus der Hand genommen, und der Auswuchs mit demselben dreimal bedrückt. 3) Findet man auf dem Felde in einem ausgehöhlten Knochen oder auf dem Kuhmiste Regenwasser, so wird der Auswuchs mit diesem Wasser dreimal bestrichen, worauf man ohne sich umzusehen und ohne zu sprechen, nach Hause geht.

Mittel gegen Warzen. Man tippt auf jede Warze mit einer Erbse und schüttet diese Erbsen in den Backofen. Dann läuft man schnell fort, damit man keine knallen hört. Dann vergehen sie. (Hohenstein.)

Desgleichen. Um Warzen zu vertreiben muß man so viel Erbsen als man Warzen hat, wenn das Brod aus dem Backofen genommen ist, in den Backofen werfen, aber so, daß man das Fallen derselben und den Knall, wenn sie zerplatzen, nicht hört. (Wallendorf. Noch andere Mittel gegen Warzen werden angegeben in den N. Pr. Prov.-Bl. 1846. Bd. 1. S. 132.)

Desgleichen. Man benetzt die Warzen mit Regenwasser, das man auf Steinen findet, und geht ohne zu sprechen und ohne sich umzusehen weiter. (Hohenstein.)

Desgleichen. Man betupft die Warze mit gestohlenem Fleisch und vergräbt dies unter der Tranfe. Wenn das Fleisch verfault, vergehn die Warzen. (Hohenstein.)

Desgleichen. Man sieht den Vollmond an und sagt dreimal: „Da ist was und hier (indem man die Warze berührt) ist nichts." Das wiederholt man drei Tage hintereinander. Dies ist ein sehr sicheres Mittel gegen die Warzen. (Hohenstein.)

Freitag vor Vollmond soll man den Mond ansehen und sprechen: „Was ich ansehe, nehme zu, und was ich anfasse, nehme ab." Dies wiederholt man dreimal hintereinander, immer Freitag vor Vollmond. (Hohenstein.)

Wenn ein Verstorbener bestattet wird, und die Glocken werden eben geläutet, so soll man an ein fließendes Wasser gehen und die Warzen mit dem Wasser bespühlen. (Hohenstein.)

Man knüpft so viel Knoten in einen Faden, als man Warzen hat, und wirft diesen Faden einem Hausirjuden an den Sack. Dann verschwinden die Warzen.

Mittel gegen Ausschläge. Siehe den Volkskalender unten.

Mittel gegen Flechten. Die Flechten bestreicht man mit Fensterschweiß, den man mit den Fingern abgenommen hat, und spricht dabei: „Guten Morgen, Herr Lissai (d. h. Flechte), sei nicht morgen, nur heute." (Diese Worte bilden im Polnischen einen Reim.) (Hohenstein.)

Mittel gegen Vernegrund. Vernegrund (ogni piura d. h. eigentlich Feuerfeder) ist eine Art Ausschlag bei Kindern. Während die Leute nach der Kirche gehen, geht die Mutter mit dem Kinde an eine Stelle, wo Holz gehauen wird, stellt sich mit dem Rücken gegen die Kirche, nimmt dreimal von der Spahnerde, schüttet sie dem Kinde auf den Vernegrund und spricht dabei etwa so: „Wie die Leute jetzt nach der Kirche gehn, so gehe du vom Kopfe." Dann vergeht der Ausschlag. (Hohenstein.)

Mittel gegen Krämpfe. Die Krämpfe nennen sie eine Strafe Gottes. Auch sagen sie bei Krämpfen: „Der Herr Jesus hat ihn gefunden." Wer das erste Mal diese Krankheit an Jemand sieht, ritzt ihm mit der Nadel ein Kreuz auf die Brust, daß das Blut hervorquillt, damit sie vergehen. (Hohenstein.)

Die Mutter bedeckt den von Krämpfen Befallenen mit ihrem Trauungskleid. (Hohenstein.)

Wenn man sich verbrochen oder verhoben hat, braucht man Sargspähne mit Schnaps, oder Staub von dem sogenannten Stein gegen das Verheben (kamien od porusonie) — lapis haematitis, bei den Apothekern zu haben — meistens wiederum mit Schnaps gemischt.

Mittel gegen den Weichselzopf. Eine der gefürchtetesten und häufigsten Krankheiten ist der Weichselzopf (kottun). Mit ihm beschäftigen sich die renommirtesten Oberzauberer z. B. der in G. Dieser Oberzauberer in G. kurirt in der Art, daß er alle möglichen Krankheiten in einen Weichselzopf ableitet. Er braucht dabei Versegnungen aber auch allerlei Kräuter. Man kann im Voraus ziemlich sicher sein, daß alle Patienten, die ihn besuchen, drei oder vier Tage nach ihrer Rückkehr aus G. den Weichselzopf statt ihrer früheren Krankheiten haben. Diesen aber nimmt ihnen der Oberzauberer seiner Zeit gefahrlos ab. (Kurken.)

Die allermeisten Krankheiten namentlich Rheumatismen und Augenkrankheiten sind angehext. Sie laufen alle in kottun (Weichselzopf) aus. Der von einer Krankheit Befallene schneidet etwas von seinem Haupthaare ab, wickelt dies abgeschnittene Haar in ein Stück Papier, legt es entweder auf die Herzgrube oder unter den Arm und läßt es dort 24 Stunden liegen. Ist nach dieser Zeit das Haar verfilzt, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß der Kranke behext ist. Er wird dann nicht mehr gekämmt und bekommt dann innerhalb 4 bis 5 Wochen, wie natürlich den Weichselzopf. Diesen Weichselzopf können nur bestimmte ganz allgemein als Hexen bekannte Personen heilen. Diese Hexen können aber auch Jemanden den kottun beibringen oder eingeben. Wie manche glauben ist der Saamen der Klette oder auch der Distel vorzugsweise geeignet, durch seinen Genuß den kottun zu erzeugen. Bei der Heilung des kottun wird dem Patienten von der Hexe ein Trank eingegeben, der auf das Reifwerden des kottun hinwirkt. Tritt nach einer bestimmten Zeit diese Reife ein, so wird der kottun von der Hexe abgenommen, aber nicht mit einer Scheere oder einem Messer, sondern mit einem scharfen Steine vom Kopfe förmlich abgequetscht. Mit dem kottun verschwinden auch die Krankheiten, die ihn zu Wege gebracht haben. (Soldau.)

Das wichtigste Geschäft der Hexenmeister nächst dem Versegnen ist das, dem **Bestohlenen seinen Dieb ausfindig zu machen.** Das beliebteste Mittel zu diesem Zweck ist die Veranstaltung, welche man Sieblaufen nennt, und welche schon vor hundert Jahren Pisanski erwähnt. „Das Sieblaufen und andere abgeschmackte Künste, deren man sich bedient, einen verborgenen Dieb zu entdecken, und die nicht nur von Zigeunerinnen, sondern auch von anderen häufiger getrieben werden, als man meinen sollte, sind offenbar aus der Abgötterei unserer Vorfahren entlehnt. (No. 23 §. 9. Ein anderes Mittel erwähnt schon Meletius im Erl. Preußen p. 719, 720.)

Das Sieblaufen wird mir so beschrieben. Man nehme am Donnerstage nach dem Abendessen ein Buch religiösen Inhalts und zwar eins aus der Hinterlassenschaft eines Verstorbenen, der im Rufe der Ehrlichkeit gestanden, stecke zwischen die Blätter des Buchs einen langen Schlüssel, so daß dieser, nachdem das Buch geschlossen ist, mit dem einen Ende etwas hervorragt. Das Buch wird an den Rand des Tisches gerückt. Hierauf hängt man ein leichtes Sieb auf das Schlüsselende und nennt die Namen derjenigen Personen, von denen man vermuthet, daß sie den Diebstahl verübt haben können, indem man sagt: „Siebchen, Siebchen sage mir alles!" Bei der Nennung des wirklichen Diebes bewegt sich das Sieb, während dasselbe bei dem Aufruf der Namen unschuldiger Personen sich durchaus nicht rührt. Auf eben dieselbe Weise läßt sich auch ermitteln, wo der Dieb das Gestohlene verwahrt hat, indem man die vermutheten Bergungsorte nennt. (Kurken.)

Die Procedur ist nicht überall dieselbe. In Grunden war ich zugegen, schreibt ein Augenzeuge, als eine alte Frau einen Dieb ausfindig machen wollte. Auf einen Erbtisch wurde eine Erbbibel und auf diese ein Erbschlüssel gelegt; über letzteren wurde ein Sieb mit einem Faden an den Balken freischwebend befestigt. Die Beschwörerin rief darauf dreimal den Namen Gottes an und hierauf nannte sie in kleinen Zwischenräumen die Namen aller verdächtigen Personen, die möglicherweise den Diebstahl, der ein Schaaf betraf, verübt haben konnten. Bei Nennung des Diebes sollte sich das Sieb bewegen; da dieses nicht erfolgte, erklärte die Frau, daß der Dieb ein ihr völlig Unbekannter sein müsse, und war wegen ihrer Umgebung und Bekanntschaft beruhigt. (N. Pr. Prov.-Bl. 1847. Bd. 1. S. 471.)

Eine andere Art den Dieb zu erforschen, heißt gleszyc. Man braucht dazu ein Gesangbuch und einen Schlüssel; beides müssen Erbstücke sein. Man steckt den Schlüssel in das Gesangbuch und bebindet dies mit einem Bande. Der Versegner und der Bestohlene legen den Zeigefinger unter den hervorstehenden Ring des Schlüssels, so daß dieser mit dem Gesangbuch herabhängt. Der Versegner ruft dreimal den Namen desjenigen, welchen man wegen des Diebstahls in Verdacht hat. Dreht sich der Schlüssel, so ist es der Schuldige. (Hohenstein.)

An andern Orten braucht man statt des Schlüssels eine Schaafscheere, an welche das Sieb gehängt wird, und verfährt übrigens wie vorher.

Wenn in einem Hause ein Diebstahl verübt wird, und man vermuthet den Dieb unter den Hausgenossen, so läßt der Hausherr diese sämmtlich zusammentreten und vertheilt unter sie Strohhalme von gleicher Länge; nach einer Viertelstunde werden die Strohhalme untersucht, wo dann der in der Hand des Diebes gewesene gewachsen sein soll. In Blandau wurde dieses Verfahren angewendet und siehe da, bei der Untersuchung war der eine Strohhalm (und wie sich nachher ergab, der vom Diebe gehaltene) kürzer geworden. Der Dieb hatte nämlich befürchtet, daß sein Strohhalm wachsen würde und deshalb heimlich ein Stück davon abgerissen. (N. Pr. Prov.-Bl. 1847. Bd. 1. S. 472.)

Man zwingt seinen Dieb das Gestohlene wiederzubringen durch Drohungen, die ihm irgend wie schon zu Ohren kommen, oft mit dem besten Erfolge. Man droht ihn todt zu singen (s. o.) oder man droht einen zufällig geretteten Theil des gestohlenen Gutes, Zeuges, Holzes ꝛc. auf dem Kirchhofe zu vergraben, was dann die Folge hat, daß der Dieb sterben muß. Ueberhaupt erreichen die Hexer viel durch Furcht, welche sie einjagen; denn in dieser Beziehung sind die Masuren feigherzig. (Hohenstein.)

Viele machen ein Geheimniß daraus, wie man den Dieb zwingen könne, das Gestohlene wieder zu bringen. Bekannte Mittel sind diese: Ein Theil der Sachen, von welchen der Dieb gestohlen hat, wird in ein eingebohrtes Loch hineingesteckt und vernagelt. Oder: Der Rest der Sachen wird in einem Säckchen in den Schornstein gehängt. Oder: Der Rest gestohlener Sachen wird am Donnerstage in ein frisch aufgeworfenes Grab gebracht, ohne daß dabei die betreffende Person auf dem Hin- und Rück-

wege einen Laut von sich giebt. Dann hat der Dieb keine Ruhe, bis er das Gestohlene dem Eigenthümer zurückbringt. (Willenberg.)

Man lasse sich einen Bohrer machen, der, nicht wie gewöhnlich rechtsum, sondern linksum gedreht, in Holz oder dergleichen eindringt. Mit diesem Bohrer gehe man rückwärts bis an eine Espe, bohre in dieselbe ein Loch, stecke in dasselbe etwas von dem Gute, von dem der Dieb gestohlen hat, und verkeile es mit einem Pflock von demselben Holze. Bald wird der Dieb zittern, wie das Espenlaub und das Gestohlene zurückbringen. (Hohenstein.)

[Ein ähnliches Mittel aus Natangen beschreibt J. Gottschalk in den N. Pr. Prov.-Bl. 1857. Bd. 1. S. 158: Man mache in einen Birnen- oder Pflaumenbaum ein Loch mit einem Bohrer. Das Loch bohre man bis zur Hälfte der Baumesstärke und stecke darin etwas von dem gestohlenen Gute. Dann mache man von demselben Baum einen Nagel und schlage ihn in das Loch. So wie das in den Baum geschlagene gestohlene Gut verdirbt, so verdirbt der Dieb. Will er nicht sterben, so bringt er das gestohlene Gut zurück. Wird der Nagel in das Loch aber ganz hineingeschlagen, so stirbt der Dieb in 8 Tagen.]

Wenn man etwas Erhaltenes von gestohlenem Gut in einen Sarg legt, um den Dieb zu verderben, so muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man nicht auf den eigenen Schatten tritt. Geschieht dies, so hat man selbst den Tod innerhalb eines Jahres zu gewärtigen. (Hohenstein.)

Man meint, daß der Dieb nicht von der Stelle könne, so lange die Kirchenglocken läuten. Doch giebt es auch Zaubersprüche, durch welche man dieses bewirkt. (Einen solchen aus Natangen theilt Gottschalk mit in den N. Pr. Prov.-Bl. 1857. Bd. 1. S. 157.)

Am allervorsichtigsten sind diejenigen, welche ihr Eigenthum so besprechen lassen, daß es überhaupt nicht gestohlen werden kann. Kommt der Dieb und will etwas davon nehmen, so bleibt er daran fest und kann nicht eher fort, als bis der Eigenthümer selbst ihn freiläßt. — Solche Besprechung des Eigenthums hat wenigstens das Gute, daß sie Unsicherheit und Furcht bei abergläubischen Dieben bewirkt. (Hohenstein.)

Hierbei bedient man sich folgender Formel: Es ging die allerheiligste Jungfrau in den Garten. Ihr dienten drei Engel, der erste hieß St. Pe-

trus, der andere St. Gabriel, der dritte St. Zachariel. Diesen begegnen drei Diebe, welche das Kind Jesus spielen wollten. Petrus spricht zum Zachariel: Gehe und fessele sie mit Strang, Ketten und Gottes Wort, damit selbige stehen, unbeweglich wie Säulen. Sie sollen die Sterne am Himmel zählen und nicht eher von der Stelle können, bis mein Mund und meine Zunge sie löset. Vater unser ꝛc.

Wer bestohlen ist, wickelt etwas von dem Gute, von dem ihm ein Theil gestohlen ist, z. B. ein Stück Leinwand um den Klöppel der Glocke. Das zunächst folgende Glockengeläute mahnt den Dieb das Gestohlene wiederzubringen; beim zweiten Glockengeläute stirbt er, wenn das Gestohlene nicht inzwischen dem Eigenthümer wiedergebracht ist. (Hohenstein.)

(Schluß folgt.)

Erinnerungen vom La Plata.

(Nachtrag zu seinem Werke: „Mittheilungen über das sociale und kirchliche Leben in der Republik Uruguay.“)

Von

Dr. Otto Woysch.

Es bot sich uns jedesmal ein höchst belebtes Schauspiel dar, wenn wir auf einem argentinischen oder englischen Dampfer, zuweilen auch an Bord eines Kriegsdampfers, von Paraguay oder Frankreich die Innenrhede Montevideo's verließen, um über den meerartigen Strom La Plata nach Buenos Aires hinauszuschiffen. Die letzten Sonnenstrahlen brachen sich durch die Meereswellen; auf den zahlreichen Kriegsschiffen der Außen- und Innenrhede bereitete sich alles vor die untergehende Sonne mit Salven und Musik zu begleiten, und es flogen zahlreiche kleine Böte an das Ufer, um noch vor dem frühen Sonnenuntergang den Hafen zu räumen. Vor uns drangen andere Dampfer auf dem majestätischen Fluß ins Herz Amerikas hinein, wir sahen die vor uns eilenden Dampfer und ihre mächtigen Rauchwolken. Sie suchten auf dem oft gewaltig schäumenden La Plata und seinen Nebenflüssen dem Uruguay, dem Parana und Paraguay die Häfen der argentinischen Konföderation, der Republik Paraguay und der innern Provinzen des mächtigen brasilianischen Kaiserstaates zu erreichen, denn nur auf diesem Wege kann man von Rio Janeiro aus nach den reichen und wenig erforschten Provinzen gelangen, welche im Innern dieses Reiches liegen. Eine Nacht nur — und man sieht das weit ausgedehnte Buenos Aires mit seinen alten spanischen Kirchen und Konventen vor sich liegen. Eingehüllt in den Schein der Morgenröthe leuchtet die Kuppel der Kathedrale, strahlt der Thurm der Franziskaner, während die Glocken der Domini-

kaner und der Mercedkirche die andächtigen Damen der Stadt die porteñas zur misa des frühen Morgens rufen. La perla de America nannte man in den Zeiten der spanischen Herrschaft diese ursprünglich Puerto de Santa Maria de Buenos Aires getaufte Stadt. Am 2. Februar 1535 war sie zum ersten Mal gegründet worden durch den Don Diego de Mendoza. Man hatte nämlich am 1. September 1534 von San Lucar in Spanien aus eine Expedition nach dem La Plata ausgesandt, damit man von hier aus auf dem Landwege in das Reich der Inkas gelange. Die am 29. August 1533 ausgeführte ungerechte Sentenz des Pizarro, durch welche Atahualpa das Leben verlor, hatte in Spanien eine große Bewegung hervorgerufen, und man hoffte die Vortheile der Entdeckungen durch neue Expeditionen zu vermehren. Don Pedro de Mendoza wurde mit 20 Schiffen, 2000 Kriegern, unter denen sich 150 Deutsche befanden, und einigen Leuten von Distinktion, wie sein Bruder Don Diego, nach den Gegenden geschickt, welche von dem unglücklichen Juan Diaz de Solis entdeckt und von Sebastian Gaboto 1526 genauer durchforscht waren. Man hatte den Ausfluß des Rio de la Plata ursprünglich mardulce süßes Meer genannt, während man den beiden großen Flüssen, aus denen er zusammenströmt, den indianischen Namen ließ, Parana d. h. in der Sprache der Guarani großer Strom und Uruguay d. h. Strom der Vögel. Als Gaboto einige Silberstücke, die er von den Agaces und Guarani's empfangen hatte, 1528 nach Spanien schickte, zum Zeichen, daß das Land reich an Metallen sei, erhielt der La Plata seinen jetzigen Namen Silberfluß, nicht von der silberfarbigen Art seiner Wellen, wie man es gewöhnlich in Europa glaubt, denn die fließen in einem trüben Gelb, das durchaus nicht zu dem Vergleich mit Silber Veranlassung geben kann.

Ich will Sie nicht durch Einzelheiten ermüden und nur anführen, daß Santa Maria de Buenos Aires wieder aufgegeben werden mußte und erst am 11. Juni 1580 zum zweiten Male der Grundstein von Buenos Aires gelegt werden konnte. Es war an einem Mittwoch als Don Juan de Garay Santa Maria de Buenos Aires erneuerte und ihm den Namen Ciudad de la Trinidad de Buenos Aires also Stadt der Dreieinigkeit von den guten Lüften gab. Der Name Buenos Aires, der schon der ersten Gründung gegeben ward, stammt von einem Ausruf her, den am

2. Februar 1535 der Capitain Sancho Garcia that; als er als Erster bei der Expedition des Mendoza ans Land stieg, rief er auf: „que buenos aires son los de este suelo“ wie gut sind die Lüfte dieses Landes.

Allmählig erhoben die Reichthümer und die Blüthe des Handels diese Stadt glücklicher Einwohner zu demselben Range, wie Mejico, Lima und Bogota. Vielfach begehrt von den Königen des alten Europas, bedroht von den Holländern, belagert von den Engländern, zeigte es stets den Muth seiner Söhne. Das schöne Buenos Aires triumphirte bei manchem Angriff und hat nie die Schmach einer ausländischen Eroberung zu ertragen gehabt. Hier erhoben sich auch zuerst jene edlen und energischen Stimmen, welche das Recht für Südamerika in Anspruch nahmen, frei zu sein. Hier ward allen Völkern in der Welt des Kolumbus die erste große Lektion in der Freiheit gegeben, welche für alle eine neue Aera glänzender Hoffnungen wenigstens erweckte. Oft hat man es ausgesprochen, daß wenn die Gründer der amerikanischen Unabhängigkeit aus dem Grabe steigen und die Folgen ihres Werkes schauen könnten, sie gern wieder ins Grab zurücksteigen würden, erdrückt vom Gefühl des Schmerzes, des Unwillens und der Scham. Denn an die Seite der glorreichsten Thatsache, welche die Geschichte der südamerikanischen Länder dem Tribunal der Denker und Forscher vorführt, ihr Unabhängigkeitskampf, reihen sich andere Ereignisse an, welche des lichten Gedankens unwürdig sind, den jene großherzigen Männer faßten und ausführten. Die unedelsten Leidenschaften fingen an, diese Völker zu bewegen, sie stürzten sie in blutigen Streit, die öffentlichen Interessen wurden zum Nachtheil der Bevölkerungen von dem Ehrgeiz unpatriotischer Männer und von der Leidenschaftlichkeit kraftvoll angelegter aber unerzogener Persönlichkeiten ausgebeutet, der Staatsschatz diente stets dem Ehrgeiz, der sich keine Zwecke vorsetzte, die Nationen wurden von obskuren Personen vertreten, die auftauchten und untergingen, so daß die willkürlichsten Ungerechtigkeiten ephemerer Obrigkeiten allmählig eine Sklavenkette bildeten, die drückender und schmachvoller auf den Völkern Südamerikas lastete, als die spanische Kolonialherrschaft, zerbrochen von den Vätern der Unabhängigkeit und Freiheit als sie das Werk der Emancipation mit der Freudigkeit begannen, die in der Morgenröthe geschichtlicher Entwickelungen mit ihrem Glockengeläute den kommenden Tag begrüßt.

Auch mit der Revolution in Buenos Aires wuchsen alle die Principien auf, welche die Gesellschaft zerstören und die Staaten an den Rand des Abgrundes führen. Mit einem Enthusiasmus sonder Gleichen proklamirte man die Volkssouveränität, man ließ eine unwissende, aber zu gehorchen gewohnte Menge im Schwindel der Illusionen glauben, daß das Princip der Autorität und der Gesetze in ihr ruhe und daß sie die Träger der Amtsgewalt nach Willkür ein- und absetzen könne. Hieraus entstanden unzählige Uebel. Der Soldat, welcher zur Befreiung seines Vaterlandes die Waffen ergriffen hatte, wandte sich gegen die Mitbürger, welche ein Hinderniß seiner Herrschsucht waren. Der Beamte, welcher die Gerechtigkeit darstellen sollte, hörte auf unparteiisch zu sein, indem er an den politischen Leidenschaften seiner Mitbürger Antheil nahm. Diese, welche die Opfer der Unordnung waren, trachteten nun dahin, eine unerträgliche Tyrannei los zu werden. Das ist der wahre Grund der bis auf den heutigen Tag verlängerten Unruhe, die ihre höchst interessanten Episoden und farbenreichen Gemälde gegen einander kämpfender Interessen gewährt, aber die dortigen vielfach so interessanten Gesellschaftskreise niemals aus dem Feuer politischer Aufregungen herauskommen läßt.

Außerdem that man in den ersten 20 Jahren der Unabhängigkeit alles, um die Religion in den Augen der Bevölkerungen herabzusetzen, kein Gouvernement im spanischen Amerika war damals der katholischen Kirche so feindlich gesinnt, wie das argentinische, keins insultirte so öffentlich die Glaubensmeinungen des Volks. Der Kreole, welcher daran gewohnt war, nach den Ueberzeugungen seines religiösen Gewissens zu handeln, hörte, daß dieses eine Chimäre sei, und das mit Indianerblut stark vermischte Volk der ländlichen Gegenden vernahm aus dem Munde seiner neuen Obrigkeiten, daß die Religion eine Fabel und ihre Vorschriften schöne Paradoxien seien. Die aufrührerischen Bewegungen, der Streit zwischen Volk und Obrigkeit, die Machtlosigkeit aller Autoritäten, die Unbeständigkeit der Gesetze, kurz die Anarchie war die traurige Folge davon.

In keinem südamerikanischen Lande nahm der Bürgerkrieg einen so blutigen und grausamen Charakter an. Zwanzig Jahre lang herrschten Häuptlinge sogen. Caudillo's, deren Schwert das Gesetz war. Das Leben der Bürger und das Geschick der Bevölkerungen hing von Tyrannenlaunen

ab, die sich in ihrem gräulichsten, an Wahnsinn streifenden Raffinement bei Rosas in Buenos Aires und Francia in Paraguay zeigten. Während dieser ganzen Zeit bot die Kirche das Schauspiel eines todten Leichnams ohne Bewegung dar, die Regierung mischte sich in Alles, ordnete die Ceremonien des Kultus und ging so weit, aus dem Schmuck der katholischen Kirchen die Farben zu entfernen, welche auf den Fahnen ihrer politischen Gegner als Abzeichen sich fanden.

Roth und weiß pflegen die Partheifarben zu sein, blancos Weiße und colorados Rothe nennen sich noch heute die Partheien, die mit einer romantischen Unbestimmtheit mehr für eingewurzelte Partheitraditionen, weniger für irgend ein faßbares politisches Princip kämpfen. Wenn nun die Rothen an die Regierung kamen, so durfte kein Altar und kein Heiligenbild sich in den Schmuck der weißen Seide einhüllen und die Himmelskönigin durfte kein weiß schimmerndes Diadem ihren Anbetern zeigen. Zur Zeit des Rosas trugen alle Männer rothe Westen und lange rothe Bänder, weil das seine Partheifarbe war. Je breiter das rothe Band am Hut eines geängstigten Argentiners war, desto größer war seine Anhänglichkeit für den Diktator. Die vornehmen Damen der Stadt, die den Tyrannen vielfach übersahen, die zu der von ihm schmählich unterdrückten Parthei gehörten, deren vorzüglichste Talente, Staatsmänner wie Generale, er hatte tödten lassen, trugen nicht die abgeschmackten rothen Bänder und die thörichten rothen Kokarden der Schmeichler jenes Tyrannen. Was that Rosas? Als die Hauptmesse eines Sonntags vollendet war, zu der alles was elegant und vornehm ist, Mittags hineilt, standen eine Anzahl wilder Soldaten vor jeder Kirchenthüre und klebten rothe Kokarden mit dem unedlen Pech an die feinen Stirnen der geängstigten Damen der weißen Parthei, und die zahllosen eleganten Stutzer, welche Sonntags vor der Kathedrale stehen, rührten nicht ihre feinen Pariser Spazierstöcke, um ihre Damen zu beschützen.

Es war damals in Buenos Aires eine Zeit, in der man sich daran gewöhnt hatte eine Kunst auszubilden, die zu den Bedingungen des socialen Lebens in allen von Diktatoren regierten Republiken zu gehören pflegt, es ist die Kunst nichts zu sehen. Ueberfüllt sind die Confiteria's in Buenos Aires zu allen Zeiten gewesen, etwa so, wie die Kaffeehäuser in

Wien und in Paris. Die weiten und geräumigen Lokale entsprechen unsern Konditoreien, doch sind sie zugleich die Restaurants. Drangen nun Mitglieder der mashorca — einer geheimen Gesellschaft von Mördern, die Rosas sich hielt und die aus seinen ergebensten Anhängern gebildet war — vermummt in ein solches Lokal, ergriffen sie einige Anwesende und führten sie hinaus oder stachen sie sogar im Lokal selbst nieder, so thaten hunderte von Menschen so, als sähen sie gar nichts, spielten mit erkünstelter Gleichgiltigkeit Domino, Billard und ihre sonstigen Spiele weiter fort; niemand wagte, wenn die mashorca das Lokal verlassen hatte, einige Worte zum Nachbar über die schreckliche Scene zu sagen oder auch nur mit den Augen Zeichen zu geben, denn Spione Rosas befanden sich überall. Man war nicht sicher, daß der nächste Nachbar, mit dem man unbefangen Domino spielte, ein afiliado der mashorca sei, und Rosas besaß für alles, was in der Stadt gegen ihn gesprochen wurde, ein unglaubliches Gedächtniß, erfuhr alles, ließ eine Zeit lang sein Opfer unangefochten, schläferte es wohl gar mit Ehrenbezeugungen ein, bis endlich der Sichere und Getäuschte von seinen Krallen erfaßt wurde.

Oft geschah solches auf einem Balle, den Rosas in seinem eleganten Landhaus Palermo gab, und während im Nebenzimmer der Dolch zuckte, fächerten sich im Saale die Damen, und manch europäischer Attaché kleidete eine duftige Albernheit in ein Bouquet von Phrasen ein, das lächelnd die Damen auffingen, die, beherrscht vom Blick des Alles übersehenden Diktators, nur lächeln und tanzen durften, während die Opfer des Rosas erschossen oder erdolcht wurden. Zuweilen präsentirte man die Ohren des Erdolchten auf einer verdeckten Schüssel befreundeten Damen des Opfers. Selbst die milde Tochter des Rosas, die viel gefeierte Manuelita mußte sich mit thränenden Augen zum Herumtragen solcher Schrecklichkeiten hergeben.

Jetzt liegt das viel berühmte Landhaus Palermo, in dem Graf Walewski und andre französische Diplomaten so manchesmal mit den Schönheiten des La Plata getanzt haben, öde und verlassen da. Die weißen Flügel des einstöckigen Gebäudes schauen schwermüthig aus einem großen verwilderten Garten heraus, in welchem alles wüst durcheinander wächst, die herrlichen Bäume des Landes und die eingeführten europäischen Zierpflanzen. Ist man im Eisenbahnwaggon, der nach San Fernando oder

San Isidro führt, auch noch so schweigsam, an Palermo wird alles lebhaft, jeder erzählt Anekdoten vom Diktator. Mit Absicht läßt die argentinische Regierung diesen steten Aufenthalt des Rosas verfallen, damit die Bewohner von Buenos Aires sich stets durch das Gefühl ihrer wiedererlangten Freiheit erhoben fühlen, sobald sie an Palermo vorübereilen. — Verschwunden ist der zahme Löwe, mit dem Rosas zu spielen pflegte, verschwunden sind die jungen Pferde, die sogen. potros, die er als berühmter Gaucho und Pferdebändiger zu zähmen verstand, wenn ihre aus der Pampa stammende Wildheit und ihr Ungestüm selbst den muthigsten Gaucho zur Verzweiflung brachte, verschwunden ist der Priester, der die Messe las, dem Rosas als Chorknabe assistirte, was zu seinen Tyrannenlaunen gehörte, verschwunden sind die reich decorirten Säle, die manches Ungeheure gesehen haben. Rosas nannte seine Gegner „wilde Unitarier" salvajes unitarios, und wenn in Palermo ein solcher erdolcht war, mußten sogar die Begräbnißzettel in dieser Form ausgestellt werden: es darf der wilde Unitarier Don N. N. begraben werden, und es war häufig ein zierlicher und nichts weniger als wilder Mann gewesen.

Doch ich will nicht durch eine weitergehende Schilderung der Verhältnisse unter Rosas Sie ermüden. Genug die 14 Staaten oder Provinzen, welche die Konföderation bilden, 75,000 □Meilen groß sind, also viermal so ausgedehnt wie Frankreich sind, ertrugen lange seine Diktatur. Man konspirirte viel gegen ihn, die berühmtesten Generale, wie Quiroga, versuchten in den Provinzen sein Ansehn zu brechen. Auch in der Hauptstadt fehlte es nicht an Racheversuchen von Seiten der Söhne, deren Väter durch Rosas meist hinterlistig aus dem Wege geräumt waren, indeß die mashorca, zu der Generale, höhere Beamte, Spekulanten, Saladerobesitzer und andere Kreaturen des Rosas aus den untersten Gesellschaftsschichten gehörten, hielt alles in Schrecken. Es würde mich heute zu weit führen, wenn ich das allmählige Erblassen des Glücksterns des Rosas schildern wollte und den Jubel der noch lebenden Augenzeugen, als er mit seinen Schätzen und mit seiner Tochter Manuelita auf ein englisches Kriegsschiff flüchten mußte. Ich will nur hervorheben, daß viele reiche Mitglieder des mashorca nach dem Sturz ihres Protektors in die Nachbarstadt Montevideo zogen, wo ich sie in den feinsten Gesellschaftskreisen noch

vorfand. Ja einige machten große Häuser, und die Fremden, deren es immer viele dort giebt, ließen sich bei ihnen vorstellen. Die beschäftigten und die unbeschäftigten Diplomaten, die Offiziere der stationirten Kriegsschiffe, Russen, Spanier, Italiener, alle durchreisenden Naturforscher, ließen sich den Damen eines Hauses vorstellen, deren Familienhaupt ein Mitglied der mashorca gewesen war. Der Mann war ursprünglich Nachtwächter oder vielmehr Chef der Nachtwächter, der sogen. serenos gewesen, war als solcher mit Rosas bekannt geworden, viel von ihm benutzt und reich beschenkt. Auch er errichtete einen Saladero d. i. eine große Rinderschlächterei. Rosas verschenkte die Heerden seiner politischen Gegner an seine Anhänger oder verkaufte sie für ein geringes Geld, dann wurden tausende von Rindern nach den Saladeros getrieben, dort geschlachtet und ihre Häute nach Europa geschickt.

Ich habe schon zweimal das Wort Saladero gebraucht. Zu den eigenthümlichen Erscheinungen am La Plata gehören diese großen Rinderschlächtereien, wie es denn wohl nirgends so viel Millionen Rinder giebt als am La Plata. Sie machen den Reichthum des Landes aus, ihre Häute werden in die ganze Welt ausgeführt, und wenn man in Rußland von einer Braut fragte: wie viel Seelen hat sie, so fragt man hier: quantas vacas tiene ella, wie viel Kühe hat sie. Erlauben Sie, daß ich sie mit einem Saladero ein wenig bekannt mache. Zur Einrichtung eines Saladero's braucht man große Kapitalien, weßwegen die meisten Assoziationen angehören; Engländer, Brasilianer, Italiener pflegen sich mit Geld bei einem Saladero zu betheiligen. In früheren Jahren tödtete man in den argentinischen Staaten die zahlreichen Rinder nur wegen der Haut, man trieb über die weiten Ebenen die Rinder zu hunderten zusammen, tödtete sie und nannte eine solche Schlacht matanza. Das Fleisch ließ man auf der Ebene liegen für die Hunde, für die Geier, für die Möwen, die ich so häufig in unermeßlichen Schaaren um die Plätze habe kreisen sehen, wo viele Saladero's angelegt sind. Heutzutage weiß man bei den lebhaften Handelsverbindungen mit allen Theilen der Welt auch die andern Bestandtheile der Rinder zu benutzen, nicht allein die Haut, sondern auch das Fleisch, die Knochen, das Fett, die Haare, und die Saladero's sind

die Anstalten, in denen man alles dies zum Verkauf und zur Ausfuhr in fremde Länder zurechtmacht.

Wenn man einen Saladero anlegen will, so muß man auf manches achten, Hauptbedingung für einen Saladero ist es, daß er in der Nähe des Meeres oder eines schiffbaren Flusses liegt, damit die Fahrzeuge von ihm aus die Produkte nach den großen Schiffen bringen können, welche die Häute, die Knochen, die Hörner nach Europa und Nordamerika, das getrocknete oder gesalzene Fleisch nach Brasilien oder nach Kuba führen. In Kuba wird das getrocknete Fleisch, das carne seca von den Negern genossen, in Brasilien auch von den meisten Weißen, sie genießen es mit den schwarzen Bohnen zusammen, die vortrefflich sind und dort wie am La Plata das vorzüglichste Gemüse abgeben.

Es liegen die Hauptsaladero's am Uruguay, am Parana, am La Plata und im Umkreis der schönen Bai von Montevideo, jedoch in beträchtlicher Entfernung von der Stadt, denn ein Saladero ist kein mit Rosengebüschen umgebenes Etablissement. Wenn der Göthesche Alexis die Göthesche Dora aus der Elegie dort getroffen hätte, so hätte er nicht rufen können „und die Myrthe bog blühend sich über uns hin.“ Sie verleihen der nächsten Umgebung etwas tristes und häßliches. Zuweilen breitet sich der Blutgeruch von ihnen aus über weite Strecken und kein Dichter würde sich ihre Umgebung zum geweihten Platz nächtlicher hoher Gedanken erwählen, wenn zu den Reihen der Nymphen versammelt in heiliger Mondnacht sich die Grazien heimlich herab vom Olympus gesellen. Die Insekten mehren sich hier in einer ganz abscheulichen Weise, namentlich die Fliegen, das viele Blut und das viele Fleisch, das nutzlos liegen bleibt, nährt zahllose Schweine. Fliegen, häßliche Schweine und verkrüppelte Ombubäume bestimmen den landschaftlichen Charakter eines Saladero's. Hinweg von hier, rief mit Entsetzen eine belgische Malerin aus, die wir einst nach den Saladero's führten! Sie hat später einen Band „Schneeglöckchen“ herausgegeben, damals übersetzte sie einiges von Victor Hugo neben ihren Zeichnungen, und der Unterschied zwischen Amerika und Europa leuchtete ihr beim Anblick der Saladero's so ein, daß sie nach Europa mit allen Musen im Herzen heimkehrte. Ihr Bruder ist ein reicher Kaufmann mit Rinder-

häuten geworden, einmal sagte er zu meinem Kollegen in Buenos Aires „ihre Saladero's liegen dort oben."

Eine andere Bedingung für die Anlage eines Saladero's ist ein weites Feld mit vielem trinkbaren Wasser. Die sogen. Tropillas, die Rinderheerden, welche aus dem Innern des Landes oft viele Tagereisen weit herangetrieben werden, damit sie täglich zu vielen hunderten geschlachtet werden, sind bei ihrer Ankunft sehr müde und müssen eine Zeit lang trinken und weiden, bis man sie abschlachten kann. Das Fleisch des ermüdeten Thieres hat einen geringen Werth, doch dies würde den Saladeristen nicht bestimmen, den Tropillas einige Zeit zu gönnen, um durch der Blumen frischen Thau zu weiden, wie der Dichter sagt: „Du wandelst durch der Blumen frischen Thau, pflückst aus dem Ueberfluß des Waldgebüsches dir gelegene Speise, letzest den leichten Durst am Silberquell," wohl aber hält es sehr schwer die Haut vom magern und müden Thiere kunstvoll loszulösen. Man kann sie dann leicht verschneiden und die Goldunze ist verloren, die man unter Umständen mit der Haut verdienen kann.

Außer der Lage am Wasser und außer dem Weideland sind nun auch eine Anzahl Gebäude nöthig, die auf den frischen Wiesen und an den hellen Gewässern zu liegen kommen, ein Salzdepot, aber ohne Beamte in Uniform und ohne Dienststunden, sogen. Baracken für Fleisch, für die Häute. Jeder Anflug von Poesie geht ihnen ab. Auch das Gebäude, in welchem das Fett gewonnen wird, zeichnet sich durch die Unschönheit seiner Formen aus, von dem Anblick des Innern gar nicht zu reden. Würde die schönste Spanierin hineintreten, man würde sie kaum mehr sehen, denn, sagt der Dichter, scheint das Licht auf einen schwarzen Grund, so sieht man nichts mehr von dem Lichte. Schoppen für das Zerschneiden und Einsalzen des Fleisches fehlen auch nicht. Sodann werden so einfach wie möglich Wohnungen für den Patron d. i. der Besitzer, für seine Aufseher und für alle seine Knechte die sogen. Peone eingerichtet. Auch Comtoire befinden sich in solcher Anstalt (vielleicht sieht man auch hie und da einen verlassenen gelben Handschuh, Marke Jouvin). Die Führer der kleinen Fahrzeuge, meistens verschmitzt aussehende aber treuherzig redende und viel gestikulirende Genovesen, welche die Häute aufladen, die Knechte, welche von der Sonne gebräunt arbeiten, die Gaucho's, welche mit ihren langen

Pilen und unter lautem Geschrei der spanischen Schimpfworte, der sogen. malas palabras, die Rinderheerden herantreiben, die Baraqueros aus den Städten, welche Häute aufkaufen, um sie in ihren Baracken für Ladungen zu sammeln, die sogen. Häutemäkler kommen und gehen oder vielmehr reiten hinein und reiten ab. Stets sieht man an einen Saladero Reiter in kühnstem Flug heransprengen. Auf den Ebenen sieht das höchst malerisch aus. Die weiten Poncho's der Gaucho's, ihre Mäntel, wehen farbenreich im Winde, und das hohe Gras beugt sich und wallt unter dem wilden Reiter, dessen kleiner runder Hut, silbere Sporen, weite weiße gestickte Beinkleider, rother und blauer Poncho, weiche Pferdedecken, wunderbar hoher Sattel, recado genannt, über die Disteln der Ebene schimmern oder über dem röthlichen Gestein erscheinen, das hie und da aus dem Erdboden hervorschimmert, Syenitgrund anzeigend. Italienische Bootsleute hört man mit brasilianischen Peonen streiten, gelbe Mulatten sind es, die leicht wüthend werden. Andre spielen mit unscheinbaren Karten unter einem hohen Karren, careta genannt, unter welchem für eine ganze Gesellschaft Platz ist, denn die careta ruht auf zwei kolossalen Rädern, welche den Karren mit seinen Produkten durch die zahlreichen Flüßchen des Landes hindurchführen. Das Gebrüll der dem Tode entgegengehenden Rinder schmettert dazwischen und lautes Geschrei vielfacher Befehle tönt aus dem bunten Getreibe heraus, wenn ein Saladero arbeitet, denn wie eine Dampfmaschine arbeitet, so arbeitet auch ein Saladero.

Es giebt gewisse Jahreszeiten, in denen die Saladero's besonders arbeiten. Von dem Arbeiten der Saladero's hängt vielfach das kaufmännische Geschäft in Buenos Aires und Montevideo ab. Arbeiten die Saladero's nicht, so schweigen allmählich alle übrigen Geschäfte, es fehlt das Geld und es schwindet der Unternehmungsgeist. Die Schiffe können keine Frachten finden. Arbeiten die Saladero's, so verdienen die zahlreichen italienischen Bootsführer viel Geld mit dem Ueberschiffen der Häute, so können die Exporthäuser unter den Kaufleuten die Schiffe befrachten, so können auch die Seifenfabriken und die Lichtfabriken arbeiten, weil sie wohlfeil ihren Rohstoff einkaufen, so werden auch die Estancieros ihre überflüssigen Rindertropillas los, und es läßt sich im Allgemeinen ein großer Aufschwung in der Stadt merken. Es wird selbst in den Tiendas mehr

gekauft, in denen die feinsten und theuersten Pariser Modestoffe jeden Abend unter herrlicher Beleuchtung für die señoras und señoritas, Frauen und Fräuleins, von französischen Jünglingen ausgebreitet werden.

Damit der Saladero arbeiten kann, braucht er drei Coralle. Corall nennt man einen runden Platz, der mit sehr starken Pfählen eingezäunt ist, die so nahe an einanderstehen und so hoch sind, daß das Vieh nicht hindurchkann. Nur einen Eingang hat solch ein ganz runder Corall. Der größte der drei Coralle wird durch eine Umzäunung von sehr starken Pfählen aus Nandubeyholz oder durch Steinmauern eingefaßt. Häufig kommt es vor, daß die Umzäunung aus tausenden übereinander gelegter und verflochtener Rinderhörner besteht, was einem solchen großen Platze ein merkwürdiges Ansehen giebt. Ein breiter Eingang empfängt die Heerden, die hier zuerst hineingetrieben werden. Die malerisch kostümirten Gaucho's, welche sie aus dem Innern des Landes herantreiben, sind mit langen Piken versehen, um einzelne Rinder, die widerspenstig werden, auf den geraden Weg zurückzubringen und jeden originellen Einfall einer extravaganten Kuh zu verhindern, die häufig links und rechts in die Gebüsche eilen. Namentlich wenn die Heerden durch einen Fluß getrieben werden, sucht eine und die andere Kuh die Seitengebüsche zu erreichen, aus denen der Quebrachobaum mit seinen trauerweidenartigen Blättern, mit seinem weißen Holz und seinem glänzenden Grün herausschaut, oder auch der Tala mit seinem eichenähnlichen Aeußern, seinem dichten Laub, seinen vielfach verschlungenen Dornenzweigen und seinen rothen Blüthenbüscheln sammt den zahllosen Schlingpflanzen und Blüthen lockt. Ein romantischer Zug ins Ungewöhnliche hinein scheint die Kuh zu locken, dorthin, wo die Waldfasanen über den Büschen schweben und zierliche violette Turteltauben aus dem Espinillobusch herausschauen. Rasch aber erreicht sie die Pikenspitze des Gesetzes. Die reitenden und schreienden Peone treiben sie in die rasch eilenden Fluthen den Tausenden nach, die schwimmend das andere Ufer erreichen und ohne einen Blick auf die landschaftlichen Schönheiten der Flußufer zu werfen, gleich weiter traben. Sie kümmern sich auch nicht um das Aroma, so nennt man die wie gelbe Seide schimmernde und köstlich duftende Blüthe des Espinillo, der die Flußufer umrankt. Es ist für jeden Argentiner ein herzerhebendes Schauspiel, so viele

Rinder beisammen zu sehen, rothe, schwarze und weiße. Wenn man sie auf der weiten Ebene traben sieht, scheint ihr Blick intelligenter zu sein, wie der unserer armen Rinder, die in Ställen eingesperrt, die Parias unter den Stieren des Erdrundes sind. Das Feuer der Wildheit glänzt im Auge des Pampastieres, und der Argentiner ruft mit Entzücken aus: que linda tropilla, welche liebliche Heerde! Sein Herz bewegt sich ähnlich wie das Herz der Berliner Geheimrathstochter, die durch böhmische Berglandschaften fliegend vom Coupé aus plötzlich einen besondern Berg sucht und mit Entzücken ausruft: auf jenen Berg da sind wir raufgeklettert!

Auf meinen Reisen mit den Diligencia's, welche alle argentinischen Provinzen, selbst Indianergebiet, durcheilen, kam es häufig vor, daß ein Passagier ausrief: miran Ust. una tropilla, sehen sie meine Herrschaften eine Heerde, und schnell mußte der Mayoral, wie man den Führer einer Diligencia nennt, stillhalten. Man genoß mit Entzücken das Schauspiel der mit dumpfem Gedröhn vorbeieilenden Rinder. Ihre Größe, ihr Werth, der Saladero, für den sie bestimmt waren, alles wurde mit anmuthiger Naivität besprochen. Und im Innern der Diligencias, auf den tagelangen Reisen, lernt man am meisten über Politik, Geschichte, Verkehrsleben und Zustände des Landes.

Von dem menschenhohen Pampasgras, durch das sie viele Tage laufen mußten, von den saftigen Diesteln und von den feinen Flüßchen träumen nun nichts die Rinder, die im ersten Corall das Ende ihres Erdenlebens abwarten. Auf diesen ersten Corall folgt ein zweiter, welcher durch eine Thür mit ihm zusammenhängt. In diesen zweiten Corall führt man nun eine bestimmte Anzahl Thiere hinein, so viele als am andern Morgen geschlachtet werden sollen. Sind sie aus dem ersten Corall mit Geschrei und Aufmunterungen durch die Pike in den zweiten hineingetrieben, so schließt man die Zwischenwand. Endlich schließt sich ein dritter viel kleinerer Corall an, welcher immer nur 20 Stück Rinder beherbergen kann. Er endigt in eine Art Engpaß oder Gang, in welchem ein auf Eisenschienen rollender Wagen als Platte genau Platz hat. Diese bewegliche Platte hat ganz kleine Räder und erhebt sich nicht viel über die Erde. Um diesen kleinen Corall zieht sich eine hohe Galerie, auf der man einhergehen kann. Sie wird über dem Engpaß zu einer Brücke. Durch eine Flügelthier ist der

Gang verschlossen. Oben auf dieser Brücke steht der grausame Mann mit dem Lasso, der mit prüfendem Blick seine Opfer die unwissenden Ochsen anschaut. Das eine Ende des Lassos, das eine lange Schlinge zum Werfen ist, befindet sich außerhalb der Flügelthüren des Coralls, an dem Joch zweier Ochsen, die ein Knabe leitet. Den Knoten mit der eigentlichen Schlinge hält der Mann oben in der Hand und wirft damit nach dem ersten besten der 20 Todeskinder. Sobald der Lasso den Stier gefaßt hat, giebt der Gallerieherrscher dem Knaben mit den Ochsenjoch ein Zeichen, der treibt seine Ochsen an, und rasch ist der vom Lasso umschlungene Gefangene auf den eisernen Wagen gezogen. Er währt sich, er stößt um sich. Wie es seine Natur mit sich bringt stößt er nach vorne, stößt mit seinen Hörnern gegen die verschlossene Thür und bleibt einige Augenblicke ruhig. Diese Augenblicke benutzt der Mann auf der Gallerie, um von der Brücke aus sich niederzubeugen und sein langes Messer, das einem scharfen Schwerte ähnlich ist, dem Ochsen in den Nacken zu stoßen zwischen dem Hinterkopf und dem ersten Rückenwirbel. Der Ochse stürzt hin wie vom Blitz getroffen, rasch öffnen sich die Flügelthüren des Ausgangs, zwei Männer ziehen die eiserne Platte heraus, auf welchem der Ochse abscheidet und rasch schließen sich die Flügelthüren wieder. Man legt den todten Körper des Rindes auf hartgetretenen Boden und schiebt die eiserne Schleife wieder in den überbrückten Engpaß hinein, schließt die Thüren und sucht ein neues Schlachtopfer. Mit unglaublicher Schnelligkeit geschieht das alles, die Kunst des geschickten Lassowerfens ist bei den körperlich behenden Argentinern, namentlich den sog. Gauchos, ungemein ausgebildet, und die Eleganz ihrer Bewegungen macht ihre Leistungen zu einem angenehm berührenden Schauspiel, zumal da es meistens schöne Gestalten mit schwarzem Haar und gebräuntem Antlitz mit dunklen klaren Augen und äußerst zierlichen Händen und Füßen sind. Und nach der Zierlichkeit des Fußes bestimmt ja Burmeister den Adel des Menschen in der Societät! In Buenos Aires fiel es auf, daß Burmeister zuerst immer den Fuß desjenigen ansah, mit dem er bekannt gemacht wurde. Auf den Eindruck der Konversation gab er weniger und er meinte: Ueberzeugung soll mir niemand rauben, wer es besser weiß, der mag es glauben.

Das herausgezogene Thier läßt man zu Ader, das Blut leitet man

durch einen Kanal nach einem Teich. Man versucht wohl schon hie und da einen künstlichen Guano daraus zu machen. Dann nehmen die sog. Desolladores den Körper des Rindes vor, um die Haut abzuziehen, was mit einer fabelhaften Schnelligkeit geschieht. Sofort wird das Fleisch in vier Theile zerlegt, nach einem Schoppen gebracht und auf Hacken aufgehängt. Man schneidet nun geschickt das Fleisch ab, so daß nur die Knochen zurückbleiben, und schichtet das Fleisch mit dicken Lagen Salz zu großen Haufen auf. Ein Theil des Fettes ist schon abgetrennt und das übrige wird dadurch gewonnen, daß 25 bis 30 Ochsengerippe in große Holzkufen gebracht werden, welche durch glühende Wasserdämpfe und Röhren erhitzt werden, die aus einem glühenden Ofen kommen. Wenn man die Skelette aus diesen großen Kuffen zieht, so haben sie alles Fett verloren. Die Knochen, welche noch zu Drechslerarbeit dienen können, werden in verständig geleiteten Saladero's, die auch das Kleine nicht verachten, gesammelt. Die andern wirft man ins Feuer, um die Kessel und Kuffen zu heizen, welche das Fett austreiben. Die dann noch übrigbleibende Knochenasche expedirt man nach Europa. Viele kaufen Knochenasche auf. Ich wohnte einmal mehrere Wochen, um ungestört arbeiten zu können, im Oertchen Buceo am Meer, berühmt durch die Brandung der Wellen. Der Mann aus Minorca, bei dem ich wohnte, häufte Berge von Knochenasche vor seinem Hause auf, und es sah gar nicht so unpoetisch aus, wenn die Gaviotas der Klippen und Inselchen heranflogen, um auf der Knochenasche über den Unterschied von Meer und Land Betrachtungen anzustellen, zumal wenn aus der dumpfen grauen Ferne leisewandelnd sich der Sturm ankündigte. Das aufgehäufte Fleisch ist nach einigen Tagen ganz von Salz durchzogen und kann auf dem Tendal getrocknet werden, so nennt man eine Einrichtung mit horizontalen Stangen. Ist es einmal ganz getrocknet, so legt man es unter freiem Himmel auf einen ausgemauerten Boden und bedeckt es mit Häuten, bis es verkauft wird. Man tödtet in den Saladero's des La Plata im Ganzen 800,000 bis 900,000 Rinder. So werden also 800,000 bis 900,000 Häute exportirt, wozu noch 400,000 aus dem gewöhnlichen Verbrauch außerhalb der Saladero's kommen, denn man bewahrt nach Schlachtung eines jeden Rindes sorgfältig die kostbare Haut auf. Fast 1½ Million Häute werden vom La Plata nach allen Theilen

der Welt verschifft, welche einen Werth von fast 20 Millionen Thaler nach unserm Geld repräsentiren. Täglich werden durchschnittlich 400 Rinder auf einem Saladero geschlachtet.

Wollten wir in Montevideo einmal einen Saladero arbeiten sehen, wovor wir an Stiergefechte gewöhnt nicht zu sehr zurückschreckten, so mußten wir uns sehr früh aufmachen, wenn noch kein mächtiger Sonnenstrahl die weißschimmernden platten Dächer unserer Wohnungen traf. Gewöhnlich segelten wir auf kleinen Böten über die herrliche Bucht, die mit großen und kleinen Segelschiffen, Kriegs- und andern Dampfern übersät war, so daß wir die Flaggen von Brasilien und Nord-Amerika, von Chili und Peru, von Italien und Rußland, von Belgien und Hamburg im wohlthätig kühlenden Morgenwind aus der Nähe betrachten konnten. Dann landeten wir am Cerro einem Berge, der Montevideo gegenüber liegt und die Bucht malerisch abschließt, und auf dessen Abhängen außer einer kleinen Stadt auch die blühendsten Saladeros liegen. Bei Tagesanbruch beginnen die Arbeiten in den Saladero's und sie müssen um 11 Uhr spätestens um Mittag mit dem Tödten der Rinder fertig sein. Der Rest des Tages wird ausgefüllt durch das Zerschneiden und Einsalzen des Fleisches und der Häute.

Die Zeit des Jahres, in welcher die Saladeros am eifrigsten arbeiten, ist der Frühling. Namentlich im November am Ende des Frühlings sind die Rinder am fettesten und ist das Abschlachten am gewinnreichsten. Der Saladerist hat seine Agenten, welche auf dem Lande umherreiten und gegen baare Bezahlung von den Estanziasbesitzern die Tropillas kaufen, deren Transport nach einem Saladero eine mühsame Arbeit ist. „Hinter den Ochsen herreiten," wie man dort sagt, ist eine mühsame aber sehr gesuchte Beschäftigung. Auch wohlhabende junge Leute übernehmen es gegen Akkord Tropillas nach einem Saladero zu treiben. Man macht kurze Tagereisen, schläft unter freiem Himmel, hält Mittags Siesta an einem Fluß, trifft gute Bekannte und reitet dann vergnügt und rasch vom Saladero wieder heim. Die die ganze Woche hindurch Ochsen angeschrieen haben tanzen Sonntags mit feinstem Anzug auf einer Tertulia, wie man die dortigen Gesellschaften nennt, oder singen zur Zither ihre einförmig Un-

genden Weisen unter einem Ombubaum vor dem Hause, während die stets in Seide gekleideten Töchter des Landes Mate trinken und träumen.

Bei dem Treiben der Tropillas geschieht es zuweilen, daß ein panischer Schrecken die ganze Heerde ergreift, und trotz aller Wachsamkeit der Peone kehrt sie um und trabt in wilder Hast meilenweit zurück. Alle Reiter jagen nach um die Tropilla zum Stehen zu bringen. Wenn eine fliehende Tropilla an einem Ort vorüberjagt, werfen sich alle jungen Leute auf die stets gesattelt vor den Häusern stehenden Pferde, um mitzuhelfen und mit zu schreien. Oft bringt erst ein Fluß die Heerde zur Vernunft zurück. Sie schwimmen langsam und die Reiter schwimmen mit ihren Pferden rasch hindurch, stellen am jenseitigen Ufer sich auf und jagen nun wenn's gelingt die Heerden zurück. Die Flußufer des Santa Lucia sind 15 Minuten von dem Städtchen gleichen Namens entfernt. Diese kurze Strecke hatte ich einmal in Gesellschaft eines französischen Naturforschers und eines Schweden eben zurückgelegt. Wir hielten ganz vergnügt Siesta, nachdem wir den ganzen Morgen an den seichten Uebergängen des Flußes Bohrversuche gemacht und viele Mineralien gesammelt hatten, als ein Geräusch, wie fernrollender Donner uns aufschreckte. Wir eilten aus unserm malerischen Rancho und sahen über die Ebene, die wir so eben sorglos unter Gesprächen durchschritten hatte, tausende von Stieren mit vorgebeugtem Kopf und hoch aufschlagenden Füßen nach dem Fluß sich stürzen. Hunderte von Reitern jagten in einiger Entfernung nach, doch hatten die Rinder einen höchst bedeutenden Vorsprung. Der Gedanke war nicht sehr angenehm, daß wenn wir etwas später vom Fluß heimgekehrt wären, wir unfehlbar von der fliehenden Heerde erreicht worden wären. Sie suchten ihre Querencia, wie man die Pampagrasfläche nennt, auf der die Rinder erzogen und geboren sind. Dort findet man eine durchgegangene Heerde sicher wieder und mit Worten wie locos canallas hijos de perros, diablos, Narren, Kanaillen, Hundesöhne, Teufel und andern ganz unaussprechlichen Ausdrucksweisen werden dann die ruhig wiederkäuenden Thiere von den müdgerittenen Peonen begrüßt, wenn sie sie endlich nach Tagen wiederfinden. Dann muß man von der Estanzia sie zum zweitenmal nach dem Saladero führen.

Das Wort Estanzia ist schon mehrfach ausgesprochen worden und es

iſt bekannt, daß die großen Landbeſitzungen, die Weideterrains ſo benannt werden, die ſich um ein Haupthaus oft meilenweit ausbreiten und von Jahr zu Jahr einen größern Werth bekommen.

Vom Saladero Abſchied nehmend führe ich Sie jetzt zur Eſtanzia. Das Wort Eſtanzia und das Wort Freiheit verknüpft ſich unwillkürlich in meinen Erinnerungen. Will man freie weite Welt, ungefeſſelte Natur, weite Blicke, klaren Himmel, eine Landſchaft im Ueberfluß des hohen Graſes ſehen, ſo muß man ſich in Buenos Aires und in Montevideo das Roß ſatteln laſſen und an einem lichten Morgen, wenn der Thau an allen Blumen weint, hinauseilen auf eine Eſtanzia. Sie umfaßt gewöhnlich mehrere Quadratmeilen, auf denen außer den freien Thieren des Feldes, zahlloſen Vögeln, Dammhirſchen und Straußen, Zwergeulen und Gürtelthieren, wilden Katzen und Pampaskaninchen, das Heerdeneigenthum des Beſitzers weidet. Der reitet von ſeinem Haupthauſe aus nach allen Theilen ſeiner Beſitzung. Das thun auch ſeine Beamten, wenn das Wort Beamter eine richtige Vorſtellung von ſüdamerikaniſchen Verhältniſſen geben könnte. Es klingt dort ſo wie uns das Wort Gaucho oder Kazike, und wenn uns amerikaniſche Zuſtände wunderlich vorkommen, ſo kommen die europäiſchen Verhältniſſe den dort aufwachſenden Menſchen auch wunderlich vor. Die herangewachſenen Knaben meines Kollegs im Alter von 14 Jahren waren, wie ich zufällig einmal erfuhr, alle der Meinung, daß die europäiſchen Könige mit Krone und Purpurmantel ſpazieren gingen.

Ich bemerke, das es Rinderestanzias, Schafeeſtanzias, auch Pferdeeſtanzias giebt. Ueber dieſe letzteren will ich nicht ſprechen und mich nur mit den Rindereſtanzias beſchäftigen. Doch dazu muß ich an den Gang der Kultur von Oſten nach Weſten erinnern. Auch das Rind iſt von Oſten kommend hier eingewandert. Vor der ſpaniſchen Eroberung hatten die Indianer, welche die Gegenden des La Plata bewohnten, kein beſonderes Hausthier. Nur auf den Abhängen der Anden benutzten die Quichuas und Aymaras das Lama als Hausthier. Die ſpaniſchen Eroberer, die ja große Ritter waren, brachten das Pferd mit. Das vergaßen ſie niemals auf ihren Entdeckungen und Eroberungen. Heutzutage würden ſie vielleicht Operngläſer und feine Hunde mitbringen. Ich bemerkte ſchon, daß der Gang der Kultur von Oſten nach Weſten führt,

und so wurden auch im Jahre 1553 die ersten Kühe und ein Stier von Brasilien aus nach Paraguay eingeführt. Von diesen geschichtlich merkwürdigen Exemplaren stammen die Millionen Rinder her, welche jetzt das Entzücken der Estanziero's, Saladeristas und aller Kaufleute sind, welche ein reiches und geachtetes Dasein durch das Rind sich erwerben. Alvar Nunez Cabeza de Vaca reiste damals von der brasilischen Insel Santa Catalina aus nach Paraguay. Nachdem er den Weg entdeckt hatte, folgte ihm bald Melsarejo, einer der Kolonisten von San Vicente. Ein Theil der Kolonisten begleitete ihn, darunter die Geschwister Goes, welche letztere die berühmten Kühe und den noch berühmteren Stier nach Paraguay brachten. Der Spanier Irala herrschte damals in Paraguay und mit dem größtem Enthusiasmus nahm er die kühnen Reisenden auf, mit noch größerm die acht Kühe und den Stier, welches weit gereiste Rinder waren. Die Rinder haben also ihren Einzug in die La Plata-Länder von Brasilien aus gehalten, die Schafe und die Ziegen dagegen wählten ihren Weg von der Westküste aus und kamen von Lima nach Assumption, der Hauptstadt von Paraguay. Ihre Ankunft war das glückliche Resultat einer diplomatischen Mission. Es hatte nämlich der in Assumption herrschende Irala einen Spanier Namens Ruflo Chaves nach Lima entsandt, um den dortigen interimistischen Vicekönig Lagasca zu bekomplimentiren und als dieser 1550 heimkehrte, brachte er einige Schafe und Ziegen mit, deren Nachkommen heut im ganzen Bassin des La Plata hüpfen und tanzen und sich des Alfalfa freuen, des saftigen Luzernklees (Medicago sativa, eine Papilionaceenart).

Die eingeführten Stiere, die uns jetzt besonders beschäftigen, kamen aus dem Süden Spaniens. Dort zeichnen sie sich durch ihren schönen Wuchs aus, den sie sich auch in ihrer neuen Heimath zu erhalten wußten. Aber wenn sie auch vom 22. bis 42. Grad südlicher Breite dieselben blieben, so entfaltete sich doch die Krone ihrer Schönheit in der Banda Oriental, im Staate Uruguay, wie es jeder Beobachter dieser zahllosen Heerden finden muß, von denen der Dichter sagt: überall findet's was Kräuter und thauig Gras, wandelt und sieht sich um, trippelt, genießet stumm, was es bedarf. Es sind diese Rinderheerden ein herrlicher Anblick, wenn man die von ihnen belebte weite weite Hügelfläche überschaut, und sie haben eine

eigenthümliche Sehnsucht mit den fremdartigen Erscheinungen ihres Lebensgebietes sich bekannt zu machen, namentlich wenn sie auf verwahrlosten Estanzias halb verwildert ein unabhängiges Leben führen, nur den Himmel mit seinen Wolkenbildern, nur die Erde mit ihren Grasquellen und ihren Flüßchen schauen. Ich erinnere mich mit vielem Vergnügen an eine Tagereise, die ich in Begleitung eines Dr. Bleek aus Bonn durch ein meist verlassenes Land von der Estanzia Nueva Alemania nach der Estanzia de los Cerros de San Juan machte, auf welcher Estanzia ich meilenweit herbeigekommenen Deutschen zu predigen, auch sieben Kinder zu taufen, zu konfirmiren, das Abendmahl auszutheilen und ein neues Haus einzuweihen hatte. Wir sahen auf dieser Tagesreise, die wir auf einem zweirädrigen von einem Pferde bespannten Wagen zurücklegten, keinen Menschen. Ein junger Knecht lenkte den Wagen, suchte auch nach Gutdünken einen Weg durch das hohe Gras. Tiefes Schweigen ruhte auf der Landschaft. Die meisten Vögel schweigen dort und die wenigen Vögel, die Töne von sich geben können, thun es in einer leisen zurückhaltenden Weise. Geisterhaft sitzt hie und da die kleine Zwergeule, die Lechusa, auf den hohen Disteln und sieht sich mit Tagesaugen begabt die Gegend an. Schrie nicht der Vogel Tirotero wie sein Name nach dem Geschrei Tiro-tero heißt, man müßte trotz des unendlich freien und weiten Blickes ein drückendes Gefühl aus der gleichsam zum Schweigen gebannten Natur empfangen. Es verursachte uns viel Mühe und viel Erschütterung mit unserm Karren durch die kleinen Flüßchen hindurchzukommen. Sie haben gewöhnlich einen sumpfigen Untergrund und sehr häufig sinken die Fuhrwerke tief ein und bleiben stecken.

Das ist mir auf meinen Reisen häufig begegnet, daß die Diligencias des Staats, welche auf ungemein hohen Rädern ruhen und wohl zwanzig Personen aufnehmen können, mitten in einem angeschwollenen Fluß stecken blieben, so daß die Pferde losgelöst werden mußten, deren 6 bis 8 vor jeder Diligencia angespannt sind, was die stets begleitenden Reiter thun, worauf denn sämmtliche Passagiere zu Pferde nach dem jenseitigen Ufer gelangen. An tiefen Stellen schwimmen die Pferde. Endlich wird die so erleichterte Diligencia, oft erst nachdem 15 Pferde an leichten Leinen und so daß sie schwimmen können, vorgespannt sind, mühsam aus dem

Fluß herausgezogen. Da auch die Damen in jenen Länder höchst geübte Reiterinnen sind, so geht eine solche Scene ohne Umstände und ohne Proteste vorüber. Man läßt sich am andern Ufer nieder, erzählt sich in heiter stimmender Luft, wartet im Schatten anmuthiger Gebüsche ruhig ab, bis das gewaltige Aufschreien der Knechte die Piken der Gauchos und das vereinigte Ringen der Thiere das Gebäude der Diligencia aus dem Flußbett herausgezogen und auf die sandigen Flußufer hinaufgerissen haben. Man ist an so etwas gewöhnt und die dortigen Leute sind sehr heiter und liebenswürdig auf Reisen. Wir haben uns oft gegen eine Stunde bei solcher Scene mit wahrem Vergnügen geduldet, und uns um den steifen Engländer nicht gekümmert, der nie sich um seine Mitreisenden dort bemüht, sondern abgesondert mit seinem Augenglas die sich herausarbeitende Diligencia und die im Schatten des Gebüsches freundlich sich erzählenden Reisenden stier anschaut. Mit mancher politischen Größe am La Plata habe ich auf solchen Reisen und unter solchen Umständen eine herzliche Bekanntschaft geschlossen.

Einmal lagerten wir uns an einem solchen Flußufer, während unsre Peone zurückgeritten waren um neue Pferde und mehr Menschen zum Herausbringen der friedlich im Fluße steckenden Diligencia zu holen, in der nur ein korpulenter Italiener Narizano mit Namen sitzen geblieben war. Es war ihm zu mühsam zu Pferde das jenseitige Ufer zu erreichen. Ein Engländer, der aus Spekulation Land kaufen wollte, mit unpraktischem hohen weißen Hut und dem ganzen lächerlichen Anzug hielt sich sinnend von uns getrennt auf, als plötzlich ein Estanziero mit seiner schönen Tochter zu Pferde ankam. Sie sollte nach der Stadt San Jose und der Vater empfahl sie unter den üblichen spanischen Komplimenten dem Schutz der ganzen Gesellschaft. Die aber überwies dies Schutzamt mir, unter dem Vorwand es un padre, es ist ein Priester, worauf ich sagte pero protestante, aber ein protestantischer, was die ganze Gesellschaft zu versichern bestimmte somos todos prostestantes, wir sind alle Protestanten, anspielend auf die heimliche Opposition vieler gegen die römische Priesterherrschaft. Sie wüßten, sagten sie, daß ich zur iglesia gothica gehöre, zur gothischen Kirche, wie sie die deutsche Kirche in Buenos Aires nennen, die ihnen zuerst Achtung für den Protestantismus einflößte, weil Kreuz und Altar in ihr sich

fand, was in andern protestantischen Tempeln der Methodisten, Schotten und Anglikaner nicht der Fall war, die das Volk für Juden hält. Wir kamen allerdings viele Stunden später in der freundlichen von einem Basken gehaltenen Fonda zu San Jsé an, hatten aber unter freundlichen Gesprächen dem angeschwollenen Fluß für seine Unart nicht gezürnt. Mir brachte der Schutz eine Rose ein, die ich einem jungen Spanier zu seinem höchsten Entzücken schenkte, der ab und zu später mich wieder erkannte und mir aus Freundschaft alles anbot, was er hatte. Doch ich will nicht in den Fehler des Einschachtelns zurücksinken, den mein Recensent in der Augsburgischen Zeitung mir zum Vorwurf macht, und nur bemerken, daß das Anschwellen der kleinen Flüsse im Frühling und Herbst den Flußufern auf eine Viertelmeile hin das anmuthigste Grün der Gebüsche schenkt, das selbst in der heißesten Jahreszeit nicht verblaßt und aus dem dunkelsten Farbenton zum hellsten durch alle möglichen die Augen erquickenden Zwischenstufen abfällt.

Wenn man nun aber mit einem Karren und mit einem Pferde und mit einem Peon im Fluße stecken bleibt und meilenweit kein Mensch zu finden ist, so verliert das sonst so angenehm abwechselnde Abenteuer seinen ungefährlichen Reiz. Uns half jedoch, um auf meine Reise von einer Estanzia zur andern mit Dr. Bleek zurückzukommen, die Geschicklichkeit unsers kleinen Pferdes hindurch. Wir entdeckten ein Nest mit zwanzig Straußeneiern, das war das einzige Abenteuer, Strauße und Dammhirsche beleben nämlich die weiten Grasflächen, sie fliehen links und rechts auseinander, so bald man sich ihnen naht. Diese Sträuße sind sehr nützliche Vögel und ihre Eier sind ein sehr gewöhnliches Essen. Zum Vergnügen werden sie vielfach mit dem Lasso gejagt. Namentlich thaten solches die Soldaten in den Bürgerkriegen. Sie rotteten diesen nützlichen Vogel fast ganz aus, bis er in den Friedenszeiten wieder von Norden aus sich verbreitete und bis auf 20 Meilen den Hauptstädten sich näherte.

Der Europäer, welcher von einer Diligencia aus zum erstenmal einen Strauß erblickt, ist gewöhnlich über dessen Natur und Wesenheit sehr wißbegierig und die Mitreisenden belehren ihn über diese Gallina, denn sie nennen diesen gewaltigen Vogel ein Huhn. Ach ein Strauß, dieser Ausdruck freudiger Ueberraschung, war den Einheimischen unerklärlich, als ob

wir im Postwagen ausrufen würden, ein Hund, ein Hund, seht einen Hund. In meiner Schule gab der Strauß zu vielen Verwechselungen Veranlassung, häufig stand in den spanischen Uebersetzungen entro la señorita con el ave struz en el mano, das Fräulein trat herein mit dem Vogel Strauß in der Hand, statt mit dem Bouquet in der Hand.

Es ist dieser südamerikanische Strauß kleiner und weniger farbenreich als sein Verwandter in Afrika. Er liebt außerordentlich die Ebenen und grast in einer geduldigen Weise gesellschaftlich. Merkwürdiger Weise ist der Nandu, der südamerikanische Strauß ein Vogel, der die Associationen liebt. Es suchen sich nämlich häufig mehrere dieser Sträuße einen gemeinsamen Platz zum Brüten aus, gewöhnlich eine sandige Vertiefung unter einem Busch und nun legen sie 30 bis 40 Eier zusammen. Die Männchen sitzen und brüten, doch thut die Sonne das Meiste. Im Oktober fangen sie an die Eier zu legen, und wenn die junge Nachkommenschaft das Bedürfniß des Essens fühlt, so sind Insekten und junges Gras in Fülle da. Rings um ein Straußennest findet man stets einige zerbrochene Eier, die alten Sträuße zerbrechen sie mit Absicht, um die Insekten heranzulocken und auch um die andern Eier im Nest vor den räuberischen Anfällen hungriger Thiere zu schützen. Der Nandu ist ein sehr scheuer Vogel. Auf Estanzias, auf denen ein strenges Verbot herrscht, ihm irgendwie etwas zu leide zu thun, wird er ziemlich zahm, und es dürfte ihm vielleicht in spätern Zeiten, die mehr Bedürfnisse haben und darum auch größere Weisheit produciren werden, die Rolle eines Hausthiers zufallen. Jetzt gönnt ihm noch der Mensch der Pampas sein romantisches Freiheitsleben.

Nachdem wir so viel Straußeneier als möglich gesammelt hatten, setzten wir unsere Reise durch die schweigende Wildniß fort und erreichten Grasflächen, von denen wir durch die Mittheilungen unseres jugendlichen Führers erfuhren, daß sie herrenlos seien, weil seit Jahren um den Besitz dieser Ländereien ein Prozeß geführt werde. Nach den in meinem Buch gemachten Mittheilungen können häufig mehrere Personen Besitztitel über dieselben Quadratmeilen aufweisen. Natürlich hatte sich während dieser Zeit niemand um die Rinderheerden gekümmert. Sie führten ein stilles Leben, weideten mit sanften Schritten, so wie es die Stunden geboten,

das Gras ab. Wir erreichten hier eine Rinderheerde, die wohl aus tausend Stück bestand, und die Ankunft unserer Carete erregte bei ihnen eine allgemeine Sensation. Reiter zu Pferde mochten sie ab und zu gesehen haben. Wohl führte ab und zu den Gaucho sein Weg auch durch dies grasreiche Land. Aber ein Karren mit einem Pferde davor, das war für diese Tausende eine ganz unerhörte Erscheinung, die den Gesetzen des natürlichen Rinderverstandes durchaus nicht entsprechend war. Alles richtete sich auf, auch die Rinder, die sich bequem ins Gras gestreckt hatten, erhoben sich mit gespanntem Interesse, und unter den Zeichen tiefster Aufregung und Verwunderung folgte uns wohl die ganze Gesellschaft eine Viertelmeile lang. Eine totale Sonnenfinsterniß kann keinen größern Eindruck auf Menschen machen als unsere bescheidene Careta auf diese Rinder. Und es waren nicht wilde Stiere, sondern nur verwilderte, keine sog. Alzados, die sich heute nur noch selten finden.

Zu ihrer Geschichte sei folgendes gesagt. Es war das 17. Jahrhundert für die Rinder ein sehr wichtiges, denn in diesem Jahrhundert verbreiteten sich die Nachkommen jenes einen Stieres und jener 8 Kühe über die damals noch von Indianern bewohnten Pampasebenen. Die Indianer beachteten sie nicht, lernten zwar rasch das Pferd benutzen, wurden kühne Reiter, ja fingen auch an Pferdefleich zu essen, behandelten aber das Rind mit einer sehr großen Geringschätzung. So wurden die Rinder Alzados wilde Rinder. Noch vor einem Jahrhundert hatten die Estanziasbesitzer nur einen kleinen Theil der auf ihren Besitzungen lebenden Rinder zahm gemacht, was man so zahm nennt, so daß sie Amanzados gezähmte Stiere wurden, doch die Alzados überwogen bedeutend. Jetzt hat sich das Alles geändert, es ist Civilisation, es ist Fortschritt da, die ständischen Unterschiede zwischen Alzados und Amanzados sind vollständig gelöscht. Um nun die Rinder einer meilenweiten Estanzia an die Herrschaft des Menschen zu gewöhnen oder sie im Unterthanengefühl zu erhalten, macht man zuweilen einen Rodeo, der besteht darin, daß an einem schönen Tage, wenn die rothen und weißen Verbenas süß über das Feld hinduften und in den zahlreichen dunkelrothen und gelben Kaktusblüthen der Thau perlt, alle Rinder der meilenweiten Estanzia auf einen Punkt zusammen getrieben werden. Welch eine Lust ist das für die Knechte, wie sprengen sie malerisch

in fröhlichem Geschrei hinter den aufgeregten Heerden hin. Endlich läßt man die Heerden rasten. Diejenigen jungen Thiere, welche noch nicht die Marke des Besitzers tragen, werden damit versehen. Man hält eine Nacht die Heerden zusammen, dann treibt man sie wieder auseinander. Auch sonst reiten die Aufseher vielfach durch die Heerden hindurch. Wird dies vernachläßigt, so werden die Heerden in wenigen Monaten wild, fliehen dann beim ungewohnten Anblick der Reiter und müssen mit großer Mühe wieder zahm gemacht werden. Nach lang andauernden Bürgerkriegen wurden häufig die Heerden wild, man mußte nach gewonnenem Frieden die alten Stiere tödten und die Heerden wieder an bestimmte Grasflächen gewöhnen.

Es ist merkwürdig, welche Furcht die Rinder vor einem Reiter haben. Ein einsamer Gaucho, der durch Heerden zahlloser Rinder sprengt, läuft keine Gefahr, alles weicht ihm aus, auch wenn er einen rothen Poncho umgeworfen hat. Zu gewöhnlich ist diese Bekleidung, als daß sie den Stier irgendwie irritiren könnte.

Eine große Bedeutung haben aber auch für die Estanzia die Arbeitsochsen. Fast der ganze Verkehr, die Sendung aller Produkte aus dem Innern, vermittelt sich durch sie. Geht man z. B. durch die ausgedehnten Vorstädte von Buenos Aires und Montevideo, so findet man die äußersten dem Felde zugewandten Plätze ganz mit Ochsenkarren übersät. Sie ruhen auf zwei ungemein hohen Rädern, um durch die Flüsse hindurch zu kommen. Man spannt 6 bis 8 Ochsen vor und bedächtig geht das fürchterlich knarrende Fuhrwerk, eine primitive Erfindung des Menschengeistes, mit Häuten, mit Wolle, mit andern Rohprodukten nach der Stadt. Man bricht bald nach Mitternacht auf. Unbeschreiblich köstlich ist dann die Luft, fast so köstlich erschien sie mir dann immer wie im brasilianischen Urwald. Bis Mittag fährt man langsam, dann spannt man die Ochsen ab und läßt sie für den Rest des Tages weiden. Die Caretero's, die Führer, legen sich unter die Karren schlafen oder sie spielen zusammen Karten, gewöhnlich suchen sie sich eine Stelle am Fluß aus. Oft hält es dann Mühe gegen Morgen die Ochsen zu finden, man muß weit reiten, um die vergnügt Grasenden zu finden. Zuweilen sind die Straßen, die nach den Hauptstädten führen, durch diese Ochsenkareten sehr belebt, man trifft oft fünfzig

zusammen an, bunte Reiter begleiten sie, ihre Gestalten ragen empor aus dem Staub der Landstraße. Viele Caretero's sind sehr reich geworden. Im Städtchen San Jose waren die vornehmsten Familien Familien ehemaliger Caretero's. Sie hatten durch die Frachten so viel verdient, daß sie Häuser und Estanzias kaufen konnten und fragte man in Bezug auf die schöne Enriqueta oder auf die prächtige Lola: quantas vaccas tiene ella, so war die Antwort höchst respektabel. Es ist noch nicht lange her, da verschmähten die Caretero's den Gebrauch der Stiefel, die abgezogene Haut eines Pferdefußes genügte.

Der Ochse selbst, der an der Careta zieht, zeichnet sich durch eine klassische Ruhe und durch eine philosophische Geduld aus. In den Grenzen seiner Thierheit weiß er es, daß er nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen seines Daseins Kreise vollenden muß. Wenn bei den berühmten Stierkämpfen, die Alban Stolz so schön und so vernünftig beschrieben und beurtheilt hat, ein hineingeführter Stier nicht kämpfen wollte, wenn die Picadores vergeblich alle ihre Neckereien in Anwendung brachten, um das verblüffte Thier zu einem Ausbruch der Wuth zu bringen, und wenn es nur mit einer stieren Befangenheit links und rechts langsam die Hörner zeigte oder wohl gar mit den Spuren einer unverkennbaren Sehnsucht wieder aus dem gefährlichen Platz herauszukommen die Thür beroch, durch welche es auf den Kampfplatz geleitet war, so riefen tausend ungeduldige Stimmen, die Blüthe der jungen Damenwelt, wie die alten Generale aus den Bürgerkriegen, die Italiener in schwarzen Sammetjacken, wie die Basken mit ihrer sonderbaren Sonntagstracht, einzelne zerstreute deutsche Commis, wie Engländer in ihrer Nationalkleidung, so rief Poncho wie Plaid a las caretas!

Eine eigenthümliche Erscheinung auf den Estanzias ist es, daß trotz der unendlichen Rinderheerden so wenig Milch und Butter im Lande zu sehen ist. Die Kühe geben nämlich nur so lange Milch, als die Jungen saugen, das ist 3 bis 4 Monate, und Niemand hat Zeit selbst während dieser die Kühe zahm zu machen. Nur in solchen Estanzias, die von Europäern geleitet waren, machte man wohl ein paar Kühe zahm, band sie an einen Corall und hatte so frische Milch. Die Einheimischen dagegen machen sich nichts aus Milch und Butter.

Nachdem ich nun bereits durch die vorangehenden Schilderungen Sie mit den Eigenthümlichkeiten einer Estanzia bekannt gemacht habe, will ich auch einiges über die Ursprünge des Estanziawesens hier mittheilen. Als die spanischen Ansiedler in die La Plata-Länder kamen, schenkte die Regierung ihnen ausgedehnte Landstrecken. Was kam es auf ein paar Meilen an, die meistens noch den Guaranis und andern Indianern abzugewinnen waren! Indeß später wurde die Zahl derer, welche um Landesbesitz baten, größer, und deshalb mußte man mit dem Ueberlassen des Landes sparsamer umgehen. Man führte ein gewisses Maß ein, die sogen. Suerte, es sind 3/4 Quadratmeilen, die wurde den Ansiedlern von der großmüthigen Regierung geschenkt. Später kauften nun die Besitzer andere Suertes hinzu oder theilten auch die ihrige, so daß es Estanzias von den verschiedensten Größeverhältnissen giebt. Heutzutage können die La Plata-Regierungen keine Konzessionen zur Einrichtung von Estanzias mehr geben, weil alles Land der Republiken bereits in den Händen fester Besitzer ist. Nur der Staat Buenos Aires kann an seiner Südgrenze in den Indianergebieten noch Konzessionen austheilen, und es giebt auch immer kühne Menschen, welche sich der Gefahr aussetzen und in den nur wenig durch Militairposten und Blockhäuser gesicherten Grenzen gewagten Unternehmungen sich hingeben. Der Süden des Staates Buenos Aires liegt nämlich allen Angriffen der Indianer ausgesetzt offen da, weshalb die patagonischen Indianer häufig Rinderestanzias wie Schafestanzias ausplündern, die Männer tödten und die Frauen in die Gefangenschaft abführen. Zuweilen nehmen sie auch die Männer mit und zwingen sie, in ihrem Stamm sich zu verheirathen. Ich habe selbst Männer gesprochen, Deutsche wie Engländer, welche von ihnen gefangen genommen wurden, Jahre lang mit ihnen lebten und dann durch eine lebensgefährliche Flucht sich zu retten wußten, obgleich man sie mit allen Auszeichnungen behandelte. Abgelaufene Matrosen sollen vielfach Kaziken unter den patagonischen Indianern sein. Jedenfalls sprechen die meisten Kaziken spanisch. Zuweilen wurden bei Streifzügen der Regierungstruppen, welche indianische Lager zerstörten, spanische Damen aus der Gefangenschaft der Indianer gerettet, die länger als 20 Jahre unter ihnen hatten leben müssen. Man brachte diese unglücklichen Frauen, deren Familien meistens ausgestorben waren und die nach ihren Erfahrungen

für das gesellschaftliche Leben todt waren, in den Konventen der Stadt Buenos Aires unter. Achtzig Meilen hinter Buenos Aires beginnt schon das unsichere Land, und je schlechter die Regierung von Buenos Aires ist, desto häufiger finden die Indianereinfälle statt. Ja Generale oder Präsidenten der andern argentinischen unter sich konföderirten Staaten, wie z. B. von Entre-Rios, setzen sich mit diesen Indianern in Verbindung, wenn sie dem Gouvernement von Buenos Aires Schwierigkeiten bereiten wollen. Die Indianer achten nicht auf die Forts Mercedes, 25 de Mayo, Azul, Tandil, Bahia Blanca und auf das noch südlichere Carmen, unter dessen Schutz sich auch Missionäre der bristoler Gesellschaft aufhalten. Sie waren sehr erfreut, als sie auf ihrer Reise dorthin in meinem Hause zu Montevideo eine Abbildung Carmen's, ihres zukünftigen Bestimmungsortes, sehen konnten. Fällt ein Schuß aus den Forts, so ist dies ein Zeichen, daß alle Ansiedler der kleinen Häuser rings umher, alle Colonisten, auch alle Fremden z. B. Kaufleute auf das Fort eilen müssen, um es gegen etwaige Angriffe herannahender Indianer vertheidigen zu helfen.

Mag nun die Estanzia auf sicherem oder auf unsicherem Lande sich befinden, man braucht weite Ausdehnung, gutes Gras und reichliches Wasser. Auf die Gebäude kommt es weniger an, man wohnt in Erdhütten, Rancho's, bis Zeit ist ein Haus zu bauen. Der Estanziero sagt auf seiner Estanzia mit dem Dichter: nur wenig ist's, was ich verlange, weil eben alles mir gefällt, und dieses wenige, wie lange giebt mir's gefällig schon die Welt. Fühlt er aber das Bedürfniß ein Haus sich zu bauen, so sucht er dazu eine Erhöhung aus, von der er seine Ländereien übersehen kann, am liebsten in der Mitte der Estanzia. Ist die Estanzia mehrere Quadratmeilen groß, so ist dieses trotz der meist baumlosen Gegend doch nur in beschränktem Maße möglich. Die Republik Uruguay und von den andern konföderirten argentinischen Staaten Entre-Rios und Corientes zeichnen sich durch wellenförmige Hügel aus, dies ist bei Anlegung von Estanzias ein großer Vorzug. Man liebt auch nicht die Nachbarschaft von Wäldern und Gebüschen, denn in der heißesten Jahreszeit begiebt sich das Vieh in die Gebüsche um Kühlung zu finden, nimmt damit aber auch einen Hang zur Wildheit an. Es muß also das Holz, welches man zum Etablissement braucht, so weit entfernt sein, daß man das Vieh bequem davon abhalten kann.

Alle Argentiner lieben die Ebenen, den campo limpio, auf welchem der Blick weite Strecken umspannt und da auf den wellenförmigen Hügeln, die oft ganz röthlich von den Verbenablumen schimmern, unendliches Gras wächst. Die Wolken werfen Schatten auf diese Hügel und immer wechselt die Beleuchtung. Der Sonnenstrahl senkt sich nieder auf das wogende Gras und flieht es wieder und wenn man so durch die Ebene reitet oder fährt, kann man sich ähnlich beschäftigen wie auf dem Ocean mit dem Anschauen der Wellen, es ist immer etwas Neues zu sehen.

In den alten Zeiten war — und vielfach ist das auch jetzt noch der Fall — das Haus der Estanzia eine Erdhütte. Auf ungedieltem hartgetretenem Boden standen die nothdürftigsten Möbel oder gar keine. Auf einer Rinderhaut schlief der Estanziero, auf einem Ochsenkopf saß er. Er trank seinen Mate aus der Bombilla, oder er rauchte seine Papier-Cigarrette, oder er aß seinen Asado, ein auf dem Spieß in freier Luft gebratenes Stück Ochsenfleisch. Mit einem langen Messer schnitt er sich die Stücke herunter. Brod und Gemüse gab es nicht. Die Fremden haben andere Sitten mitgebracht, ohne die Eigenthümlichkeiten der ursprünglich argentinischen Sitten zu verwischen. Es wird z. B. der Asado, sowohl der vom Rind wie der vom Schaf, namentlich der Asado auf der Haut gebraten, der asado con cuero, niemals von den Estanzias verdrängt werden. Es macht viel Vergnügen ihn im Freien zu bereiten, wo der weite Gesichtskreis und die herrliche Luft, die Sorgenfreiheit des dortigen Lebens und das bei allen hervortretende ruhige Gemüth ein so frisches und starkes Lebensgefühl erwecken. Das Klima jener Gegenden bewirkt diese Gemüthsruhe, diese Heiterkeit, die selbst dem vom Unglück betroffenen rasch ein Vergessen schenkt.

Um das Hauptgebäude der Estanzia, welches vom Besitzer, el patron genannt, bewohnt wird, liegen nun die Rancho's, in denen die Peone wohnen. Diese Arbeiter auf der Estanzia haben es wahrlich leicht. Was Arbeit im Schweiße des Angesichts ist, kennt man überhaupt dort gar nicht. Auch geringe Arbeit wird theuer bezahlt und die Arbeiter arbeiten mit dem Gefühl, dasselbe wie ihre Herren zu sein. Tausend Höflichkeiten umranken das Verhältniß von Arbeitgeber und Arbeiter. Den ganzen Tag auf jungen und alten Pferden reiten, die Pferde dabei ausprobiren,

Ochsen einfangen, höchstens Baumstämme zu einem Corall in die Erde einrammen, auf die Jagd gehen, Schafe vergiften, um durch das vergiftete Fleisch den Puma, den dortigen Löwen anzulocken und zu tödten, die Pferde in den Corall einjagen und ausjagen, das ist gewiß keine schwere Arbeit. Gute Nahrung ist dabei und ihren Arbeitslohn können sie nicht ausgeben. Höchstens reiten sie an Sonn- und Feiertagen, deren es dort eine gute Anzahl giebt, in die nächste kleine Stadt, sei es auch 7 Meilen, wo die pulperias und fondas, wie man die Gasthäuser nennt, ihnen gefährlich werden.

Die Ausländer pflegen um die Estanzia auch einen Gemüsegarten anzulegen. Viele größere einheimische Besitzer machen es ihnen nach. Ich habe auf Estanzias Gemüsegärten angetroffen, über welche jede deutsche Hausfrau in Entzücken gerathen wäre, und ich erinnere mich namentlich eines Gemüsegartens, aus dem wir eines Abends ganze Körbe der herrlichsten Erdbeeren sammelten, während zahlreiche Strauße zahm um uns herum weideten. Ruhig verzehrten sie die Insekten. Eine sehr große Pracht entfalteten die Melonen, die mit weißem, grauem und gelbem Fleisch zur vorzüglichen Süßigkeit und Milde sich hier gestalten. Der Mais, dessen halbreife Kolben man zum sog. Puchero ißt, ein Nationalgericht, das aus Fleisch und vielen Gemüsearten besteht, zeigte sich auf vielen Beeten in einer ungewöhnlichen Höhe. Man nennt diese zarten Kolben Choclo. In wagerechter Haltung standen die Bohnenbeete da, und auch die allerliebsten Taschenkürbisse schauten neckend aus ihrem Grün hervor. Die große einheimische Bohnenart hat sich mit den zahlreichen aus Europa eingeführten vermengt, sie heißt Dolichus, und so giebt es zahlreiche Bohnenarten, eine schöner als die andere. Der Taschenkürbis heißt Zapallo und wird namentlich in der Banda Oriental mit vieler Zärtlichkeit behandelt. Wem der Zapallo schmeckt, der bleibt im Lande. Man kann nirgends so glücklich sein, wie in seinem Land, meint der Orientale, der Einwohner in Uruguay. Soy oriental ruft er mit einem stolzen und glücklichen Selbstgefühl aus. Ißt nun der Fremde Zapallos, so ist das ein sicheres Zeichen, daß er sich verheirathen und im Lande bleiben wird. Gewöhnlich lieben auch die Fremden schnell das Land und was im Lande ist. Die Zapallo's werden das ganze Jahr hindurch in freier Luft aufbewahrt.

Man stellt sie auf die Terrassen der Häuser. Sehr häufig sieht man in kleinen Städten und auf dem Lande einen Vorrath dieser populären Früchte auf den Terrassen aufgestellt. Die Ananas, welche die Jesuiten bereits in ihren Missionen anpflanzten, waren auch in diesem vom Vogel Strauß umweideten Garten zu finden.

In allen argentinischen Ländern liebt man ungemein die Salate. Zu jedem Asado gehört ein Salado. Unsere Arbeiter würden sich wundern, wenn die gewohnte Gestalt der Kartoffel aus ihrem Lebenskreise plötzlich verschwände. Der Gaucho, der Peon der argentinischen Pampas würde sich sehr wundern, wenn die Küche einer kleinen Landfonda, die verloren gleichsam im Grasmeer liegt, ihm einen Asado ohne Salado präsentiren würde. Zu den feinen Salaten aber gehört die Kresse, die wie alle Kruciferen auch wild am La Plata wächst, hier aber im Garten der Estanzia mit kunstvollem Verstande erzogen wurde. Mit einer stiefmütterlichen Herzlosigkeit behandelt man dagegen in diesen Ländern die Kartoffeln. Sie sind vielfach von Europa aus nach hier zurückeingeführt worden, doch weil alle Klassen der Bevölkerung in den Städten sich viele andere schöne Gemüsearten kaufen können, so sind sie nicht verbreiteter, als Erbsen, Bohnen und süße Wurzeln. In denjenigen argentinischen Provinzen, welche am Fuß der Cordilleras liegen, sollen noch einheimische Kartoffeln vorkommen. Sie sind dort von einer sehr kleinen Form aber ausgezeichnet im Geschmack. Wie oft schüttelten die eben angekommenen Einwanderer aus Mecklenburg, aus Holstein, aus Pommern den Kopf wenn sie über den Frucht- und Gemüsemarkt der Hauptstadt schritten. Unter den aufgehäuften Orangen, Citronen, Quitten, Ananas und Melonen, unter reifen Feigen und Trauben, herrlichen Artischoken und röthlich schimmernden Liebesäpfeln suchten sie ängstlich die Kartoffel. Auch konnte ihnen nie der Strauß den Storch ersetzen.

Es mag noch bemerkt werden, daß die von Europa eingeführte Kartoffel groß und wasserhaltig wird, also ist sie nicht zu wohlschmeckend. Wenn aber Heuschreckenschwärme ganze Provinzen des Grüns beraubten, ist sie häufig das einzige Gemüse geblieben, das den Verheerungen entgangen war.

Doch ich entferne mich von dem Gemüsegarten, der aus den Gras-

flächen der Pampa's anmuthig vor meiner Erinnerung auftaucht, und wo ich ermüdet an einem Abend angekommen war, nachdem ich Tages vorher in einer kleinen katholischen Kirche stundenlang der Feierlichkeit einer apostolischen Visitation hatte beiwohnen müssen. Wir unterhielten uns beim Erdbeersammeln über Chili, in dessen Urwald die Familie gelebt hatte. Haus und Möbel hatte man dort sich selbst gezimmert, später auch viel Geld verdient.

Wenn ich durch die Beete eines solchen Gemüsegartens Sie weiter führe, so muß ich auch des spanischen Pfeffers gedenken, ohne den Südländer nicht leben können, der in großen Quantitäten jeder Suppe die südländische Färbung giebt. Man nennt ihn Agi und er ist heimisch auf den Antillen wie in Brasilien, in Bolivia wie in Urugnay; ich müßte auch an die Tomates denken, deren röthliche Früchte, Liebesäpfel in Europa genannt, so schöne Salate geben und die auch sonst so vielfach in den argentischen Küchen zur Verwendung kommen. Vor wenigen Wochen hatte ich Gelegenheit diese schöne Frucht auf dem Kohlmarkt in Wien zu sehen und sie erinnerte mich an die Länder am La Plata, in denen Solamen Lycopersicum so allgemein beliebt ist. Eine besondere Pflege nehmen in den Gemüsegärten auch die süßen Patatas in Anspruch, man nennt sie mit Unrecht süße Kartoffeln, denn diese süßen Knollen sind aus dem Hause Convolvulus, haben ihre Seitenzweige bis nach Spanien verpflanzt und finden sich auf den Gemüsemärkten der La Plata-Hauptstädte ebenso zahlreich vor wie die eigentlichen Kartoffeln. Habe ich bereits von den Melonen gesprochen, so kann ich auch nicht an den Stärkungsmitteln in der Hitze für alle ärmeren Leute am La Plata, an dem Erfrischungsmittel für Peone und Gauchos, für Mulatten und italienische Bootsleute vergeßsam vorübergehen, es ist die von Deutschen Wassermelone genannte Sandia. Die Arbeiter und die Kinder essen ihr süßes frisches Fleisch zu jeder Tagesstunde und nur diejenigen verschmähen sie, die höhere Genüsse namentlich das in unglaublichen Quantitäten verbrauchte Eis kennen. Von Januar bis April wachsen immer neue Sandias, welche man den Kindern wie bei uns die Aepfel giebt. Die Landleute besonders können ohne Sandias nicht leben.

Auf jeder Estanzia ist die Anwesenheit von Fruchtbäumen selbstverständlich, namentlich sind die Pfirsiche überall zu finden. Selbst der Gaucho,

der sich mit solchen unritterlichen Dingen wie Baumpflanzen nicht abgiebt, pflanzt den Pfirsich, weil er so unendlich wenig Mühe macht. Sie werden nicht sehr hoch und bilden rasch kleine Wäldchen, die viel Freude bereiten und fast immer einen Ueberfluß angenehmer Früchte schenken. Neben den Gemüsepflanzen und den Pfirsichbäumen fesselt der ungemeine Reichthum an Vögeln den Blick des europäischen Kulturmenschen, wenn er auf diesen ins Große angelegten und meilenweit sich erstreckenden Estanzias weilt, wo unser zusammengepreßtes europäisches Sklavenleben so klein vor der ungefesselten Wildniß ihm erscheint. In der Nähe der Estanzia auf allen Corallen und bis dicht an die Wohnungen heran bewegen sich Schwärme von Vögeln und beleben die Landschaft. Es wäre unmöglich, vom kleinen grünen Kolibri bis zum großen Nandu alle auch nur anzuführen. Die kleinen Tauben, wild in der Natur, zierlich von Gestalt, mit hellgrauer oder violetter Farbe finden sich zu hunderten ein, und so viele auch geschossen werden, es ist nie eine Abnahme zu bemerken. Sie zeigen ihr freundliches Köpfchen überall, und es ist sehr hart von den jungen Damen der kleinen argentinischen Städte, daß wenn sie auf die Jagd gehen oder reiten, sie gewöhnlich nach diesen zutraulichen und leicht zu erlegenden kleinen Täubchen zielen. Manche Dolores und Anita, Josefa und Filomela gab sich diesem grausamen Jagdvergnügen hin. Als Kinder fingen sie in Schlingen die harmlosen Rebhühner. Eine eigenthümliche Art von Vögeln, die in Schaaren sich um die Estanzias sammeln, sind die Carrancho's, eine Geierart. Sie leben von Aas und von jungen Thieren. Es ist ein sehr verhaßter und sehr kluger Vogel, der ebenso wie seine europäischen Vettern die Hühner von den Höfen raubt, aufpaßt, wenn ein Schaf ein Lämmchen verliert und dann mit zwei oder drei Genossen zusammen das Thierchen raubt. Hat er einmal einen Kameraden fallen sehen, so kommt er den ganzen Tag über nicht mehr zum Vorschein. Wenn eine Kuh geschlachtet wird, so stürzen sie von allen Seiten heran, man überläßt ihnen die Theile, die nicht zu brauchen sind. Sie sind so zahlreich wie in unsern Gegenden die Krähen und sie gehören gleichsam zur Estanzia. Aber es fallen auch lieblichere Vogelgestalten dem spähenden Auge im Umkreis einer Estanzia auf, nach deren Namen und Eigenthümlichkeiten man sich gern erkundigt. Da giebt es einen sehr kleinen und

höchst eleganten Vogel mit weißem Bauch, grauem Rücken und schwarzem Kopf und sehr langen Schwanzfedern, die malerisch sich ausbreiten. Er heißt die Wittwe, La Viuda, das Volk nennt ihn aber auch häufig die kleine Nonne Monjita wegen seiner ehrbaren Federn und klerikalen Farbe. Dieses kleine Geschöpfchen haßt wüthend den eben genannten Carrancho, der dreimal größer und stärker ist. Es verfolgt ihn, fliegt um seinen Kopf, pickt ihn am Halse und zwingt ihn zu fliehen. Er flieht vor der kleinen Nonne wie vor einer Bremse.

Andere Vögel sind reicher an Farbe. Da wir schon beim Klerus unter den Vögeln sind und uns in Gesellschaft der kleinen grauen Nonne befinden, so können wir unmöglich die Kardinäle vergessen. Es giebt deren zwei Arten, die eine ist stahlgrau mit rothem stark befiedertem Kopf, die andere gelblich grün mit einem schönen grünen Kopf. In Montevideo und Buenos Aires sind diese schönen Vögel zahlreich auf den Markt zum Verkauf ausgestellt. Die Kinder halten sich Kardinäle in Käfigen, sie singen etwas, werden aber wenig zahm und haben auch im Käfig ein abstoßendes, unhumanes Wesen. Ihr Farbenglanz schimmert angenehm im hohen Gras. Häufig setzt sich ein bunter geringelter oder rother Vogel auf eine poesielose Kuh und während sie das Gras abmäht, ruht er sich mit Würde aus. Ein ziemlich großer schwarzer Vogel mit gelbem Schnabel, dessen tief dunkles Schwarz ins bläuliche abschweifte, flog in Schaaren von zwanzig und mehr um die Stiere und setzte sich auch auf sie. Man konnte sie überall finden und man sagte mir, daß es Staare seien. Es giebt auf jeder Estanzia einzelstehende Ombubäume. An ihnen sieht man oft eigenthümliche Nester ähnlich unsern Schwalbennestern, nur daß sie größer sind. Diese sehr festen Nester haben die Eigenthümlichkeit, daß sie aus zwei Zimmern bestehen, so daß der Vogel, der im zweiten Zimmer wohnt durch eine Zwischenwand, die hart wie Stein wird, vor jedem Angriff eines großen Vogels sicher ist. Dieser Vogel ist ein sehr heitrer Herr und lacht viel. Die Töne, die er von sich giebt, gleichen fröhlichem Gelächter und seine Größe ist die einer Amsel. Dieser rothgelbe Vogel heißt Tornero, Töpfer. Er ist ein Hausfreund der Estanzias, er liebt die Nähe des Menschen, er sitzt vergnügt auf den Terrassen der Häuser, und da er nur Insekten und kleine Würmer genießt, so ist er ein gern gesehener Gast auf

jeder Estanzia. Er wird sehr bewundert von den Kindern wegen seiner Nester und des geschickten Arrangements seiner Häuslichkeit. Seinem fröhlichen Gelächter und seinen familiären Sitten entgegengesetzt ist das scheue Wesen eines andern Vogels, der mich das erste mal, als ich an einem duftigen Morgen seine Bekanntschaft machte, sehr überraschte. Ich trat aus dem Hause einer Estanzia heraus, um nach dem nächsten kleinen Fluß zu eilen, in dessen kühlen Wellen man erfrischende Bäder nahm, als aus einem Gebüsch der Ruf Bienteveo, „ich sehe dich wohl" ertönte, Bienteveo Bienteveo tönte es fort und fort. Dieser Vogel heißt bald Bienteveo, bald Testigo, Zeuge. Professor Burmeister sagte, daß es ein Citronenvogel sei. Seinen anregenden Unterhaltungen verdankten wir alle am La Plata so viele Belehrungen! Es hatte etwas beruhigendes und freundliches auch am einsamen Flüßchen und auf der menschenleeren Grasfläche im Thau des freundlichen Morgens, aus Vogelmund ein freundliches Willkommen zu vernehmen. Bienteveo Bienteveo klang wie die Stimme treuer Freunde in jenem Lande des Wohlwollens und der Gastlichkeit. Aber man sah in diesen mit Blüthen und Dornen übersäten Espinillo-Gebüschen den freundlichen Vogel nicht. Dagegen schwebten die zahlreichen Kolibris durch die Blüthen. Wie die Königin Maria die Wolken nannte, so kann man auch diese kleinen graciösen Vögel nennen: Segler der Lüfte. In anmuthiger Weise nennen die Spanier sie Picaflor, Berührer der Blumen. Mit einer höchst eleganten Bewegung saugen sie nämlich den Zucker aus den Blumen oder umschweben sie. Sie bewegen so schnell ihr Gefieder, daß man nichts sehen kann und erscheinen so wie schwebend durch die Lüfte. Die Nester sind scherzhaft klein, mit weichen Federn delikat ausgestopft und enthalten vier Eier, so groß wie große Maiskörner. Diese von Blumensaft genährten Vögel stellen sich überall ein und machen gegenüber den aasessenden Carranchos und andern Vögeln von groben Sitten einen versöhnenden Eindruck. Die Kolobridame braucht übrigens nur zwölf Tage um die Eier auszubrüten. Ihr Nest wie ein Schmuckkästchen führt mich auf das Nest eines anderen sehr gescheuten argentinischen Vogels. Derselbe macht nämlich dasselbe aus harten Pflanzen in der Form einer Börse mit breitgehäckelten Maschen, hängt es an die dünnsten Zweige der Trauerweiden und anderer Bäume, die ihre Arme über die

Flüße breiten, und da der Eingang zum Nest von oben her ist, so können ihm die Raubvögel nur mit Mühe oder garnicht die tief unten in der Börse liegenden Eier rauben. Da die Trauerweiden sehr hoch werden und die über die Flußwellen hin- und herschwankenden Zweige sehr dünn sind, so hält es schwer, sich ein solches Nest zu verschaffen. Im Allgemeinen sind die Vögel am La Plata sehr gescheut wie dieser börsenflechtende Sperling oder Kreuzschnabel. Er ist noch nicht endgültig klassificirt und hat sich noch wenig Anerkennung in der wissenschaftlichen Welt verschafft. Ebenso unbekannt dürfte ein anderer Vogel sein, der sich an den kleinen Flüßchen aufhält, die die Umgebungen der Estanzias anmuthig machen. Man nennt ihn Martin den Fischer. Er beschäftigt sich damit, auf den Baumspitzen an den Flüßen zu sitzen und unverwandt die geschwätzigen Flußwellen anzuschauen. Sobald ein kleines Fischlein an die Oberfläche kommt, stürzt er mit Eile herab. Wohl 12 bis 15 mal hintereinander sieht man ihn pfeilgeschwinde ins Wasser schießen, um zu fischen. Wenn ich mit meinen Schulknaben zuweilen in dem zwölf Meilen hinter Montevideo gelegenen Fluß Santa Lucia, Curbinas und Bagre's fischte, fischten zum Ergötzen meiner freundlichen Kinder immer einige Martine mit. Während wir die Curbina Negra, eine Art Salm, und den Bugre, eine Art Wels, einen Fisch der den netten Namen Lisa führt und andere Fische in den ungemein fischreichen Flüssen fingen, thaten die Martine den kleinen Fischen ein gleiches an. Es kann der Aufenthalt auf einer Estanzia zur besondern Vorliebe für die reiche Vogelwelt führen, die bis in die blüthenreichen Gebüsche an den Flüßchen hinein die menschenleere Grasgegend mit Leben und Bewegung erfüllen. Dagegen werden wieder andre Vögel, die man in Europa schätzt, hier entschieden unangenehm. Dazu gehört namentlich der Cotorra, der dortige grüne Papagei, der durch sein unangenehmes häßliches Geschrei einen widrigen Eindruck macht. Es fliegen immer ganze Gesellschaften laut schreiend und sich zankend umher. Auf den höchsten Bäumen bauen sie am liebsten ihr Nest, und es wird kolossal, denn bis 10 Paare vereinigen sich, um ihre eingängereiche Wohnung oben im Winde aus Holz und Dornen wie einen Höhenpallast zu bilden. Mancher alte abgestorbene Baum ist mit diesen unförmlichen Nestern ganz übersät. Im Frühjahr vereinigen sich gern die Peone um

die Nester dieser Vögel zu zerstören, weil sie den wenigen Mais- und Weizenfeldern, die man angelegt hat, mit gefräßiger Raubgier schädlich sind und ganze Saatfelder verderben. Diese kleinen grünen Papageien nennt man Cotorra oder auch Loro, sie lernen nicht so gut sprechen wie die größern Arten, schmecken aber ganz gut. Auf der Reise von Pernambuco nach den Cap Verdeschen Inseln lernte ich einen Papagei aus Chili kennen, der nicht müde ward, der ganzen Schiffsgesellschaft die Versicherung zu geben, daß er sich verheirathen wolle. Que quieres loro, was willst du Loro, fragte man ihn yo quiero casarme, ich will mich verheirathen, war seine stereotype Antwort; sehr oft fragte er sich selbst: que quieres lorito, er wechselte zwischen Loro und Lorito, kleiner Loro und gab stets dieselbe Antwort. Ueber den Gebüschen an den Flußufern schweben auch große schwarze Hühner. Waldfasanen habe ich sie in meinem Buche genannt, man nennt sie dort Pavo del monte und sie fallen durch ihren ruhigen, fast erhabenen Flug auf. Im Guarani nennt man sie Yaku. Doch ich will Ihre Geduld nicht noch mehr ermüden und über andere Vogelarten schweigen, höchstens nur noch den Kiebitz der dortigen Gegenden anführen, der zu den gewöhnlichsten Erscheinungen des Landes gehört und auf allen sprindigen Gründen seinen Ruf Tirotero erschallen läßt. Ich will dafür noch einzelne andere Einrichtungen auf einer Estanzia ihnen vorführen.

Wenn die Estanzia eine sehr große Oberfläche hat und das Vieh zahlreich ist, so etablirt man in einiger Entfernung vom Hauptgebäude sog. Puestos, in denen ein Peon mit seiner Familie oder zwei einzelne Peone leben. Sie erhalten einen bestimmten Theil des Viehs, weswegen ein Corall dicht neben dem Puesto ist. In diesen wird das Vieh ab und zu hineingetrieben, damit es übersehen werden kann und ja nicht sein Abhängigskeitsgefühl bei der Freiheit seiner Lebensweise verliert. Um einen Maßstab zu haben, wie man die Viehheerden vertheilen muß, nimmt man an, daß auf einer Quadratmeile 3000 Köpfe Vieh leben können, wenn das Land eine gute Weide giebt. Man rechnet dann die Pferde und Maulthiere mit ein, welche zur Bewachung und Leitung der Viehheerden nöthig sind. Auf 1000 Köpfe Vieh rechnet man 2 bis 4 Peone, je nachdem das Vieh wilder und zahmer ist. Von diesen Peonen ist es bekannt, daß sie fast nie vom Pferde herunter-

kommen, daß sie leidenschaftlich in ihren Bewegungen sind, sehr wild aussehen ohne eigentlich so böse zu sein. Man unterscheidet solche, welche mit Potros umzugehen verstehen — Potros sind die wilden jungen Pferde — und solche, welche nur mit zahmen Pferden umzugehen wissen. Jene erhalten circa 15 spanische Thaler den Monat diese nur 10. Da ihnen der Lebensunterhalt nichts kostet, so können sie bei einigem Fleiß in kurzer Zeit zum eignen Heerdenbesitz kommen. Manch ein ehemaliger Peon ist jetzt ein reicher Estanziero und tauscht wahrlich nicht mit einem kummervollen Kultur-Europäer. Ich habe gewesene Offiziere und Referendarien als Peone auf Estanzias angetroffen. Freilich waren es Schafestanzias, deren Behandlung eine andere ist, und sie vermißten, in der Hoffnung nach einigen entbehrungsreichen Jahren zu etwas zu kommem, wahrlich nicht unsere Ehren und unsere Salonfreuden. Manche zehrten freilich noch an alten bittern europäischen Erinnerungen. Ich traf einmal einen Deutschen auf einem Ochsenkopf in einem Rancho sitzend als Peon an. Er war der Sohn eines Oberamtmanns aus Baiern, sein Vater hatte ihm seine Braut weggeheirathet, und trotz der Anerbietung für seine verlorne Braut und gegenwärtige Stiefmutter ein Gut anzunehmen, war er grollend noch Amerika gegangen und leistete lieber Knechtsdienste. Er ärgerte sich noch nach Jahren über seinen Vater und grollte über sein Geschick beim Anblick der ihm anvertrauten Rinderheerden. Auch für verkommene Europäer ist es eine letzte Zuflucht Peon in einer Estanzia zu werden. Sie arbeiten sich oft wieder in die Höhe, wenn sie Ausdauer und Fleiß haben und der Cana — der dortige Branntwein — oder die halbindianischen Frauen sie nicht mit ihren Netzen umstricken. Sehr oft, wenn ich heruntergekommene Deutsche, z. B. junge Kaufleute und Lehrer nach einer Estanzia geschickt hatte, schrieben sie bald, sie wollten sich verheirathen. Irgend eine China, wie man die Frauen mit gemischtem Blut nennt, hatte sie gefesselt, dann war es mit ihrem Emporkommen zu Ende, sie verwilderten immermehr und vergaßen bald ihre Aspirationen. In den Zeiten der Bürgerkriege wurden sie wohl gar Halsabschneider, und der Dolch spielte in ihrer Hand. Das Haupt der Peone auf einer Estanzia ist der Capataz. Derjenige, der die Interessen des oft abwesenden Herrn vertritt heißt der Mayordomo. Sehr oft fesselt man ihn dadurch, daß man ihm ei-

nen Antheil am Geschäft der Estanzia giebt. Seine Anhänglichkeit und Treue ist namentlich dort nöthig wo der Patron d. h. der Besitzer mit seiner Familie den größten Theil des Jahres in der Hauptstadt verweilt. Sehr häufig werden die Worte Peone und Gaucho verwechselt. Der eigentliche Landmann, mag er Peon oder kleiner Estanziero sein, wird häufig von dem Städter mit dem Worte bezeichnet es un gaucho! Damit will man seine ländlichen grossieren Sitten strafen. Der eigentliche Gaucho ist weder der Landmann im Allgemeinen noch der Knecht einer Estanzia in seiner kraftvollen Natürlichkeit. Es ist der Umhertreiber der Ebenen, der nur seine Kleidung und sein Pferd hat. Letzteres hat er sich gewöhnlich gestohlen. Häufig von einem armen Neger, der neben seinem Pferde sanft schlief, und als er erwachte, weder Pferd noch Sattelzeug fand. Dieser eigentliche Gaucho ist immer im Kampf mit der Obrigkeit, die noch das meiste ihm durchgehen läßt. Bald hat er ein Pferd, bald eine Frau geraubt, bald bei irgend einem Streit in einer Landfonda einen Messerstich ausgetheilt. Man sagt dann, der arme Mann habe ein Unglück gehabt una disgracia. Fängt man ihn, so wird er zum Militair verurtheilt. Er kommt unter die berittene Landmiliz. Sehr oft entflieht er und lebt dann in einem Gehölz von Raub, stiehlt dem benachbarten Estanziero Kühe, verkauft die Felle, reitet rasch meilenweit fort, verbringt sein Geld, schützt sich durch Dolchstöße und durch die Schnelligkeit seines Rosses. Sehr bald sind seine Missethaten vergessen. Er arbeitet auch wohl eine Zeit lang als Knecht, zieht es aber vor zu stehlen. Man findet ihn gemüthlich sich erholend in den einsamen Landfonda's. In den Bürgerkriegen stellt er sich freiwillig, die Aussicht auf Plünderung führt ihn jedem aufständischen General zu. Man muß also die Peone auf den Estanzias nicht mit ihnen verwechseln, obgleich die äußere Erscheinung, Tracht und Sitten oft dieselben sind.

Die Peone auf den Estanzia's müssen täglich in weiten Kreisen um die Rinderheerden reiten, damit das Vieh nicht über die Grenzen auf fremdes Gebiet geht. Sehr oft werden auch die Rinderheerden auf irgend einen bestimmten Punkt der Grasebene zusammengetrieben und sie müssen dann eine Nacht zusammen bleiben, damit sie nicht anfangen Alzados oder Ariscos zu werden, was sofort eintritt, wenn die Aufsicht des Peons fehlt. Darum sind den Estanzia'sbesitzern die Bürgerkriege so unangenehm, weil sie

nicht allein die Launen der kommandirenden Generale erfahren, welche so viel Rinder requiriren, wie sie wollen, sondern weil auch die meisten Peone von der Regierung oder von den Insurgenten mitgenommen werden. Sehr gerne ziehen sie zu diesen Landmilizen, die hunderte von Meilen hin- und herreiten, und im Umkreise der kleinen Städte und der Estanzia's oft die romantischsten Abenteuer haben. Die Tausende der Rinder gewöhnen sich dann bald an ein ungebundenes Weiden und es müssen später viele Pferde buchstäblich zu Tode geritten werden, um den Widerstand zu brechen, den die Alzados leisten. Es ist aber eine Lust für die Einheimischen — wenn es auch monatelang dauert — das verwilderte Vieh aus den Gebüschen herauszutreiben. Um nun das Eigenthumsrecht zu behaupten hat jede Estanzia eine Marke, welche durch ein heißes Eisen den Thieren aufgedrückt wird. Diese Marken sind in den Regierungsgebäuden der einzelnen Hauptstädte der Departements deponirt, und unter ihnen sind manche so alt wie die spanische Eroberung. Werden nun Thiere von einer Estanzia zur andern verkauft, so müssen sie auch umgemarket werden. Einmal im Jahre werden die jungen Stiere mit der Marke versehen. Das ist immer ein großes Fest für die Estanzia, da glänzen die kühnsten Lazzowerfer, die geschickt heranreiten und dem fliehenden Stier trotz seiner Sprünge den Lasso mit bewundernswerther Kunst um den Hals werfen. Ist das Werk vollbracht, so endet das Fest mit Reiterspielen, die man Carreras nennt. Jeden Tag wird mindestens ein Stier zum Gebrauch der Estanzia geschlachtet, das Thier wird von einem Peon nach einem bestimmten Platz in der Nähe des Hauptgebäudes der Estanzia gejagt und mit dem Lazzo niedergeworfen, dann wird mit einer staunenerregenden Schnelligkeit die Haut abgezogen und alles zerlegt. Kaum hat man das mit dem Lazzo gefesselte Thier sich noch wüthend wehren und springen sehen, so wird auch schon sein zertheiltes Fleisch auf kleinen Schleifen nach den einzelnen Puestos der Estanzia gefahren, um den Peonen zur Nahrung zu dienen. Außerdem verkauft man einzelne Stücke Vieh für die Matadero's oder Schlächtereien in den einzelnen kleinen Städten. Der Preis des Viehes in den Küstenprovinzen ist durch den Preis der Haut auf den europäischen Märkten bestimmt. So wirken die Nachrichten die mit dem alle 14 Tage einmal von Southhampton und

das andere Mal von Bordeaux kommenden Packetdampfschiff anlangen, durch sämmtliche Handelshäuser der Hauptstädte auf alle Estanzia's ein. Die argentinischen Provinzen Cordova, San Luis, Rioja, Catamarca verkaufen ihre Rinder nach dem immermehr aufblühenden Chili, die Provinz Salta sendet ihre Rinderhäute nach dem rinderarmen Bolivia. Es ist merkwürdig, daß diese Millionen Rinder alle ihre Herren haben, trotz der gewaltigen Ausdehnung der Länder. Der Staat aber hat keine Eigenthumsrechte auf Heerden. Eine Ausnahme macht nur der Staat Buenos Aires, dem im Süden die durch Indianereinfälle wild und herrenlos gewordenen Rinder gehören. Mit der Zeit werden auch diese Länder bewohnt werden, dann werden die meisten Eigenthümlichkeiten des dortigen Landlebens dahinsinken. Ob die Menschen der Civilisation dann glücklicher sein werden, ist zweifelhaft. Ich glaube, daß der Estanziero ein Mann ist, dem die göttliche Vorsehung ein sehr glückliches Loos geschenkt hat und daß in den vielfach falsch beurtheilten Pampas ein Stück von gesundem Volksleben trotz befremdender Einzelheiten gefunden wird.

P. Kaers Prospect der Stadt Danzig.

Von
R. Bergau.

Der Güte des Herrn Direktor Löschin hierselbst verdanke ich die Kenntniß eines großen Prospectes der Stadt Danzig, welcher der Aufschrift zufolge im Jahre 1618 von einem gewissen Petrus Kaerius zu Amsterdam publicirt worden ist. — Es ist der größeste, werthvollste und zugleich seltenste aller mir bekannten Prospecte unserer Stadt. Hoburg*) kennt ihn gar nicht und F. v. Selasinski**) nur nach einem beschädigten Exemplar des Geheimen Archives zu Königsberg. Denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der von Selasinski unter No. 4 aufgeführte „Prospect von Danzig vom Bischofsberge aus gezeichnet, ohne Jahreszahl, eine Radirung" trotz der Angabe, daß er aus 7 Blättern bestehe und ohne Namen und Jahreszahl sei, der Kaersche Prospect, freilich in anderer Ausgabe ist. — Das Löschinsche Exemplar, verhältnißmäßig sehr gut erhalten, auf Leinwand gezogen, besteht nämlich unzweifelhaft (die Plattenränder sind noch deutlich erkennbar) aus 4 Blättern, à 14¾ Zoll hoch und 20¼ Zoll lang, so daß der ganze Prospect eine Länge von 6 Fuß 9 Zoll hat. Daß das Königsberger Exemplar einen deutschen Titel „Wahrhafftige contrafactur der fvrtreflichen vnd weit bervmten sestadt dantzig in preussen wie dieselbe vom bischofsberge eigentlich anzusehen ist. dazugleich vnten an alle Kirchen vnd fvrnembste gebewe mit sonderlichen bochstaben verzeichnet vnd genennet werden." habe, welcher auf dem

*) Verzeichniß von Stadtprospecten in Hoburg Rathhaus der Rechtstadt Danzig S. 46.
**) Preuß. Provinzial-Blätter 1848. Bd. VI S. 454.

Löschinschen Exemplar fehlt und über den wichtigsten Gebäuden Buchstaben stehen, welche unten mit der Erklärung wiederholt sind, während hier über jedem Gebäude die vollständige Bezeichnung steht, kann nicht auffallen, da im 16. u. 17. Jahrhundert Stadt-Prospecte sehr beliebt waren, vielfach erschienen, der vorliegende, als der bedeutendste von Danzig also auch in verschiedenen Ausgaben vorhanden sein kann. Oben, links und rechts befinden sich zwei Schriftschilde mit zopfiger Einfassung nach damaligem Holländischem Geschmack. Rechts stehn darin 8 Lateinische Verse und die Bemerkung „Petrus Kaerius Caelavit et Excud. Amstelodami."

Links aber steht die Widmung:

Nobilissimis, Amplissimis, Consultissi-
mis ac Prudentissimis D. D. Consiliarijs
Thalassiarchis, Hollandiae, Zeelandiae et Frisiae
Necnon Magnificis ac Clarissimis D. D. Con-
sulibus celeberrimi Emporij Amstelodami,
Petrus Kaerius
humillimus Cliens L. M. Q.
dat, dicat, dedicatque.
Anno Do. 1618.

Ueber die Lebensverhältnisse und die Werke dieses Künstlers sind wir nicht unterrichtet. Unter allen mir zugänglichen*) Werken (Bartsch, Passavant, Andresen) habe ich seinen Namen (auch Kerius geschrieben) nur in Naglers Künstler-Lexicon (Bd. VI S. 558) gefunden, welches angiebt, er habe zwischen 1590 und 1620 gearbeitet und von seinen Werken außer zwei figurlichen Darstellungen, nur noch eine Ansicht von Nürnberg mit der Jahreszahl 1619, also wohl ein Seitenstück zu unserem, (von Nagler nicht gekannten) Prospect anführt. — Oben mitten im Prospect steht auf einem fliegenden Bande mit großen Lateinischen Buchstaben „Dantzigk". Darunter das Wappen der Stadt. Links und rechts davon befinden sich,

*) Ich muß dankbar anerkennend gedenken, daß Herr Stadtrath Block die Benutzung seiner für Kupferstich-Kunde reichen Bibliothek mit größter Liberalität mir gestattet. Ohne diese Bibliothek sind gründliche Arbeiten auf diesem Gebiet in Danzig nicht möglich.

je von zwei schwebenden Engeln (oder Amoren) gehalten, die Wappen von Polen und Polnisch Preußen.

Ueber den ganzen Prospect zieht sich ein Schriftfries, große lateinische weiße Buchstaben, auf schwarzem Grund „Gedanum, sivé Dantiscum, Emporium opulentissimum, amplissimum et venustissimum.“ Doch ist diese Schrift nicht gedruckt sondern gemalt, und der ganze Papierstreif aufgeklebt. Unter demselben könnte wohl noch die von Sekalinski angeführte Deutsche Inschrift befindlich gewesen sein.

Die Ansicht ist vom Bischofsberge aus genommen und giebt ein Bild der ganzen Stadt von dem (jetzt nicht mehr vorhandenen) Heilig Leichnam-Thor bis zum Legen-Thor, und nach allen Seiten hinaus die nächste Umgebung. Man sieht rechts in die etwas zu hüglich dargestellte Niederung, gerade aus und rechts auf das viel zu nahe erscheinende Meer. Die Ansicht ist (ganz im Gegensatz zu Berings Prospect von Königsberg) nicht ohne künstlerisches Gefühl arrangirt, im Allgemeinen sorgfältig gezeichnet und giebt, obgleich an vielen Stellen das Verständniß der architektonischen Formen gemangelt hat, den Charakter der Stadt sehr gut wieder. Es ist dabei aber nicht zu verwundern, daß der Kupferstecher, welcher Danzig vielleicht gar nicht aus Augenschein kannte, in der ihm vorliegenden Zeichnung mancherlei falsch verstanden hat. So erscheint z. B. das Gebäude der heutigen Kunstschule, hier noch „Junker Schis Garten“ genannt, zu schlank und fast achteckig. Der auch sonst falsch gezeichnete Rathsthurm ist besonders im Verhältniß zum Marienthurm (der auch hier schon mit zwei Sattel-Dächern abgeschlossen ist) viel zu dick. Die Giebel-Façade der Trinitatis-Kirche ist zu schlank, die drei kunstvollen Giebel derselben viel zu klein. Auch das „Zeighaus“ erscheint mit seinen vier Giebeln winzig klein. Auffallend ist, daß die Bezeichnungen „S. Barbara Hospi, S. Petri und Gimnasium zur H. Dreifaldikeit“ an einer falschen Stelle zu weit nach links (über dem Englischen Hause) stehen.

Dieser Prospekt ist auch in baugeschichtlicher Beziehung wichtig. Der Thurm von St. Catharinen hat noch seine alte Spitze mit zwei Satteldächern und Dachreiter. Die neue wurde nach Curicke (S. 326) erst im Jahre 1634 aufgesetzt. Die Kunstschule hat noch ihren Thurm mit dem St. Georg, welche erst 1832 abgebrochen wurde. Das „Langgassen Thor“

ist noch ohne seinen Statuen-Schmuck, den es erst 1648 erhielt. In den Hauptstraßen sieht man noch viel gothische Façaden, u. A. auch auf dem langen Markte an den beiden Häusern zwischen dem Arthushof und dem 1609 erbauten Steffens'schen Hause. Viele andere interessante Thatsachen finden sich gelegentlich bei Spezial-Untersuchungen.

Dieser Prospect bildet eine willkommene Ergänzung zu den 14 Ansichten von Danzig vom Jahre 1617*), davon ein gutes Exemplar sich im städtischen Archiv zu Danzig befindet.

Der lange, für solche Prospecte stets schwierige Vordergrund ist mit Geschick angeordnet und mit großer Sorgfalt durchgeführt. Man sieht auf die Gebäude und Gärten der Vorstädte, sieht auch vielfache Staffage an allerlei Wagen, Reiter, Fußgänger, in den für jene Zeit charakteristischen Costümen. Das Meer im Hintergrunde und der Fluß sind mit Schiffen besetzt. — In der linken Ecke des Vordergrundes befinden sich auf einem gemeinsamen, architektonisch stylisirten Postament 8 statuarisch behandelte Personen, 4 Männer und 4 Frauen von fast 4 Zoll Höhe, welche bestimmt sind, das malerische Costüm der Danziger und der Polen jener Zeit zu veranschaulichen. Zu bemerken ist, daß die beiden Ehepaare genau in derselben Stellung auch auf dem Titelblatt jener erwähnten Ansichten von 1617 vorkommen, der eine Künstler also wahrscheinlich von dem andern copirt hat. Weil nun aber der Künstler der Blätter von 1617 alle seine Staffagen besser, mit mehr Verständniß gezeichnet hat, als Kaerius, bin ich geneigt anzunehmen, daß Kaerius nach jenem ungenannten Künstler gearbeitet hat, wenn nicht etwa beiden Künstlern die Originale eines dritten Künstlers*) vorgelegen haben, was ich bis jetzt nicht habe feststellen können.

*) Vergl. meinen Bericht darüber in No. 148 des Danziger Dampfboot vom Jahre 1864.

*) Ich dachte zunächst an Anton Möller der bekanntlich im Jahre 1601 zwanzig Blätter Danziger Trachten in Holzschnitt publicirt hat, die jetzt überaus selten sind. (Vergl. Hirsch Preuß. Provinz.-Blätter 1847 Bd. IV S. 239 und A. Hagen daselbst S. 466. Das von Hirsch beschriebene Ernst'sche Exemplar ist 1852 in der Auktion — man weiß nicht an wen — verkauft worden.) Doch geht aus dem von Hirsch gegebenen Verzeichniß hervor, daß die Costüme unseres Bildes nicht nach Möller gefertigt sind. Sie sind vielleicht einem der vielen in jener Zeit sehr beliebten Costümbücher entnommen, davon der Zufall gelegentlich Kenntniß geben wird.

Von besonderem Interesse ist das Verhältniß dieses Prospectes zu einem bedeutend kleineren ($7\frac{1}{2}$ Zoll hoch, 18 Zoll lang), welcher sich in der 1652 zu Frankfurt a. M. erschienenen Topographia Prussiae et Pomerelliae des Merian befindet. Derselbe ist offenbar nach dem Kaer-schen Prospect und zwar wahrscheinlich nach der andern Ausgabe (die in Königsberg) gefertigt.*) Denn die Bezeichnung der Gebäude steht bei Merian unter nicht in der Ansicht. Doch ist Merians Prospect an den Seiten verkürzt und der Horizont ist höher gelegt als bei Kaer. Außerdem sind die landschaftliche Behandlung der Niederung und die Staffage verändert. Im Uebrigen stimmt Alles. Bei Merian ist aber die Führung der Radirnadel sicherer und dadurch erscheint die ganze Ansicht correcter und sauberer. Durch dieses Verhältniß der beiden Prospecte zu einander erklären sich denn auch manche Unrichtigkeiten des Merianschen Bildes im Zusammenhange mit dem dazu gehörenden Text, daß z. B. auf demselben, obgleich erst 1652 publicirt, der Thurm von St. Catharinen nach seiner Gestalt von vor 1634, das Langgasser Thor von vor 1648 hat. Die Fehler in der Zeichnung der Giebel von St. Trinitatis und des Gebäudes der Kunstschule, welches bei Merian schon unzweifelhaft achteckig erscheint, treten hier um so auffallender hervor. Die Costümbilder und die Inschriften fehlen bei Merian.

Interessant ist schließlich noch die Vergleichung der Kaerschen und der Merianschen Ansicht von Danzig mit der von fast demselben Standpunkte aus genommenen, welche das Titelblatt zur zweiten Serie der Radirungen unseres Prof. Schultz bildet.

Danzig, Juni 1866. R. Bergau.

*) Merian hat für seine Ansicht in Königsberg ebenfalls den älteren Beringschen Prospect benutzt. Vergl. A. Hagen Preuß. Provinz.-Blätter 1847 Bd. IV S. 460.

Kritiken und Referate.

Altpreußischer Verlag.

Die Grünen und die Blauen oder die preußischen Blutzeugen. Dramatisches Gemälde in 3 Aufzügen von Heinrich Schulz. Selbstverlag. Sensburg 1865.

Es ist ein wunderliches Stück Arbeit, das hier gedruckt vorliegt. Ein Freund, dem Referent ein Ende aus dem Buche vorlas, bildete sich steif und fest ein, daß es sich um eine auf der Bibliothek aufgestöberte alte Schauertragödie aus dem siebenzehnten Jahrhundert handele und kam nicht aus dem Lachen heraus. Er glaubte sich zum Narren gehalten, als ihm gesagt wurde, daß das Stück 1865 in die Welt geschickt sei. Es ist der Tragödienstiel, der in Shakespeare's Pyramus und Thysbe so ergötzlich parodirt ist, dem wir hier von der ersten bis zur letzten Seite begegnen. Schon der Prolog giebt eine nicht üble Probe, wenn Borussia im Trauergewand also spricht:

Im Kampf der streitenden Parteien
Wenn Brüder hadernd sich entzweien
Und Söhne, die von einer Brust gesogen,
Sich wirbelnd schäumen in der Zwietracht Schreckenswogen u. s. w.

Der Dialog im Stück selbst ist Prosa, aber welche Prosa! Nur für das Auge; für das Ohr zerhackte Jamben mit eingestreuten Reimen, ein wüster Bombast ungeheuerlicher Redensarten, geschminkte Phrasen und zusammengelesene Citate. Gleich in der ersten Scene tritt Eveline, des Rector Sabinus Tochter, auf offener Straße der Schloßfreiheit auf und spricht: „Wo nur der Jonas bleibt! die fünfte Morgenstunde hallt vom Dom in dum-

pfen Schlägen nieder und zitternd harr' ich des Geliebten hier: mir ist's, als ob ich meines Vaters Stimme höre, der bang nach mir verlangt, mich warnt vor drohender Gefahr. Ach! sein gedankenschwerer Ernst, die düstern Falten seiner sorgenvollen Stirn — sie scheuchen mich von ihm und halten mich von seiner Muse fern: mein Herz, er kennt es nicht, mein liebend Sehnen und täglich öffnet sich die Wunde, die des Todes kalte Hand geschlagen, der eine theure Mutter mir entriß u. s. w." Sie wird von einem Nachtschwärmer aufgegriffen und vom Prinzen Albert Friedrich befreit. Der Prinz ist über die Sittenlosigkeit der Welt trübe gestimmt und philosophirt unter Andern: „Kennst du, Genosse meiner Jugend, den Dreiklang nicht der Seufzer, der durch der Herrscher Mund die eitle Nichtigkeit des Staubes lehrt: „Quid est monarhia, nisi triplex suspirium obtinendi, retinendi, amittendi?" Wohl uns auf unsrer steilen Höh, wenn uns den fremden Jammer stillend, das eigne Weh versiegt, wir keinen Tag verlieren, des Kummers harte Furchen mit frischen Rosenblüthen zu bestreuen!" Endlich kommt der erwartete Geliebte und monologisirt: „Wie werd ich Eveline finden, die heißgeliebte Wonne meiner Tage, mein Lebenslicht, die heit're Kränze flicht dem armen Burschen in der öden Nacht der Pilgerbahn!" In diesem Stil geht's weiter. Wenn man etwa glauben sollte, daß der Prinz als ein Gelehrter habe charakterisirt werden sollen, der gern seine Weisheit vor den Leuten auskramt, so würde man sehr irren. Fast jede Person im Stück bis herunter zum Nachtwächter spricht in lateinischen Citaten. Ja selbst der Schloßvoigt von Merenthin, ein wilder Heide, der auf seiner samländischen Burg zu Wurskaito und Pikollos und den andern alten Preußengöttern betet (nebenbei bemerkt: in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts!) tritt gleich mit dem homerischen Vers ein: Einst wird kommen der Tag, wo Ilium sinkt und Priamus hohes Geschlecht — citirt dann: Hic Rhodus, hic salta, gelegentlich aber auch: Chacun a son gout oder gar l'etat c'eest moi! Herzog Albrecht, ebenfalls wohl belesen, pfuscht ohne Bedenken seinem Nachfolger, dem zweiten Könige von Preußen in's Handwerk und verspricht die Landessouverainetät auf den Nacken des Adels zu thürmen, wie ein rocher de bronze. Scenen, wie die zwischen Wolkenschießen und Emmerich S. 33 sind verhältnißmäßig natürlich und können als eine Erholung gelten. Wie

alle Personen in derselben Manier sprechen oder eigentlich linguistische Purzelbäume schießen, so sind sie auch im übrigen so ziemlich aus demselben Holze geschnitten; von psychologischer Durchbildung ist nirgends die Rede. Man kann nur mit dem Dichter sagen, daß sie sämmtlich „sich wirbelnd schäumen in der Zwietracht Schreckenswogen.“ Damit ist zugleich auch der Inhalt dieses dramatischen Gemäldes angegeben, in dem es so bunt hergeht, daß man sich von Zeit zu Zeit an den Kopf fassen muß, um sich zu vergewissern, daß man ihn noch hat. Dem Leser wird von der ersten bis zur letzten Seite grün und blau vor Augen und so ist denn der Titel des Stücks allerdings für den Inhalt bezeichnend. Die Bühnen machen leider mit demselben keine Acquisition. ⊙

Mittheilungen und Anhang.

Ein Danziger Rathsedikt vom Jahre 1520 als ältester Druck aus der Weinreichschen Officin zu Danzig.

Mitgetheilt von

Dr. R. Reicke.

Die Danziger Stadtbibliothek, besonders reich an seltenen auf die Danziger Lokalgeschichte bezüglichen Drucken, besitzt unter der Signatur XV. p. 17 ein, vielleicht das einzige, Exemplar eines Einblatt-Druckes aus dem Jahre 1520, enthaltend ein Ausschreiben von Bürgermeister und Rathmannen der Stadt Danzig. Obgleich dasselbe weder Druckort noch Drucker angiebt, läßt sich doch aus der Uebereinstimmung der Typen dieses mit allen übrigen deutschen Drucken auf das bestimmteste nachweisen, daß es aus der Officin des Buchdruckers Johann Weinreich hervorgegangen ist. Dies behauptete, so viel ich weiß, zuerst auch Löschin in seiner „Geschichte der Danziger Buchdruckereien" (Danzig, 1840. 4.) S. 4. Weinreich druckte bekanntlich abwechselnd, vielleicht eine Zeitlang auch zu gleicher Zeit, in Danzig und Königsberg; dort gilt er als der 2te, hier als der erste Drucker. Das älteste Produkt seiner Druckerei, als welches eben dieses Rathsedikt von 1520 bis jetzt bekannt ist, erschien zu Danzig als 1 Blatt, das letzte derselben, „Spiegel der Juden von Philipp Wolff," 15½ Bog. stark, 1555 ebenfalls zu Danzig. Seine Königsberger Drucke reichen von 1524 (oder 1523?) bis 1553. Ueber seine Person ist nichts aufzufinden gewesen. Ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Drucke, soweit sie mir zu Gesicht gekommen, oder sonst bekannt geworden sind, hoffe ich in nicht zu ferner Zeit veröffentlichen zu können.

Wenngleich die Bedeutung des in Rede stehenden Edikts in historischer Beziehung nur eine geringe ist, so dürfte doch ein getreuer Wiederabdruck desselben an dieser Stelle durch die typographische Bedeutsamkeit ganz wol gerechtfertigt erscheinen. Die demselben vorangeschickte, mir auf meine Bitte von geschätzter Hand zugestellte historische Einleitung wird den Lesern als zu ihrer Orientirung dienlich nicht unlieb sein. Ueber das Aeußere des Blattes habe ich nur noch Folgendes mitzutheilen. Da es nur auf einer Seite bedruckt ist, so läßt sich annehmen, daß der Danziger Rath es als Plakat an öffentlichen Plätzen zur allgemeinen Kenntnißnahme des Publikums anheften ließ. Das Papier des vorliegenden Exemplars ist 1 Fuß 1$^{3}/_{8}$ Zoll breit und 9$^{3}/_{4}$ Zoll hoch; die Schrift mit der Initiale der ersten Zeile und derjenigen der Unterschrift ist 10$^{1}/_{8}$ Zoll breit und 8 Zoll hoch, ohne die Initialen 8 Zoll breit und 6 Zoll hoch; ohne die Unterschrift enthält es 21 Zeilen = 3$^{1}/_{2}$ Zoll hoch. Das auffallend große geschnörkelte V zu Anfang steht 10 Zeilen über und 15 Zeilen unter der ersten Zeile. Die gothischen Lettern sind von gefälliger Form.

. . . .

Nach dem ewigen Frieden von Thorn (1466), welcher die Hochmeister des deutschen Ordens zu Vasallen der polnischen Krone gemacht hatte, ging das politische Streben Jener immer darauf hinaus sich dieser Abhängigkeit von dem alten Erbfeinde zu entziehen. Nur Einer von ihnen, Heinrich Reffle von Richtenberg (1470 bis 1477), leistete in der richtigen Erkenntniß der Schwäche und Hülflosigkeit seines Ordens den Huldigungseid freiwillig, die übrigen dagegen immer nur erst, wenn sie in irgend einer Weise dazu gezwungen waren. Der Hochmeister Herzog Friedrich von Sachsen (1498 bis 1510) entzog sich dieser Pflicht dadurch, daß er schließlich das Land verließ. Sein Nachfolger, der Markgraf Albrecht von Brandenburg hatte die Wahl zum Hochmeister nicht eher angenommen, als bis sich Kaiser Maximilian in bestimmter Weise zur Unterstützung des Ordens verpflichtet hatte.*) Vergebens suchte Albrecht den Polenkönig Sigismund unter Berufung auf ihr nahes verwandtschaftliches Verhält-

*) Vgl. Droysen, Gesch. d. Preuß. Politik II, 2. S. 84 fg.

niß — der König war des Hochmeisters Mutterbruder — zum Aufgeben seiner Forderung zu bewegen. Der König gleich wie die polnischen Senatoren und Edelleute „wollten lieber das Aeußerste erdulden, als etwas von dem sich nehmen lassen, was sie besaßen:" jener thorner Friede begründete in ihren Augen — und man kann nicht sagen, daß sie damit im Unrecht gewesen wären — ihre Ansprüche zur Genüge. Wie wenig aber den Zusagen des Kaisers zu trauen war, zeigte sich sobald es ihm gelang das Hauptziel seines Strebens zu erreichen: in dem Erbvertrage mit den Jagellonen (1515), welcher dem habsburgischen Hause den Anfall der Kronen von Böhmen und Ungarn in Aussicht stellte, versprach der Kaiser, den Hochmeister zur Leistung seiner Pflicht zu mahnen und ihn in keiner Weise mit Rath oder That gegen Polen zu unterstützen. Einige andere Bedingungen dieses Vertrages aber schienen dem Hochmeister auch jetzt noch nicht alle und jede Hoffnung zu rauben, und er beharrte bei der Verweigerung der Eidesleistung, war es ihm doch nicht lange vorher gelungen mit dem Czar von Moskau in ein Angriffsbündniß gegen Polen zu treten. Schon ergriff er mehrfache Maßregeln, um bei ausbrechendem Kriege nicht wehrlos überrascht zu werden. — Daß bei diesem Verhältniß zum Nachbarlande, bei der feindseligen, erbitterten Stimmung gegen einander Handel und Verkehr zwischen Preußen und den polnischen Landen überhaupt schon schweren Eintrag erlitt, ist wohl selbstverständlich; sobald nun aber der Ausbruch des Krieges selbst immer näher heranzurücken schien, trat man von beiden Seiten mit unmittelbaren Handelsbeschränkungen hervor. Zuerst verbot der Hochmeister, durch Vexationen der Polen und durch drohende Theurung veranlaßt, die Getreideausfuhr über die polnischen Grenzen. Die Polen antworteten mit dem vollständigen Verbot alles Handels nach Preußen. Den darauf bezüglichen Beschluß faßte der krakauer Reichstag, welcher zu Anfang 1518 bei Gelegenheit der zweiten Verheirathung des Königs, bei seiner Vermählung mit Bona Sforza, abgehalten wurde. Der Erlaß des Königs an alle Beamten und Städte in den polnischen Landen datirt vom Tage Johannes des Täufers 1518*)

*) So hat das Datum Schütz und ebenso ein gedrucktes Exemplar des Mandats (auf Papier mit Siegel), welches sich nach einer freundlichen Mittheilung im Danziger

Auch im Weiteren hörten Versuche zur friedlichen Ausgleichung nicht auf. Aber weder die Vermittlungsversuche befreundeter Fürsten auf dem Reichstage zu Augsburg (1518), welchen beide Parteien beschickten, noch die Bemühungen eines päpstlichen Legaten, welcher mit Rücksicht auf einen von Rom aus beabsichtigten Türkenzug am polnischen Hofe zum Frieden mahnte, hatten Erfolg: der Hochmeister sollte sich unbedingt fügen, oder er und sein Orden Preußen verlieren, das war und blieb der Kern der polnischen Forderungen und Absichten. Nur die Rücksicht auf die römische Kurie und die Furcht vor den Angriffen der Tataren und Moskowiter hielten den König ab sofort loszuschlagen. Konnte das polnische Reich bei der weiten Ausdehnung seiner anderen Grenzen die völlige Sperre des Handels mit Preußen eine Zeitlang wohl ertragen, so war ein Gleiches für Preußen Polen gegenüber unmöglich: dem räumlich beschränkten, auf seiner ganzen Landgrenze von polnischem Gebiet umgebenen Ordenslande den Handelsverkehr mit Polen und Littauen verbieten, das hieß nichts anderes als seinen ganzen Handel todt legen. Daher gab der Hochmeister ohne Rücksicht auf das feindselige Verhältniß durch einen Erlaß vom 26. December 1518*) den Handel nach Polen und Littauen, so wie den Durchzug der von dorther kommenden und dorthin bestimmten Waaren völlig frei; nur verordnete er, ganz und gar der damals allgemein üblichen Handelspolitik gemäß, daß alle Waaren in Königsberg Niederlage halten und nur durch das dortige Tief seewärts ausgeführt werden sollten. Es scheint, als ob die Polen trotz jenes Verbotes ihres Königs und ihres Reichstages

---

Stadtarchiv befindet. Wenn die Acta Tomiciana (IV, 149) dasselbe ohne Angabe des Datums den Akten des Jahres 1517 einreihen, so ist dies eines der Versehen, an welchen der Abdruck dieser so wichtigen Sammlung leider nicht arm ist.

*) Das Original dieses Mandats führt zwar das Datum: „Geben zu konigsperg am tage Steffani Im xvc. vnd xix Jare." gehört aber offenbar noch in das Jahr 1518, denn: 1) Der Hochmeister erließ bereits in den ersten Tagen 1519 zwei auf diese Verordnung bezugnehmende Schreiben nach auswärts, am 9. Januar an die wendischen Städte der Hansa und am 10. an den livländischen Meister (Voigt IX. 554, 4 u. 2); 2) Eine erneuerte Bekanntmachung erfolgte am 31. Mai 1519 (N. Pr. Prov.-Bl. 1846 I. 140, 12). 3) Ein anderes Beispiel dafür, daß in jener Zeit die Anwendung der Weihnachtsjahre (Jahresanfang 25. December) in der hochmeisterlichen Kanzlei noch nicht außer Gebrauch gekommen war, findet man bei Voigt IX. 527, 2. — Einen Stephanstag in der ersten Jahreswoche habe ich nicht auffinden können.

diese Freigebung im Nachbarlande tüchtig benutzten. Denn nachdem bereits der Krieg wirklich begonnen hatte, sah sich der König durch den Ungehorsam seiner Unterthanen genöthigt, das Handelsverbot unter Androhung der Todesstrafe und des Verlustes der beschlagenen Kaufmannsgüter zu erneuern, wie es scheint in den ersten Tagen des Jahres 1520.*) In diesen Zusammenhang gehört nun die nachfolgende Verordnung der danziger Stadtobrigkeit. —r.

. . . .

Vnßenn fruntlichenn gruth mit erbedinge alles godes stedes thouornn Erßamme Vorßynnighe vnnd Wyße herrñ Gunstige || Gode frunde vnnd gonnere So vnd als denne de Allerdurchluchtigeste Hochgeborne forste vnnd Grothmechtigeste Here Herre || Sigismundus von Godes gnaden Könyngk tho Paleñ Grothforste in Lettawen/ Rußen vnd Prußen 2c̃t. Here vñ Ervelyngk || vnße Allergnedigeste here, vth mañichfoldigen swaren vnd wichtigen tonödigen vñ bedrangnissen. so syne Ko. Maiestat. ann || synen vnderßaten/ van dem Irluchteñ vñ Hochgebarnen Forsten vnd Herñ/ Albrecht/ Dütsches ordens Hochmeister 2c̃t Vnnd || van den synen erleden/ Dat denn alle syne Königliche Maiestat/ lange tydt heer/ mit dem besten önerßehñ/ sick daeruth/ wo ein || ßamtmodich Konigk vñ Here/ beteringe vormodende Vnd doch der wegen nichts gefolgett/ Hefft syne Kö. May/ Vnße Aller || gnedigeste Here/ mit nichte vm̃begangk hebben mogen/ syne Herschopie/ Lande vñ Lude/ vor gewölt/ schaden vñ vngerech- || ticheit/ daeruth daglix mehr vnd mehr entspretende/ who ein kristlicker Könige to schutten vnd to bescharmen Vnd vth an- || derñ swaren orsacken/ wedder vñ tegenn den soluigen Hern Hoemeister/ synen/ Orden/ Vnderßaten/ Lande/ vnd Lüde/ alßo || thor

*) Das königliche Edikt, welches neben anderen Bestimmungen auch das erneuerte Handelsverbot enthält, ist abgedruckt in den Act. Tomic. V, 162 fg. und führt dort das Datum Thorunii die 8. Valenti (1520). Das verstümmelte Valenti dürfte wohl aller Wahrscheinlichkeit nach durch Valentini episc. Passav. (7. Jan.) aufzulösen sein, da die Tage der übrigen Heiligen, welche die Namen Valentinus oder Valens führen, nach dem 20. Januar, dem Datum unserer danziger Rathsverordnung fallen.

apenbaren sheide/ dar inne syne Kö. May. mit syner hochgelaueden krone to Palen. itzunder steidt/ is gedrungen. Whor- || vm̄be vth befehel Kö. May. vnses Allergnedigesten herrn bauen gemelt Iwe Erßamd' bidden/ dießе iegenwerdige waerschowyn || ge/ Iwen Erß. borgern/ koplüden vnd innewaneren vn̄ sust allen andern wat Standes de sien mogen jn erer Statt vn̄ gebeden || wanhafftich/ Im besten nicht tho vorholen/ Sunder gutlicken apenbaren vn̄ vorwitlicken dessoluigen Hern Hoemeisters vn̄ Or || dens Lande/ Steden/ Dorper/ Plecke/ Porten/ Ströme vn̄ Hauenynge mit keynerley aff ader thofoer/ in diesser tidt/ des iegen || werdigenn kryges to beßöken/ adder erkeynerley wyße vnd mathe to starcken Idt sie mit volcke/ Schepen/ Bussen/ Harnische/ || Profante/ ader mit erkeyner anderen dingen So dat iwe E. W. vnsem Allergnedigesten Hern tho ßunderlickn̄ eren vnd gefallenn. || nha varmögen diesser warnynge sick mit eren borgern koplueden vnd vorwantten hier to gutlick willen beqwemen: Dan: kenne || ydt gott: eynes elcken schaden/ de sick hiertegens doende/ begenen mochte/ gerne verhoet ßegen. In gliechem vn̄ grsterem. wo || dat ym̄er gefoech vn̄ stelle hefft. vns erbedende Iwen E. W. wedervmbe to fruntlichem willen thowerdrn. Gegeuen tho Dantzi || ke Am soß vnndtwintigesten dage Januarij Na Christi vnßers hern geborth Dusent fiff hundert vnd im twintigesten Iare ||

Borgermeister vnnd Rathmann
der Stath Danttzigk.

Die Kirche zu Kumehnen in Samland.*)

E. Gebauer theilt in seiner „Kunde Samlands" (Seite 106) mit, daß der Bischof Heinrich II. im Jahre 1390 die Kirche im Dorfe Bischofsdorf, jetzt Kumehnen, gegründet habe. Und in der That gehört der Chor

---

*) Eine zusammenfassende Arbeit über die noch ziemlich zahlreich erhaltenen Bauten des Deutschen Ordens in Samland läßt sich nur nach sorgfältigster Untersuchung aller einzelnen Denkmale im Zusammenhang mit archivalischen Forschungen und nach Kenntniß aller andern bedeutenden Bauten des Ordenslandes Preußen anfertigen. Eine solche Arbeit habe ich mir vorgesetzt. Weil aber Forschungen im Archiv-

der jetzt in Rumehnen vorhandenen Kirche, wie aus den Kunstformen zu schließen, noch dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrh. an, während Langhaus und Thurm später, wahrscheinlich erst am Ende des 15. Jahrh. in andern, roheren Kunstformen und in weniger sorgfältiger Technik ausgeführt worden sind, daher denn auch das Gewölbe des Langhauses, wie aus einer Notiz in den Kirchenakten hervorgeht, schon 1667 sehr schadhaft war, während das Gewölbe des Chors noch heute steht. Denselben Akten zufolge wurde im Jahre 1697 beschlossen das Gewölbe abzubrechen und dasselbe durch eine Holzdecke zu ersetzen, welche noch vorhanden ist. Ich bin geneigt anzunehmen, daß kurz vor dem Jahre 1697 der größeste Theil der Kirche durch eine Feuersbrunst zerstört worden, denn Fries und Gesimse fehlen überall und sämmtliche Dächer von Thurm, Langhaus und Chor sieht man jetzt in veränderter nicht ursprünglicher Form. Nach diesem Brande wurde die Kirche in noch schlechterer Technik ausgebaut, die obern Theile der Umfassungs-Mauern und wahrscheinlich auch die Dächer nur in nothdürftigster Weise hergestellt, und oft erneuert, denn die jetzt vorhandenen Dächer, welche viel zu niedrig sind und die zopfigen Hauptgesimse aus Holz (!!) gehören wahrscheinlich dem Anfang unseres Jahrhunderts an. Im letzten Jahrzehnt endlich ist die Kirche wieder ausgebessert, auch mit bunten Fenstern versehen worden.

Die Gesammtanlage der Kirche ist sehr einfach und klar, dem Bedürfniß des katholischen Cultus entsprechend und im Allgemeinen übereinstimmend mit den meisten kleinen Kirchenbauten des Ordenslandes Preußen.*) Sie besteht in Grundriß und Aufriß sehr deutlich charakterisirt in der Richtung von Ost nach West an einander sich anschließend, und an Höhe zunehmend aus drei verschiedenen Theilen, dem Chor (Altarhaus), als Raum für den Hauptaltar mit dem celebrirenden Priester, dem Langhause, als Raum für die Gemeinde und dem Glockenthurm. Gegenwärtig, da

---

nicht in mein Bereich gehören, würden die Königsberger gelehrten Historiker mich zu besonderem Dank verpflichten, wenn dieselben gelegentlich gefundene Notizen, selbst solche, welche scheinbar ohne Werth sind, über Bauten in Samland (oder auch andere) mir zugehen lassen wollten.

*) Vergleiche meine Charakteristik der kleinen Dorfkirchen in Pommerellen im „Organ für Christliche Kunst“ 1865 No. 10 u. 11.

die Kirche den Protestanten gehört, ist — wie leider auch in vielen katholischen Kirchen — der Unterschied in der Benutzung von Chor und Langhaus gefallen. Doch muß ich hier, bei Beschreibung des Gebäudes, diesen Unterschied als einen wichtigen Punkt in dem Programm des Baues festhalten. Ohne Kenntniß des Programms aber ist die Beurtheilung eines Kunstbaues geradezu unmöglich.

Die ganze Kirche mit Chor und Thurm ist etwa 130 Fuß lang und im Langhause etwa 40 Fuß breit. Der geradlinig*) geschlossene Chor (35 Fuß lang) besteht aus zwei Jochen, welche durch einfache Sterngewölbe edler Bildung überdeckt sind. Die Gewölbe ruhen auf Consolen, ganz ähnlich denen, welche im Kreuzgang des Hauptschlosses Marienburg noch erhalten sind. Diese Consolen, sowie auch das Profil der Rippen (jetzt leider dick mit Kalktünche überklebt) zeigen die Formen der besten Zeit der Ordensbaukunst in Preußen. Dieses Gewölbe besonders veranlaßt mich, den Chorbau noch in das Ende des 14. Jahrh. zu setzen. In der Ostwand befindet sich ein, durch den hohen zopfigen Altar leider ganz verdecktes Fenster, dessen Laibungs-Profil ebenfalls die edle Bildung der guten Zeit zeigt. In der Südwand befindet sich, der Regel gemäß, in jedem Joch ein Fenster.

In dem Winkel zwischen der Nordwand des Chors und der Ostwand des Langhauses findet sich, wie gewöhnlich eine kleine Sacristei, welche hier jetzt ohne künstlerischen Werth ist.

An den Chor schließt sich nach Westen hin, von demselben durch den ziemlich schlanken, spitzbogigen Triumphbogen getrennt, das Langhaus an (80 Fuß lang). Dasselbe besteht aus fünf Jochen. Doch fehlen wie gesagt, seit 1697 die Gewölbe. Man sieht an den Wänden noch einige Consolen mit den Anfängen der Rippen, welche Formen zeigen, ähnlich denen im Chor, doch aber deutlich erkennen lassen daß sie nur unverstandene Nachahmungen der älteren sind. Die Widerlager sind noch auf allen Seiten sichtbar, freilich in einer, bei Gelegenheit der letzten Restauration modificirten, für die Meisten wohl unverständlichen Form. Strebepfeiler

*) Beide Arten des geraden und des polygonen Chorschlusses finden sich bei den Preußischen Kirchen der älteren Zeit ziemlich gleich häufig. In der spätern Zeit scheint der gerade Chorschluß vorherrschend geworden zu sein.

befinden sich auffallender Weise nur auf der Nordseite und zwar im Innern. Dieselben sind aus Ziegeln hergestellt, während die Nordwand aus rohen Granitblöcken aufgeführt ist. Man ordnete diese Strebepfeiler wahrscheinlich an, weil man der Nordwand nicht so viel Stabilität zutraute um den Schub der Gewölbe aushalten zu können. Bei der zum größesten Theil aus Ziegeln hergestellten Südwand erschienen Strebepfeiler nicht nothwendig. — Die Decke besteht jetzt aus Brettern und ist geschmacklos bemalt. Der Fußboden ist überall mit Ziegeln gepflastert. — Auf der Südseite sind, den 5 Jochen entsprechend, 5 Fenster; auf der Nordseite gar keine, ein bei kleinen Dorfkirchen Preußens nicht seltener Fall. — Außer dem Hauptportal und der Vorhalle unter dem Thurm hatte die Kirche noch 2 Seitenthüren, auf der Nord- und der Südseite des Langhauses, davon die südliche jetzt vermauert, die nördliche mit einer ganz modernen, höchst unwürdigen Vorhalle umbaut ist. Die Laibung dieser nördlichen Thüre hat ein einfaches schönes Profil, ähnlich dem des großen Ostfensters. —

Den westlichen Abschluß des Gebäudes bildet der in der Axe stehende, im Grundriß quadratische Glockenthurm. Sein unterstes Geschoß, das früher ebenfalls überwölbt war (figurirte Consolen sind noch vorhanden), bildet die Vorhalle der Kirche. In derselben befinden sich also zwei spitzbogige Portale, eins nach dem Innern der Kirche, das andere nach Außen führend. Die Profile der Laibungen, soweit sie erhalten, sind nicht mehr so einfach edel, wie im Chor, verrathen schon die spätere Zeit ihrer Entstehung. —

Die äußere Physiognomie des Gebäudes ist vorzüglich durch das zum Bau verwendete Material bedingt, denn dasselbe ist auf Construction und Bildung der Kunstformen von dem allergrößesten Einflusse. Da die ganze Provinz Preußen keinen Haustein hat, ist man bei Construction der Mauern nur auf die zahlreich vorkommenden erratischen Granitblöcke, welche, ihrer Härte wegen, zur Herstellung von Kunstformen nicht geeignet sind, und auf gebrannte Ziegel angewiesen. Weil nun für den in Rede stehenden Bau reichliche Mittel wahrscheinlich nicht vorhanden waren und die Anfertigung einer großen Anzahl von Ziegeln doch immer erhebliche Kosten verursacht, hat man einen großen Theil des Mauerwerks — so weit sich der Anwendung dieses Materials nicht eben erhebliche Schwierigkeiten entgegen stellten — aus unregelmäßigen, nicht gesprengten und nicht behaue-

nen Granitblöcken hergestellt. Wir finden demnach die Umfassungswände des Chors und die Südwand des Langhauses bis zur Höhe der Fensterbrüstung, die fensterlose Nordwand und die Umfassungswände des Thurms bis zur Höhe des Hauptgesimses — in größere Höhe würde das Heben der großen Granitblöcke zu viel Arbeitskraft in Anspruch genommen und zu feste Gerüste erfordert haben — ganz aus Granitstücken hergestellt, dabei denn irgend welcher Schmuck sich nicht anbringen ließ. Die Thür-Einfassungen dagegen sind natürlich von Ziegeln, und zwar, weil man ein reicheres Profil dabei besonders liebte, aus sorgfältig bereiteten Formsteinen, deren Fabrikation im Mittelalter sehr allgemein betrieben wurde und zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit ausgebildet war. Alle anderen Theile des Bauwerks d. h. die Wände vom Chor und die Südwand des Langhauses von der Fensterbrüstung ab — denn aus rohen Granitblöcken lassen sich nur lange Mauern ohne Unterbrechung (Fenster) und ohne viel Ecken (Strebepfeiler ꝛc.) herstellen — und die innern Strebepfeiler der Nordwand bestehen aus Ziegeln. In diesem Material ließ sich der einfache Schmuck der ½ Fuß tiefen spitzbogigen Nischen, welche mit den Fenstern gleiche Form und Größe haben, mit Leichtigkeit herstellen, und man that es um so lieber, als man neben der beabsichtigten Belebung der Flächen zugleich eine Ersparniß an Material erlangte, ohne der Festigkeit der Mauern zu schaden. Diese Nischen sieht man, in nicht besonders künstlerischer Weise dicht an einander gereiht, auf der Ost- und Südseite. Von dem Mittelgiebel und dem einst gewiß reich ausgebildeten Ostgiebel ist nichts mehr erhalten. Auch der Thurm ist in seinen obern Theilen in durchaus entsprechender Weise mit größern und kleinern spitzbogigen Nischen versehen, darin die Licht- und Schallöffnungen sich befinden. — Die Ziegel haben, wie bei allen älteren Bauten, ein großes Format (12 Zoll lang ꝛc.) und sind im sogenannten Wendischen Verband versetzt, d. h. es wechselt in jeder Schicht ein Läufer mit einem Strecker.

Der Thurm hat an seinen West-Mauern zwei diagonal gestellte Strebepfeiler. Die alte Thurmspitze fehlt. Die moderne ist eine stumpfe vierseitige Pyramide. Wahrscheinlich war der Thurm, nach der im ganzen Gebiete des Ordenslandes Preußen sehr beliebten Weise, mit einem Satteldach zwischen zwei reich decorirten Giebeln versehen, etwa ähnlich,

wie an der sehr viel später erbauten Kirche des nahen Dorfes Thierenberg*) noch heute zu sehen.

Kehren wir jetzt nach dem Innern zurück, um die Gegenstände der kirchlichen Ausrüstung näher zu betrachten.

Haupt-Altar und Kanzel wurden der Inschrift zufolge 1676 in jenem bekannten holländischen Zopfstyl ausgeführt, der in fast allen öffentlichen Denkmalen unserer Provinz, oft zum großen Nachtheil des besseren Alten, sich eingeschlichen hat. — Doch ist auch der alte Haupt-Altar, ein reich geschnitzter, vergoldeter und bemalter Altarschrein, freilich fragmentirt, noch ziemlich gut erhalten. Er hängt jetzt unbenutzt an einer Seitenwand des Chors. Im Mittelschrein sind die Statuen von Maria mit dem Kinde und St. Anna. Im Hintergrunde sieht man vier Heilige in Brustbildern. Ueber dem Schrein befinden sich unter zierlich in Holz geschnitzten, reich vergoldeten Baldachinen, Christus am Kreuz, zwischen Johannes und Maria. Die Seitenflügel fehlen. — Eine Jahreszahl habe ich an diesem Altar nicht auffinden können. Doch ist derselbe ohne Zweifel in der letzten Zeit der gothischen Kunst, am Anfang des 16. Jahrhunderts angefertigt worden. Aehnliche Altäre finden sich in mehr oder weniger gut erhaltenem Zustande in noch mehren Kirchen Samlands und auch sonst häufig in andern Theilen unserer Provinz, sowie in Pommern, Sachsen u. s. w. Von sonstigen Gegenständen der innern Ausrüstung hat sich im Chor noch ein sehr hübsch und zierlich in Schmiedeeisen gebildeter Wandleuchter erhalten, der ehemals wohl (nebst 11 ähnlichen) vor einem der zwölf Weihekreuze sich befand, und ein altes Weihwasserbecken aus Granit. Der Härte des Materials wegen konnte dasselbe nur wenig Kunstformen erhalten, erscheint deshalb alterthümlicher als es wirklich ist (etwa um das Jahr 1400 angefertigt). Ganz ähnliche Weihwasserbecken haben sich auch sonst noch in Samland, in Westpreußen ꝛc. erhalten.

Zu bemerken ist endlich auch noch das große Bild des Pfarrer Gottfr. Wilamovius, welcher 1687—1726 an dieser Kirche gewirkt hat.

Georgenswalde, Juli 1866. K. Bergau.

*) Gebauer (Kunde Samlands S. 113) hält diese Thurm-Endigung sonderbarer Weise für ein „Nothdach.“

Urkunden-Funde.

(Vgl. III, 467.)

Die nachstehenden beiden Urkunden, als Vorsetzblätter verwandt, wurden einem Sammelbande alter Drucke in 8vo entnommen, welcher unter den Manuscripten der Königl. Bibl. No. 166^{b} aufbewahrt wird.

2.

(Original auf Pergament, mit den Einschnitten für das Siegel.)

NOs Lvcas, dei et apoſtolice ſedis gracia Epiſcopus Warmienſis, Significamus tenore preſencium, quibus expedit, vniuerſis: Quod, dum ſtatutis ad hoc a iure temporibus et ſucceſſiue infra miſſarum ſolennia Sacros clericorum ordines celebraremus, Dilectum nobis in chriſto Bartholomeum Ryngeſzkrol de Elbingh, acholitum dyoceſis noſtre, rite examinatum et idoneum compertum, Ad prouiſionem ſuorum parentum, videlicet Caſparis Ryngeſzkrol et Catherine, coniugis ſue, promouimus gradatim in Subdyaconum, Dyaconum et preſbiterum, diuina nobis gracia miſericorditer cooperan. Indulgen. ſibi, ut extra dyoceſim noſtram officium omnium predictorum ordinum, dum canonicum non interuenerit impedimentum, poſſit exercere. Harum quibus pro teſtimonio noſtrum Secretum appenſum eſt vigore literarum. Datum in Caſtro noſtro Heilſbergh, Sabato Quatuor temporum, quo in eccleſia Introitus miſſe Charitas dei conſueuit decantarj, Anno domini Milleſimo Quadringen. Nonageſimo primo.

3.

(Original auf Pergament.)

Jhu. xpo. deo, deuoto domino Bartholomeo Stregener ſacerdoti ffrater Nicolaus lackman, ſacre theologie profeſſor fratrumque minorum provincie Saxonie miniſter et ſeruus, Salutem et gracie incrementa ſempiterna. pijs veſtris precibus, cum ad ſalutem anime pertineant, inclinatus deuocionemque, quam ad ordinem ſancti patris noſtri ffranciſci geritis, in domino commendans ac viciſſitudinibus ſalutaribus recompenſare deſiderans, auctoritate apoſtolica mihi in hac parte ſpecialiter indulta, vos ad vniuerſa noſtre religionis ſuffragia in vita recipio pariter et in

morte, Concedens vobis presentis tenore plenam participacionem Missarum, Vigiliarum, Orationum, Jeiuniorum, Castigacionum ac aliorum omnium bonorum operum, que per fratres nostri ordinis et sorores ordinis sancte Clare per totum orbem in bis mille centum octoginta sex monasterijs domino digne famulantes operari dignabitur clemencia nostri saluatoris, Adiciens singulariter, quod, cum obitus vester per diuinum presidium diu differendus nostro generali aut provinciali capitulis fuerit nuncciatus, pro uobis talia ordinabuntur defunctorum suffragia, qualia pro fratribus nostri ordinis et ordini peculiaribus i'd. [itidem?] recommendatis ab antiquo consueuimus ordinare. Insuper et animas omnium consanguineorum vestrorum in xpo. feliciter defunctorum ad memorata recipio suffragia premissorum. Datum gedani, Anno domini 1415, 8. nouembris, officij mei sub sigillo presentibus appenso.

S—n.

Alterthumsfunde.

(Vgl. III, 280.)

30) „Ein orientalischer Münzfund.“ [Mtsschr. III, 374.]

31) Ende April d. J. wurden auf der Feldmark Rogehnen (Besitzer Kühn) (Kr. Fischhausen), nach Schorschehnen zu, auf einem Hügel, „Blocksberg“ genannt, durch Pflügen Steine von bedeutender Größe blosgelegt. Beim Ausgraben derselben fand man 1 große, 4 mittelgroße Urnen und 1 kleine (Thränentöpfchen), alle von roher Arbeit und dem bekannten rohen Material. Sie zerfielen, bis auf die größte, beim Ausheben. Die Urnen enthielten, außer Asche und Knochenresten, folgende Gegenstände: (von Bronce) 2 Schnallenfragmente, 1 verzierten Gewandhalter (Spange) mit Ring, 1 Dorn einer Schnalle, 1 Fragment eines Ringes; (von Eisen) 1 Fragment einer Lanzenspitze, 3 Messer, 1 unbestimmbares Fragment. [Nach mündlicher Mittheilung.]

32) Bei Barten, ¼ Meile von der Stadt, unweit der Moser'schen Besitzung, hat man beim Steinsuchen zum Chausseebau alte Preußengräber entdeckt. Der Ort des Fundes ist ein Hügel, welcher nach zwei Seiten sanft abfällt und hier beackert ist, während er nach der anderen,

bewaldeten Seite steil abfällt. Auf dem unbewaldeten Theil befanden sich die Gräber. Man fand darin, außer zahlreichen Urnen, dreierlei eiserne Lanzenspitzen, und oben auf dem Hügel die Hälfte eines steinernen Streithammers. [Nach brieflicher Mittheilung.]

33) Dicht an der Buyliener Forst (Kr. Gumbinnen) ist im Felde ein kupferner Kessel mit kupfernen Römischen Münzen ausgegraben. [Bürger- und Bauernfreund 1866. No. 33.]

34) Bei den Baggerarbeiten im Pregel (Königsberg) ist dieser Tage die obere Hälfte eines alten eisernen Schwertes herauf gefördert worden. Unter der Stange befindet sich ein in das Eisen eingelassenes, durch und durch gehendes Zeichen von echtem Golde, wie es scheint, in roher Zeichnung „Glaube, Liebe, Hoffnung" darstellend. [Ostpreußische Zeitung 1866. No. 217.] S—n.

Universitäts-Chronik 1866.

14. Aug. Math.-phys. Doctordiss. von **Carol. Von der Muehll** (aus Basel): Ex ipsis praeceptis mechanicis ducantur leges, quibus lucis undae in plano, quod finis sit duorum pellucidorum mediorum, reflexae et refractae pareant. (28 S. 4.)

Schul-Schriften.

Braunsberg. Jahresbericht üb. d. **Kgl. kathol. Gymnas.** in dem Schuljahre 1865—66 . . . 9. Aug. . . . Prüfung . . . Direct. Prof. J. J. **Braun.** Ebd. Gedr. bei C. A. Heyne. (12 S. 4.) [Schulnachr. (13 L. 296 Sch. 3 u. 14 Abit.)]

Deutsch-Crone . . . **Kgl. Kathol.** Gymnas. in dem Schulj. 1865—66 . . . Prüfung . . . 9. . . . 10. Aug. . . . Direct. Dr. **Franz Peters.** Neue Folge XI. Ebd. 1866. Druck v. P. Garms. (30 S. 4.) [Influence des éléments germaniques sur le vieux français proprement dit, relativement aux autres éléments. Von Gymnasiallehr. Dr. **Heinr. Bludau.** S. 3—15. — Schulnachr. (deutsch u. poln.) (12 L. 252 Sch. 10 Abit.)]

Culm. Programm des Kgl. kathol. Gymn. f. d. Schulj. 1865—66. Dir. Dr. **Lożyński.** XXVIII. Danzig. Gedr. in d. Buchdr. v. H. F. Boenig. 1866. (28 u. 16 S. 4.) [Sacra sollemnia quibus Gymn. regium cathol. Culmense a Guilelmo I. Boruss. rege augustissimo extructum d. X. mensis Julii a. 1866 inaugurabitur pie celebranda indicit Rector et Collegium Magistrorum. Inest **Iosephi Haegelii** de pronomine ipse cum pronominibus personalibus juncto quaestio grammatica. 16 S. — Schulnachr. (Beschreibung d. Einweihungsfeier d. neu. Gymnasialgebäudes S. 18—22. — 19 L. 531 Sch. 2 u. 19 Abit.)]

Progr. d. höh. Bürgersch. f. d. Schulj. 1865–66 . . . 3. Aug. . . . Prüfung . . . J. Mothill, Vertreter d. Rectors. No. 36. Ebd. 1866. Gedr. bei Ignacy Danielewski. (18 S. 4.) [Oberl. J. Mothill, Ein Dreieck zu zeichnen aus der Grundlinie g, der Summe der beiden andern Seiten s und der zur Grundlinie gehörenden Höhe h. S. 3–7. Schulnachr. (7 L. 108 Sch.)]

Danzig. Programm . . . 27. März 1866 . . . Prüfung . . . städtisch. Gymnas. . . . Dr. Fr. Wilh. Engelhardt, Direct. Ebd., Druck von Edw. Groening. 1866. (32 u. 12 S. 4.) [Ueber d. Bewegung einer Kugel, welche in e. reibenden Flüssigkeit um einen senkrechten Durchmesser als feststehende Axe rotirend schwingt. Ein Beitrag z. Theorie der inneren Reibung der Flüssigkeiten von Dr. C. J. H. Lampe. 32 S. — Schulnachr. (18 L. 467 Sch. 24 Abit.)]

Real-Schule zu St. Johann. Ihrem . . . Director . . . Dr. Mathias Gotthilf Löschin . . . widmen bei seinem 50jähr. Amts-Jubiläum am 5. Decbr. 1865 . . . diese Festgabe die Lehrer der Anstalt: . . . Ebd. Wedelsche Hofbuchdr. 1865. (5 Bl. u. 31 S. 4.) [Latein. Carmen von Dr. Brandt. — Hebr. Carmen mit deutsch. Uebersetzg. von Hardt. — Beiträge zur hanseatisch-englisch. Handels-Geschichte. III. Von Dr. Panten. 31 S.]

(45., der 3. Folge 7.) Bericht üb. d. zur 1. Ord. gehörende Real-Schule zu St. Johann . . . 23. März 1866 . . . Prüfung . . . Dir. Dr. Löschin. Ebd. 1866. (20 u. 34 S. 4.) [Die französischen Fremdwörter in unserm heutigen Verkehr von Dr. Laubert. 34 S. — Schulnachr. (Bericht üb. d. 50j. Jubil. d. Direct. von Dr. Panten. S. 13. 14. — 17 L. 517 Sch. 10 Abit.)]

Progr. d. Realsch. 1. Ord. zu St. Petri u. Pauli . . . 26. März 1866 . . . Prüfung . . . Dr. F. Strehlke, Dir. Ebd. Druck von A. W. Kafemann. 1866. (39 S. 4.) [Der krissäische oder der erste heilige Krieg in Griechenland von Dr. Möller. S. 3–28. — Schulnachr. (17 L. 467 Sch. 4 Abit.)]

Jahresbericht üb. d. städt. höhere Töchterschule . . . 28. März 1866 . . . Schulprüfung . . . Direct. Dr. Grübnau. Ebd. Druck von Edw. Groening. 1866. (10 S. 4.) [6 Lehrer. 6 Lehrerinnen. 263 Sch.]

6. Bericht üb. d. neu errichtete Mittelschule . . . 16. März . . . Prüfung . . . Rector Dr. Peters. Ebd. Wedelsche Hofbuchdr. 1866. (8 S. 4.) [4 L. 227 Sch.]

Elbing. . . . öffentl. Prüfung der Schüler d. Gymnasiums . . . 26. . . . 27. März . . . Dr. Adolph Benecke, Prof. u. Dir. . . . Ebd. 1866. Druck d. Neumann-Hartmannschen Buchdr. (18 u. 19 S. 4.) [Schulnachr. pro 1864–66. (1865: 11 L. 307 Sch. 10 Abit. 1866: 12 L. 311 Sch. 9 Abit.) — Bestimmung der Seitenfläche des schiefen Kegels mit elliptischer Basis. Von Dr. Schindler, Prof. (19 S.)]

. . . Städt. Realschule . . . 26. . . . 27 März 1866 . . . Dir. Kreyßig. Ebd. 1866. (26 u. 15 S. 4.) [Schulnachr. 1864–66. (14 L. 427 Sch. 12 u. 5 Abit.) — Die historischen Schriften Einhards. Ein kritischer Versuch von Dr. Robert Dorr. (15 S.)]

... **altstädt. Töchterschule** ... 20. März 1866 ... **Straube.** Ebd. 1866. (8 S. 4.) [10 Lehr. u. Lehrerinnen. 353 Sch.]

Hohenstein. Progr. d. **Kgl. Gymnas.** ... Prüfung ... 28. Sept. ... Dr. **M. Toeppen,** Director. Allenstein 1866. Gedr. in der Harich'schen Buchdr. (55 S. 4.) [Dr. **M. Töppen,** Die preuß. Landtage während der Regentschaft des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach. Nach den Landtagsakten dargestellt. (Forts.) S. 1—40. Schulnachr. (11 L. 189 Sch. 13 Abit. No. 77—89.)]

Kauernik. Programm des Instituts ... 23. März 1866 ... Prüfung ... Stifter und Dirigent der Anstalt Pfarrer **Anton Fr. B. Hunt.** Druck v. Aug. Kurau in Neumark. (21 S. 4. deutsch u. polnisch mit Stundenplan.) (Vorwort S. 4—9. Schulnachr. (7 L. 109 Sch.)] — Programm ... 30. Aug. 1866 ... Prüfung ... Ebd. (23 S. 4. deutsch und polnisch mit 2 Stundenpl.) [Vorw. 3—11. Schulnachr. (8 L. 110 Sch.)]

Königsberg. Bericht üb. d. **Altstädt. Gymn.** ... 1865 ... 1866 ... Prüfung ... 26. ... 27. März ... Dir. Prof. Dr. **R. Möller.** Ebd. 1866. Druck der Universitäts-Buch- u. Steindruck. von E. J. Dalkowski. (52 S. 4.) [Oberl. Dr. **O. Retzlaff,** Proben aus einer Homerischen Synonymik. S. 1—32. Schulnachr. (17 L. 450 Sch. 15 Abit.)]

Bericht üb. d. **Kneiphöfische Stadt-Gymnas.** ... 1865—1866 ... 27. u. 28. März ... Prüfung ... Dr. **Rud. Ferd. Leop. Skrzeczka,** Dir. Ebd. 1866. (38 S. 4.) [**Skrzeczka,** Zweiter Beitrag zur Geschichte des Kneiphöfischen Gymnas. im 17. Jahrh. S. 1—22. Nachr. (Beschreibung der feierl. Uebergabe des neuen Schulgebäudes 12. October 1865. S. 32—35. — 17 L. 318 Sch. 13 Abit. No. 420—432.)]

Programm der **städtisch. Realschule** ... Prüfung ... 27. ... 28. März ... Dir. Dr. **Alexand. Schmidt.** Ebd. 1866. (29 S. 4.) [Dr. **Alex. Schmidt,** Ein Denkstein gesetzt den Manen des Dichters William Edmonstoune Aytoun. S. 1—21. — Jahresber. (14 L. 321 Sch. 3 Abit.)]

Marienburg. **Städtisches Gymnas.** ... 26. März 1866 ... Prüfung ... Dr. **Fr. Strehlke,** Dir. Gymn. Ebd. Druck von M. Kanter. (47 S. 4.) [Prof. **H. G. Doerk,** Sammlung stufenmässig geordneter u. vollständig berechneter Aufgaben aus der reinen Differenzialrechnung. S. 3—34. Jahresber. (15 L. 380 Sch. 6 Abit.)]

Pillau. ... Prüfung ... **höheren Bürgerschule** ... 26. ... 27. März ... **A. Sander,** Rector. Pillau 1866. Gedr. bei H. Hartung in Kgsbg. (25 S. 4.) [Ueber Meeresströmungen. Vom Conrector Dr. **Lampe.** S. 1—13. — Schulnachr. (7 L. 130 Sch. 4 Abit.) Am Schluß sind die wesentlichsten Punkte der Schulordnung den Eltern u. Angehörigen der Schüler in Erinnerung gebracht.]

Anm.: Das vorjähr. Programm, Ebd. 1865 (34 S. 4.), enthält die Abhandlung von Prorector Dr. **Kretzschmar,** die Fraglichkeit der Grenze zwischen Thier- und Pflanzenleben. S. 3—21.

Thorn. Bericht über die **Knabenschulen** . . . für die Zeit v. Ostern 1865 bis Ostern 1866 . . . Prüfung . . . 27. März . . . Rector **A. Hoebel.** Ebd. 1866. Schnellpressendruck der Rathsbuchdr. (26 S. 4.) [(**Hoebel**) Ueber den Unterricht im Deutschen in der Bürgerschule. S. 3—17. — Nachr. (11 L. 545 Sch.)]

Jahresbericht üb. d. **jüdische Gemeinde-Schule** . . . 25. März 1866 . . . Prüfung . . . Rabbiner Dr. **M. Rahmer.** Ebd. 1866 gedr. bei C. Dombrowski. (16 S. 8.) [**Rahmer**, Auszug aus Dr. Z. Frankel's Aufsatz in der Monatsschr.: „Gesch. u. Wissensch. des Judenthums": „Die religiöse Duldung nach der europäisch. Völkertafel." S. 3—6. — Nachr. (5 L. 190 Sch.)]

Tilsit. . . . **Kgl. Gymnas.** . . . Prüfung . . , 26. . . . 27. März . . . Dir. **Gottl. Theod. Fabian.** Ebd. 1866. Druck von J. Reyländer. (102 S. 4.) [Beiträge zur Geschichte des Kgl. Gymnas. zu Tilsit. 1. Stück. Valentin Tenner, Rektor der fürstl. Schule zu Tilsit 1586—1598, von Oberlehr. **Heinrich Pöhlmann.** 78 S. — Schulnachr. 1864—66. (18 L. 476 Sch. 16 + 2 + 8 Abit. No. 212—237.)]

22. Jahresprogramm der **städt. Realschule 1. Ordn.** . . . Prüfung . . . 26. . . . 27. März 1866 . . . Dir. **L. Koch.** Ebd. 1866. Gedr. bei H. Post. (50 S. 4.) [Die Behandlung der französisch. Conjugation in den mittleren Klassen von Lehr **M. J. A. Voelkel.** 22 S. — Schulnachr. (13 L. 339 Sch. Michael 1864 bis Ostern 1866: 7 Abit. No. 77—83.)]

Jahresbericht üb. d. **städt. höhere Töchterschule** . . . hrsg. von d. Direct. **Adolph Witt.** Ostern 1866. Ebd. Druck von J. Reyländer. (22 S. 4.) [**Rich. Förtsch:** On the dramatic style of J. Dryden. 10 S. — Schulnachr. (5 L. 4 Lehrerinnen. 212 Sch.)]

Kurzer Jahresbericht üb. die **Stadtschule** . . . Prüfung . . . 20. März 1866 . . . **Carl Theod Gebauer**, Rector. (Ebd. Druck von J. Reyländer.) (8 S. 8.) [10 L. u. Lehrerinnen. 229 Knab. 216 Mädch. = 445 Sch.]

Bibliographie 1865.

(Fortsetzung.)

Hilder, G., Die Abendmahlskinder. Gedicht von Tegnér aus dem Schwedischen. Kgsbg. Hübner & Matz. (30 S. 16.) 1/3 Thlr.

Hinz. Die Ober-Pfarrkirche zu St. Marien in Danzig u. deren seltener u. reicher Schatz von mittelalterl. Paramenten. Eine Vorlesung, gehalten im Saale des Gewerbehauses, am 25. Jan. 1865 von **A. Hinz**, Küster an d. gen. Kirche. Danz. Druck v. Edw. Gröning. (26 S. gr. 8.)

Hipler, Dr. **Franz**, Subregens des Klerikalseminars zu Braunsberg, Meister Johannes Marienwerder, Professor der Theol. zu Prag u. die Klausnerin Dorothea von Montau. Ein Lebensbild aus d. Kirchengesch. des XIV. Jahrh. Aus d. Ztschr. f. d. Gesch. Ermlands besond. abgedr. Braunsb. Ed. Peter. (135 S. gr. 8.) 24 Sgr.

v. Hippel, Carl, Pflanzencharaktere. (Die Kiefer in der norddeutschen Heide rc.) [Morgenbl. f. gebild. Leser. 4. 5. 14.]

v. Hirsch, Adolf, Maskenstudien. Eine Gallerie Fr. Haase'scher Charakterköpfe f. Freunde des Künstlers skizzirt. Kbg., 866 (865). Hübner & Matz. (33 S. gr. 8.)

Hirsch. Die grossen Volkskrankheiten des Mittelalters. Histor.-pathol. Untersuchungen von J. F. C. Hecker. Gesammelt u. in erweitert. Bearbeitung hrsg. von Dr. Aug. Hirsch, Prof. d. Medic. an d. Univers. z. Berlin. Berlin, Enslin. (VIII u. 432 S. gr. 8.) 2⅔ Thlr.

Hoffert, Jon. Arm. (aus Danzig), De trepanatione cranii. Diss. inaug. chirurg. Berol. (32 S. 8.)

Hoffheinz, G. Th., Hofprediger, das Verhältniß der Theologie zu den übrigen Wissenschaften. Ein Vortrag, gehalten in d. öffentl. Sitzg. der Kgl. deutsch. Gesellsch. zu Kgsbg. i. Pr. am 9. Nov. 1865. Kgsbg. Druck v. E. J. Dalkowski. (19 S. gr. 8.)

Hoffmann. Oeuvres complètes. Contes des frères Séraphin, par Hoffmann. Traduction de La Bédollière. Illustré par Foulquier. Paris. Barba. (grand in 8 à 2 col., 80 p.) [Panthéon populaire illustré.]

— — Histoires fantastiques, par Hoffmann, Byron, Walt. Scott, Ch. Nodier. Avignon. Chaillot. (177 p. 18.) [Collection littéraire et amusante.] 1 fr.

— — E. H., Kreisbaumeist. a. D. in Neustdt in Westpr., Mittheilungen üb. Ringöfen nach dem Patent von Hoffmann & Licht zum Brennen von Ziegeln, Kalk, Cement u. allerlei Thonwaaren. Separatabdr. aus No. 50 der land- u- forstw. Ztg. f. d. Prov. Preuß. Kbg. Druck v. E. J. Dalkowski. (19 S. gr. 8.)

Hopf, Dr. Karl, Historisch-genealogischer Atlas seit Christi Geburt bis auf unsere Zeit. Abth. I: Deutschland. Bd. II. Lfg. 3. Gotha, 866. (865.) F. A. Perthes. (S. 81—120. Fol.) 2 Thlr. (I—II, 3.: 20 Thlr.)

— — Grandes. [Allgem. Encyklop. d. Wissensch. u. Künste hrsg. v. Ersch u. Gruber. 1. Section, 79. Theil. Lpz. Brockhaus. S. 192 - 251. 4.]

— — Venedig, der Rath der Zehn u. die Staatsinquisition. [Raumer's hist. Taschenbuch. 4. Folge. 6. Jahrg. Lpz. Brockhaus. S. 1—151.]

Hoppe, Regens Dr., Christus mein Leben. Katholisches Gebetbuch. Auszug aus dem größern Gebetbuche. Mit 1 Stahlstich u. Farbendrucktit. Braunsberg. Ed. Peter. (VI u. 360 S. 8.) ⅓ Thlr.

Horch, Dr. Ldw., Oberl. am Gymn., Lehrbuch der Weltgesch. für Gymnasien u. Realschulen u. zum Selbstunterricht. Theil 2. Mittl. u. neue Gesch. Lyck. Selbstvlg. (421 S. gr. 8.) 1 Thlr. (I. II.: 1⅔ Thlr.)

Huth, R., Thierarzt 1. Klasse zu Neuteich, Zum Pferdehandel. Ein Vortrag, gehalten im landwirthsch. Verein zu Neuteich, am 14. Febr. 1865. (Danzig. Druck v. A. W. Kafemann.) (15 S. 8.)

Jacobson, Prof. Dr. H. F., Das Evangelische Kirchenrecht des Preußischen Staates u. seiner Provinzen dargestellt. 2. Abth. 1. Lfg. (S. 338—562.) Halle, 866. (865.)

Jacobson, Prof. J., Zur Lehre v. der Cataract-Extraction mit Lappenschnitt (Ueber d. Zulässigk. des Chloroforms bei Staarextractionen). [Archiv f. Ophthalmol. Bd. XI. Abth. 1. S. 114—128.]

— — Verletzung des Auges durch einen bis in die Nähe des Sehnerven durchdringenden fremden Körper. Eigenthüml. Verhalten der Linse u. d. Glaskörpers. [Ebd. S. 129—134.]

Jacoby, Dr. Joh., vor dem Criminalsenate des Kammergerichts. Am 9. Jan. 1865. Lpz. O. Wigand. (29 S. gr. 8.) 4 Sgr.

— — u. v. Kirchmann, Ob stehendes Soldatenheer? ob Volkswehr? 2 Reden im preuß. Abgeordneten-Hause gehalt. am 29. Apr. 1865. Ebd. (16 S. 8.) 1½ Sgr.

— — Heinrich Simon. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. 2 Theile. Berlin. Springer. (XIV u. 548 S. gr. 8. m. lith. Portr. u. 1 Steintaf.) 2 Thlr. — — 2. wohlf. Aufl. Ebd. (III u. 392 S. gr. 8. mit lith. Portr.) 1 Thlr.

Jastrowitz, Maur. (aus Löbau), De fistula vesico-vaginali. Diss. inaug. med.-chir. Berol. (32 S. 8.)

Jebens, Der Correspondentrheder nach den Bestimmungen d. A. D. H.-G.-B. [Centralorgan f. dtsch. Hdls- u. Wechselrecht. N. F. 1. Bd. 3. Hft. S. 365—391.]

— — Das Preuß. Gesetz, betreffend die Rechtsverhältnisse der Schiffsmannschaft auf den Seeschiffen v. 26. März 1864. [Ebd. S. 525—545.]

— — Schaden durch Zusammenstoß von Schiffen, abordage. [Busch' Archiv f. Theor. u. Prax. d. allg. dtsch. Hdlsrchts. VI. S. 404—432.[

Ilgner, C. F. (Verf. d. philos. Originalsystems), Edle Erziehungslehre f. d. Schule u. d. Haus oder allgem. Theorie die Schüler u. Kinder in Schule u. Haus folgsam u.

fleißig zu machen, bei ihnen gut. Willen z. schaff. zu Allem was Lehrer u. Eltern v. ihnen wünsch. u. ihnen befehl., ihr. Vstd. u. ihr Gedächtn. zu bekräft. zum leicht. Auffass. u. Auswendiglernen, ihnen d. Schul- u. Arbeitstund. angenehm z. mach., bei ihnen wirkl. Liebe u. Achtg. f. Lehr. u. Elt. zu erzeugen., sie z. untadelhaft. u. Zutrau. u. Vertrau. erweckd. Betragen hinzuführ., ihr. Willen z. Ausübg. alles Edeln frei u. sie zum Dienen wie zum Herrsch. fähig zu mach., also sie in allen Ständen zu edeln u. nützl. Mensch. zu erziehen. Der Preis ist 10 Sgr. u. d. Ertrag hauptsächl. z. Drucke der 2. u. größ. Ausg. d. philos. Originalsyst. bestimmt. Danzig. Druck v. A. W. Kafemann. (15 S. gr. 8.)

Instruktion für d. Wärter eines Dampfkessels. (Danzig, Verl. u. Dr. v. Edw. Gröning.) (8 S. 8.)

John, Prof. Dr. Rich. Ed., Ueber Strafanstalten. Ein populärer Vortrag. Berlin. Lüderitz. (IV u. 38 S. gr. 8.) 8 Sgr.

Jolowicz, Dr. H., Ueber das Wesen d. Sprachklassen. Vortrag, gehalten in d. ord. Sitzg. d. Gabelsberger Stenograph.-Central-Vereins zu Kgsbg. am 20. Jan. 1865. (Stenographirt) [Beilage zur Pr. Stenographen-Ztg. No. 2. S. 9—12 gr. 8.]

— — Gebete u. Gesänge für das Neujahrs- u. Versöhnungsfest (Roschhaschanah u. Jomkippur). Zum Gebr. f. den geregelt. jüd. Gottesdienst in Kgsbg. i. Pr. hrsg. (Als Mscr. gedr.) (Kgsb. gedr. b. Gruber u. Longrien.) (64 S. 8.)

— — Britisch diamonds. A standard selection from the modern english poets, chiefly living. 2. edit. Dresd., 866. (865.) Ehlermann. (XXXI u. 228 S. gr. 8.) 3/4 Thlr. geb. 1 Thlr.

— — Israel Jakob, ein jüdischer Charakter aus der jüngst. Vergangenheit. [Hilberg's Illustr. Monatshefte f. d. ges. Interessen d. Judenthums. II. 3. Decbr. 1865. S. 202—205 gr. 8.]

Jordan. Shakespeare's Romeo u. Julie. Deutsch v. Wilh. Jordan. [Biblioth. ausländ. Klassiker in deutscher Uebertrag. 5. Bd. Hildburghausen, bibliogr. Instit. (135 S. 8.)] 1/5 Thlr.

— — Shakesp. König Lear. [Ebd. 20. Bd. (166 S.)] 8 Sgr.

Journal des Theaters in Tilsit unter Leitung des Hoftheater-Direktor Herrn Herrmann Meinhardt . . . Tilsit. Druck v. J. Reyländer. (2 Bl. 8.)

Kant. — Prolégomènes à toute métaphysique future qui aura le droit de se présenter comme science, suivis de deux autres fragments du même auteur relatifs à la critique de la raison pure. Ouvrages traduits de l'allemand d'Emmanuel Kant, par J. Tissot, professeur de philosophie. In-8, 484 p. Dijon, impr. Rabutot. Paris, libr. Ladrange. 6 fr. 50 c.

Liebmann, Dr. Otto, Kant u. die Epigonen. Eine kritische Abhandlung. Stuttgart. Schober. (220 S. gr. 8.) 1 Thlr. 3 Sgr.

Paul, Pfr. Dr. Ludw., Kant's Lehre vom radicalen Bösen. Ein Vergleich mit der Lehre der Kirche. Halle. Pfeffer. (XII u. 98 S. gr. 8.) 3/4 Thlr.

Richter, Dr. Arthur, Immanuel Kant's Ansichten über Erziehung. Festschrift d. Kgl. Domgymnas. z. Halberstadt zur Feier des 50jähr. Amtsjubiläums des Hrn. G. W. Müller, Probstes u. Direct. des Pädagog. am Kloft. U. L. F. zu Magdeburg. Halberstadt, Frantz in Comm. (28 S. gr. 4.) 8 Sgr.

Saisset. — Le Scepticisme. Aenésidème. Pascal. Kant. Etudes pour servir à l'hist. crit. du scepticisme ancien et moderne; par Emile Saisset, membre de l'Institut, prof. de phil. 3. édit. In-8., XV—467 p. Paris, impr. Bourdier et Ce, libr. Didier et Co.

cf. Paul Janet. le scepticisme moderne. [Révue des deux mondes. T. 56. Livr. 2. S. 469—497.]

Karte der Schiffbrüche u. Strandungen an der Preuss. Ostseeküste, in den Jahren 1857—1864. Debit von Léon Saunier in Stettin. 1 Thlr. 10 Sgr.

Karte, Topographische, vom Preussischen Staate mit Einschluss der Anhaltischen u. Thüringischen Länder, östlicher Theil. Bearbeitet in der topopraph. Abtheilg. des Kgl. Preuss. Generalstabes. Maasstab 1 : 100,000. Section 16. Labiau. 1. Crottingen. 14. Cumehnen. 27. Pillau. 17. Gr. Skaisgirren. 13. Schwarzau (Kr. Neustadt. Reg.-Bez. Danzig). 42. Tiegenort. 3. Laugallen. 8. Kaukehmen. Berlin, Schropp. Lith. u. col. Fol. Section 13 u. 42 à nn. 8 Sgr. Die übrigen à nn. 14 Sgr.

Karte der Umgegend von Danzig. Aufgenommen u. hrsg. v. d. topogr. Abthlg. des Kgl. Preuss. Generalstabes. Ebd. $1^1/_3$ Thlr.
— von den Postverbindungen des Ober-Post-Directions-Bezirk's Königsberg. Nach amtlichen Quellen angefertigt im August 1865.
Katalog der zu Königsberg von dem Schafzüchter-Verein für die Provinz Preußen arrangirten, am 29. Mai 1865 beginnenden Schafschau. Kgsbg. Schultz'sche Hofbchdr. (15 S. gr. 8.) $2^1/_2$ Sgr.
Kliewer, Heinr., Oberon's Versöhnung mit Titania. Dramatisches Festgedicht zur goldenen Hochzeit dem Löschin'schen Ehepaare ehrfurchtsvoll gewidmet von d. Prima der St. Johannisschule. (Danzig. Druck v. A. W. Kafemann. (7 S. gr. 8.)
— — Ode, dem Director Herrn Dr. G. Löschin, Ritter etc. etc. bei seinem 50jähr. Amtsjubiläum, in dankbarer Hochachtung gewidmet von seinen Schülern. Danzig, den 5. Decbr. 1865. (Ebd.) (2 Bl. gr. 4.)
Koch, Stadtrichter R. in Danzig, Der Entwurf einer Civil-Proceß-Ordnung und die präparatorischen Entscheidungen. [Beiträge z. Erläuterung d. Preuß. Rechts durch Theorie und Praxis hrsg. v. Gruchot. 9. Jahrg. 2. Hft. S. 191—203.]
— — Band 51 der Entscheidungen des kgl. preuß. Ober-Tribunals. [Dtsche Gerichts-Ztg. 1865. No. 5.]
— — Ueber H.-G.-B. Art. 347—349. [Centralorgan f. d. dtsche Hdls.- u. Wechselrecht. N. F. I. 1865. Hft. 2. S. 210—215.]
— — Ueber d. Behandlg. der Rohstoff-Vereine nach Handelsrecht. — Ueber Consum-Vereine. [Archiv f. Theorie u. Praxis d. allg. dtsch. Hdlsrechts. Hrsg. v. F. B. Busch. Bd. V. S. 46—68.]
— — Miethe ohne Zins-Abrede. [Ebd. V. S. 205—210.]
Kock, Th. (Gymn.-Dir. in Memel), Die Engelsburg und Kaiser Hadrian. [Neues Schweizerisch. Museum. 5. Jahrg. 2. Hft. S. 103—166.]
— — Euripides sämmtliche Tragödien. Metrisch übertragen v. Frz. Fritze, vollendet v. Thdr. Kock. 16. Lfg. (Bd. III. S. 257—336 gr. 8.) Berlin. Schindler. à $^1/_3$ Thlr. [Inhalt: Der rasende Herakles. Metrisch übertr. von Th. Kock. (IV u. 84 S.) einzeln 12 Sgr.]
Köhler, L., Wie spielte man vor Händel und Bach Clavier? [Recensionen u. Mitthlg üb. Theat. u. Musik. 1865. No. 4. 5.]
Koenig, Prof. Dr. F. (Oberl. am kneiphöfsch. Gymn. z. Kgsbg. i. Pr.), Beweis einiger geometrischen Sätze. [Archiv d. Math. u. Phys. hrsg. v. Grunert. 43. Thl. 3. Hft. S. 345—349.]
König (aus Danzig geb.). **Daheim.** Ein deutsches Familienblatt m. Illustr. (in eingedr. Holzsch.) Hrsg. v. Dr. Rob. König. 2. Jahrg. Oct. 1865 bis Sept. 1866. 52 Nrn. (à 2 Bog. gr. 4.) Leipzig. Exped. Viertelj. $^1/_2$ Thlr.
Körnicke, Fr., Naturhistorische Mittheilungen. [Land- u. forstwirthsch. Ztg. d. Prov. Preußen. No. 48—52.]
Kohli. Das Aufstellen von Massentafeln nach Altersklassen. Aus dem liter. Nachlasse des Wirkl. Oberforstmeisters Kohli zu Marienwerder. [Forstl. Blätter. 1865. 10. Hft. S. 80—95.]
Kothe, Sem.-Musiklehr. Wilh., Gesangbuch f. kathol. Schulen. Eine Sammlung von 120 ein- u. mehrstimm. Schul- und Volksliedern. Ausg. f. Schüler. Braunsberg. Peter in Comm. (96 S. 8.) $^1/_6$ Thlr.
— — Dasselbe. Ausg. f. Lehrer. Nebst e. kurzgefaßt. Leitfaden f. d. method. Behdlg. d. Gesangunterrichts in d. Volksschule. Ebd. (120 S. 8.) 8 Sgr.
— — Kurzgefaßter Leitfaden f. d. method. Behdlg. d. Gesanguntерr. in d. Volksschule. 2. verm. Aufl. Ebd. (24 S. 8.) 4 Sgr.
Kotzebue, Aug. v., Die Verzweiflung. Kgsbg. Alfr. Richter. (Druck v. R. Graßmann in Stettin.) (8 S. 16.) $2^1/_2$ Sgr.
Kreissynode, die am 13. Sept. 1865 zu Marienburg versammelte, an die evangelischen Glaubensgenossen im Marienburger Kreise. (Danzig. Druck von A. W. Kafemann.) (7 S. 8.)
Kreistag, der. Eine Sammlung der wichtigst. Gesetze u. Verordnungen, deren Kenntniß den Kreistagsmitgliedern u. Allen, die ein Interesse an der Kreis-Verwaltung haben, unerläßlich ist. Zunächst mit Rücksicht auf die Verhältnisse in der Provinz Preußen bearbeitet. Danzig, 1866. (1865.) A. W. Kafemann. (56 S. 16.) 10 Sgr. 2. unveränd. Aufl. Ebd. 1866.

Kretschmann, H., De latinitate L. Apulei Madaurensis. Kgsbg. Schubert & Seidel in Comm. (IV u. 140 S. gr. 8.) 2/3 Thlr.

Kreyßig, Fr., Lord Byron. [Preuß. Jahrbüch. 15. Bd. 4. u. 5. Hft. April. Mai.]

— — Gesch. der französisch. Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 3. verb. u. verm. Aufl. (In 2 Lfg.) 1. Lfg. (160 S. gr. 8.) Berlin 1866. (1865.) Nicolai's Verlag. 5/6 Thlr.

— — Vorlesungen über Göthe's Faust. Ebd. 1866. (1865.) (XVI u. 255 S. 8.) In engl. Einb. m. Goldschn. 1⅔ Thlr.

Krohn, Kgl. Preuß. Forstinspector z. Kgsbg., Das Schütten der Kiefern. [Forstl. Blätt. 1865. 11. Hft. S. 20—25.]

Kuesel, E., Synonymicae Homericae partic. I. Diss. inaug. philol. Kgsbg. Schubert & Seidel in Comm. (50 S. gr. 8.) 1/4 Thlr.

Kuhls. Scherz u. Ernst für Schwesternfeste. Klänge aus der Loge Augusta zur Unsterblichkeit zu Pr. Stargard. Von L. Kuhls, Verfasser von „Lust u. Leid." Pr. Stargard. F. Kienitz. (Druck v. Wilh. Bänsch. Leipzig.) (3 Bl. u. 108 S. 8.) Verklebt 2/3 Thlr.

Kuhnke, Rud. (aus Wenden bei Rastenburg), Delphica. Pars I. Delphorum reipublicae primordia ac fundamenta. Diss. inaug. hist. Gryphisw. (64 S. 8.)

Kuhr, F. C., Die Handelsverbindung Königsbergs mit dem Innern Rußlands zwischen Dniepr u. Don. Nebst einer Plan-Karte. Als Manuscr. gedr. Kgsbg. Gedr. bei H. Hartung. (23 S. gr. 8.)

Laband, Das kaufmännische Pfand- und Retentionsrecht. [Zeitschr. f. d. gesammte Hdlsrecht. 9. Bd. 2. Hft. S. 225—283. 3/4. Hft. S. 425—502.]

Lämmer, Canon. Prof. Dr. Hugo, In decreta concilii Ruthenorum Zamosciensis animadversiones theologico-can[onic]ae. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandl. (63 S. hoch 4.) 28 Sgr.

— — Scriptorum Graeciae orthodoxae bibliothecae selecta. Ex codicibus manuscriptis partim novis curis recensuit partim nunc primum eruit. Vol. I. Sect. 6. Ibid. (S. 439—652 gr. 8.) 26 Sgr. (I, 1—6: 2 Thlr. 24 Sgr.)

Landmesser. Das Katholische Gebet- und Gesangbuch zum Gebrauche bei dem öffentl. Gottesdienst bearb. von Fr. Landmesser, Pfarrer zu St. Nicolai in Danzig, Ehrencaplan Sr. Heiligk. Pius IX., Kgl. Kreis-Schul-Inspector, Mitgl. der Akademie der Quiriten in Rom, Ritter des Ordens vom heiligen Grabe rc. rc. 2. unveränd. Aufl. Danzig. A. W. Kafemann.

Landsberg, Dr. M. in Danzig, Beitrag zur Casuistik der Tumoren. (Mit 1 Abbild.) [Archiv f. Ophthalmol. Bd. XI. Abth. 1. S. 58—68.]

— — Zur Therapie der muskulären Asthenopie. [Ebd. S. 69—88.]

Laubert, Dr. C., Der Genfer See. Die Insel Wight. Reise-Skizzen. 2. Folge. Danzig. A. W. Kafemann. (184 S. gr. 16.) 15 Sgr. (1. 2: 1 Thlr. 9 Sgr.)

Lebensgeschichte des Präsidenten der Ver. Staaten Nordamerika's, Abraham Lincoln, nebst Beschreibung seiner Ermordung durch den Schauspieler Wilkes Booth am Charfreitag 1865. Kgsbg. Dr. u. Verl. v. Emil Rautenberg. (32 S. 8.)

Lehmann, Gymn.-Dir. Prof. Dr. Aug. O. L., Deutsches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen. 1. Thl. Für die unteren Klassen. 1. u. 2. Abth. 7. verbess. Aufl. Danzig 1866 (1865). Anhuth. (XXVI u. 378 S. gr. 8.) Geb. 3/4 Thlr.

Lehrs, Prof. K., De Aristarchi studiis Homericis. Editio recognita et epimetris aucta. Leipzig. Hirzel. (VIII u. 486 S. gr. 8.) 2 Thlr. 12 Sgr.

Leonhardt, Ferd. (aus Kgsbg.), De pleuritide. Diss. inaug. med. Berol. (32 S. 8.)

Lesse (aus Thorn), Ueber d. Beweislast beim Verkauf nach Probe im Geltungsbezirke des A. Pr. L. [Centralorgan f. dtsch. Hdls.- u. Wechselrecht. N. F. 1 Bd. 2. Hft.]

— — Inwieweit hat das H.-G.-B. den Producenten vom Gebiete des Handelsrechts ausgeschlossen? [Ebd. 2. Bd. S. 11—20.]

— — Ueber Wechselexecution im Judicatsproceß. [Dtsche Gerichtsztg. VII. No. 16.]

— — Sind Engagementsverträge von Hdlgsgehilfen Hdlsgeschäfte, u. auch unter der Herrschaft des altpr. Rechts mündlich gültig? [Ebd. No. 22. 23.]

— — Kauf auf Credit. [Busch's Archiv f. Theor. u. Prax. d. allg. dtsch. Hdlsrechts. VI. S. 269—273.]

Lewald, Aug., Der Insurgent. 2 Bde. Schaffhausen. Hurter. (XVIII u. 706 S. 8.) 3 Thlr. 12 Sgr.)

Lewald, Aug., Clarinette. Schilderingen uit de moderne zamenleving. Uit het Hoogd. vertaald door H. A. Banning. 3 deelen. Amsterdam. C. L. van Langenhuijsen. (VIII u. 256, IV u. 271, 4 u. 264 S. 8.) f. 3.

Lewald, Fanny, Die Reisegefährten. Roman. 2 Bde. 2. (Titel-) Ausg. Berlin. (1858.) Janke. (856 S. 8.) $2^1/_4$ Thlr.

— — Von Geschlecht zu Geschlecht. Roman. 2. Abth. a. u. d. T.: Der Emporkömmling. 5 Bde. Ebd. 1866 (1865). (1468 S. 8.) $6^3/_4$ Thlr. 1. u. 2. Abth. $11^1/_4$ Thlr.

Leyden, Prof. Dr. E., Beiträge zur Pathologie d. Icterus. Berl. 1866 (1865). A. Hirschwald. (V u. 210 S. gr. 8.) $1^1/_3$ Thlr.

Liebreich, Math. Eug. Oscar (aus Kgsbg.), Duo describuntur specimina emboliae arteriae femoralis, structurae mutationibus valvularum cordis effectae. Diss. inaug. Berol. (32 S. 8.)

— — Ueber die Entstehung der Myelin-Formen. [Archiv f. pathol. Anatom. und Physiol. etc. 32. Bd. 3. Hft. S. 387—389.]

— Recueil des travaux de la Société médicale allemande de Paris, publ. par R. Liebreich et L. Laqueur. 11 mars 1864—11 mai 1865. Paris. Masson et fils. (XXVIII u. 158 S. 8.)

Lilienthal (in Rössel), Ueber d. Stellung des Attributs bei zwei od. mehreren Substantiven im Lateinischen. [Jacobs u. Rühle, Ztschr. f. d. Gymnasialwesen. No. 4.]

Lincke, Dr. Max, De Aelio Dionysio Halicarnassensi lexici Attici conditore. Kgsbg. (Berlin, Calvary & Co.) (14 S. 4.) 8 Sgr.

Lipschitz, Prof. Dr. R., Beiträge zur Theorie der Variation der einfachen Integrale. [Journal f. d. reine u. angew. Mathem. 65. Bd. 1. Hft. S. 26—41.]

Lobeck. Auswahl aus Lobecks akademischen Reden. Hrsg. v. Alb. Lehnerdt, Director d. Kgl. Gymn. z. Thorn. Berlin. Weidmannsche Buchh. (VIII u. 230 S. gr. 8.) $1^1/_3$ Thlr.

Loch, Ed., De usu alliterationis apud poetas latinos. Diss. inaug. philol. Halle. (Kgsbg. Schubert & Seidel.) (60 S. 8.) 9 Sgr.

Ludwich, Arth., Didymi *περὶ τῆς Ἀρισταρχείου διορθώσεως* fragmenta ad Jl. *Α* 1—423 composita et explicata. Kgsbg. Schubert & Seidel in Comm. (18 S. gr. 4.) 6 Sgr.

Mannhardt, Wilh., Roggenwolf u. Roggenhund. Beitrag zur germanischen Sittenkunde. Danzig. Ziemssen. (51 S. gr. 8.) 2te verm. Aufl. Ebd. 1866. (XIII u. 74 S. gr. 8.) $^2/_3$ Thlr.

— — Vortrag, gehalten in der ersten Generalversammlung des Gesammtvereins zu Halberstadt am 18. Sept. 1865 (betr. die vom Redner beabsicht. „Sammlung der agrarisch. Gebräuche u. zwar besonders der Erntesitten als Anfang eines Quellenschatzes der germanischen Volksüberlieferungen (Monumenta mythica Germaniae).") [Correspondenzblatt d. Gesammtvereines d. dtsch. Geschichts- u. Alterthumsvereine. 13. Jahrg. No. 11. Novbr. S. 81—88. No. 12. Decbr. S. 91—93.]

Marcinowski (Kreisricht. in Schippenbeil), Die Kompensation im Gebiete des Strafrechts. [Archiv für Preuß. Strafrecht hrsg. von Goltdammer. 13. Bd. April S. 247—258.]

[Marienburg.]

Gieseke, Rob., Der Hochmeister von Marienburg (1410). Romantisches Drama in 4 Aufzüg. [s. desselben: Dramatische Bilder aus deutscher Geschichte. Leipzig. Brockhaus.]

Margolinski, Marc. (aus Dt. Eylau), De chlorosi. Diss. inaug. Berol. (32 S. 8.)

Marotsky, Arm. Theod. (aus Rastenburg), De ulcere ventriculi chronico. Diss. inaug. med. Berol. (32 S. 8.)

Meckelburg. Die Königsberger Chroniken aus der Zeit des Herzogs Albrecht nach den Handschriften zum erstenmal hrsg. mit einer literär-historischen Einleitung von Dr. F. A. Meckelburg, Kgl. Preuß. Prov.-Archivar u. städtisch. Bibliothekar zu Kgsbg. Kgsbg. In Commiss. bei W. Koch. (XXX u. 392 S. gr. 8.) $1^1/_3$ Thlr.

Meschede, Dr. Frz. (2. Arzt d. Provinz.-Irren-Heil- u. Pflege-Anstalt u. des Land-Krankenhauses zu Schwetz), Die paralytische Geisteskrankheit u. ihre organische Grundlage. [Archiv f. pathol. Anat. u. Physiol. etc. 34. Bd. 1/2. Hft. S. 81—103.]

Periodische Literatur (1866).

„Schlesische Provinzialblätter. Hrsg. von Th. Oelsner. N. F. 5. Jahrg. August. (S. 457—512): A. Kurtzmann, Laurentius Scholtz u. d. erste botan. Garten in Breslau. Menke, Erinnerg. an d. Vertheidig. d. Festg. Breslau währd. d. Belagerung v. 1806/7. (Forts.) Holtei's Briefe an Aug. Kahlert. (Forts.) Palm, Nachträgl. z. Gesch. d. Münzwirren in Schles. Th. Oelsner, Z. Gesch. d. 30täg. Krieges v. 1866. (Aus e. erob. östr. Feldpost.) A. F. Graf Hoverden, Schlesier im Auslande: Feldmarsch.-Lieut. v. Zeisberg. C. v. Holtei, Z. d. schles. Sprüchwört. Schmidt, Die Schweidnitzer Schützengesellsch. A. H., Das Jacobi-Fest in Borrowei. H. Strusche, Christian Günther's Kopf. — Fragen, Anregungen, Antworten. — Lit.- u. Kstbl. — Zur Chronik u. Statistik. — Anhang. — Briefkasten.

R. M. Betrachtgen üb. d. Führg. d. 1. preuß. Armeecorps im letzt. Feldzuge. I. Schlacht bei Trautenau. [Danz. Ztg. 3800.] II. Von Trautenau bis Prerau. [Ebd. 3813.]

Bericht des 1. Armee-Corps üb. dessen Theilnahme an d. Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866. [Ostpr. Ztg. 192 (Beil.). Westpr. Ztg. 203. vgl. Hartgsche. Ztg. 192 (Beil.).]

Verlustlisten d. Kgl. pr. Armee, soweit sie bis zum 23. Juli eingegang. sind u. unsere Provinz betreff. Forts. [Ostpr. Ztg. 188. 189.] Desgl. bis zum 5. Aug. [Ebd. 187 (Beil.) Desgl. bis z. 20. Aug. [Ebd. 201. 207.] — Nach d. in der. „M. Z." mitgetheilten Statistik der Menschenopfer, welche die einzelnen Provinzen für den Krieg gebracht haben, kommen auf die Provinz Preußen: 1103 leicht, 628 schwer Verwundete, 358 Todte, 344 Vermißte, 1 unbekannt; überhaupt 2434 Verluste. [Danz. Ztg. 3839.]

Namentl. Liste derj. Mannschaften der Kgl. 12. Komp. 6. Ostpr. Inf.-Regim. No. 43, die in d. Gefecht bei Trautenau 27. Juni 1866 gefall., verwund., resp. vermißt sind. [Ebd. 195.]

Minden. (Aufzählung von ältern Schriften, worin cultur- u. naturhist. Notizen über Preußen enthalten sind.) [Schriften d. physik.-ökon. Gesellschaft zu Kgsbg. 7. Jahrg. 1. Abth. Sitzgsberichte. S. 8—9.]

—f.— Die Pest vom Jahre 1709 (in Preuß. u. Littau., besonders m. Bez. auf Kgsbg. [Kgsbg. H. Ztg. 200. Abend-Ausg.]

Kurze Gesch. d. Vwaltg. d. Bernstein-Regals in Preußen. II. (Kgsbg. Amtsbl. 33. (vgl. 29.)]

Göppert: über e. eigenthüml. Bernsteinfund bei Namslau in Schles. (Schles. Gesch. f. vaterl. Cultur; botan. Sect. Sitzg. v. 7. Dec. 1865) (zum Theil auch mit Bez. auf Preußen u. mit Anführg. e. 1748 ersch. Abhdlg. „üb. d. Bernsteinhandel in Preuß. vor der Kreuzherrn Ankunft). [N. Jahrb. f. Mineral., Geol. u. Palaeontol. 4. Hft. S. 505—508.]

Glänzendes Zeugniß der altpr. Pferdezucht ausgestellt; entnommen dem „Sporn" No. 33 S. 246. [Ostpr. Ztg. 199.]

5. Hptvsamml. d. Pestalozzi-Vereins f. d. Prov. Preuß. [Schulbl. f. d. Volksschullehr. d. Prov. Preuß. 35. 36.]

Summarische Uebers. aus d. Jahres-Rechnungen des Ostpr. ländl. Feuersozietäts-Fonds pro 1865. [Kgsbg. Amtsbl. 33. Gumbinn. Amtsbl. 34.]

Rud. Rost, Die litauische Sprachfamilie. [Globus. 10. Bd. 7. Lfg.]

Jacobi (Pfarrer in Memel, Die Förderung der Schulkinder littau. Eltern in d. Ktnß. d. dtsch. Sprache betreff. (Vortrag auf d. Kreis-Lehrer-Conferenz in Memel. [Der Volksschulfreund. 16.]

Döring (Nimmersatt), Wie erzielt man d. Deutsche in e. litth. Schule? (Vortr.) [Ebd. 16.]

Die Noth der masurischen Gemeinden. [Evang. Gembbl. 33. 34.]

Vom Samlande [Ostpr. Ztg. 201.]

Pillkallen, 14. Aug. (Orkan mit Wolkenbruch am 13. Aug. Nachmittags 5½ Uhr in Stadt u. Umgegend in d. Richtg. v. OSO. nach WNW.) [Pr. Litt. Ztg. 189.]

z. Zur Schulstatistik (des Danz. Reg.-Bez.) [Westpr. Ztg. 202.]

Der Insektenfraß in d. Forsten des Reg.-Bez. Kgsbg. währ. d. Jahre 1854 bis 1862. I.—IV. [Kgsbg. Amtsbl. 34—37.]

Feier d. Grundsteinlegung am Seminare z. **Angerburg.** (1. Sept.) [**D. Volksschulfreund.** 18.]
Danzig, 9. Aug. („Verzeichniß derer so bey grassirender **Pest in Dantzig** gestorben Anno 1709" beigefügt einem Sendschreiben des Joh. Kanold, Med. Doct. & Pr. Vr. zu Breslau, von der A. 1709 in Dantzig graßireten Pestilentz rc. gedruckt im Jahre 1710.") [**Danz. Ztg.** 3763.]
(Aus Dr. **O. F. Gruppe's** (aus Danzig geb.) Gedichten:) **Konrad Letzkau. — Das jüngste Gericht.** [**Westpr. Ztg.** 218.]
Die Festlichkeiten zum Empfange der Garnisontruppen in **Danzig.** 15 u. ff. September. [Ebd. 215 ff.]
Bericht üb. die Thätigk. des in **Danzig** garnison. Pionir-Bataill. in dem letzten Kriege. [**Danz. Ztg.** 3804.]
Börsen-Ordnung f. d. Stdt. **Danzig** d. d. Danz. 14. Sept. genehmigt d. d. Berlin, 27. Sept. in Kraft getret. 1. Oct. 1865. [Ztschr. f. d. gesammte Hdlsrecht. Bd. X. S. 113—117.]
Mäkler-Ordnung f. d. Stdt. **Danzig** nebst Gebühren-Taxe f. d. Handels-Mäkler in Danzig. [Ebd. S. 117—121.]
Elbing. Die altstädtische Knabenschule. [**Schulbl.** 35. 36.]
(**Preuschoff**) Zur Gesch. d. kathol. Kirche in **Kgsbg.** seit der Reformation. [**Kathol. Kirchenbl.** 12. 13. 17. 18. 21. 27. 30. 37.]
Die Rhederei in **Kgsbg.** [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 212 (Beil.).]
D. Der feierl. Empfang der aus d. Freiheitskriegen rückkehrenden Truppen in **Kgsbg.** [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 201 (Beil.).]
(Beschreibung d. festl. Einzugs d. Truppen in **Kgsbg.** 17. Sept. 1866.) [**Ostpr.** und **Hartgsche Ztg.** 217 f. **Pr. Litt. Ztg.** 218. **Kgsbg. N. Ztg.** 223.]
Verzeichniß der auf d. Kgl. Albertus-Univers. z. **Kgsbg.** in Pr. im Winterhalbj. vom 18. Oct. 1866 an zu haltenden Vorlesungen u. d. öffentl. akademischen Anstalten. [**Kgsbg. Amtsbl.** 32. Außerord. Beil. No. 9.]
Zwei medicin. Recepte (in deutsch. Sprache aus e. Papierhdschr. d. 16. Jahrh. in der Kgl. u. Univers. Bibliotb. z. **Kgsbg.** mitgetheilt v. J. Zacher. (s. Virchow's Archiv. XXXII. 1865. S. 398 ff. cf. Altpr. Mtsschr. II, 376.) [Haupt's Ztschr. f. dtsch. Altth. N. F. I. Bd. 2. Hft. S. 381—383.]
Polizeibericht (üb. d. in **Kgsbg.** an d. Cholera erkrankt. u. gestorb. Personen seit 22. Juni bis 28. Aug. nach Ausweis der amtl. Listen: 2990 erkrankt, 1564 gest.) [**Ostpr. Ztg.** 200.]
Der Grundstein zur reformirt. Kirche in **Pillau.** [Evang.-reform. Kirchenztg. Maiheft.]
Waldau, Kgl. Preuß. landwirthsch. Akad. bei **Kgsbg.** in Pr. Vorlesungen, Uebungen Demonstrationen im Winter-Semester 1866/67. [**Kgsbg. Amtsbl.** 35. **Marienw. Amtsbl.** 34. **Gumbinn. Amtsbl.** 35. **Land- u. forstwirthsch. Ztg.** 36.]
T. Amtsjubil. (50j. des Pfarr. **Anderson**-Blumenau 4. Juli.) [**Ev. Gemdebl.** 34.]
Das Amtsjubil. des Superint. **Böhnke** in Heilsberg. [Ebd. 32.]
General **v. Bonin,** Commandeur d. 1. preuß. Armeecorps. [Illustr. Ztg. 1209.]
Wieder etwas z. Erinnerung an **Borowski.**]**Evang. Gemdebl.** 31.]
Trose, Nochmals **Borowski.** [Ebd. 34.]
Generallieut. **Frdr. Wilh. v. Clausewitz.** († 31. Juli zu Tscheitsch in Mähren an d. Cholera.) (Nekrolog.) [Unsere Zeit. N. F. 2. Jahrg. 17. Hft. S. 385. 386.]
50jähr. Jubil. (des 1. Lehrers der Danzig. vorstädt. Elementarschule Michael **Ehoff** 19. Aug. 1866.) [**Danz. Ztg.** 3782. **Westpr. Ztg.** 192.]
Max v. Forkenbeck, Präsid. d. preuß. Abgeordnetenhauses. [Illustr. Ztg. 1209.]
Generallieut. Aug. v. Horn (geb. 18. Febr. 1800 zu Löschau in Ostpr., Schüler der Löbenichtsch. höh. Bürgerschule zu Kgsbg., trat 1816 in d. Kgl. 4. Inf.-Regim. zu Danzig ein . . .) [**Westpr. Ztg.** 201.]
Ein Veteran aus den Freiheitskriegen (d. Kgl. Steuer-Inspector **C. F. W. Roeber** † 29. Aug. zu Danzig an der Cholera.) [**Danz. Ztg.** 3804.]
Cäsar Carl Herm. **Rüstow** († 4. Juli bei Wiesenthal-Rosdorf. Nekrolog.) [Unsere Zeit. N. F. 2. Jahrg. 17. Hft. S. 386. 387.]

S.

Aberglauben aus Masuren.

Mitgetheilt von

Dr. M. Töppen.

(Fortsetzung.)

3. Das Wahrsagen und der Kalender.

Die Gegenwart steht mit der Zukunft in geheimnißvollem Zusammenhange. Oft hängt alles von dem Zeitpunkt ab, in welchem ein Unternehmen begonnen wird; wie wichtig ist es also, ihn zu treffen! An gewissen besonders heiligen Tagen bekommt alles, was geschieht und was man unternimmt eine besondere Bedeutung; da muß man die Vorgänge beobachten, die Gelegenheiten nicht versäumen. Aber freilich manchem wird durch irgend welchen Vorgang, dessen Eintreten von seinem Wissen und Wollen durchaus unabhängig ist, für lange Zeit oder für immer unabänderlich sein Schicksal bestimmt. Am allerwichtigsten sind in dieser Beziehung die Zwölften d. h. die zwölf Tage von Weihnachten bis zum Tage der heiligen drei Könige.

Schon Pisanski kannte diese Bedeutung der Zwölften und anderen an dieselben sich knüpfenden Aberglauben sehr wohl und urtheilt über denselben so scharf ab, wie der es muß, dem es an allem Interesse für volksthümliche Ueberlieferung fehlt. Er sagt (No. 25 §. 16. Wir vergleichen hier und im Folgenden den in den NPPB. 1848. Bd. 2 S. 206 ff. 1850 Bd. 2 S. 116 ff. und 1853 Bd. 1 S. 201 abgedruckten Volkskalender): Was für Hirngeburten haben nicht die sogenannten Zwölften hervorgebracht. Man muß alsdann, aus bekannten Ursachen, den Wolf nicht nennen, keine Erbsen und Bohnen essen, wo man nicht Geschwüre zur Belohnung bekommen will, und andere läppische Beobachtungen durchaus nicht übertreten. Vornehmlich aber sollen diese zwischen dem ersten Weihnachts- und Drei-

königenfeste eingeschlossenen zwölf Tage untrügliche Bedeutungen des Wetters sein, so sich in jedem Monate des folgenden Jahres äußern wird. Auch erzählt Pisanski von einem älteren Hospitaliten, der sich mit Beobachtung des Wetters bei Tage und Nacht zu allen Stunden der Zwölften recht große Mühe gab, solches nach seiner Art genau aufzeichnete und nachher das ganze Jahr hindurch als ein Orakel großen Zulauf von lernbegierigen Personen hatte.

Sehr ausführliche „Prophezeiungen aus den Tagen des Geburtsfestes und den eilf hinter diesem Tage folgenden Tagen und Nächten für das ganze Jahr" enthält der mehrerwähnte Himmelsschlüssel. Trifft der Weihnachtstag auf einen Sonntag, dann wird der Winter warm, das Frühjahr naß und warm, der Sommer angenehm, trocken und schön, der Herbst naß und windig; Getreide giebts in Ueberfluß, Honig genügend; der Tod hält sich hauptsächlich an den Schwangern; Frieden im Ehestande. Aehnliche Prophezeiungen für den Fall, daß der Weihnachtstag ein Montag, Dienstag &c. ist. Wenn am Weihnachtstage schön Wetter ist, bringt das darauf folgende Jahr sehr viel gutes und schönes Getreide. Wenn am ersten Tage nach Weihnachten schön Wetter ist, bringt das darauf folgende Jahr viel Zänkereien und Spaltungen unter der Geistlichkeit &c. &c. für alle zwölf Tage, immer den Fall gesetzt, daß es an denselben schönes Wetter ist. Wenn die Nacht der Gottesgeburt stürmisch ist, droht der Tod den großen Herren. Wenn die erste Nacht nach Weihnachten stürmisch ist, folgt ein friedliches von Zänkereien freies Jahr unter den Herrschern &c. &c. für alle zwölf Nächte, wobei immer vorausgesetzt wird, daß dieselben stürmisch sind. Wir theilen diese Prophezeiungen im Einzelnen nicht mit, da sie nicht auf mythologischer Ueberlieferung, sondern auf willkürlicher Erfindung zu beruhen scheinen.

Der Zusammenhang der Witterung in den Zwölften mit der Witterung des nächsten Jahres wird anderwärts — und schon in alter Zeit — so dargestellt: Jeder Tag der Zwölften sagt die Witterung eines Monats voraus, der 25. December für den Januar, der 26. December für den Februar &c. &c. Jeder Tag der Zwölften wird überdem in vier Theile (von 6 Uhr Abends bis 12 Uhr Mitternacht, bis 6 Uhr Morgens, bis 12 Uhr Mittags, bis 6 Uhr Abends) zerlegt und jedes solches Viertel

giebt die Witterung für ein Viertel d. h. eine Woche des bestimmten Monats. Hohenstein. (Vgl. Volkskalender No. 18.)

Welches nun aber der Zusammenhang auch sei; auf die Witterung in den zwölf ersten Tagen nach Weihnachten wird sehr genau Acht gegeben; von derselben hängt das Schicksal des ganzen Landes während des kommenden Jahres ab. (Soldan.)

„Die Zwölften machen dem bekümmerten Landmann wegen seiner Heerde eine neue Furcht vor den Werwölfen. Der in der Zeit Herzog Albrechts eingefangene Mensch, der für einen Werwolf gehalten wurde, behauptete, regelmäßig um Weihnachten und Johannis sich in einen Wolf verwandeln zu müssen." (Pisanski No. 25 §. 16.)

In den Zwölften darf man nicht spinnen. Wer es thut dem fällt der Wolf in die Schaafheerde. Die gewöhnliche Beschäftigung zwischen Weihnachten und Neujahr ist Federn schließen. (Hohenstein.)

Wenn zwischen Weihnachten und Neujahr große Schneeflocken fallen, so sterben vorzüglich alte Leute, wenn kleine Schneeflocken, vorzüglich junge Leute. (Hohenstein.)

Zwischen Weihnachten und Neujahr kocht man nicht Erbsen, wenigstens mag das Gesinde sie nicht, weil dieses dann in Gefahr kommt, von der Herrschaft im nächsten Jahre Prügel zu bekommen. (Hohenstein.) Nach andern vermeidet man Erbsen in dieser Zeit, weil sonst Geschwüre im Hause herrschen würden. (Willenberg.)

Zwischen Weihnachten und Neujahr brennt man Asche, die zu gewissen Versegnungen erforderlich ist, wie schon oben erwähnt wurde. Auch braucht man diese Asche bei der Aussaat; (Volkskalender No. 158.) desgleichen zur Vertilgung des Ungeziefers beim Vieh und der Raupen auf Kohl und Bäumen. (Hohenstein.)

Sämmtliche Asche aus Ofen und Kamin wird in den Zwölften aufgesammelt und zu den eben bezeichneten Zwecken auf dem Boden bewahrt.

Träume, welche man zwischen Weihnachten und Neujahr hat, gehen in Erfüllung. (Hohenstein. Grunau in den N. P. P.-Bl. 1846. Bd. 2. S. 337 sagt von den alten Preußen sogar: „Von den Träumen halten sie fest, daß es einem widerfahre, wie er geträumt hat in seiner Ruhe" ohne alle Einschränkung auf gewisse Tage.)

Am Sylvesterabend (31. December) wird die Stube gereinigt, mit Sand und Tannen geschmückt und gut geheizt, damit die niedersteigenden Engel es darin behaglich finden sollen. (Hintz S. 118.)

Am Sylvesterabend wird der Ofen stark geheizt, damit die Todten sich wärmen können. (Volkskalender No. 159.)

Wenn man in der Weihnachtsnacht zwischen 11 und 12 im Ofen Feuer anzündet, eine Bank an denselben stellt und sie mit Asche bestreut, so findet man am Morgen die Spuren des Todten in der Asche, der sich Nachts gewärmt hat. (Ebenda No. 160.)

Auch setzt man wohl einen Stuhl mit einem Handtuch in die Stube, wie nach einem Begräbnisse geschieht. (Hohenstein.)

Wenn sie am Sylvesterabend in die Kirche gehen, sehen sie nach dem Schatten. Eine Person, deren Schatten dann keinen Kopf hat, muß sterben. (Aehnliche Mittheilung aus Samland in dem Volkskalender No. 36.)

Am Sylvesterabend muß das Häckselmesser abgenommen und das Stroh zusammengebunden in die Lade gelegt werden, sonst findet man in ihr Morgens einen Menschen ohne Kopf. (Volkskalender No. 161.)

Das Glückgreifen in der Sylvesternacht, schon von Pisanski (No. 25 §. 16) erwähnt, ist sehr üblich, doch beschränkt man sich in Masuren nicht auf die sonst (z. B. in Samland und Litauen, Volkskalender No. 24) übliche Neunzahl von Gegenständen. Die Zahl derselben ist unbeschränkt. Außer Geld, Kind, Brod, Ring, Leiter, Himmelsschlüssel, Todtenkopf werden namentlich Männer aus verschiedenen Ständen, Wirthe, Schneider, Schuhmacher ꝛc. auch Teufel in Teig dargestellt und unter die Schüssel gelegt.

Auch Zinngießen und Pantoffelwerfen als Mittel, die Zukunft zu erforschen, sind sehr bekannt. (Volkskalender No. 25. 26.) Bemerkenswerth ist die Notiz, daß derjenige, welcher sein Schicksal durch den Zinnguß erfahren will, die Schüssel mit kaltem Wasser, in welche ein anderer das geschmolzene Zinn hineingießt, selbst über seinem Kopfe hält.*)

Zum Pantoffelwerfen kann nur der linke Pantoffel gebraucht werden. Man wirft ihn rückwärts über den Kopf. Kommt die Spitze desselben ge-

*) Diese so wie einige andere Notizen entnehme ich einer mir nachträglich freundlichst mitgetheilten Conferenzarbeit eines Lehrers im Willenberger Kirchspiele.

gen die Thür zu stehen, so wird der oder die, welche ihn geworfen hat, im Laufe nächsten Jahres das elterliche Haus verlassen.

Wenn man in der Sylvesternacht, ohne zu sprechen, in den Ofen sieht, so wird man darin etwas Gutes oder Schlimmes sehen, das man in dem nächsten Jahre zu erwarten hat. (Vgl. a. a. O. No. 32.)

Man schlägt aufs Gerathewohl Gesangbuch oder Bibel auf, nachdem man vorher bestimmt hat, ob auf der Seite rechts oder links, und welche Zeile oder welcher Vers gelesen werden soll. Die so gefundene Stelle giebt Andeutungen über das Schicksal, welches der Anfragende im nächsten Jahre zu erwarten hat. (Etwas abweichend a. a. O. No. 37.)

Oder man legt am Sylvesterabend ein Gesangbuch unter das Kopfkissen und schlägt dasselbe beim Erwachen auf und erhält dadurch Auskunft über sein Schicksal. (Hart. Zeitung 1866 No. 8.)

In sehr alten Ausgaben des Gesangbuchs steht das Lied des goldenen A. B. C. „Allein auf Gott setz Dein Vertraun" ꝛc., dessen 25 Verse mit den 25 Buchstaben des Alphabets anfangen. Nun werden in der Sylvesternacht die 25 Buchstaben einzeln auf Zettelchen geschrieben. Man zieht drei dieser Zettelchen und die drei darauf stehenden Buchstaben bezeichnen nun die Verse jenes Liedes, die man besonders zu beherzigen hat. (Oletzko.)

Man wirft Geldstücke ins Wasser. Nach dem Klange erkennt man, ob jemand Krankheit bevorsteht. Springt es aus der Schüssel, so bedeutet dies Tod. (Soldau.)

Besonders zahlreich sind die Schicksalsproben, welche heirathslustige junge Mädchen anstellen. — Sie gehen an ein offenes fließendes Wasser mit hartem kieseligem Grunde und greifen eine Hand voll aus demselben, und bringen das Gegriffene in die Stube und ans Licht, wo es auf einen Teller geschüttet und sorgfältig untersucht wird. Sind die gegriffenen Steinchen paar, so wird das Mädchen im Laufe des künftigen Jahres heirathen, sind sie unpaar — ledig bleiben; und ist sogar ein Würmchen dazwischen, dann bekommt das Mädchen ein Kind, ohne zu heirathen. (Oletzko.)

Auch greifen die Mädchen in eine Wuhne bis auf den Grund des Wassers. Was sie dann greifen bezeichnet den Stand ihres Zukünftigen.

Ist es ein Stück Eisen, so wird ein Schmidt, ist es Holz, so wird ein Tischler, ist es ein Strohhalm, so wird ein Landwirth sie heirathen. (Hohenstein.) So bedeutet Glas, Ziegel, Stein, Muschel einen Glaser, Ziegler, Maurer, Fischer. (Willenberg.)

Sie gehen der Reihe nach an einen Zaun, jede an eine andere Stelle und schreien laut in die Nacht hinein: „Kommst? Ja?" Antwortet nun das Echo: Ja, dann heirathet das Mädchen; hierbei paßt sie aber sehr auf, aus welcher Gegend das Ja geantwortet wurde: denn aus derselben Gegend wird der Erwartete kommen. (Oletzko.)

Junge Leute rütteln in der Sylvesternacht am Zaun, und lauschen, aus welcher Gegend dann die Hunde bellen; denn von dorther kommt der oder die Zukünftige. (Lubainen.)

Die Mädchen gehen im Finstern in den Schafstall und greifen Schafe, was von jeder nur einmal geschehen darf. Wird nun ein Hammel oder sogar ein Bock gegriffen, dann ist die Heirath sicher; ein Schaf — bedeutet noch längeres Verbleiben im ledigen Zustande. Ein Lämmchen greifen die Mädchen nicht gern, denn es bedeutet ein Kind. (Oletzko. Vergl. die ähnliche Probe im Gänsestall. Volkskalender No. 40.)

Sie gehen nach einem Holzschuppen, raffen ungezählt einen Arm voll kleingemachten Kaminholzes auf und bringen es in die Stube, wo es gezählt wird. Ists paar, so folgt die Heirath, ists unpaar, so bleibt sie unverheirathet. (Vgl. a. a. O. No. 42.)

Auch zupfen sie Stroh aus dem Dache. Sind in den ausgezupften Aehren noch einzelne Körner, so bedeutet dies, sie bekommen einen Bauer zum Manne, sonst einen Instmann. (Vgl. a. a. O. No. 43.)

Eine Schüssel wird mit Wasser gefüllt, welches man frisch aus dem Brunnen geholt hat, ohne zu sprechen und ohne sich umzusehen. In diesem Wasser läßt man zwei Kohlen schwimmen, von welchen eine ein Mädchen, die andere den Geliebten vorstellt. Wird die erstere von der letzteren eingeholt, so kommt die Heirath sicher zu Stande. Auch werden mehrere Kohlen, welche junge Mädchen vorstellen, und eine, die einen jungen Mann bezeichnet, in die Schüssel geworfen; man achtet dann darauf, welche Kohle von der letzteren eingeholt wird, und entnimmt daraus,

zu welchem der Mädchen der junge Mann die größte Neigung hat. (Aehnlich das Lichtschwemmen a. a. O. No. 28.)

Wenn man in der Sylvesternacht um Mitternacht, ohne zu sprechen, in den Spiegel sieht, so sieht man die Zukünftige oder den Zukünftigen. (Vgl. a. a. O. No. 47.)

Auch einige wirthschaftliche Prophezeiungen gewährt Sylvester. Man zupft eine Anzahl Strohhalme aus dem Dache. Findet man in den Aehren noch Körner, so hat man im nächsten Jahre Brod in Fülle; findet man keine, so wird man Mangel leiden. (Willenberg.)

Wem am Sylvestertage zuerst ein Mann einen Besuch macht, dem werden im nächsten Jahre Kühe und weibliche Schaafe geworfen, wem zuerst ein weibliches Wesen, dem männliche Thiere. (Wallendorf.) Fast entgegengesetzt ist folgende Mittheilung: Kommt am letzten Morgen vor Neujahr ein Mann ins Haus, so hat die Kuh, die zuerst nach Neujahr kalbt, gewiß ein Bullkälbchen; kommt eine Frau, so ists ein Kuhkalb. (Willenberg.)

Am Sylvesterabend geht man auch den Grenzzaun schütteln, wobei man folgende Worte spricht: „Die Eier sind für uns und das Krakeln für euch." Die Folge davon ist, daß die Hühner des Nachbarn zu ihm kommen, um die Eier hier hin zu legen und — dort krakeln gehen. (Hart. Zeitg. 1866 No. 8.)

Auch glaubt man, daß in der Neujahrsnacht von 11 bis 12 Uhr alle Thiere sprechen können, was — so versichern die Leute mit ernsthaftem Gesicht — schon mancher gesehen hat. (Lubainen. Dies wird anderwärts von der Weihnachtsnacht behauptet. Volkskalender No. 14. Ebenso in Litauen. Beitr. zur Kunde Preußens Bd. 2. S. 130.)

Vom dem Teig, aus welchem Glück gebacken wird, backt man auch kleine Brödchen und giebt sie dem Vieh in der Sylvesternacht zu fressen, damit es gedeihe. (Hohenstein.)

In der Sylvesternacht windet man Strohbänder um junge Bäume, damit sie gedeihen. (Hohenstein.)

Aus dem Neujahrsteig werden die sogenannten nowelatka (Neujahrspuppen) gemacht, getrocknet und sorgfältig für das ganze Jahr aufbewahrt. Bei Viehkrankheiten, beim Kalben der Kühe, beim Lammen der Schaafe ꝛc. werden sie gebraucht. (Willenberg.)

Der Teig dazu wird in einer großen Mulde auf Stroh geknetet. Mit diesem Stroh bebindet der Hausvater seine Obstbäume. Wer mit der Mulde auf dem Kopfe die Dachleiter rückwärts hinaufsteigt und von oben in den Schornstein hineinsieht, der erblickt da alle, die im künftigen Jahre sterben werden. „Ein Schmied, den ich kannte," schreibt ein Lehrer des Willenberger Kirchspiels, „hat dieses Wagestück ausgeführt, kam mit Zittern die Leiter herunter und starb nach wenigen Tagen. Er soll sich selber in dem Schornstein gesehen haben." (Willenberg.)

Wer am Neujahrstage zuerst aus der Kirche kommt, der wird in diesem Jahre zuerst mit der Ernte fertig. Daher die große Eile, mit der man sich an diesem Tage aus der Kirche entfernt. (Hohenstein.)

Wenn die Sonne am Neujahrstage zum Vorschein kommt, geräth der Flachs, und bliebe sie auch nur so lange sichtbar, daß sich ein Mann in der Zeit gerade aufs Pferd schwingen kann; sonst nicht. (Hohenstein.)

Wenn es zu Neujahr windig ist, so giebt es viel Obst. Wenn es in der Neujahrsnacht schneit, dann giebt es viel Bienenschwärme. Wenn in der Neujahrsnacht viele Sterne scheinen, dann legen die Hühner viele Eier. (Hohenstein.)

6. Januar. Am Abend vor dem Tage der heiligen drei Könige müssen an der Thür des Viehstalles drei Kreuze gemacht werden. (Hohenstein.)

25. Januar. Pauli Bekehrung die Hälfte des Winters, des Brodes und des Futters. An demselben Tage legt sich das Gewürm (im Winterschlaf) auf die andere Seite. An diesem Tage spinnt man nicht, damit die Maulwürfe nicht das Feld zerwühlen. (Wallendorf. Vgl. auch Volkskalender No. 61, 169, 170 und Hintz S. 112.)

2. Februar. Lichtmeß oder Mariä Reinigung. Wer Flachs gesät hat, muß an diesem Tage spazieren fahren, wenns auch nur eine kleine Strecke wäre, dann geräth der Flachs besser. (Wallendorf.)

Die Wölfe kommen am Nicolaitage zusammen und gehen zu Maria Lichtmeß wieder aus einander. In dieser Zeit ists gefährlich zu reisen. (Hohenstein.)

Zu den Fastnachtsschmausereien wird Geld zusammengelegt (Hohenstein). Sie arten hie und da in Bacchanalien aus (Hintz S. 46). Während des Tanzes werden die Tänzerinnen „übergesetzt." Ein mit Bändern

geschmückter Reif wird ihnen über den Kopf geschlagen und dann werden sie aus demselben herausgehoben. Sie müssen dafür ein Geschenk an Gelde geben. Wer viel zahlt wird öfters übergesetzt. (Näheres über diesen auch in andern Theilen Preußens bekannten Gebrauch giebt der Volkskalender No. 69, 70, 173, 218.)

Zu Fastnacht muß getanzt werden, dann geräth der Flachs. (Wallendorf.)

Wer guten Flachs haben will, muß zu Fastnacht Schlitten fahren. (Willenberg. Vgl. Volkskalender No. 74. Hintz S. 112.)

Am Aschermittwoch Abends versammelt sich die Jugend und zieht mit großem Geschrei durch das Dorf. Sie führen Asche in einer Tonne auf einem Halbwagen mit sich und werfen dieselbe den auf das Geschrei Herbeieilenden in die Augen. (Willenberg.)

24. Februar. St. Matthäus legen die Gänse Eier. W Macieja gęsi niosą jaja. (Frischbier Preuß. Sprichwörter 2. Aufl. S. 308.) Wer an diesem Tage spinnt, dem gehen die Gänse nicht zur Hand. (Hohenstein.)

12. März. Die Masuren sagen, am Gregoriustage geht der Winter zum Meere; Gregorza idzie zima do morza. (Frischbier Preuß. Sprichwörter, 2. Aufl. S. 301 hat Gregorza ucieka żnieg do morza.)

Am Gregoriustage findet man unter den Blättern des Kohlkopfes Saamen, der sich ganz vorzüglich zur Saat eignet. (Gilgenburg.)

25. März. Mariä Verkündigung. An diesem Tage wird die erste Furche mit dem Pfluge gezogen, daher heißt die Jungfrau Maria Matka otworna d. h. die öffnende. Bisweilen ist aber am Tage der Matka otworna der Boden noch nicht so beschaffen, daß der Pflug in die Erde kann. Man weiß dieses schon lange vorher; es hängt nämlich davon ab, ob an gewissen Tagen vorher Frost oder flanes Wetter stattfindet. (Vgl. Volkskalender No. 177.)

An Mariä Verkündigung kommen die Störche, Bartholomäi ziehn sie wieder ab. (Vgl. Volkskalender No. 222.)

An Mariä Verkündigung muß das Vieh ausgejagt und versegnet werden. (s. o.)

Gründonnerstag nimmt man Ableger von Blumen.

Charfreitag wird nur hie und da in Masuren als Feiertag gewürdigt

Am Charfreitag und Ostersonntag soll man sich nicht kämmen; sonst kratzen die Hühner im Garten. (Hohenstein.)

Am Ostersonntag geht die Sonne springend auf, denn das Lamm Gottes freuet sich über die Auferstehung Christi. (Vgl. Volkskalender No. 230.) Viele stehen früh auf um dieses Schauspiel zu sehen.

Das Wasser, welches man an diesem Tage vor Sonnenaufgang schöpft, besitzt eine wunderbare Kraft.

Viele waschen sich an diesem Tage vor Sonnenaufgang in einer frischen Quelle, um Ausschlag, Augenübel und andere langwierige Krankheiten zu vertreiben. Man geht recht früh aus, sorgt möglichst dafür, nicht gesehen zu werden, antwortet niemand, von dem man angeredet wird, dankt nicht einmal dem Grüßenden. Wer so glücklich ist, daß er zu glücklicher Stunde aus dem Hause tritt, wird das Uebel los, wenn nicht, so erhält er die Krankheit auch wohl noch ärger. (Wallendorf.)

Leute, welche an Flechten und andern Ausschlägen leiden, gehen am ersten Osterfeiertage gleich nach 12 Uhr früh Morgens in das Wasser und tauchen sich ganz unter. Sie bemühen sich, andern, die den gleichen Weg nach dem Wasser machen, zuvorzukommen. Beim Hin- und Hergehen darf kein Wort gesprochen werden.

Es giebt gewisse Gewässer, welche in dieser Beziehung in dem Ruhm besonderer Heilkraft stehen, wie z. B. ein Dümpel nahe dem Tannenberger Schlachtfelde.

Das Pferdeschwemmen in der Osternacht wird schon im vorigen Jahrhundert erwähnt. (Pisanski No. 25 §. 16.)

In der Osternacht verwandelt sich Wasser in Wein.

Jeder Dienstbote erhält eine Anzahl Eier. (Volkskalender No. 182.)

Am Ostermontag, aber wohl auch schon am Ostersonntag, ist das bekannte Schmackostern üblich.

Am Ostermontag, aber wohl auch schon am Ostersonntag, begießen Mädchen und junge Leute einander — was ebenso wie das Schmackostern als eine Art von Aufmerksamkeit gilt. (Vgl. Volkskalender No. 233, 234.)

Der Hausvater besprengt die Familie, sogar das Vieh im Stall mit Wasser (am Sonntag? oder Montag?). Man sagt, wenn man einen besprengt, der werde fleißig. (Hohenstein.)

23. April. Der Georgstag, an welchem der grünende Roggen nach der Rede der Litauer schon so hoch sein muß, daß die Lerche sich in ihm verbergen kann, gilt für einen bedeutsamen Zeitabschnitt. (N. P. P.-B. 1849 Bd. 1 S. 336.) An diesem Tage brachten die alten Priester ihrem Feldgotte Pergrubius ein Opfer dar. (J. Meletius S. 402.)

24. April. St. Adalbert ist des Ochsen Freude. Wojciecha wołowa pociecha — nach einigen, weil schon Gras sprießt, andere geben folgende Erklärung: An diesem Tage gönnt der masurische Landmann seinen Ochsen völlige Ruhe; er ist ihr Feiertag, wie der 23. April (St. Georg) der Ruhetag der Pferde ist. (Frischbier Preuß. Sprichwörter 2. Aufl. S. 298.)

Am St. Albrechtstage kommen auch die Schwalben an. (Hohenstein.)

1. Mai. Walpurgis. Ritt der Hexen nach dem Blocksberg. Eine nach der polnischen Grenze hin verlegte Geschichte der Art wird erzählt in den Pr. Provinz.-Bl. Jahrg. 1846. Bd. 1. S. 228.

Der Buß- und Bettag wird von den Masuren als königlicher Feiertag wenig ästimirt.

Zu Himmelfahrt setzt man Topfgewächse um und steckt Gurken und Bohnen.

Zu Pfingsten wird eine Ochse, mit grünen Kränzen behangen, mit der Heerde aufs Feld getrieben. (Volkskalender No. 237.)

An den Sonnabend Nachmittagen von Pfingsten bis Jacobi wird an vielen Orten in Masuren keine Feldarbeit ausgeführt. (Hintz S. 117.)

Sonntag nach Pfingsten, der Trinitatistag, gilt den Masuren als einer der höchsten Feiertage, in höherem Grade, als z. B. Pfingsten.

An (welchem?) Tage springt der Hirsch ins Wasser. Von der Zeit an soll man baden gehn. (Hohenstein.)

8. Juni. Medardus. An diesem Tage soll man Flachs säen. (Wallendorf.)

24. Juni. Am Johannistage gegen Abend, sagt Pisanski (No. 22 §. 7) — er meint aber wohl den Abend vor Johann — versammeln sich die Einwohner des Dorfes, besonders die jüngeren, tragen allerlei trockenes Strauch, Reiser und Stroh zusammen, zünden diesen Haufen an und tanzen um denselben mit Singen und Jauchzen herum. An einigen Orten unseres Landes hat man an diesem Tage eine andere Gewohnheit. Es wird um die Abendzeit alles Feuer im ganzen Dorfe ausgelöscht, dar-

auf ein eichener Pfahl in die Erde befestigt, auf selbigen ein Rad gesteckt und dieses von den Bauerknechten, die einander bei solcher Arbeit ablösen, so lange schnell herumgedreht, bis sich der Pfahl von dem starken Reiben entzündet; da alsdann ein jeder einen Brand mit sich nach Hause nimmt und das Feuer auf diese Weise im Dorfe wieder angeschürt wird. (Dieses und einiger anderer Johannisgebräuche erwähnt auch schon C. Hennenberger in der Erklärung der Landtaffel S. 323, wo auch der Zauberformel, die man beim „Feuerziehen“ spricht, und der Wirkungen des Feuerziehens gegen Hexerei, Milchbenehmung, Gewitter ꝛc. gedacht wird.)

Noch ladet sie — die Masuren — sagt Preuß (in seiner Preuß. Landeskunde 1835 S. 235) der Vorabend des Johannistages zu allgemeiner Feier und freudiger Lust ein. Der gewöhnliche Sammelplatz ist eine Anhöhe, auf der ein mächtiges Feuer angezündet und die Nacht hindurch unter allerlei scherzhaftem Zeitvertreibe brennend erhalten wird. In der Frühe des Johannistages, welcher wachend erwartet wird, sammelt jeder eine Menge verschiedener Kräuter, deren Gebrauch bei Krankheiten der Menschen und Thiere für besonders heilsam gehalten wird.

Am Johannisabend pflückt man neunerlei Kräuter, worunter einige bestimmte Arten, wie Kamillen und weißer Flieder, nie fehlen dürfen, und windet aus denselben Kränze. Beim Pflücken der Blumen und beim Winden der Kränze darf kein Wort gesprochen werden. Solche Kränze haben eine besonders heilbringende Kraft und werden sorgfältig bewahrt. Aus den einzelnen Blüthen desselben kocht man Thee, gegen allerlei Krankheiten. (Hohenstein. Näheres über diese Johanniskräuter Volkskalender No. 116, 117, 194 auch Hintz S. 55.) Am Johannisabend wird Johanniskraut gepflückt; es muß von 9 verschiedenen Arten sein. Dieses wird unter dem Kopfkissen getrocknet und nachher als Arznei bei Viehkrankheiten gebraucht. (Willenberg.)

Vom Todtenkraut werden so viele Aeste gepflückt, als das Haus Familienmitglieder zählt und hinter den Balken gesteckt. Wessen Ast am folgenden Tage welk herunterhängt, der stirbt im Laufe des Jahres. (Willenberg.)

In der Johannisnacht pflückt man zwei Exemplare von der „fetten Henne“ ohne ein Wort dabei zu sprechen und steckt die unter einen Bal-

ken der Stube. Der junge Mann, der das unternahm, spricht sodann: Ihr stellt mich und meine Braut vor. — Vereinigen die Pflanzen sich bei ihrem fortgesetzten Wachsen, so heirathet sich das Paar noch in dem Jahre; trifft das aber nicht zu, so wird aus der Heirath nichts; vertrocknet nun gar eine der beiden Pflanzen, so stirbt die Person, für die sie gesteckt war. (Hohenstein. Vgl. Hartg. Zeitg. 1866 No. 8.)

Am Abend vor Johannis werden schweigend verschiedene Feldblumen gepflückt und zu einem Strauße vereint. Dann nimmt man in der Mitternachtstunde ein Glas Wasser sammt Blumenstrauß und spricht: Der Liebste kommt zu trinken, resp. die Herzallerliebste komme und reiche mir zu trinken. Soll der Herzenswunsch in Erfüllung gehen, so zeigt der Wasserspiegel das Bild des herbeigesehnten Schatzes. (Hartungsche Ztg. a. a. O.)

Die Mädchen winden Kränze und werfen dieselben rückwärts über den Kopf gegen einen Baum. Bleibt der Kranz an dem Baume hängen, so heirathet das Mädchen, welches ihn geworfen hat, im nächsten Jahre. So oft er aber herunterfällt, so viele Jahre bleibt es noch unverheirathet. (Hohenstein, Willenberg.)

Man schneidet zwei Halme Zwieblauch gleich hoch ab; der eine bedeutet Glück, der andere Unglück; welcher von beiden am folgenden Tage höher gewachsen ist, der zeigt dem Fragenden sein Schicksal im folgenden Jahre. (Willenberg.) Mädchen denken sich unter den Halmen auch junge Leute, welche Heirathsabsichten haben könnten und ermitteln so den rechten. (Hohenstein.)

Zwischen 11 und 12 Uhr in der Johannisnacht geht man mit einem Tuche zu dem Hartrigelstrauche, der aber schon 7 Jahre alt sein muß, um dessen Blüthen aufzufangen. Gelingt dieses, so werden des Unternehmers Wünsche alle in Erfüllung gehen. (Hartungsche Ztg. a. a. O.)

Ein gewisses Kraut, Schlangenkraut genannt, blüht nur in der Johannisnacht und nur kurze Zeit. Wer die Blüthe desselben bei sich trägt, dem verleiht sie wunderbare Kräfte. Ein Bauer, dem ein Pferd gestohlen war, stieß mit seinem Riemenschuh (chodak) an dieses Kraut, die Blüthe fiel in seinen chodak, daß er sie mit sich trug, und sogleich wußte er, wo das Pferd sich befand. Aber bald fiel sie zu Boden und nun war auch

alle Wissenschaft von dem Pferdediebe ihm wieder entschwunden. (Kl. Jerutten. Etwas ähnliches meint auch der Volkskalender No. 112.)

In der Johannisnacht blüht das Farrenkraut in der Mitternachtstunde. Wer so glücklich ist, die Blüthe zu finden, weiß von allen vergrabenen Schätzen. Es wagt sich aber selten einer in dieser Nacht hinauszugehen, um nicht ein Opfer der Hexen zu werden.

Man sticht den Rasen an einer Stelle aus und hebt ihn auf, legt ihn dann aber wieder ein. Am nächsten Morgen kommt man wieder, hebt ihn auf und sieht. Findet man nun z. B. rothe oder grüne Käfer, so bedeutet das Liebhaber mit rothem oder grünem Kragen. (Hohenstein.)

In der Johannisnacht hat man Träume für das ganze Jahr [so]. — Der Kranz von neunerlei Kraut wird unter das Kopfkissen gelegt; was man dann träumt, ist wahr. (Von Träumen spricht auch Volksk. No. 116. 117. 140.)

Am Johannis- und Jacobitage darf nicht gearbeitet werden; das ist Sünde. Wenn es doch geschieht, so zerreißt entweder der Wolf das Vieh, mit dem gearbeitet worden, oder der Blitz schlägt ein und verbrennt Haus und Hof. (Soldau. Vgl. Volkskalender No. 125.)

Am Johannisabend macht man an der Thüre des Viehstalles (von außen) drei Kreuze, um es vor Hexerei zu sichern. (Vgl. Volkskalender No. 119—122. Hintz S. 118.) Oft braucht man dazu Theer. (Hohenstein.)

Am Johannisvorabend müssen wenigstens drei Kumstpflanzen behäufelt werden, wenn er gerathen soll. (Hohenstein.)

Nicht immer ist St. Johann. Nie zawsze 'swiętego Jana. (Frischbier S. 302.)

29. Juni. Peter Paul trocknet die Wurzeln des Roggens. (Hohenstein.)

2. Juli. Mariä Heimsuchung. An diesem Tage darf keine Feldarbeit unternommen werden. (Hintz S. 117.)

Sonntag vor Jacobi. Erntefest der Masuren vor der Ernte.

25. Juli. Am Jacobitage muß alle Arbeit ruhen. (Vgl. oben 24. Juni und Volkskalender No. 127.)

6. August. Verklärung Christi. Hauptfeier- und Hauptopfertag der Masuren.

24. August. Zu Bartholomäi ziehn die Störche ab. (Vgl. oben Mariä Verkündigung.)

Bartholomäi habe den Saamen. W. Bartłomiéj, nasienie miéj. (Frischbier S. 298.)

29. September. Michael stößt die Leute hinaus. Michał ludzie wypychał. (Zu Michaelis werden die Wohnungen gewechselt.) (Frischbier S. 303.)

6. November. Am Nicolaitage kommen die Wölfe zusammen. (Vgl. Lichtmeß.)

Von einigen wird der Nicolaitag als des Schutzpatrons der reißenden Thiere gefeiert, um desfalsiges Unglück zu verhüten. (Hintz S. 117.)

An diesem Tage spinnt man nicht, damit der Wolf nicht in die Heerde falle. (Hohenstein.)

In der ganzen Adventszeit jeden Sonntag und dann am heiligen Abende vor Weihnachten durchzieht die eingesegnete Jugend mit dem transparenten Stern das Dorf. (Vgl. Hintz S. 40. Volkskalender No. 3.)

24. December. Am Weihnachtsabend muß jeder seine ausgeliehenen Sachen (ausgenommen Geld) zurückerhalten. (Willenberg.)

Am Weihnachtsabende geht der sogenannte heilige Christ d. h. ein in einen umgekehrten Pelz gekleideter und mit einem Knittel bewaffneter Kerl umher, der die bebenden Kinder examinirt. Sind sie fleißig gewesen und können daher gut antworten, so erhalten sie nach seinem Fortgehen Geschenke, wogegen für die Faulen am Weihnachtsbaum eine vergoldete Ruthe hängt. Die Wirksamkeit dieses heiligen Christes beschränkt sich jedoch nicht allein auf das Einschüchtern der Kinder, sondern auch die Dienstboten, besonders die weiblichen, werden von ihm heimgesucht und gerne zerbläut. (Volkskalender No. 5.)

Sehr häufig erscheint statt seiner auch ein Bär, der ebenfalls einen umgekehrten Pelz trägt und einen Aermel desselben als mächtigen Schwanz nachschleppen läßt. Brummend zieht er umher und fordert die Kinder auf, ihren Weihnachtswunsch aufzusagen. (Volkskalender No. 6.)

In der heiligen Christnacht zwischen 11 und 12 Uhr ist das Wasser Wein. (Lineman bei Pisanski No. 25. §. 16. Vgl. N. P. P.-B. 1846. Bd. 1. S. 395.)

Zur Weihnachtsfrühpredigt nehmen viele in den Taschen etwas von allerlei Getreidearten mit. Solches Getreide gedeiht besser, wenn es gesät wird, und giebt mehr Mehl, wenn man es als Brodgetreide braucht. (Willenberg.)

Auch einzelne Wochentage haben ihre bestimmte Bedeutung, wie wenn es z. B. heißt, Bohnen solle man nicht an demjenigen Wochentage stecken, an welchem der erste Schnee gefallen ist.

Montag. (Man vergleiche den Wochenkalender in den N. P. P.-B. 1848. Bd. 2. S. 230 ff.) Von großem Einfluß auf die Ereignisse des folgenden Jahres ist es, ob der erste Weihnachtsfeiertag auf Montag oder Dienstag oder Mittwoch &c. fällt.

Wenn am Montag zuerst eine weibliche Person in das Haus tritt, so bedeutet das Unglück.

Dienstag. Geburt an diesem Tage prädestinirt zur Spitzbüberei. (Krolczyk.)

Mittwoch. Weizen muß man weder am Tage noch in der Nacht, sondern Mittwoch säen.

Donnerstag. Am Donnerstag Abend wird nicht gesponnen, überhaupt mancherlei alltägliche Beschäftigungen vermieden. Hintz S. 111. Volkskalender No. 204.

Ein gewisses Mittel gegen das Fieber (s. o.), so wie auch gegen die krazno lutki (s. o.), gegen das Unkraut (s. u.) soll Donnerstags angewendet, an demselben Tage das Sieblaufen (s. o.) veranstaltet werden. (Vgl. auch Schleicher, Litauische Märchen &c. S. 94—97.)

Wer Donnerstag in den Dienst tritt, wird von Geschwüren und andern dergleichen Krankheiten zu leiden haben. Denn es ist der Fleischtag.

Freitag. Wer Freitag geboren und Sonntag getauft ist, kann Geister sehen. (Krolczyk.)

Freitag ist der rechte Tag zur Hochzeit. (Hohenstein.)

Freitag wird kein Brod gebacken. (Willenberg. Vgl. Hintz S. 112.)

Freitag vor Vollmond ist ein gewisses Mittel gegen Wanzen anzuwenden (s. o.); an demselben Tage die Versegnung der weißen Leute (s. o.)

Sonnabend. Geburt am Sonnabend prädestinirt zur Heuchelei und Lästernheit.

Dienstboten treten ihren Dienst am liebsten Sonnabend an, weil ihnen das Dienstjahr dann nicht lang erscheinen wird.

Sonntag. Sonntagskinder können Geister sehen. (Hohenstein.)

Sonntags muß man die Kuh stehen lassen, wenn man haben will, daß sie am Tage kalbt. (Willenberg.)

Eine in so bestimmter Form bei andern Völkern nicht hervortretende Eigenthümlichkeit des polnisch-masurischen Kalenders ist die ausdrückliche Bezeichnung der zahlreichen Unglückstage, die man doch im Wesentlichen wohl als Faulenzertage anzusehen hat. In einem alten geschriebenen Buche zu Borken bei Willenberg werden sie aufgeführt unter der phantastischen Ueberschrift: „42 unglückliche Tage im ganzen Jahre, welche ein griechischer Autor der königlichen ägyptischen Majestät bekannt machte, und welche diese auch als Wahrheit anerkannte." Auch der Himmelsschlüssel führt die Unglückstage auf, aber schon in etwas vermehrter Auflage. Die schlimmsten der bösen Tage sind der 1. April, an welchem sich Judas, der Verräther erhängt hat, der 1. August, an welchem Kain seinen Bruder Abel erschlug, und der 1. December, an welchem Sodom vom Erdboden vertilgt wurde. Die Unglückstage sind:

im Monat:	nach der Borkener Handschrift:	nach dem Himmelschlüssel:
Januar	1. 2. 6. 11. **17. 18.**	1. 2. **3. 4.** 6. 11. **12.**
Februar	8. 16. 17.	**3.** 8. 16. 17.
März	1. 12. 13. 15.	1. 12. 13. 15.
April	1. 3. 15. 17. **18.**	1. 3. 15. 17. **19.**
Mai	8. 10. 17. 30.	8. 10. **11.** 17. 30.
Juni	1. 7.	1. 7.
Juli	**1.** 5. 6.	**4.** 5. 6. (Neue Aufl. 1. 4. 6.)
August	1. 3. **18.** 20.	1. 3. **5. 17.** 20.
September	15. **18.** 30.	**13.** 15. **29.** 30.
October	15. 17.	15. 17.
November	11. **17.**	**1. 7.** 11.
December	1. 7. 11.	1. 7. 11.

Die durch den Druck hervorgehobenen Abweichungen der beiden Ueberlieferungen sind also nicht unerheblich. Es wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die an diesen Tagen geborenen entweder früh sterben oder mit

Noth und Elend kämpfen, ihre Ziele nicht erreichen würden, und daß man an diesen Tagen weder heirathen, noch eine Reise antreten, noch Vieh absetzen, noch säen oder pfropfen solle.

Hier folgen einige Begegnisse, aus welchen man die Zukunft erkennen kann.

Wenn man ausgeht und begegnet einem Wesen weiblichen Geschlechts, namentlich einer alten Frau, so bedeutet das Unglück, wenn einer Mannsperson, Glück. (Soldau, Willenberg.)

Läuft einem Bauern ein Hase über den Weg, oder begegnet er einem alten Weibe, so bedeutet das Unglück. (Rosenheyn Bd. 2. S. 91. 92.)

Wenn ein Hase über den Weg läuft, bedeutet das Unglück, namentlich Feuer. Ein Hund, der quer über den Weg läuft, bedeutet auch Unglück (?).

Läuft ein Wolf oder Fuchs über den Weg, das ist Glück. (Soldau.)

Wenn einer fährt oder reitet, und ein Fuchs ihm über den Weg läuft, so soll ihm ein Schade entstehen. So sagt der alte Chronist Simon Grunau im sechszehnten Jahrhundert. (N. P. P.-Bl. 1846. Bd. 2. S. 338.)

Ein Mann, ein Adler, ein Hund, ein Wolf, ein Bettler bedeuten dem Reisenden Glück. (Willenberg.)

Wenn bei Krankheit der Angehörigen der Hund sich so niederlegt, daß er mit der Schnauze der Thüre zugewendet erscheint, so deutet dies auf den Ausgang des Lebens. (Hintz S. 118.)

Hundegeheul vor einem Hause verkündet gleichfalls den Tod eines Hausgenossen vorher. (Hintz S. 118.)

Das Picken des sogenannten Todtenkäfers zeigt sicher an, daß bald Jemand im Hause sterben werde. (Soldau.)

Eine Kröte in der Stube bedeutet Unglück.

Wenn ein Hund unweit des Fensters heult, so stirbt Jemand in dem Hause nach kurzer Zeit. Man darf ihn nicht berufen, denn er sieht den Tod, der Jemand abzuholen kommt. Vielmehr bekreuzigt sich dann alles. Wenn man, während der Hund heult, hinter denselben tritt, und zwischen seinen Ohren hindurch über seine Schnauze sieht, so sieht man den Tod auch. (Lubainen.)

Wenn Katzen in der Nähe des Hauses heulen, das bedeutet Spektakel im Hause.

Sehr alt sind die Ueberlieferungen über Weissagung aus Vogelgeschrei. Schon der Chronist Simon Grunau im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts sagt:

Wenn eine Elster vor dem Fenster schreit, so sprechen sie, es sind Gäste vorhanden, die man nicht gern sieht. (Simon Grunau in den N. P. P.-Bl. 1846. Bd. 2. S. 337.)

Wenn eine Henne kräht, so sprechen sie, die Frauen Nachbarinnen werden mit einander hadern. (S. Grunau a. a. O.)

Wenn der Vogel, Uhu genannt, drei Nächte auf einem Hause schreit, so meinen sie, aus diesem Hause müsse Jemand sterben. (S. Grunau a. a. O.)

Keinem Storche lassen sie ein Leid thun, denn sie halten es dafür, daß die Störche anderswo Menschen sind. (S. Grunau a. a. O.)

Wenn die Hühner kirren, so sollen sie einen Geist sehen, der da wanket und will bei den Menschen sein. (S. Grunau a. a. O. S. 338.)

Hieran reihen sich die Angaben Pisanski's über Prophezeihung aus Vogelgeschrei und Vogelflug (No. 23. §. 9.). „Für ein unglückliches Zeichen, sagt er, nimmt man es an, wenn eine Henne krähet und diese unschuldige Prophetin muß sodann ihre Verwegenheit gemeiniglich mit dem Verluste des Kopfes bezahlen. So finden sich auch noch Spuren von dem Wahrsagen aus dem Fluge der Vögel. Denn versammelte Schaaren großer Raubvögel sind Vorboten des Einbruchs zahlreicher Kriegsheere. Das Streiten der Vögel in der Luft bedeutet gleichfalls Krieg. Verläßt der Storch auf einem Hause sein Nest, so muß dieses auch in demselben Jahre abbrennen. Viele halten es für eine Sünde eine Schwalbe zu tödten."

Kräht ein Huhn, so bedeutet das großes Unglück. Das Huhn ist unrettbar verloren; ihm wird sogleich der Kopf abgehackt. (Soldau.) Auch eine schreiende Krähe bedeutet Unglück. (Willenberg.)

Wenn eine Eule sich aufs Haus setzt, und in klagendem Tone ruft: pusc (d. h. Laß mich), dann stirbt Jemand, wenn sie in lachendem Tone kolys (d. h. Wiege) ruft, giebts Kindtaufen.

Links und rechts macht bei der Prophezeiung einen großen Unterschied. Was links geschieht, bedeutet Gutes, was rechts nicht Gutes.

Wem die linke Hand juckt, der nimmt Geld ein, wem die rechte, der giebt Geld aus.

Wem das linke Auge juckt, der wird lachen, wem das rechte, der wird weinen.

Wem die linke Backe glüht, der wird belobt, wem die rechte, der wird beschändet.

Daher muß man, wenn man einen Schatz brennen sieht, den Schuh vom linken Fuß hinter sich werfen, um ihn festzuhalten, und den Zeigefinger der linken Hand gebrauchen, wenn man sich gegen den bösen Blick einer Hexe schützen will.

[Doch soll nicht verschwiegen werden, daß der Chronist Simon Grunau, der diese Sache schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts berührte, das Entgegengesetzte überliefert. Er sagt:

„Wenn einem ein Ohr klingt, ist es das rechte, so spricht er: Man gedenkt meiner zum Besten; ist es das linke, so spricht er, man belüge ihn oder man wolle ihm böse.“]

Ferner: „Wo einer zum ersten in eine Stadt, ein Dorf oder ein Haus gehet und mit dem linken Fuß eintritt, so hält er dafür, daß es da wird übel gehen; wo aber mit dem rechten, so ist alles Glück mit ihm.“ (S. Grunau in den N. P. P.-Bl. 1846. Bd. 2. S. 337.)

Der Vorzug der linken Seite wird auch beim Eintheeren des Wagens beobachtet (s. u.)

(Schluß folgt.)

Die
Katastrophe des Danziger Bürgermeisters Conrad Letzkau.

Von

Dr. Hans Prutz.

Häufiger noch als in der Geschichte ganzer Staaten und ihrer freundlichen und feindlichen Berührungen mit einander finden wir in der Specialgeschichte gerade einzelner Städte und kleinerer Gemeinwesen Punkte, wo die verschiedenen historischen Ueberlieferungen in einen, wie es scheint, unslösbaren Widerspruch gerathen und einander diametral entgegengesetzte und in keiner Weise zu vereinigende Nachrichten mit gleicher Sicherheit und gleich großem Anspruche auf Geltung und Glauben auftreten. Während wir in der allgemeinen Geschichte wohl hier und da auf Ereignisse stoßen, deren Verlauf im Einzelnen von den dabei Betheiligten verschieden aufgefaßt und daher auch verschieden berichtet worden ist, und während wir die darin handelnd auftretenden Persönlichkeiten ihrem Charakter nach oft eine je nach dem Parteistandpunkte ganz entgegengesetzte Beurtheilung erfahren sehen, so hat sich doch im Laufe der Zeit in allen diesen Streitfragen ein gewisser mittlerer Standpunkt als derjenige ergeben, von dem aus man dem wahren Sachverhalt am nächsten kommen zu können hoffen darf. Die große Zahl der dem hierbei in Betracht kommenden Parteiinteresse fern stehenden, welche gerade in derartigen Dingen ein so entscheidendes Gewicht in die Waagschale zu werfen und einen so hervorragenden Antheil an der Bildung des schließlich allgemein gültigen Urtheils haben, schleift die Gegensätze allmählich ab, mildert das von den einander zunächst feindlich gegenüberstehenden Parteien zu hart und schroff Gefaßte

oder absichtlich Uebertriebene und Gefälschte. Ganz anders dagegen ist es mit solchen Ereignissen, welche innerhalb des kleinen Kreises, in dem sie sich zugetragen und für den sie zunächst von Bedeutung sind, schon eine widersprechende Beurtheilung finden: wo die Parteien einander so unmittelbar gegenüber stehen, und die vermittelnde und ausgleichende Beurtheilung einer in der Hauptsache neutralen Majorität fehlt, da beharrt jeder von den Streitenden um so zäher und eigensinniger auf seiner Meinung, und in der Hitze des Kampfes irrt man, nach neuen Documenten und neuen Beweisen suchend, mehr und mehr von der Wahrheit ab. Derartige Kämpfe nun beschränken sich nicht auf die Zeit, in welche das sie veranlassende, den Streit der Parteien zunächst entfesselnde Ereigniß gehört, sie setzen sich weit darüber hinaus fort und werden von spätern Geschlechtern zuweilen mit fast noch leidenschaftlicherem Eifer geführt, als es die ersten thatsächlich kämpfenden erfüllte. Während einst um eine reale Frage mit Erbitterung gerungen wurde, streiten dann die Nachkommen der beiden Kämpfer mit noch größerer Erbitterung, ob der oder jener Recht gehabt habe, ob die im Kampfe angewandten Mittel erlaubte oder unerlaubte gewesen seien u. s. w., und das Ergebniß eines so noch nachträglich geführten Kampfes ist dann regelmäßig dieses, daß man von dem einen fraglichen Ereigniß zwei Darstellungen hat, welche einander geradezu entgegengesetzt sind und deren jede in fast jedem Punkte das direkte Gegentheil von dem behauptet, was die andere als faktisch überliefert. Ganz besonders pflegt dieses die Lage der historischen Ueberlieferung da zu sein, wo es sich um Gegensätze handelt, die nicht bloß in jenem einen streitigen Ereignisse in Conflikt geriethen, sondern die auch in der folgenden Zeit hart und wild mit einander gerungen haben. Der alte Parteihader ruht auch dann noch nicht, wenn der Gegenstand, um den man einst zu streiten hatte, längst beseitigt ist, wenn die Verhältnisse ganz andere geworden sind: das einst Geschehene findet auch in der von ganz anderen Interessen bewegten Gegenwart noch seine Widersacher und Vertheidiger, und in der historischen Erforschung der Vergangenheit erneuern sich dann thatsächlich die Parteileidenschaften und Bestrebungen, die einst im Kampfe um wichtige Fragen erregt worden sind. Gerade bei Controversen aus der Geschichte kleinerer, in abgeschlossener Entwickelung stehender Gemeinwesen pflegt dies zu ge-

schehen, und zwar um so nachdrücklicher und eifriger, je mehr sich in denselben auch der Geist und die Gesinnung, welche in der Vergangenheit herrschten, wirksam erhalten haben. Denn mit um so größerer Liebe hängt man dann an der Vergangenheit, an einzelnen besonders glänzenden oder besonders trüben Ereignissen, und man vertheidigt die einmal überkommene Ansicht von ihnen mit um so größerer Leidenschaftlichkeit und Ausdauer, je mehr sich in einzelnen Kreisen auch die entgegengesetzte Auffassung herrschend erhalten hat und je mehr sie Geltung zu gewinnen sucht.

Die Geschichte fast eines jeden Parteikampfes bestätigt diese Sätze, und nirgends werden wir auf mehr von einander abweichende Traditionen und einander schroffer entgegengesetzte Berichte treffen, als da, wo es sich um die Darstellung eines im Innern eines Gemeinwesens geführten Kampfes handelt. Haß und Liebe, welche die im Kampfe miteinander ringenden Gegner erfüllen, finden nicht bloß in der Brust der Zeitgenossen und der Zeugen des Kampfes Wiederklang, sondern sie leben auch in späteren Geschlechtern noch fort und veranlassen daher auch ganz natürlich eine mehr oder weniger absichtliche Fälschung des thatsächlichen Verhältnisses; und indem dann an die einmal zunächst aus Parteiinteresse begangene Abweichung sich stets neue ansetzen, bekommen die Darstellungen, welche von verschiedenen Seiten gegeben werden, allmählich eine so ganz und gar von einander abweichende Färbung, daß man kaum noch das ihnen wirklich Gemeinsame herauszufinden vermag. Und gerade an solchen Darstellungen, die erst im Laufe der Zeit erwachsen und sich aus immer neuen Zuthaten, wahren und falschen, zusammengesetzt haben, hängt man ganz besonders, und nichts ist schwerer, als die zunächst dabei Interessirten von der Unrichtigkeit dessen zu überzeugen, was sie bisher mit einem gewissen Gefühle der Genugthuung und des Stolzes für wahr gehalten und als eins der glänzendsten und merkwürdigsten Ereignisse aus der Geschichte ihrer Vorfahren mit besonderem Wohlgefallen hervorzuheben pflegen. Nirgends findet sich daher der Historiker so oft in der Lage mit kritischer Schärfe gegen eine allgemein als wahr angesehene und besonders gern gehörte und erzählte Geschichte vorzugehen und dieselbe als ein Conglomerat unabsichtlicher und absichtlicher Unrichtigkeiten, verzeihlicher Irrthümer, offenbarer tendenziöser Erfindungen und allmählich entstandener Local-

sage darzustellen, als gerade bei der Specialgeschichte einzelner Städte und kleinerer Landschaften: fast in jeder derselben wird sich zum wenigsten ein Punkt nachweisen lassen, wo die historische Wahrheit ganz oder zum größten Theil in Vergessenheit gerathen ist und der einmal zur Anerkennung gekommene und allgemein verbreitete Bericht nichts ist, als eine bunt ausgeschmückte Sage, in der Wahres und Unwahres durcheinander geworfen und so ein Bericht entstanden ist, wie er der Parteistellung der Majorität und den auch noch die Nachwelt beherrschenden Sympathien am meisten entspricht.

Auch in der Geschichte Danzigs, die an großartigen Ereignissen und vielseitigen Beziehungen so außerordentlich reich ist und in der wir die gesammte Entwickelung getragen und getrieben sehen von mächtigen Impulsen und herrlichen Bestrebungen, fehlt es an solchen ihrer Glaubwürdigkeit nach im höchsten Grade zweifelhaften Darstellungen einzelner Ereignisse nicht, und auch hier hat sich ein sehr verzeihlicher, eigentlich sogar löblicher Localpatriotismus gerade mit besonderer Vorliebe an diejenige Fassung gehalten, welche den Danzigern den meisten Ruhm zustrahlt, indem sie die Gegner in recht schwarzen Farben und einem überaus ungünstigen Lichte erscheinen läßt. Charakteristisch ist es und stimmt vollständig zu dem im Allgemeinen über derartige Erscheinungen Gesagten, daß es sich auch hier meist um Ereignisse handelt, welche der Zeit angehören, in der die Parteileidenschaft am meisten entfesselt war, wo der lange verhaltene Groll zwischen den Danzigern und den Ordensherren zum Ausbruch kam und damit jener furchtbare und mit der größten Heftigkeit geführte Kampf begann, durch den schließlich die Ordensherrschaft gebrochen und Danzig eine freie Stadt wurde. Dieser schließliche Ausgang des Kampfes, der Sieg der bürgerlichen Freiheit über die zur Tyrannei entartete Herrschaft des Ordens hat wohl wesentlich dazu mitgewirkt, den Mann, in welchem sich dieser Conflikt schon früher gleichsam verkörperte und der ein Opfer der gewaltsamen und blutigen Ordensherrschaft wurde, in den Augen späterer Geschlechter als einen Helden und Märtyrer der Freiheit erscheinen zu lassen. Denn das ist die Vorstellung, welche noch heute jeder Danziger mit dem Namen des Bürgermeisters Conrad Letzkau zu verbinden pflegt: er ist der Danziger Freiheitsheld, der Repräsentant der bürgerlichen Selb-

ständigkeit gegenüber der Tyrannei einer entarteten Adelskaste, seine Ermordung die Schuld, für welche den deutschen Orden in dem Städtekriege und der ihm da zugefügten totalen Demüthigung die gerechte Strafe ereilte, und patriotische Geschichtsschreiber stellen es am liebsten so dar, als ob aus dem Blute Conrad Letzkau's, der schmachvollem Meuchelmorde zum Opfer fiel, der junge Baum der Danziger Freiheit unmittelbar aufgeschossen sei. Im bildlichen Sinne mag man das gelten lassen, aber auch nur in diesem, denn in Wahrheit verhält es sich doch sehr viel anders und steht die Befreiung Danzigs mit dem angeblichen Opfertode Conrad Letzkau's gar nicht in einem so unmittelbaren Zusammenhange, jedenfalls aber kann von irgend welchem Causalnexus zwischen beiden nicht die Rede sein. Und auch mit dem „Opfertode", mit der meuchlerischen Ermordung Letzkau's, seiner völligen Unschuld und der allein auf dem Danziger Ordenscomthur schwer lastenden Schuld hat es, wie es scheint, denn doch eine etwas andere Bewandtniß, als man gewöhnlich annimmt, wenn auch nicht gerade eine vollständige Umkehrung in der Vertheilung von Schuld und Unschuld das Richtige treffen wird. Denn im Gegensatz zu der sonst üblichen Darstellung vom Tode Letzkau's, welche ihre eigenthümliche Färbung dem patriotischen Sinne der Danziger verdankt und die ihre vollständige Erklärung findet in dem leidenschaftlichen Kampfe, der mehr als ein Menschenalter später zwischen ihnen und dem Orden geführt wurde, ist auch von anderer Seite für den Orden Partei ergriffen und ein Bericht geliefert worden, wonach alle Schuld auf Seiten der Danziger, alles Recht auf Seiten des Ordenscomthurs gewesen sein soll. Diese Auffassung finden wir vertreten durch den Geschichtschreiber der Ordensherrschaft in Preußen, J. Voigt*), und Heinel**), während die entgegengesetzte, ganz zu Gunsten der Danziger gewendete in den älteren und neueren Darstellungen der Geschichte Danzigs gegeben wird, bald mit einigen Zweifeln***), bald ganz ohne solche†), bald vollständig und mit Aufnahme aller, auch

*) J. Voigt, Geschichte Preußens Bd. VII, p. 139 ff.

**) Heinel, Gesch. Preußens Bd. I, p. 619 ff.

***) Kotzebue, Gesch. Preußens Bd. III, p. 139—142 und p. 388.

†) Gralath, Versuch einer Geschichte Danzigs. Thl. I, p. 119 ff. G. Löschin. Geschichte Danzigs Bd. I, p. 52 ff.

der auf den ersten Blick unwahrscheinlichsten Einzelheiten, bald mit stillschweigender Weglassung derjenigen, die das Gepräge der Erfindung allzudeutlich an sich tragen. Gegen die kritischen Bedenken Voigt's und Heinel's hat dann der verehrte Senior der Danziger Geschichtsforscher, Gotthilf Löschin*), der landesüblichen, von Danziger Patriotismus durchhauchten und getragenen Darstellung zu dauernder Geltung verhelfen wollen, ohne daß es ihm, wie es uns scheinen will, gelungen wäre, wirklich überzeugende Gründe für dieselbe vorzubringen. Damit soll nun aber keineswegs gesagt sein, daß wir die Auffassung von Voigt und Heinel für die richtige halten und mit ihnen das Recht allein auf Seiten des Ordens, die Schuld allein auf Seiten der Danziger suchen. Vielmehr glauben wir, daß beiden Geschichtsschreibern ganz dasselbe begegnet ist, wie den Danziger Historikern, welche Conrad Letzkau als einen schmählichem Verrath zum Opfer gefallenen Freiheitshelden verherrlichen. Denn so ernst und aufrichtig der Historiker danach streben mag, wirklich sine ira et studio zu schreiben, vollständig wird es ihm nur selten gelingen, und je eifriger und mit je größerer Liebe und Hingebung er sich in seinen Stoff vertieft, um so leichter wird es ihm begegnen, daß er gerade bei so controversen Punkten, wie der hier vorliegende, ganz unwillkürlich die Dinge von einer Seite ansieht und darstellt, welche der den Mittelpunkt seines Werkes bildenden Sache die günstigste ist. So konnte es kommen, daß Voigt die strenge Kritik, mit welcher er das über Conrad Letzkau Ueberlieferte prüfte und sichtete, nicht soweit ausdehnte und ausführte, daß er nun auch den von ihm als gültig und richtig anerkannten Bericht in materieller Hinsicht geprüft hätte und den tieferen Motiven nachgegangen wäre, welche in der Handlungsweise Conrad Letzkau's sowohl wie des Danziger Ordenscomthurs als mächtige Triebfedern mitwirkten: erst wenn die Berechtigung dieser geprüft ist, wird sich ein Urtheil abgeben lassen über Recht und Unrecht, Schuld und Unschuld, erst dann wird das Verfahren beider Theile, des obsiegenden sowohl wie des unterliegenden, in dem richtigen Lichte erscheinen. Und dann wird sich, so glauben wir, zeigen, daß auch hier wie so oft das Un-

*) Beiträge zur Geschichte Danzigs und dessen Umgebungen . . . von Dr. G. Löschin. Hft. 3, p. 77 ff.

richtige allein in einer einseitigen, von einem extremen Standpunkt ausgehenden Auffassung seinen Grund hat und daß die Wahrheit, die beiden Parteien Gerechtigkeit widerfahren läßt, in der Mitte liegt. In diesem Sinne soll in dem Folgenden die Katastrophe Conrad Letzkau's auf Grund des uns Ueberlieferten einer kritischen Prüfung unterzogen, zugleich aber auch der Versuch gemacht werden, von der allgemeinen Lage beider Parteien, in welcher ihre Handlungsweise zunächst ihren Grund hatte, ein Bild zu entwerfen, welches Licht und Schatten gerecht vertheilt und seine Beurtheilung nicht bloß auf den schließlichen Erfolg, sondern auch auf das Gewollte und Erstrebte, die Rechtmäßigkeit oder Verwerflichkeit desselben gründet.

Die Zeit der höchsten Blüthe des deutschen Ordens im preußischen Lande war längst dahin, und von dem Glanze, der dieselbe unter Winrich von Kniprode nach innen und außen umstrahlt hatte, waren nur noch wenige dürftige Reste übrig geblieben. Die Eintracht zwischen Herrschenden und Beherrschten war dahin, und zu den schweren Conflikten, die sich im Innern vorbereiteten, kam die dringende Gefahr, welche von außer her den Bestand der Ordensherrschaft bedrohte, seitdem Polen mit Litthauen unter dem ersten Jagellonen vereinigt dem preußischen Lande ein übermächtiger, höchst furchtbarer Nachbar geworden war. Die Stellung des Ordens zum Polenkönig war bald eine solche, daß es der ganzen Umsicht und Gewandtheit des friedliebenden Hochmeisters Conrad von Jungingen bedurfte, um einen feindlichen Zusammenstoß zu verhindern. Nach seinem Tode (30. März 1407) brach das Verhängniß schnell über das preußische Land herein. Vergebens hatte Conrad noch auf seinem letzten Krankenbett die Gebietiger des Ordens dringend gebeten, nach seinem Ende die Würde eines Hochmeisters nur ja nicht seinem Bruder Ulrich zu übertragen, von dessen Heftigkeit und stürmischem, unbedachtem Wesen er für den Orden das Schlimmste fürchten zu müssen glaubte; seine Warnung war unbeachtet geblieben und am 26. Juni Ulrich von Jungingen zum Meister des Deutschen Ordens erwählt worden. Des Großfürsten von Litthauen, Witowd, Umtriebe und Intriguen, der durch ihn mit veranlaßte und heimlich geförderte Aufstand der Samaiten gegen den Orden und das Auftreten des Polenkönigs Wladislaw II. zu Gunsten Litthauens machten endlich

den Zusammenstoß unvermeidlich; schon im Jahre 1409 entlud sich die gewitterschwüle Luft, die so lange auf Preußen gelastet hatte, in Kämpfen gegen Polen. Zwar kam es bald zu einem Waffenstillstand und zu einem Vermittelungsversuche des Königs Wenzeslaw von Böhmen, welcher in seinem Schiedsspruche zu Gunsten des Ordens auftrat; doch war der Kampf damit nur hinausgeschoben, und nachdem auch des Königs Sigismund von Ungarn Bemühungen um Aufrechterhaltung des Friedens gescheitert waren, erfolgte im Jahre 1410 der gewaltige Zusammenstoß. Am 15. Juli kam es zu der entscheidenden Schlacht bei Tannenberg: schon hatte der linke Flügel des Ordensheeres über die Litthauer und deren Hilfsvölker unter Witowd bedeutende Vortheile errungen; statt nun aber dem mit dem Polenkönig noch hart ringenden rechten zu Hülfe zu kommen, gab er sich übereifrig der Verfolgung und dann beutegierig der Plünderung hin. Das entschied das Schicksal des Tages: der anfängliche Sieg verwandelte sich in eine totale Niederlage des Ordensheers; 200 Mitglieder des Ordens, darunter Ulrich von Jungingen und alle höheren Würdenträger, überhaupt 600 Ritter und im Ganzen nicht weniger als 40000 von dem gemeinen Kriegsvolke deckten die blutige Wahlstatt. Der Schlag war für den Orden und seine Herrschaft ein vernichtender. Vollständige Entmuthigung und ein panischer Schreck bemächtigte sich des ganzen Landes, welches der siegreiche Polenkönig zur Unterwerfung unter seine Herrschaft auffordern ließ, indem er dieser Aufforderung zugleich durch eine grauenhafte Verwüstung des ganzen Landes den furchtbarsten Nachdruck gab. Mit unerhörter Barbarei hausten die zügellosen Schaaren der Polen und Litthauer, Tataren und Russen in dem unglücklichen, ihrem Wüthen widerstandslos preisgegebenen Lande. Kaum schien es noch eines Kampfes zu bedürfen, um das gesammte Preußenland der polnischen Krone dienstbar zu machen. Da wurde der Komthur von Schwetz, Heinrich von Plauen, sein Retter vor polnisch-litthauischer Barbarei. Die geringen Streitkräfte, die dem Orden noch geblieben waren, raffte er zusammen, warf sich in die Marienburg, in welche er alle Vorräthe aus der ganzen Umgegend zusammenbringen ließ. Die Stadt wurde zur Erleichterung der Vertheidigung niedergebrannt, und ihre Bewohner verstärkten die Zahl der Besatzung der Burg. Auch aus den vom Feinde noch nicht besetzten benachbarten Städten entbot man Hülfe: Danzig schickte

dem bedrohten Ordenshause 400 „Schiffskinder", d. h. mit Harnischen und Streitäxten versehene Matrosen zur Unterstützung, so daß damit die Zahl der Vertheidiger der Marienburg auf ungefähr 4 bis 5000 stieg. Noch aber schien dem Heldenmuthe Heinrichs von Plauen auch nicht die geringste Aussicht auf einen glücklichen Erfolg erschlossen zu sein. Langsam wälzte sich das gewaltige polnisch-litthauische Heer gegen die Marienburg heran; schlimmer aber als die Uebermacht desselben und die beispiellosen Gräuelthaten, durch die es seinen Weg bezeichnete, war die Einmüthigkeit, mit der fast das ganze Land vom Orden abfiel und des Polenkönigs Gebot zur Unterwerfung Gehorsam leistete. Wie aber hätte es anders sein können, da selbst viele von den Mitgliedern des Ordens, viele von den Befehlshabern der Ordensburgen mit dem Beispiele feiger Flucht oder kriechender Unterwürfigkeit gegen den glücklichen Sieger vorangingen? Die vier Bischöfe des preußischen Landes huldigten dem Polenkönig und geboten ihren Unterthanen ein Gleiches. Die Städte folgten diesem Beispiele, obenan die beiden wichtigsten, Danzig und Elbing: ohne daß ein Feind vor ihren Mauern erschienen wäre, schlossen sie sich den Polen an und brachen die dem Orden gelobte Treue, während Thorn es schon früher, aber nach der Schlacht bei Tannenberg unmittelbar bedroht, gethan hatte.

Seit dem Ende des Juli hatte die Belagerung der Marienburg ihren Anfang genommen. Während der Dauer derselben, so lange man den Fall des Hauses und damit die gänzliche Vernichtung der Ordensherrschaft erwarten konnte, entwickelten die offenen und geheimen Gegner des deutschen Ordens eine rastlose Thätigkeit, die einen mehr, die andern weniger vorsichtig, so daß bei dem schließlichen Scheitern des Angriffs und dem Abzuge des polnisch-litthauischen Heeres die einen sich mit dem Drange der Noth entschuldigend ungestraft unter die Ordensherrschaft zurückkehren konnten, die andern aber so entschieden compromittirt und dem Orden gegenüber des Verraths schuldig dastanden, daß weder sie selbst vollständig in ihr altes Unterthänigkeitsverhältniß zum Orden zurückkehren mochten, noch dieser sie anders als mit dem äußersten Mißtrauen und dem Vorbehalte einer strengen Züchtigung und nachträglichen Demüthigung unter seine Botmäßigkeit aufnehmen konnte.

Unter diese Städte nun gehört in erster Linie Danzig. Zwar waren von dort aus, wie schon erwähnt, dem Komthur Heinrich von Plauen 400 Schiffskinder zur Vertheidigung der Marienburg geschickt worden; auch wurden die nach Ueberschreitung der Nogat in das Stüblauer Werder eindringenden Litthauer und Tataren durch ein Danziger Schiff und Danziger Mannschaft an der weitern Ausdehnung ihrer Raubzüge in dieser Richtung gehindert; dennoch aber kann man die Stellung, welche Danzig in dieser Zeit zum Orden einnahm, nicht anders bezeichnen als eine im höchsten Grade zweideutige, ja eigentlich offen verrätherische. Denn die dem Orden geleistete Hülfe und die Vertheidigung des Stüblauer Werders, die überdies nichts war als eine That der Nothwehr gegen Raub und Mord, wurden vollständig illusorisch gemacht und aufgehoben durch das, was gleichzeitig in Danzig und von Danzigern geschah und eben nur Abschüttelung der Ordensherrschaft und Unterwerfung unter polnische Schutzhoheit bezwecken konnte. Wäre das Glück dem heldenmüthigen Vertheidiger der Marienburg nicht hold gewesen, schon damals hätte sich dann das zugetragen, was 44 Jahre später beim Ausbruche des Städtekrieges geschah. Die Stadt Danzig sympathisirte ganz offen mit den Polen; nicht genug, daß Danzig, dem Beispiele von Thorn und Elbing folgend, dem Polenkönig, ohne durch Gewalt der Waffen dazu gezwungen zu sein, die Huldigung leistete: die Bürgerschaft unter Leitung Conrad Letzkau's stand auch nicht an, die Lossagung von der Ordensherrschaft und den Bund mit den Polen durch sofortige Eröffnung der Feindseligkeiten gegen ihre einstigen Gebieter zu bethätigen. Der Komthur der Danziger Ordensburg wurde zur Räumung derselben aufgefordert, und als eine Abtheilung polnischer Truppen, ehrenvoll und festlich empfangen, in der Stadt erschien, drohte Letzkau offen mit Einschließung und gewaltsamer Wegnahme der Burg. Die heftige Feindschaft, die sich in diesen Maßregeln kund gab, hätte sich schon vor der polnischen Invasion in vielfachen Streitigkeiten und Reibereien bethätigt, ja zeitweise hatte zwischen der Danziger Bürgerschaft und den Beamten des Ordens in der Stadt und der Umgegend ein Zustand offener Fehde geherrscht.*) Welche Motive diesem Widerwillen

*) J. Voigt, Gesch. d. Pr. Ord. VII, S. 140.

Danzigs gegen die Ordensherrschaft zu Grunde lagen, kann nicht weiter zweifelhaft sein. Bei dem Reichthum und der großen commerciellen Bedeutung, welche Danzig bereits erlangt hatte, war auch das Selbstgefühl der Bürgerschaft und ihr Streben nach Selbständigkeit bis zu einem hohen Grade entwickelt; die Danziger, zum Bewußtsein ihrer Kraft und Bedeutung gelangt, mußten sich der Bevormundung durch den Orden doppelt ungern und widerwillig fügen, da sich im Orden selbst eine Zersetzung zu vollziehen anfing, da die alte Zucht und Sitte längst von ihm gewichen und das gute Regiment, wie es das erste Jahrhundert nach Vollendung der Unterwerfung geführt worden war, in vielen Stücken geradezu zu einer hart bedrückenden Gewaltherrschaft geworden war. So konnte es denn nicht fehlen an fortwährenden Conflikten zwischen dem kühn aufstrebenden Selbstgefühl der Danziger Bürger wie der der preußischen Städte überhaupt und den Gewalthabern des Ordens, der sehr wohl bemerkte, daß seine Herrschaft zu wanken begann, aber eben deshalb mit doppelter Rücksichtslosigkeit seine Unterthanen in ihrer alten Stellung zu erhalten bemüht war. Wie die Dinge im Preußenlande damals lagen, kann man dem Orden aus diesem Streben schließlich ebenso wenig einen Vorwurf machen wie den Danzigern aus ihrem Wunsche sich zu befreien: derartige Kämpfe liegen eben als nothwendig zu passirende Stationen auf dem historischen Entwickelungsgange aller ähnlicher Staatswesen. Anders möchte man schon den Anschluß des vom Orden abfallenden Danzig an das polnische Reich auffassen und beurtheilen: Danzig war, wenn auch als Pflanzstätte hinausgeschoben in die Mitte slavischer Stämme, doch immerhin eine deutsche Stadt, ihre politischen und juristischen Institutionen waren deutschen Ursprungs und die Vertretung und Geltendmachung des deutschen Wesens in den Weichselländern war die große Aufgabe, die der Stadt Danzig von der Geschichte gestellt war. In dem 1410 versuchten Anschluß an Polen lag ein Abfall von Deutschland und seinem nationalen Verbande, dem Danzig bei aller räumlichen Trennung doch unlösbar angehörte. Und auch als Danzig mehrere Jahrzehnte später, als der vollends heruntergekommene deutsche Orden seine einst übernommene und lange Zeit mit glänzendstem Erfolge gelöste Aufgabe, nämlich ein Vorkämpfer der deutschen Cultur unter den Slaven zu sein, nicht mehr zu erfüllen im Stande war,

sich von ihm losriß und unter polnischen Schutz stellte, hat es seine Trennung von Deutschland schwer gebüßt, und mühevoller Kämpfe hat es bedurft, um die nun erst recht lieb gewordene deutsche Nationalität gegen die Verpolonisirung zu schützen und sie überhaupt zu bewahren.

Gerade nach der Tannenberger Schlacht aber, wo die Polen im Bunde mit völlig barbarischen Horden in Preußen eindrangen und in dem unglücklichen Lande nicht bloß als Feinde des Ordens, sondern als Feinde aller und jeder Gesittung und Cultur hausten, muß der Abfall Danzigs und so vieler anderer Städte doppelt verwerflich erscheinen, weil er einen Abfall von der deutschen Cultur enthielt, die so mühsam und unter so heißen Kämpfen erst in jenen Gebieten gepflanzt worden war. Daß in jenem Augenblicke dergleichen geschehen konnte, beweist eben nur, wie tief schon die Kluft war, die Herrschende und Beherrschte trennte, und wie die Leidenschaftlichkeit des in den bedrückten Unterthanen glühenden Hasses nicht bloß die sonst so mächtige Stimme des Nationalitätsgefühls vollständig erstickt, sondern auch den Mahnruf politischer Klugheit und Berechnung zum Schweigen gebracht hatte.

Die Belagerung der Marienburg zog sich unerwarteter Weise in die Länge, wenn die Polen auch den Gedanken an ein gänzliches Misglücken derselben noch nicht aufkommen ließen. Desto eifriger wurden in dieser Zeit die Verhandlungen betrieben, welche die Unterordnung Preußens unter polnische Hoheit zum Zwecke hatten. Den Vermittler dabei machte Bischof Johannes von Cujavien: nachdem er erst beim Ausbruche des Kampfes dem Orden feierlich Treue gelobt hatte, machte er dem Polenkönig Mittheilungen über den Stand der Dinge in dem belagerten Haupthause, gewährte den vom polnischen Heere aus das Land durchziehenden Räuber- und Mörderbanden auf seinem Schloß zu Subkau gastliche Aufnahme und bot auch bereitwillig die Hand das blühende Danzig in eine polnische Stadt zu verwandeln. In seinem Geleite kam sogar der Danziger Bürgermeister Conrad Letzkau bei Nacht in das polnische Lager vor Marienburg und unterhandelte mit dem Könige in einer persönlichen Zusammenkunft über den Abfall Danzigs vom Orden. Glänzender Gewinn und bedeutende Vortheile wurden vom Könige der Stadt für ihren Uebertritt gewiß in Aussicht gestellt, und schon damals mag man ihr eine ähnliche

Stellung zur polnischen Krone angeboten haben, wie sie dieselbe 1454 erlangte: denn schon unmittelbar nach der Schlacht bei Tannenberg, als er die Städte des Culmer Landes zur Unterwerfung aufforderte, hatte Wladislaw II. denselben die Aufrechterhaltung, ja die Vermehrung ihrer Rechte und Freiheiten in Aussicht gestellt.

Der ganz entschieden vorbereitete Abfall Danzigs von der Ordensherrschaft wurde verhindert durch den unglücklichen Ausgang, den die Belagerung Marienburgs für das polnisch-litthauische Heer nahm: die schlechte Verpflegung und die Hitze erzeugten unter den dicht zusammengedrängten Belagerern bösartige Krankheiten, tausende von ihnen erlagen der Ruhr; dazu kam, daß König Sigismund von Ungarn dem bedrängten Orden nachdrückliche Unterstützung in Aussicht stellte. Am 19. September zog das Heer ab und trat den Rückweg nach der polnischen Grenze an. In den frei gewordenen Gegenden beugten sich Burgen und Städte dem unerwarteter Weise aus der dringendsten Gefahr befreiten Orden von Neuem, und indem sie ihren Abfall als eine Folge des auf sie geübten gewaltigen Druckes darzustellen wußten, erhielten sie Verzeihung für das Geschehene; der Orden gewährte dieselbe auch in dieser Form um so bereitwilliger, als er in seiner augenblicklichen Lage der Beihülfe und thatkräftigen Unterstützung von dieser Seite ganz besonders bedurfte. Ganz anders war die Stellung des Ordens zu Danzig. Danzig war zu weit gegangen, als daß es auf diesem einfachen Wege in die alten Verhältnisse wieder hätte einlenken können: auch nach dem Abzuge der Polen aus seinen Mauern und nach dem Aufbruche des großen Belagerungsheeres von Marienburg kehrte Danzig nicht unter die Botmäßigkeit des Ordens zurück, ordnete sich nicht durch eine förmliche Ungültigkeitserklärung in Betreff der dem Polenkönig geleisteten Huldigung seinem früheren Landesherrn aufs Neue unter, im Gegentheil ließ es auch jetzt nicht ab von offenen Beweisen seiner Abneigung gegen die Ordensherrschaft. Daher erhielt die Stadt, als in ihrer Treue unzuverlässig, denn auch eine stärkere Besatzung.

Mit der Befreiung des Ordenslandes von der furchtbaren polnischen Invasion war aber nur der kleinste Theil der Arbeit gethan und die schlimmen Folgen des verwüstenden Krieges sollten sich nun erst recht geltend machen. Am 9. November 1410 wurde der heldenmüthige Vertheidiger

der Marienburg, der Retter des Ordens, zum Hochmeister gewählt. Ihm gelang es von Wladislaw II. einen Waffenstillstand zu erhalten und am 1. Februar 1411 den Frieden von Thorn zum Abschluß zu bringen, durch welchen der Krieg mit dem König von Polen und seinen Bundesgenossen, dem Großfürsten von Litthauen und den Herzogen von Masovien und von Stolpe beendigt wurde, ohne daß der so schwer geschlagene Orden irgend welche nennenswerthen territorialen Einbußen erlitten hätte. Ein besonderer Vertrag dagegen bezog sich auf die Gefangenen, für deren Befreiung der Orden sich verpflichten mußte, an Polen 100000 Schock Groschen zu erlegen.

Die Erschöpfung des Ordens durch den verzweifelten Kampf steigerte sich noch in Folge der finanziellen Bedrängnisse, in welche er nach dem Abschluß des Friedens gerade durch diesen Vertrag über die Lösung der Gefangenen gerieth. Zur Aufbringung des nöthigen Geldes mußte man eine allgemeine Landessteuer, einen „Schoß" ausschreiben, zu dessen Zahlung Bürger und Bauern, Geistliche und Mönche gleichmäßig herangezogen wurden. Der Orden mußte schwere Opfer von seinen Unterthanen fordern, aber sie wurden gebracht, auch von all den Städten, die sich erst den Polen unterworfen hatten: auch hier war es das eine Danzig, das die Zahlung des ausgeschriebenen Schosses entschieden verweigerte. Dieser neue Streitpunkt kam zu den von früher her zwischen der Stadt und dem Orden schwebenden noch hinzu, er wurde die Ursache eines neuen, mit der äußersten Erbitterung geführten kleinen Krieges. Ja, die Danziger schienen es auf einen offenen Kampf ankommen lassen zu wollen: sie befestigten die Stadt, namentlich nach der Seite gegen die Burg hin und pflanzten auf den Mauern Geschütze auf. Erst das entschiedene und sehr strenge Durchgreifen des Hochmeisters gebot den Danzigern auf dem Wege zu offener Rebellion Halt: die Sperrung der Weichsel, die Verlegung des Stapels nach Elbing und die Verhinderung aller Zufuhr an Lebensmitteln, sowie die Confiscation alles städtischen Eigenthums brachen ihren trotzigen Sinn. Aber nur für kurze Zeit wurde das Verhältniß zwischen dem Orden und der Stadt ein besseres. Denn einmal kam es zwischen dem Rathe und dem Danziger Comthur Heinrich von Plauen dem jüngeren, einem Bruder des Hochmeisters, zu einem neuen, erbitterten Conflikte über die im Februar 1411 stattfindende neue Rathswahl, bei welcher sich das Stre-

ben der mächtigen Stadt nach Befreiung vom Einflusse des Ordens namentlich auf ihre inneren Angelegenheiten aufs Neue geltend machte; dann aber erneuerten auf einer Zusammenkunft des Hochmeisters mit den Vertretern der Städte zu Osterode die Gesandten Danzigs ganz entschieden die Weigerung den ausgeschriebenen Schoß zu zahlen und verließen trotzig die Versammlung. Ein Versuch des Hochmeisters durch ein ruhiges und versöhnliches Schreiben den starren Sinn der Bürgerschaft zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, blieb gleichfalls ohne Erfolg, denn schon war inzwischen der Danziger Rath mit seinen Feindseligkeiten weiter gegangen: an den Ordensvoigt zu Dirschau hatte der Rath ein offenes Absageschreiben gerichtet und ihm darin Fehde angekündigt. Diese That unmittelbar führte nun den blutigen Ausgang des Streites herbei, dem auch Conrad Letzkau zum Opfer fiel.

Blicken wir, bevor wir zur Untersuchung des über den Tod Letzkau's und seiner Genossen selbst Berichteten übergehen, hier einen Augenblick zurück, so scheint uns zur richtigen Beurtheilung der ganzen Angelegenheit namentlich Folgendes wohl festgehalten werden zu müssen: Danzig hatte sich in den Zeiten der höchsten Noth gegen den Orden enschieden verrätherisch gezeigt; es hatte sein Widerstreben die Ordensherrschaft ferner zu ertragen deutlich genug bethätigt, indem es sich nach dem Abzuge der Polen nicht wieder unterwarf, sondern offen auf dem einmal eingeschlagenen Wege des Abfalls beharrte; es hatte sich offene Feindseligkeiten gegen die Ordensburg bei der Stadt zu schulden kommen lassen, dann seine Theilnahme an den Lasten, die doch das ganze Land trafen, entschieden verweigert und endlich hatte es gegen einen der Ordensbeamten offene Fehde erhoben. Es war also keine geringe Schuld, welche Danzig dem Orden gegenüber auf sich geladen hatte: ganz besonders schwer aber traf dieselbe den Bürgermeister Conrad Letzkau und einige mit ihm näher verbundene Rathsherren. Gerade die letzten entscheidenden Maßregeln der Feindseligkeit, den Erlaß des Fehdebriefs gegen den Dirschauer Voigt, hatten sie getroffen, ohne daß der ganze Rath darum gewußt. Denn als der Comthur von Danzig, welchem jener Absagebrief mitgetheilt worden war, die Rathsherren vor sich auf die Burg beschied und ihnen die Frage vorlegte, ob der Brief mit ihrem Willen geschrieben sei, da waren es, während alle

anderen Nein sagten, vier, die sich keck als Urheber jenes Schreibens bekannten und obenein noch drohende Reden ausstießen, die eigentlich deutlich darauf hinwiesen, daß man bei nächster Gelegenheit die Ordensburg nehmen, die Besatzung und den Komthur verjagen werde, „wie Füchse aus ihren Löchern." Auch trugen einige der erschienenen Rathsherren unter ihren Kleidern verborgen Waffen: eine deshalb angeordnete Untersuchung führte zur Verhaftung der beiden Bürgermeister Conrad Letzkau und Arnold Hecht, und der Rathsherren Bartholomäus Groß, Letzkau's Schwiegersohn, und Tiedemann Huxter. Offenbar waren es auch diese vier gewesen, welche jenen Fehdebrief an den Voigt von Dirschau gesandt hatten, ohne daß die übrigen Mitglieder des Rathes etwas davon gewußt hatten. Die drei ersten wurden auf der Burg hingerichtet, Huxter allein kam mit dem Leben davon.

Das ist die Darstellung, wie sie sich nach den gleichzeitigen Nachrichten vom Tode Letzkau's und seiner Genossen ergiebt, wie sie von dem Geschichtschreiber des deutschen Ordens, J. Voigt, auch den entstellten und an inneren Unwahrscheinlichkeiten aller Art leidenden Berichten von der Danziger Seite mit Nachdruck entgegengehalten worden ist. So ergiebt sich der Sachverhalt aus der Chronik Lindenblatt's, des Uebersetzers der lateinisch geschriebenen Chronik des den in Rede stehenden Ereignissen gleichzeitigen Johann von Pusilje, Officials von Riesenburg (1360 bis 1419), aus den ebenfalls gleichzeitigen „Artickeln wider die Stadt Danzig" und aus dem uns erhaltenen Schreiben des Hochmeisters, welches den Hansastädten über das Verfahren Danzigs eingehende Nachricht giebt.

Halten wir dieser Darstellung nun einmal diejenige entgegen, welche in späterer Zeit von den von übermäßigem Localpatriotismus erfüllten Danziger Geschichtschreibern gegeben wird, so wird ein jeder gleich auf den ersten Blick eine ganze Reihe von Punkten in derselben bezeichnen können, die ihre Entstehung entweder einer absichtlichen Fälschung oder Erfindung oder dem allmählichen Anwachsen einer üppig wuchernden Localsage verdanken. Nach dieser landläufigen Erzählung nämlich verhält es sich mit dem Tode Letzkaus folgendermaßen.*) Die Geldnoth, welche dem

*) Vgl. Gralath I, p. 121 ff.

Thorner Frieden von 1411 folgte, veranlaßte den Hochmeister zu einer Verringerung des Münzgehalts: er ließ statt dreizehnlöthiger nur drei- und vierlöthige Pfennige ausprägen. Er bediente sich dazu des Benedict Pfennig, der damals regierender Bürgermeister in Danzig war, zugleich bei dem Komthur in hoher Gunst stand und diese Stellung benutzte, um denselben von den inneren Angelegenheiten des Rathes verrätherischer Weise zu unterrichten. Dieser Pfennig, „ein Mann, der nach seiner boshaften Gemüthsart zu den größten Verbrechen fähig war, und der um Eigennutz und Menschengunst die Pflichten seines Amtes ohne Erröthen verletzte"*), erhielt das Ausprägen der verringerten Münze vom Orden in Pacht und machte dabei natürlich einen recht bedeutenden Gewinn. Als der Unwillen des Volks wegen der Münzverschlechterung aber immer lauter wurde und sich gegen den Rath als den vermeintlichen Urheber derselben wandte, wurde Pfennig in der Rathsversammlung namentlich durch die Bürgermeister Letzkau und Hecht hart zur Rede gestellt; aus Rache schwärzte er nun den Rath und besonders Letzkau beim Ordenskomthur an, indem er dem Bürgermeister die schmähendsten Worte gegen den Orden und den Hochmeister und den Komthur in den Mund legte, „deren sich dieser gar nicht bedient hatte." In Folge der nun deutlicher zu Tage tretenden Feindschaft des Komthurs, über deren Veranlassung kein Zweifel weiter sein konnte, kam die Sache im Rathe nochmals zur Sprache; der sich zwischen den Rathsherren und Pfennig entspinnende Wortstreit wurde endlich so heftig, daß man über den verhaßten Mann herfiel und ihn zum Fenster hinauswarf. Daß Pfennig Arme und Beine brach, seiner Ehren und Aemter entsetzt, sein Namen aus den Verzeichnissen der obrigkeitlichen Personen gestrichen wurde, versteht sich von selbst. Dieses gewaltthätige Verfahren gegen den Liebling des Komthurs führte nun, so erzählen die Danziger Historiker weiter, den Bruch herbei, zumal da sich bei der aufs Höchste gespannten Mißstimmung die Streitpunkte bald noch bedeutender vermehrten: die Weiterungen über die Erbauung eines neuen Krahns vergrößerten die Erbitterung, und daß es Letzkau gelang, die seitens des Ordens begonnene Aufführung eines Thurms „im Winkel beim Fisch-

*) Vgl. Gralath I, p. 120.

markt"*) wirklich zu verhindern, forderte den Groll des Komthurs noch mehr heraus. Dagegen setzte Letzkau trotz der vom Komthur ihm bereiteten Hindernisse den Bau eines befestigten Thurmes an der Stadtmauer bei dem Dominikanerkloster durch, der noch heute steht und im Munde des Volks den bezeichnenden Namen des „Kiek in de Köck" führt. Noch einmal gelang es dem Hochmeister durch seine persönliche Vermittelung eine Ausgleichung herbeizuführen: am Altare der Marienkirche fand eine feierliche Aussöhnung zwischen dem Rathe und dem Ordenskomthur statt. Die neuen Geldforderungen des Ordens aber und der Conflikt mit dem Dirschauer Voigt ließen den Frieden jedoch nur von kurzer Dauer sein. Zu dem war die Versöhnung von Seiten des Komthurs nur eine erheuchelte gewesen: „er ergriff die nächste Gelegenheit aufs neue die Schwärze seines Charakters zu zeigen und übte eine Frevelthat aus, die in der Menschengeschichte zu den seltensten Ausbrüchen der abscheulichsten Rachgier gehöret." Letzkau war eines Tages mit Arnold Hecht, Tiedemann Huxter und Bartholomäus Groß bei dem früheren Großscheffer von Marienburg, Lübeke Palsart, der im Orden selbst seines biedern und ehrlichen Sinnes wegen nicht beliebt war, zu Gast geladen: dort erhielten sie für den Palmsonntag vom Ordenskomthur eine Einladung zur Mittagsmahlzeit nach dem Schlosse. Nichts Böses ahnend nahmen sie dieselbe an und gingen zur bestimmten Zeit zusammen nach dem Schlosse. Unterwegs redete sie des Komthurs „Hofnarr" an und meinte lachend, wenn sie wüßten, was für eine Mahlzeit ihnen bereitet sei, sie würden gewiß nicht dahin gehen. Aus diesen Worten schöpfte Tiedeman Huxter Verdacht und kehrte unter einem schnell ersonnenen Vorwande wieder um. Die anderen drei setzten, ungeachtet der auch in Hecht aufsteigenden Bedenken ihren Weg ruhig fort. Auch als das Burgthor hinter ihnen geschlossen wurde und der Hofnarr ausrief: „Diese drei Vögel sind gefangen, der alte war zu listig und ist dem Netz entwischet" — auch da schöpften sie noch keinen Verdacht. Beim Eintritt in den Saal aber wurden sie vom Komthur und den Rittern mit Schmähungen empfangen und mit den schwersten Anschuldigungen bestürmt.

*) Der Komthur soll gesagt haben: „Wohlan, haben sie den Krahn, so wollen wir bauen den Schwan" — danach soll der Thurm der „Schwan" genannt worden sein. Hirsch I, p. 125.

Letzkau's würdevolle Gegenrede blieb ohne jeden Erfolg: sein und seiner Genossen Schicksal konnte nicht weiter zweifelhaft sein. Der auf das Schloß berufene Scharfrichter von Elbing aber weigerte sich den Blutbefehl des Komthurs auszuführen: während er dafür hart mißhandelt wurde, wurden die drei Gefangenen im Thurme eingekerkert. „Den übrigen Tag bis in die Nacht hinein brachten der Komthur und seine Mitgenossen in der üppigsten Schwelgerei zu und suchten sich gleichsam zu den Mordthaten Muth einzusaufen, die sie nun eigenhändig zu verüben entschlossen waren." *) In der folgenden Nacht wurden dann Letzkau, Hecht und Groß in der barbarischsten Weise niedergemetzelt. Den Bürgern gegenüber hielt man die Mordthat natürlich geheim, so daß diese der Meinung waren, die drei Rathsherren seien auf dem Schlosse als Gefangene festgehalten worden, während ihre Leichname doch schon von den Mördern unter dem Miste verscharrt worden waren. Ja so weit ging die Ruchlosigkeit der Ordensritter und ihrer Helfershelfer, daß sie das Essen und den Wein, welche die Gattin des Rathsherrn Groß demselben auf die Burg schicken ließ, annahmen, im Namen des Arrestanten dafür dankten und einige besondere Leckereien bestellten.

Soweit der Bericht der Danziger Geschichtschreiber, den wir, ehe wir zu einer Betrachtung des ferner Erzählten gehen, einer genaueren Prüfung unterwerfen müssen. Kaum ist es nöthig noch ausdrücklich auf die augenfälligen groben Unwahrscheinlichkeiten hinzuweisen, von denen diese Darstellung wimmelt. Gleich das ist wohl zu beachten, daß die verrätherische Verbindung Danzigs mit dem Polenkönig, die demselben bereitwillig geleistete Huldigung und die hervorragende Betheiligung gerade Letzkau's dabei ganz mit Stillschweigen übergangen wird, so daß demnach die Strenge des Ordenskomthurs als eine ganz ungerechtfertigte und völlig grundlose erscheinen muß. Statt dessen werden Geschichten erfunden, welche von vornherein alle Schuld und Schändlichkeit auf den Orden, namentlich auf den Danziger Komthur häufen. Dahin gehört zuerst die Geschichte von dem Benedict Pfennig, — einer Persönlichkeit, die dem historischen Gebiete gänzlich fremd ist, welche eigentlich schon durch ihren

*) Gralath I, p. 133.

Namen und die Beziehung desselben auf die Münzcalamität als eine erdichtete gekennzeichnet wird. Auch erinnert das Hinauswerfen aus dem Fenster und der ganze Vorgang allzusehr an ähnliche Ereignisse einer sehr viel späteren Zeit, welche dann unwillkürlich als Vorwurf zur Ausmalung des so und so viel Jahrhunderte früher Geschehenen benutzt worden sind. Die wiederholte Weigerung Danzigs den ausgeschriebenen Schoß zu bezahlen wird, wie alles, was gegen die Sache Letzkaus sprechen könnte, einfach verschwiegen; dafür werden sehr nebensächliche und im Verhältniß zu dem damals in Wahrheit obschwebenden Streite kaum nennenswerthe Verwickelungen als Ursachen des so blutig ausgehenden Conflikts geltend gemacht. Und diese Ursachen sind schon deshalb mit großem Mistrauen zu betrachten und einer höchst argwöhnischen Kritik zu unterziehen, weil sie in so eigenthümlicher Weise mit der auf die Bauwerke der Stadt bezüglichen Localsage verflochten sind. Wie gegründet dieses Mistrauen ist, beweist gleich der eine Umstand, daß die Erbauung des sogenannten „Kiek in de Kök", welche angeblich von Conrad Letzkau gegen den Willen des Ordenskomthurs durchgesetzt sein soll, gar nicht in diese Zeit gehört. Der achteckige Thurm, den man noch heute am Dominikanerplatze sieht und den der Volksmund noch heute mit jenem eigenthümlichen Namen belegt, ist sehr viel früher erbaut worden: bereits im Jahre 1384 wurde den Dominikanern, wie eine noch erhaltene Urkunde beweist, die Erlaubniß zum Bau eines Thurmes gegeben und im Jahre 1389 wurde dieselbe mit einigen Erweiterungen erneuert. Wenn man demnach auch noch immer annehmen könnte, daß der Thurm im Jahre 1410 erhöht worden sei, so fällt diese Angelegenheit denn doch für die hier in Betracht kommende Frage ganz aus; auch hat der Thurm offenbar niemals einen fortificatorischen Zweck gehabt, es kann also auch in seinem Bau oder seiner Erhöhung keine Feindseligkeit und kein Angriff auf die Ordensburg gelegen haben; der sogenannte „Kiek in de Kök" scheint eben nur dazu gedient zu haben, den Dominikanern die Benutzung der unten vorbeifließenden Radaune zu erleichtern, und erst in späteren Zeiten sind seine Räume als Gefängniß verwandt worden.*) So scheint denn die Hineinziehung dieses Thurms und des sogenannten

*) Vgl. Hoburg, Geschichte der Danziger Befestigungswerke.

„Schwans" in die Geschichte Letzkau's nichts zu sein als ein Produkt später entstandener Localsage. Weiterhin wird dann der Weigerung Danzigs seinen Antheil an der allgemeinen Landessteuer zu zahlen keine Erwähnung gethan. Ganz besonders schlimm aber steht es dann mit der Erzählung von der Blutthat selbst: kennzeichnet sich der angebliche Warnungsruf, welcher den vier Rathsherrn zu Theil wird und den alten Hurter auch zur Umkehr veranlaßt und so wirklich dem Verderben entgehen läßt, schon ohne Weiteres als eine von den Zuthaten, welche bei all derartigen Begebenheiten freigebig als höhere Würze hinzugefügt werden, so wird dies vollständig zweifellos durch den lächerlichen Anachronismus, den sich der Erfinder, wer es nun auch sein mag, hat zu Schulden kommen lassen, indem er nach Analogie der kleinen Fürstenhöfe des 16. und 17. Jahrhunderts den Ordenskomthur von Danzig einen „Hofnarren" zu seiner Erlustigung haben läßt! Dieser eine Umstand schon verurtheilt diesen Theil der Erzählung als einfach erfunden. Auch solche Züge wie der von der Weigerung des Elbinger Scharfrichters, den ihm gegebenen Blutbefehl zu vollziehen, sind ihrer ganzen Färbung nach sehr romanhaft und daher zum wenigsten verdächtig. Die detaillirte Schilderung, welche dann von der Niedermetzelung Letzkau's und seiner Genossen gegeben wird, bemüht sich offenbar, das Verfahren der Ritter in ein möglichst ungünstiges Licht zu setzen und möglichst grauenhaft erscheinen zu lassen, und dann kann man ihr mit Grund mit der der Frage entgegentreten, woher denn das alles so genau bekannt ist, daß man Reihenfolge, Zahl, Ort der Verwundungen so sicher angeben kann, da doch keine Zeugen bei der That zugegen gewesen, wenigstens nicht solche, welche hierüber ein so eingehendes Zeugniß abgelegt haben würden? Kurz, alles weist unwiderleglich darauf hin, daß wir es hier mit einem Gewebe der mannigfachsten und zu den verschiedensten Zeiten entstandenen Sagen zu thun haben, welche selbst den noch vorhandenen historischen Kern nur noch in sehr ungenauen und unbestimmten Umrissen erkennen lassen. Es ist interessant zu sehen, wie sich erst allmählich die zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Anlässen entstandenen Einzelzüge zu einem einheitlichen Bilde zusammengefunden haben und wie in früheren Versionen noch sehr wichtige spätere Zuthaten gänzlich fehlen, wie in ihnen dagegen andere Punkte besonders hervorgehoben und mit offenbarer Vorliebe behandelt

werden, welche man späterhin entweder ganz fallen ließ oder doch nur beiläufig erwähnte. Wie das Ende Conrad Letzkau's von der patriotischen Sage ausgeschmückt ist, so hat dieselbe auch sein früheres Leben in ein deutlicheres Licht zu setzen gesucht nud zwar so, daß auf den Orden und dessen Vertreter gleichzeitig ein möglichst dunkeler Schatten fiel: nicht bloß ungerecht und tyrannisch mußte der Orden handeln, sondern er mußte sich auch des schwärzesten Undanks schuldig machen. So entstand denn eine Erzählung von alle dem, was Letzkau dem Orden vor jenem letzten Conflikte Gutes und Nützliches erwiesen haben sollte, und gerade diese Seite ist es, welche in einer uns erhaltenen, auch sonst charakteristischen und interessanten Darstellung vom Tode Letzkau's besonders betont wird. Dieselbe mag daher, zumal da sie einer, so viel wir wissen, bisher nicht näher bekannt gewordenen und noch ungedruckten Handschrift angehört, hier einen Platz finden.

Unter den Manuscripten der Danziger Stadtbibliothek*) befindet sich eins auf Papier mit dem Titel: „Coronica Deutzes ordenns in prewszenn angehaben zw schreibenn Im jare 1529**).“ Ueber den Schreiber des vorliegenden Exemplars giebt am Anfange desselben die Notiz Kunde: „Ich Karle Rosennbergk, der geburt aws der Schleszie von Breszlaw, habe dysse Coronica dewthschens ordenns In preussen mith meiner eigenen hanndt geschrieben Anno 1542. Mors omnia equat.“

In Bezug auf Conrad Letzkau heißt es in dieser handschriftlichen Chronik Fol. 8 extr. so:***)

„Henrich von Plawen was der xxiiii hocmeyster, vndt also nu dysser schade *[fol. 8.]* im lande gescheen was bey meister Ulrichs zeithen von den polen, vndt der konyngk von polen was wider aws dem lande geruckt vnd wolde vffs newe mit grosser macht wyder ins land czyen vndt das gewynnen, hirumme der orden sere betrübet was vnndt suchte hir gutten radt derkeigen. Dysz was im iar 1410. Vmb sanct Marthen do lys her hynrich von Plawen der hocmeister

*) Msc. I. E. q. 109.

**) Correktur aus 1119.

***) Die Orthographie ist, abgesehen von gar zu argen Consonantenhäufungen nach dem Manuscr. beibehalten.

vor sich vorbothen eynen burgermeister von Danczick, Conradt Leczkaw genanth. Dysser war eyn herlicher man an der perschonen, weyse vnd wol redende, vndt hatte von junger jugent bey dem orden gedienet, dazu was er offte vnd vil mael in des ordens geschefften bawssen landes gesanth zu vilen tagefarten gewesen, also nemlich zum alden konynge von Dennemarken vnd zu anderen fursten vndt herren vndt doruber gefangen vndt gewundt vmb des ordens willen. Do nu dyser Conradt Letzkaw vor den hocmeister qwam, sprach der meister: Wir bitten dich, dasz du vnns woldest eyne reyse thun bawssen landes vndt bryngen vff alle fursten vndt herren, *[fol. 9ᵃ.]* rytter vndt knechte, so vile du vffbringen mugest, vndt sparen keyn gelt. Conradt Letzkaw sprach wider: Genediger herre, E. D. sal nicht bitten, szondern gebieten; aber wy sal ich aws dem lande kommen, wente polen vnd pommern seynt vns nu geschlossen, vndt zur see werth kan man och nu nicht sygelen? Der meyster sprach: Lieber herr burgermeister, thutt wy ir kundt, das ir vns dyse reyse thut. Item, Conradt Letzkaw fuer keigen Danczk vnd ansagte dyser sache seinen tochter man, Barthelmes Grothen, eyn glyet des radts. Dyser Barthelmes Grothe, der koffte bethlers kleider, dy czok an Conradt Letzkaw mit seinen knecht vnd jungen vor der stadt Danczigk des morgens vor tage vndt namen steebe vff ire helsse und bettelthen das broth durch Prewssen vndt durch das stolper landt wy bethlers vndt pylgryme. Item, do sy nu qwamen zu Wolgast, do brochte Conradt Letzkaw vff den herzogk von Wolgast mit all seyner mannschaft. Er czogk fort zu herrn Bunow, den Bischoff zu Camyn, den brachte er vff *[fol. 9ᵇ.]* mit vilen mannen. Weiter czogk er zu dem herczoge von der Lowenborgk, den fursten bracht er vff mit all seyner mannschafft. Er zogk fort zu dem herzogk von Lunenborck, den brochte er och vff mit aller seyner manschafft. Item, alse nu herr Conradt dyse herren vffgebracht hatte mit grosser mühe vndt arbeith vnd solden zu Thorn ankomen, in diser selbigen Zeit was der hocmeister zu Thorn in der stadt vndt lysz das schlosz sturmen, wenthe dy polen hattens yngenomen vndt der hocmeister mit all seinen gebittigern ryt'h denselbtigen herren

vnd fursten entkegen vndt entpfyngk sy in dem felde. Do dys gescheen was, sprochen dy herren vndt fursten zum bocmeister: Hett ir vns gesannth 4 der besten gebittigers, dy ir habet, dy hetten vns nicht vffgebracht, aber Conradt Letzkaw seyn wir gefolget. Do sprach der hocmeister zu Conradt: Dys wolle wir umb dich vndt dy deinen vorschulden."

Dieses absichtliche Hervorheben der Verdienste, die sich Letzkau um den Orden erworben haben sollte, hat offenbar den Zweck, das später zu Berichtende in einem dem Orden ganz ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen. Denn nach einem kurzen Bericht über den ferneren Kampf und über den Abschluß des Thorner Friedens heißt es weiter, Fol. 10ᵃ:

„Im iare vnsers herren 1411 vierzehn tage nach trium regum vndt alse nu dyser fride gemacht wart, beleythe herr Conradt Letzkaw dy vorgeschrebenen herren bas kegen Szlochow vndt czog wider keigen Danczigk.

„Item in dyser zeit was hawscompthvr zu Danzke einer mit namen hynrich von Plawen, der hatte etzliche schedunge vndt zwetracht mit dem rathe, scheppen vndt gemeyne der rechten stadt Danczke. Dyse schedunge vndt zwetracht worden von beiden theilen entscheiden vndt hingeleyt nimmer zu gedenken ane argelist. Kortz hirnach qwam herr Ludycke Polsarth, grosschaffer czu Margenborgk, eyn herre des ordens, in vnser liben frawen kyrche zu Danczke vnder der hocmessen in den rathstul gehende czu Conradt Letzkaw *[fol. 10ᵇ.]* vndt Arent Hecht, beide burgermeister, zu ynhe sthende Barthelmes Grothen, och eyn gelidt des raths, vndt badt sy zu gaste in seyne herberge zu Niclas Thomas, och eyn gelidt des radts. Vff dy vorgedachte voreynunge vorlyssen sich dy Burgermeisters vndt aszen mit dem grosscheffer, vndt vber demselbige tysche lys sy vorbotten der comptvr Heinrich von Plawen vor ym vff das schlosz zu kommen in guttem vertrawen vndt gelobte in christlich geleyte. Dem gehorsam nach gyngen sy zum comptvr vff das haws vndt nemen mit sich 12 erbare gesessene burger aus der gemeyne. Do sy vff das haws qwomen bey 2 stund nach mittage, do (nam) man Conrad Letzkaw, Arent Hecht vndt Bartelmes Grothen vndt legeten sy

gefangen bys zu 8 stunden in dy nacht, do namen sy Conradt Letzkaw aus dem thvrme vndt bunden ym dy hende vndt thaten ym eynen knebel in den mundt vndt stochen ym 10 wunden in seinen leib, dornoch stochen sy ihm dy keele ab. Darnach thaten sy Arent Hecht desgleichen 6 wunden in seinen leib, mit der 7ten dy keele ab. Desgleichen thaten *[fol. 11a.]* sy Barthelmes Grothe 16 wunden in seinen leib vndt mit der 17ten dy keele ab. Mit sulcher geweldiger, boszhafftiger vndt schmelicher tadt vnder guttem geloben vndt christlichen fryde bey nachtschlaffender zeit, ihm nicht gegunnt zu beichten, noch testament zu setzen, das man doch juden vndt heiden zu sulcher stunde nicht vorsagen wvrde, so sy es begerthen, sy, dy beide burgermeisters vndt och Barthelmes Grothen an alle recht so schentschemlichen getöth haben. Hir ist offenbar vndt landt kundigk geworden, wy der getrawe dynst, grosse mühe vndt arbeit, dy herr Conradt Letzkaw bey dem orden von junger jugent vff gethan, im gelonet ist worden. Item, do sy gemordt seyn worden, do scharren sy dy todten leichnam in den myst vndt sandt vndt behilden dy also bas in den 8ten tag, vndt dy burger in der stadt meynethen, sy saszen noch gefangen vndt hir was gros murmelen vnder den burgeren, vndt herren Conradt Letzkaw tochter, Barthelmes Grothen hawsfrawe, sandte vff das hawss weyn vndt krewde, das nomen die herren zu sich vndt behildens vndt sprochen, das *[fol. 11b.]* dy gefangen lebeten vndt sy woldens yn geben, also lockenden sy den mordt. Dornoch am montage zu ostern, do goben sy dy todten leichnam vom hawse, do worden sy besehen, wy sy gemordt woren, alse vorgeschriben. Dy gemeyne hir sere vmme murmelthe, doch so thorste sych nymandt hir keygen strengen. Also nu das gescheen was, so was herrn Conradt Letzkawen tochter, Barthelmes grothen eliche hawsfrawe, vaterlos, manlos, witwe vnd weese geworden. An deme lyssen sich dy herren nicht genügen, sunder sy tryben sy aus hause vndt hofe, bynnen 14 tagen, vndt nomen ir all yr gütter, beweglich vndt vnbeweglich one alle betedinge des rechten."

Diese Version, wie sie also im 16. Jahrhundert gang und gebe war, weicht, wie man sieht, von der späterhin üblich gewordenen insofern sehr

wesentlich ab, als sie sehr viel einfacher ist und ihr gerade die abenteuerlichsten und unwahrscheinlichsten Hinzufügungen noch fehlen. Es liefert dieser Umstand den Beweis, daß die Erzählung von der Ermordung Conrad Letzkau's wie oft dergleichen Sagen im Laufe der Zeit mehr und mehr ausgeschmückt und mit immer neuen Zuthaten verbrämt worden ist; und da die Fortbildung und Weiterentwickelung dieser allmählich ganz zur Sage gewordenen Erzählung der Stadt Danzig selbst angehörte und sich in ihr selbst vollzog, so ist es nur ganz natürlich, daß alle späteren Zusätze einen entschieden zu Gunsten der Danziger gefärbten Charakter haben, alle gleichmäßig bestrebt sind, den Orden in einem möglichst ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen. Viele von diesen ausschmückenden Zusätzen sind natürlich unwillkürlich und ohne jede Absicht einer Färbung zu Gunsten Danzigs entstanden: sie haben ihren Ursprung wirklich in der Sagenbildung; bei anderen dagegen kann eine absichtliche Erfindung oder eine bewußte Fälschung nicht zweifelhaft sein. Zu den ersteren rechnen wir alles dasjenige, was mit den localen Verhältnissen Danzigs in unmittelbarer Beziehung steht: so das Hineinziehen des „Kiek in de Kök" und anderer Danziger Localitäten; zu der zweiten Gruppe späterer Zuthaten gehört alles dasjenige, was sich auf die Motivirung der eigentlich politischen Seite der ganzen Begebenheit bezieht, in erster Linie alles, was über die Stellung Danzigs zu dem eindringenden Polenkönig und gleich danach zu dem Orden eine der Stadt günstige Erklärung geben kann. Wo die Schuld so ganz allein auf der Seite des Ordens gesucht wird und die Stadt Danzig als völlig unschuldig und nur für ihre Treue mit grausem Undank belohnt erscheint, da haben wir allen Grund eine meist wohl absichtliche Veränderung und Umgestaltung des eigentlichen Thatbestandes anzunehmen. Wir können dies mit um so mehr Recht, da die spätere Stellung Danzigs zum polnischen Reiche ja nur eine Verwirklichung dessen war, was Letzkau und seine Genossen allem Anschein nach erstrebt hatten. Die Folge davon mußte ja die sein, daß man die Politik Danzigs, wie sie Conrad Letzkau im Jahre 1411 vertrat, für eine für die damalige Zeit ebenso angemessene und richtige hielt wie man in der Gegenwart die enge Verbindung Danzigs mit Polen als eine Grundlage seiner Existenz anzusehen gewohnt war. Der leidenschaftliche Haß, welcher mit dem zuneh-

menden Verfall des Ordens und der steigenden Erbitterung und Opposition der Städte zwischen den einst einträchtig neben einander lebenden Herrschern und Beherrschten aufzulodern begann, die trüben Erinnerungen, welche sich wie für die meisten Städte, so auch für Danzig an die letzten Zeiten der Ordensherrschaft knüpften, die blutigen Kämpfe und schweren Opfer, mit denen endlich die Befreiung davon errungen wurde, — alles das mußte den Danzigern späterer Generationen Conrad Letzkau erscheinen lassen als einen kühnen Vorkämpfer, der schon fast fünfzig Jahre vorher dasjenige zu erreichen bemüht war, was man später mit sehr viel mehr Mühe und unter sehr viel größeren Verlusten wirklich erreichte: die später glücklich durchgefochtene Befreiung von der Ordensherrschaft ließ auch schon Letzkau als einen Helden und als einen Märtyrer der Freiheit erscheinen. Es ist das ganz natürlich und enthält durchaus keinen Vorwurf: ähnliche Vorgänge, ähnliche Umbildungen früherer, aus ihrem ganzen Zusammenhange von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus zu beurtheilender Ereignisse ließen sich in ziemlicher Anzahl aufführen. Unbekannt oder doch nur mangelhaft bekannt mit den Verhältnissen, unter denen ein derartiges früheres Ereigniß sich zugetragen hat, pflegt eine spätere Generation es von dem Gesichtspunkte aus zu beurtheilen, welcher sich für sie aus ihren eigenen Verhältnissen ergiebt: Haß und Liebe der Gegenwart werden auf die Vergangenheit übertragen, und wenn so einmal die Stellung des in Rede stehenden Ereignisses ganz verrückt worden ist, dann setzen sich auch an jede Seite desselben später entstandene Ausschmückungen und Zuthaten und sagenhafte Elemente aller Art an, so daß der historische Kern des Ganzen bald so total umschlungen und überwuchert ist, daß man ihn kaum noch zu erkennen, jedenfalls aber nicht an der Stelle in das historische Gefüge der Vergangenheit einzusetzen vermag, wohin er gehört. So liegen die Dinge auch in Betreff der landesüblichen Erzählung vom Tode Conrad Letzkau's: daß dieselbe und die in ihr herrschende Auffassung der ganzen Begebenheit keineswegs zu allen Zeiten die übliche gewesen ist, daß auch der wirkliche Sachverhalt nicht ganz in Vergessenheit gerathen und wenigstens hier und da noch die aus den Zeitverhältnissen sich als richtig ergebende Beurtheilung gefunden hat, ist an sich nicht weiter zweifelhaft, mag aber hier noch belegt werden durch eine kurze und sehr scharfe Aeuße-

rung, wie sie sich in der „Ordenschronik“ findet und wie sie J. Voigt*) mittheilt. Da heißt es:

„Er hatte 7 oder 8 burger czu Danczke des rates lassen fangen vnd vff das schlosz Dantzck bringen vnd yre heupter lassen abslahen, schickte sy wyder in dy stad vnbegraben, dasz sy da begraben wurden vnd aus vrsachen, so er sy überbracht, dasz sy verreter, veltflüchtigk vnd meineidygk yrem heren aus dem velde geflogen waren, machten auch andere flüchtigk vnd überlieferten etzliche stedt vnd slosser yn der heyden hende. —“

In den kurzen Worten dieses Berichtes liegt eine kleine Uebertreibung nach der anderen Seite hin, dennoch giebt er die thatsächlichen Verhältnisse ihren Grundzügen nach richtiger wieder, als die Version, welche alles zu Gunsten der Danziger zu wenden bemüht ist. Denn diese sucht nicht bloß jede Schuld von den Danzigern zu entfernen, sondern sie fügt noch eine Menge einzelner Züge hinzu, welche sich dadurch, daß sie mit der ganzen Zeit, in die sie versetzt werden, im größten Widerspruch stehn und gar nicht in dieselbe passen, auf den ersten Blick als spätere Zuthaten kennzeichnen. Manche von denselben sind gewiß, wie es mit dergleichen zu geschehen pflegt, aus dem Volke selbst erwachsen und verdanken ihren Ursprung der stets regen und wirksamen Sagenbildung: sie alle zu einem Bilde vereinigt und ihnen unter Hinzufügung eigener Zuthaten und selbsterfundener Ausschmückungen Weg in die historische Literatur und damit auch noch in die neuesten Darstellungen der Danziger Geschichte gebahnt zu haben, ist augenscheinlich das höchst zweifelhafte Verdienst zweier dem 16. Jahrhundert angehörigen Geschichtschreiber oder besser Compilatoren. Der eine ist Simon Grunau von Tolkemit (am frischen Haff), welcher als Predigermönch in dem polnischen Theile von Preußen zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte und den Haupttheil seiner preußischen Geschichte um das Jahr 1521 vollendete. Von dem schriftstellerischen Ruhme, den ihm seine Verehrer vindicirt haben, bleibt angesichts einer strengen Kritik**) nichts übrig: sie ergiebt vielmehr, daß Grunau, ein schlichter Mann und

*) Bd. I, p. 143. Anm. 1 gegen Ende.

**) Vgl. Töppen, Gesch. der preuß. Historiographie p. 122 ff.

ohne jede besondere Bildung, dennoch erfüllt gewesen ist von einem ganz außerordentlichen schriftstellerischen Hochmuth, und in dem Bestreben mehr zu wissen als alle anderen nicht bloß zum Schwätzer, sondern auch zum Erfinder und Lügner geworden ist, dem es auf eine willkürliche Verdrehung der Thatsachen, Entstellung und Färbung derselben durch Weglassungen und Hinzufügungen ebensowenig angekommen ist, wie er sich aus offenbarer Erfindung und Fälschung von Namen jemals ein Gewissen gemacht hat. Ist sein Bericht daher an sich schon mit großem Mißtrauen zu behandeln, so wird seine immer geringe Glaubwürdigkeit vollends zu nichte werden, wo es sich um so controverse Punkte handelt, wie der uns hier beschäftigende einer ist, und gerade hier wird neben allem andern auch der Umstand wohl in Betracht zu ziehen sein, daß Grunau sein Machwerk „dem Könige zu Polen und natürlichen Erbherrn zu Preußen" widmet. Schon diese Widmung mußte ihn hindern, den Anschluß Danzigs an Polen und seinen Abfall vom Orden so anzusehen, wie es jeder Unparteiische thun wird. So vereinigt denn Grunau in seinem Bericht vom Ende Letzkau's in der allerwillkürlichsten und unorganischsten Weise die Erzählung, welche Lindenblatt auf Grund der Chronik des Johannes von Pusilje giebt, und die, wie wir oben gesehn, den Sachverhalt im Wesentlichen richtig auffaßt und wiedergiebt, mit der gerade vom entgegengesetzten Standpunkt aus gefärbten Danziger Localsage, und da diese beiden Bestandtheile natürlich nicht so ohne Weiteres zusammenpassen, so erfindet er, um sie wenigstens einigermaßen mit einander in Verbindung zu setzen, die Figur des „regierenden Bürgermeisters" und Falschmünzers Pfennig. Wie so viele Ungeheuerlichkeiten, so ist auch dieses Monstrum von angeblichem historischem Faktum aus der Chronik Grunau's in die späteren Chroniken und in die Darstellungen namentlich der Danziger Geschichte übergegangen. Eine so von Unwahrheit und Erfindung aller Art durchdrungene Erzählung giebt nun aber einen trefflichen Anhaltspunkt zu weiteren Erfindungen und neuen Unwahrheiten. So ist es auch hier geschehn: Caspar Schütz, welcher 1565—1594 Stadtsecretär zu Danzig war und eine überaus unkritische (namentlich in den früheren Perioden von Fehlern wimmelnde) „Historia rerum prussicarum" oder „Wahrhafte Beschreibung der Lande Preußen" verfaßt hat, giebt nicht nur den seiner Entstehung nach

bereits hinreichend gekennzeichneten Bericht Grunau's wieder, sondern er überbietet Grunau eigentlich noch an historischem Nonsens, indem er durch Hinzufügung des „Hofnarren" des Danziger Ordenskomthurs der ihm so noch nicht pikant genug scheinenden Erzählung einen neuen Schmuck zu geben weiß!

Das ist die Genesis des Berichtes, wie er in alten und neueren Geschichten Danzigs vom Tode Conrad Letzkau's gegeben wird. Was man von ihm zu halten hat, kann danach nicht weiter zweifelhaft sein. Sollte aber dennoch jemand die völlige Unschuld Letzkau's und seiner Genossen behaupten und geltend machen wollen, daß in dem Verhältnisse Danzigs zum Orden im Jahre 1411 gar keine nennenswerthe Störung stattgefunden und Danzig seinem Landesherrn gegenüber keineswegs eine besondere Schuld auf sich geladen, also auch keine besondere Strafe verdient habe: der werfe doch einen Blick auf das, was nach dem Tode Letzkau's zwischen dem Orden und den Danzigern ferner verhandelt und geschehen ist. Hätte der Orden eben nur einen Mord begangen, indem er die drei Rathsherren hinrichten ließ, und wäre Letzkau und mit ihm die Stadt Danzig nicht wirklich eines schweren Vergehens schuldig gewesen, so hätten die Dinge nach jenem blutigen Palmsonntage unmöglich so verlaufen können, wie sie thatsächlich verlaufen sind.

Auf die Nachricht von der Hinrichtung Letzkau's, Groth's und Hecht's schickten die Danziger eiligst eine Gesandtschaft an den in Königsberg verweilenden Hochmeister. Die einzige Antwort aber, welche dieser auf ihre Vorstellungen und Beschwerden hatte, war der Befehl die Gesandten einzukerkern. Dies Verfahren des Hochmeisters überzeugte die Danziger Bürgerschaft, daß derselbe entschlossen sei, ohne Rücksicht und mit der allergrößten Entschiedenheit durchzugreifen: die Folge dieser Erkenntniß war, daß die Danziger plötzlich einlenkten und sich dem Orden aufs Neue unterwarfen. Auf dem bald danach gehaltenen allgemeinen Landtage schien Danzig für seine Treulosigkeit noch eine besonders schwere Strafe treffen zu sollen: die dort versammelten Vertreter der Städte und des Adels legten aber bei dem strengen Hochmeister Fürbitte ein, und Danzig wurde begnadigt. Ganz straflos ging die Stadt dennoch nicht aus: denn einmal mußte sie von dem durch das ganze Land ausgeschriebenen Schoß nicht

weniger als 14,000 Schock Groschen zahlen, und dann wurde der an dem Abfallversuch wohl durchweg mehr oder weniger mitschuldige Rath entsetzt und ein neuer Rath gebildet, dessen Mitglieder der Hochmeister selbst ernannte; auch einen neuen Bürgermeister ernannte der Hochmeister, indem zugleich für die Zukunft die Bestimmung getroffen wurde, daß kein Bürgermeister ohne Zustimmung des Ordens gewählt werden sollte.

Das sind Vorgänge, welche über die Rechtsfrage, die dem ganzen Conflikte zu Grunde lag, kaum noch einen Zweifel übrig lassen. Kommen wir daher zum Schluß, so scheint uns nach allem Gesagten zweierlei festzustehen: einmal nämlich ist die landesübliche Erzählung von dem Tode Conrad Letzkau's und seiner Genossen voll von Unrichtigkeiten und späteren Zusätzen, sowohl unwillkürlich im Anschluß an einzelne erhaltene Denkmäler jener Zeit entstandenen Localsagen, als auch absichtlichen, bewußten und tendenziösen Erfindungen; dieselben haben dann ferner ihren Grund in einer, bei den einen absichtlichen, bei den andern eben nur nachgeahmten und mitübernommenen Verdrehung des Rechtsstandpunktes, indem die einen absichtlich jede Schuld der Danziger und ihres Bürgermeisters ignorirten, die anderen durch ein übertrieben lebhaftes patriotisches Gefühl und durch eine unwillkürliche Uebertragung der Verhältnisse und der Parteistellung ihrer Zeit auf die Vergangenheit zu demselben Fehler verleitet worden sind. Müssen wir demnach den Bericht, wie er von der Katastrophe Conrad Letzkau's gewöhnlich gegeben zu werden pflegt, als unrichtig verwerfen und aus den künftigen Darstellungen der Danziger Geschichte streichen, so wollen wir damit doch nicht die Bedeutung des Mannes vernichten, der noch heute in der Erinnerung der Danziger, soweit sie von der glänzenden historischen Vergangenheit ihrer Stadt ein deutlicheres Bild haben, eine so hervorragende Stelle einnimmt und von ihnen mit einem gewissen Stolze unter der Zahl ihrer Helden namhaft gemacht wird. Gänzliche Schuldlosigkeit und vollständig grundloses Märtyrerthum sind doch wahrlich nicht die Kennzeichen der historischen Größe eines Mannes. Diese wird immer nur von dem erworben, der wagt; wer aber wagt, gewinnt keineswegs immer, am wenigsten, wenn er seiner Zeit vorauseilend von ihr ein Resultat erkämpfen will, für das sie noch nicht reif ist, wenn er die einst zu lösende Aufgabe und das einst zu erreichende Ziel richtig erkennt, die Ver-

hältnisse seiner Zeit aber so sehr verkennt, daß er in ihnen schon die Bedingungen gegeben glaubt, welche zur Lösung jener Aufgabe und zur Erreichung jenes Ziels unerläßlich nothwendig sind. Zu den Männern dieser Art gehört Conrad Letzkau und daher ist sein Schicksal auch dasjenige gewesen, was solche zu treffen pflegt, und es ist das immer ein im eigentlichen Sinne des Wortes tragisches.

Die Herrschaft des deutschen Ordens konnte nach der Entsittlichung und dem tiefen Verfall, der über die einst so blühende und mächtige Gemeinschaft hereingebrochen war, nicht all zu lange mehr bestehn; so lange sie bestand, hatten die unter ihrem Schutze zu stolzer Selbständigkeit erwachsenen Gemeinwesen, die durch ihren Handel und den hoffnungsvollen Freiheitssinn ihrer Bürgerschaft zu einer glänzenden Zukunft berufenen Städte nur Beeinträchtigung und Hinderung, Kampf gegen den Unterdrücker und vielleicht eine noch lange Knechtschaft zu erwarten; früher oder später mußte daher der Zusammenstoß erfolgen, welcher zu ihrer Losreißung von der Ordensherrschaft führte. Dieses hatte Conrad Letzkau richtig erkannt, das geht aus seinen Bestrebungen zur Genüge hervor, so dürftig auch sonst unsere Kenntnisse über seine Person und seinen Charakter sein mögen. Darin und in seinem Versuch das als nothwendig Erkannte nun auch zu verwirklichen, liegt sein Verdienst. Seine Schuld und die Ursache seines Unterganges liegen in der Art, in der er den Versuch einer solchen Verwirklichung machte, und in dem Verkennen des dazu geeigneten Zeitpunktes, sie liegen darin, daß er für die Freiheit Danzigs kämpfend zum Verräther an dem deutschen Wesen und der deutschen Cultur wurde, auf denen Danzigs eigene Bedeutung beruhte und die zu bewahren und aufrecht zu erhalten damals wie später die hauptsächlichste Aufgabe Danzigs gewesen ist. Die Art nämlich, in der Letzkau sein Ziel zu erreichen und Danzig von der Ordensherrschaft zu befreien suchte, war verwerflich, weil er statt eines offenen, des nach Freiheit ringenden allein würdigen freien Auftretens seine Zuflucht nahm zu Zweideutigkeit, Lüge und Verrätherei. Der Augenblick, in dem er die Verwirklichung seiner Pläne versuchte, war ein ungeeigneter, weil die Stellung Danzigs zum Orden damals noch keine solche war, daß nur dieser eine Schritt die Zukunft Danzigs retten konnte. Zum Verräther am Deutschthum wurde Letzkau deshalb, weil die Macht,

unter deren Schutz er Danzig nach dem Abfalle vom Orden stellen wollte, gerade damals nicht bloß den Bestand der Ordensherrschaft, sondern auch den der einst so mühsam gepflanzten deutschen Cultur im Preußenlande in Frage stellte, ja durch ihr Hereinbrechen im Bunde mit den barbarischen Horden der Litthauer, Tataren und Russen und durch das grauenhafte Wüthen derselben aller Civilisation Hohn sprach und den Untergang drohte. Auf sich und die von ihm geleitete Stadt hat Conrad Letzkau eine Schuld geladen, indem er trotz alledem in jener Zeit gerade an die Gewinnung der Selbständigkeit für Danzig Hand anlegte; er hat sie gebüßt und gesühnt, indem er unter dem Schwerte der von ihm verrathenen Ordensritter endete, Danzig, indem es sich dem Joche aufs Neue hat beugen und dasselbe noch Jahre lang in seiner noch vermehrten Schwere hat tragen müssen.

In diesem Sinne möchten wir das Schicksal Conrad Letzkau's ein tragisches nennen, in diesem können die Danziger ihn mit Recht den Helden ihrer städtischen Geschichte beizählen. Wäre er ganz schuld- und thatenlos von den Ordensrittern hingeschlachtet worden, so läge darin eine furchtbare Anklage gegen die blutigen Mörder, für den Gemordeten aber erwüchse damit noch kein anderer Anspruch als der auf Mitleid, gewiß nicht der auf historischen Nachruhm und auf einen dauernden Ehrenplatz in dem Gedächtniß der Danziger späterer Generationen. Wenn man aber in Conrad Letzkau den ersten Vorläufer und Vorkämpfer der später beginnenden Freiheit und der darauf beruhenden glänzendsten Machtentfaltung Danzigs sieht, wenn man sich der Erkenntniß nicht verschließt, daß sein Streben als zur unrechten Zeit und mit unrechten Mitteln vorgehend scheitern mußte, dann und in diesem Sinne kann man denselben mit den ersten und hervorragendsten Figuren Danzigs zuzählen, dann erst würdigt man die ganze Größe und Bedeutung des Mannes, in dem sich die Bestrebungen und Kämpfe, die ungelösten Conflikte und Irrthümer seiner Zeit gleichsam verkörperten, und der mit vollstem Rechte als der eigentliche Repräsentant Danzigs zu Beginn des 15. Jahrhunderts in aller Gedächtniß fortzuleben verdient!

Danzig, Ende August 1866. **Dr. Hans Prutz.**

Die Theilung der Diöcese Ermeland zwischen dem Deutschen Orden und dem ermländischen Bischofe.

Von

Dr. M. Töppen.

Die Erfolge, welche der deutsche Ritterorden im Kampfe gegen die heidnischen Preußen errang, waren überraschend schnell und glänzend, so daß der päpstliche Legat Wilhelm von Modena schon im Jahre 1243 die Eintheilung Preußens in vier Bisthümer ausführen konnte.[1]) Aber eben diese Erfolge erregten auf allen Seiten Eifersucht. Benachbarte Fürsten, sowohl polnische als russische, trugen Verlangen an den Früchten der Siege des Ordens Theil zu nehmen, und Albert Sauerbeer, früher Erzbischof von Armagh, welcher durch päpstliche Anordnung im Jahre 1246 zum Erzbischof von Preußen und Livland erhoben und mit der Legatengewalt für einen sehr großen Theil des nördlichen und östlichen (namentlich auch russischen) Europa bekleidet wurde,[2]) glaubte sich bei der außerordentlichen Gunst, welche ihm der Papst bewies, berufen, den Orden zu überbieten und zu verdunkeln. Die Umstände waren den Entwürfen des letzteren insofern günstig, als die russischen Fürsten, namentlich auch Daniel von Halicz, angesichts der großen Gefahren, welche ihnen von dem vor Kurzem im südöstlichen Europa gegründeten mongolischen Reiche drohten, sich

---

[1]) Das ungewöhnlich bezeichnete Datum der Theilungsurkunde Cod. dipl. Warm. I No. 5: XLIII quarto die stantis Julii bezeichnet nach Strehlke SS. rerum Pruss. III p. 464 den 28. oder 29. Juli 1248.

[2]) Bunge Livl. Urkundenbuch I No. 188—191.

den Mächten der lateinischen Kirche näher anzuschließen, ja wohl sogar bereit schienen, selbst zur lateinischen Kirche überzutreten. Sauerbeer arbeitete eifrig an der Bekehrung derselben.[3])

Ohne Zweifel ist es derselbe Albert Sauerbeer gewesen, welcher Daniel auf den Gedanken brachte, einen Theil der jadzwingischen, ja vielleicht der preußischen Lande dem Orden vorwegzunehmen und an sich zu bringen. Daniel verband sich zu diesem Zwecke mit den Herzogen von Masovien, den alten Feinden der Preußen und Jadzwinger, und überzog die letzteren, einmal schon vor dem Tode des Herzogs Conrad († 1247), einmal bald nach dem Tode seines Sohnes Boleslaw († 1248)[4]) mit Krieg. Erzbischof Albert, welchem es besonders darauf ankam, dem Orden in Zeiten einen Damm entgegenzustellen, benutzte diese Umstände, für das Jadzwingerland (Sudauen) einen eigenen Bischof Heinrich einzusetzen, während er sich doch beharrlich weigerte, für das ermeländische Bisthum (dessen Ostgrenze noch nicht festgestellt war) einen Bischof zu ernennen (1249)[5]).

---

[3]) Röpell Geschichte Polens Bd. 1 S. 517. Götze Albert Sauerbeer. Petersburg 1854. S. 14, 19 ff.

[4]) Sjögren über die Wohnsitze der Jatwägen. Petersburg 1858. S. 10, 11. Vgl. auch Karamsin Geschichte des russischen Reichs Bd. 4. S. 67.

[5]) Cod. dipl. Warm. I No. 15, 20, 21. Prof. Bender spricht in der Ermeländischen Zeitschrift Bd. 2. S. 368, 373 ff. die Ansicht aus, daß das Jadzwinger Land sich nordwärts auch über die untere Memel hinaus in das nachmalige Samaiten hinein erstreckt habe, und daß der Predigermönch Heinrich gerade für diese nördlichsten Theile des Jadzwingerlandes zunächst zum Bischofe ernannt sei. Der erstere Satz gründet sich auf die Worte einer Urkunde Mindowes von 1259: Denowe tota, quam etiam quidam Jetwesen vocant, und auf die Voraussetzung, daß Denowe in dem nachmaligen Samaiten zu suchen sei, da die zu Denowe gehörige terrula Crosinen auf das samaitische Kroschy, und die ebenfalls zu Denowe gehörige villa Gribunthina auf das ebenfalls für samaitisch erklärte Grzypskabudzie in dem unteren Knie der Memel weise, Denowe selbst aber öfters mit samaitischen Gebieten zusammen genannt werde. Hiergegen ist zu bemerken, daß die Namen Crosinen und Gribunthina nur auf falscher Lesung beruhen, während das Original Cresmen und Gubiniten oder Gribiniten nachweist (Raczyński Cod. dipl. Lith. No. 10 Strehlke SS. rerum Pruss. T. II. p. 138) und daß, wenn Denowe in einigen Urkunden mit samaitischen Ortschaften zugleich genannt wird, jene Denowe tota, quam etiam quidam Jatwesen vocant, in einer Reihe mit Seymeten (Samaiten) und Schalowen (Schalauen) steht. Da nun alle übrigen Quellen (außer der in der hist.-compar. Geographie von Preußen S. 29 ff. genannten noch einige andere z. B. die Zeugenaussage in den SS. rerum Pruss. T. II p. 709) beweisen, daß das Jadzwingerland über die untere Memel nordwärts nicht hinausgereicht habe, der Name Denowe aber so sehr häufig vorkommt — man erinnere sich auch des Denowsee's bei der heiligen Linde —

Das veranlaßte böse Reibungen zwischen dem Orden und dem Erzbischofe, in welchen der Papst sich endlich des ersteren energisch annahm.[6])

Die Unterhandlungen Alberts mit Daniel über dessen Uebertritt zur katholischen Kirche zerschlugen sich zwar (1249), da der Papst, der Großfürst, ja auch der Erzbischof, jeder seine besonderen Ziele im Auge hatte, aber nach einigen Jahren näherte sich Daniel dem Papste abermals,[7]) und sogleich begann er auch wieder den Kampf gegen die Jadzwinger und ihre Nachbarn. Er drang im Jahre 1252 über den Lyckfluß bis an die Grenze Bartens, 1253 bis Raygrod, 1254 bis in die Gegenden der Pregelquellen,[8]) ja vielleicht bis nach Ragnit.[9]) Gleichzeitig suchten außer dem Herzog Ziemowit von Masovien auch die Herzoge Casimir von Cujawien und Boleslaw von Krakau als Heidenbekehrer in den Grenzlandschaften

---

so ist es nicht rathsam von dem fraglichen Denowe aus auf die Lage des Jadzwingerlandes zu schließen, sondern man muß vielmehr von dem bekannten Jadzwingerlande aus auf das hier gemeinte Denowe schließen. Wollte man aber auch einen Augenblick zugeben, daß dieses Land Denowe, q. e. q. Jetwesen v. in dem nachmaligen Samaiten gelegen habe, so würde das im Jahre 1249 gegründete Bisthum Jadzwingien keineswegs vorzugsweise in diesem Denowe zu suchen, sondern als das ganze Jadzwingerland umfassend zu betrachten sein, sofern keine engere Begrenzung ausdrücklich angegeben wird. Auf eine solche engere Begrenzung weisen die Worte der päpstlichen Bulle von 1249 Cod. dipl. Warm. No. 21: predicta terra, prout auctoritate literarum nostrarum ad dictum archiepiscopum spectabat, keineswegs, da prout nicht in räumlichem Sinne „so weit es zum Sprengel des Erzbischofs von Preußen und Livland gehört," wie Bender S. 373 übersetzt, sondern „sofern (dem Umstande gemäß, daß) es zum Sprengel ꝛc. gehört" bedeuten. Einen historischen Anhaltspunkt aber, weshalb im Jahre 1249 gerade hier ein Bisthum gegründet sein sollte, wie wir ihn für das wirkliche Jadzwingerland am linken Ufer der Memel nachgewiesen haben, giebt es nicht. Vielmehr ist es höchst unwahrscheinlich, daß der von dem päpstlichen vollmächtigen Legaten in seinem eigenen Sprengel eingesetzte, vom Papste ausdrücklich anerkannte Bischof des Jadzwingerlandes (nach Bender S. 374: Sameitens), den wir noch 1262 am Leben finden, schon wenige Jahre nach seiner Einsetzung, etwa 1253 und 1254, so vollständig ignorirt sein soll, daß man seine Diöcese ohne Weiteres an einen anderen Bischof, den Bischof Christian von Litauen (nach Bender S. 375) übertrug — ein erheblicher Einwand, der gegen die im Texte gegebene Darstellung nicht erhoben werden kann.

[6]) Urkunde vom 10. Januar 1249 bei Baczko Preuß. Gesch. Bd. 1. S. 259 und vom 24. Februar 1251 bei Kotzebue Preuß. Gesch. Bd. 1. S. 429. Uns scheint, daß auf diese Urkunden durch die obige Darstellung ein neues Licht fällt.

[7]) Götze Albert Sauerbeer S. 24, 135.

[8]) Sjögren a. a. O. S. 15, 23, 25. Die topographischen Bestimmungen haben hier freilich ihre Bedenken.

[9]) Dusburg Chron. Pruss. III. c. 181.

Löbau, Sassen, Galinden und Pollexien sich auszubreiten;[10]) und während der Papst auf Grund der Bekehrung Mindowe's durch die Ordensritter ein neues Bisthum Litauen begründete und einem Priesterbruder des deutschen Ordens, Christian, überwies, wurde auch von Polen her durch den Erzbischof von Gnesen ein Predigermönch Vitus zum Bischofe für Litauen geweiht, 1253.[11])

Der Orden beeilte sich deswegen, den Besitz von Groß-Barten und Galinden, welche wahrscheinlich 1253 von ihm unterworfen oder doch durchzogen waren, sich durch den Papst ausdrücklich zusichern zu lassen.[12]) Dem Großfürsten Daniel und dem Herzog Ziemowit von Masovien überließ er in dem Bundesvertrage zu Raczans 1254 ein Drittel des Jadzwingerlandes,[13]) jedem, wie es scheint, ein Sechstel.[14]) Herzog Casimir entsagte seinen Ansprüchen auf Galindien und Pollexien nach schiedsrichterlicher Entscheidung 1255,[15]) und zwei Jahre darauf, am 4. August 1257, kam es zu Altleßlau zum Abschluß eines allgemeinen Friedens. Der Herzog versprach, auf keine der gegenwärtigen Besitzungen des Ordens, auch auf kein Land, welches er mit Waffengewalt oder auf irgend einem anderen gerechten Wege gewinnen würde, Ansprüche zu erheben; ins Besondere entsagte er allen Ansprüchen auf das Land Sassen.[16]) Auch Herzog Ziemowit von Masovien erkannte in eben jenen allgemeinen Ausdrücken den gegenwärtigen und zukünftigen Besitzstand des deutschen Ordens an, 4. August 1257.[17]) Der Bischof Heinrich von Jadzwingien hatte inzwischen wahrscheinlich Warsawice in dem vom Orden abgetretenen Pollexien zu seinem Sitze ausersehen; wenigstens giebt es keine wahrscheinlichere Erklärung für das im Jahre 1255 als zum Erzbisthum Riga gehörig ge-

---

10) Raynald Hist. eccles. 1253 No. 25.

11) Boguphal. 66. Vgl. SS. rerum Pruss. T. I p. 758. Wohlbrück Geschichte von Lebus. Berlin 1829. Bd. 1. S. 134. und Strehlke in den SS. rerum Pruss. T. II p. 43. Hierher gehört auch wohl die Notiz bei Raynald Annal. eccles. 1254 No. 26 über die Gründung eines Bisthums in Luckow.

12) Bulle vom 10. Mai 1254 Cod. Pruss. I No. 96. Cod. Warm. I No. 30.

13) R. et M. cod. dipl. Polon. III No. 30.

14) Cod. dipl. Pruss. I No. 129.

15) Cod. dipl. Pruss. I No. 102.

16) Dogiel cod. dipl. Polon. IV No. 30.

17) Cod. dipl. Pruss. I No. 110.

nannte Wersowische Bisthum.[18]) Bischof Heinrich erscheint als Bischof des Jadzwingerlandes noch 1259 und 1262.[19])

Von dem Erfolge, mit welchem der Orden den Eroberungsgelüsten der Nachbarn und den Bekehrungsversuchen des Erzbischofs Albert entgegentrat, hing wesentlich besonders der Umfang der Diöcese Ermeland ab. Wilhelm von Modena hatte in allgemeinen und deshalb unbestimmten Ausdrücken angeordnet, daß sich die Diöcese Ermeland zwischen dem Pregel einerseits und dem Drausensee und dem Flusse von Pazlok (der Weeske) andererseits, vom frischen Haf bis zu den Grenzen der Litauer erstrecken solle. Kam im Lande der Jadzwingen (Sudauen) ein eigenes Bisthum zu Stande, oder fiel Galindien in die Hände fremder Mächte, so war die Bestimmung, daß die Diöcese Ermeland sich bis zum Lande der Litauer erstrecken sollte, unausführbar. Bei dieser Unbestimmtheit der Ostgrenze, welche nur im Laufe der Zeiten fixirt werden konnte, theilte der Orden, welcher nach Wilhelms Bestimmung in jeder Diöcese dem Bischof den dritten Theil des Gebietes abzutreten hatte, mit dem ermländischen Bischofe im Jahre 1251 zunächst nur die westlichen Landschaften dieser Diöcese, welche schon vor 1239 unterworfen und damals, 1251, nach dem ersten Abfalle der Preußen ohne Zweifel auch schon wieder unterworfen waren, Ermeland, Pogesanien, Natangen und einen Theil von Barten. Der den Bischof treffende Theil erstreckte sich zwischen gewissen Linien im Nordosten und Südwesten, deren Nachweisung keine erhebliche Meinungsverschiedenheit hervorgerufen hat, vom frischen Haf, das er in der Gegend der Passargemündung mit einem schmalen Striche berührte, ostwärts an Breite zunehmend, bis zu dem See, aus welchem die Passarge ihren Ursprung nimmt, im Südosten, bis zu dem Walde, welcher Groß- und Klein-Barten trennt, im Nordosten.[20]) Wo der Ursprung der Passarge im Sinn dieser Urkunde zu suchen sei, ist nicht ganz bestimmt; die Passarge hat ihren Namen doch wohl von dem Sarungsee, und so könnte wohl dieser als der See ihres Ursprunges

---

18) Cod. dipl. Warm. I No. 35 mit Note 27.

19) Heinrich Bischof von Jatwesia 1259 zu Saarburg. Strehlke SS. rerum Pruss. II p. 43 u. Heinricus episcopus Jatwesonie 1262. Pertz Monum. Germ. SS. XVII p. 380 angeführt von Bender a. a. O. S. 374.

20) Cod. dipl. Warm. I No. 26.

genannt sein; aber vielleicht ist der kleine See gemeint, welchen die Passarge wenige hundert Schritte nach ihrem Ursprunge durchfließt. Der Grenzwald zwischen Groß- und Klein-Barten war der Wald Lindenmedie in der Gegend von Wußlack, Plaussen und Bischoffstein; der Name Klein-Barten (Plica Barta) hat sich in dem Namen des Dorfes Bleichenbart südwestlich von dieser Gegend noch erhalten.[21]) Zieht man nun eine Linie von dem Sarungsee oder immerhin von dem kleinen See bei Hohenstein nach dem Westende des Lindenmedie — auf der Karte leicht erkennbar an dem einspringenden Winkel der heutigen ermeländischen Grenze bei Trautenau, nordwestlich von Bischofsstein — so bildete diese Linie die Ostgrenze des damals dem Bischofe übergebenen Landstrichs. Man ersieht aus diesen Bestimmungen, daß die Territorien von Bertung und Gunlauken, so wie die zu Groß-Barten gehörige Gegend von Bischofsstein und Rössel noch außerhalb des Bischofstheiles fielen. Es ergiebt sich aus der Theilungsurkunde ferner, daß Galinden damals noch vollständig von der Theilung ausgeschlossen, aber den getheilten Landschaften unmittelbar benachbart war: denn in Betreff eines noch ungetheilten Stückes von Groß-Barten behielt sich der Bischof sein Recht auf eine spätere Theilung ausdrücklich vor, in Betreff Galindens ist kein Vorbehalt der Art ausgesprochen, was sicher geschehen wäre, wenn ein Theil Galindens, etwa Gunlauken (von welchem wir aus andern Quellen bestimmt wissen, daß es zu Galinden gehörte) zur Vertheilung gekommen wäre. Endlich wird es in diesem Zusammenhange sehr wahrscheinlich, daß das Territorium Bertung, ebenso wie das Territorium Gunlauken, zu Galinden, und nicht zu einem der westlicheren Landschaften (z. B. nicht zu Pogesanien, denn an Warmien ist wohl überhaupt nicht zu denken)[22]) zugehörig war: hätte es zu einer der

---

[21]) Vgl. Saage in der Ermel. Zeitschr. Bd. 1. S. 49.

[22]) Der Titel Advocatus Pogesaniae, welchen nach zahlreichen in Cod. Warm. T. I. II gedruckt vorliegenden Urkunden ein ermeländischer Beamter trägt, macht es doch wohl wahrscheinlich, daß ein sehr großer, ja vielleicht der größte Theil des alten Pogesanien zum Bisthum Ermeland gekommen sein muß. Es wird mir auf Grund dieser Urkunden nunmehr wahrscheinlich, daß Heilsberg im Jahre 1273 nicht bloß vorübergehend (Dusb. III c. 171) in der Hand der Pogesanen sich befand, sondern auf altpogesanischem Boden stand. Zur hist.-comp. Geogr. S. 14. SS. rerum Pruss. T. I p. 52 Not. 4.

westlichen Landschaften gehört, so würde es, da es von der Theilung ausgeschlossen blieb (der Bischof erhielt es nicht, da es außerhalb der eben beschriebenen Ostgrenze des Ermelandes lag, der Orden nicht, da es wenige Jahre darauf zu weiterer Ausstattung des Bischofs disponibel war), abermals einen Vorbehalt der bezeichneten Art nöthig gemacht haben.

Aber schon kurze Zeit darnach, im Jahre 1254, wurde die Theilung der Diöcese vervollständigt. Groß-Barten war inzwischen völlig, so daß seine Bewohner Geiseln stellten, Galinden wenigstens scheinbar unterworfen. Der Orden beeilte sich den zahlreichen Rivalen, welche ein Auge namentlich auf Galinden geworfen hatten, bemerklich zu machen, wo die Grenzen seines Ackers seien. Er extrahirte die schon erwähnte Bulle des Papstes vom 10. Mai 1254, in welcher den Bischöfen von Culm, Pomesanien und Ermeland aufgetragen wird, ihm mit Rath und That und nöthigenfalls mit kirchlichen Censuren zur Seite zu stehen, damit er in Betreff der zur Diöcese Ermeland gehörigen Landschaft Großbarten und in Betreff der Landschaft Galinden von Niemand beeinträchtigt werde. In dieser Bulle ist Barten als zur Diöcese Ermeland gehörig ausdrücklich erwähnt, Galinden nicht, offenbar nur deshalb, weil Galinden bei der Theilung von 1251 noch unberücksichtigt geblieben war. Dies hinderte aber nicht, es nach dem Laute der Theilungsurkunde Wilhelms von Modena zur Diöcese Ermeland einzuziehen, wenn man an Ort und Stelle dies bereits für thunlich und zweckmäßig hielt; und dies geschah wenige Monate darauf.

Der Sinn der Theilungsurkunde vom 27. December 1254[23]) ist meines Erachtens von den neueren Geschichtsforschern nicht richtig erkannt. Es ist nicht beachtet, daß die Diöcese Ermeland damals durch Einverleibung Galindens diejenige Ausdehnung erhielt, welche sie nach Lage der Dinge, da Sudauen bereits einen eigenen Bischof hatte, Nadrauen der Diöcese Samland nicht wohl abgesprochen werden durfte, im Ganzen und Großen voraussichtlich überhaupt erhalten konnte, und daß der Bischof Anselm die noch nicht getheilten Landschaften seiner Diöcese, nämlich das früher ausgeschlossene Stück von Groß-Barten und ganz Galinden, mit dem Orden nun in dem Sinne theilte, daß er sich für seine gesammten

[23]) Cod. dipl. Warm. I No. 31.

Ansprüche auf ein Drittel der Diöcese, durch diese zweite Theilung befriedigt erklärte. Es ist aber das größte Gewicht hierauf zu legen, und die Sache ist unzweifelhaft, da Bischof Anselm in der Grenzbeschreibung des ihm nun zugefallenen Gebietes dieses nicht als ein Drittel der bis dahin unterworfenen Landschaften der Diöcese, überhaupt nicht als ein Drittel einer Quote der Diöcese (pro quadam tertia parte, wie 1251) oder als eine vorläufige Abfindung auf das ihm zukommende Drittel, sondern als das von ihm erwählte Drittel der ermeländischen Diöcese bezeichnet.

Bei dieser neuen Theilung wurde das dem Bischof früher zugefallene Landgebiet nach Osten hin durch unmittelbar anstoßende Landstriche erweitert. Man verlängerte die früher festgestellte Südwestgrenze desselben über die Passargequellen eine Meile aufwärts (landeinwärts) bis nach dem Gefilde Kurchsabel, die Nordostgrenze über den Wald Lindenmedie hinaus bis zum Walde Krakotin und verband die beiden Endpunkte. Hiedurch erhielt das Bisthum Ermeland im Allgemeinen die Ausdehnung des heutigen Ermelandes d. h. der landräthlichen Kreise Braunsberg, Heilsberg, Allenstein und Rössel — wiewohl die Südostgrenze noch nicht vollständig sicher bezeichnet war. Der Landstrich, welchen der Bischof bei der Theilung von 1254 zu seinem früheren Gebiete hinzuerhielt, umfaßte die Territorien Bertung und Gunlauken als seinen Antheil an Galinden und einen beträchtlichen Theil von Groß-Barten in der Gegend von Rössel und Bischofsstein. Der Antheil des Bischofs an Galinden war allerdings noch lange kein Drittel; dies ist aber kein triftiger Einwand gegen die Richtigkeit unserer Auffassung, da Wilhelm von Modena in der Stiftungsurkunde der preußischen Diöcesen die Theilung der freien Einigung der Bischöfe und des Ordens überlassen hatte, Bischof Anselm aber überhaupt sich äußerst entgegenkommend gegen den Orden zeigte, und überdies die ihm jetzt zugefallenen Landstriche einen unvergleichlich viel höheren Werth hatten, als die noch weiter östlich gelegenen, deren Cultur wegen ihrer Entfernung von der Küste und wegen der Nachbarschaft der Heiden viel schwieriger war und in der That erst viel später gelungen ist. Uebrigens ging es andern Bischöfen bei der Theilung nicht besser; der von Samland erhielt im Jahre 1258 nur ein Drittel eines kleinen Theiles seiner Diöcese, und eine zweite Theilung (die mit der zweiten Theilung

des Ermelandes etwa gleich steht) erreichten seine Nachfolger erst hundert Jahre später (1352); der von Pomesanien, welcher schon 1250 ein Drittel des westlichen und nördlichen Theiles seiner Diöcese erhalten hatte, gelangte nie in den Besitz eines Drittels von Sassen, obwohl dieses Land zu seiner Diöcese gehörte — weil dieses Drittel angeblich schon zur Ausstattung des culmischen Bischofs verwendet war.[24])

Bald nach der Theilung von Galinden sollte der Krieg gegen die Jadzwinger (Sudauer), wie eine Anzahl päpstlicher Bullen über die Kreuzpredigt gegen die Jadzwinger und Litauer vom Jahre 1257 beweist[25]) energisch betrieben werden. Von den nächsten Erfolgen desselben ist wenig überliefert, doch hören wir die Ordensritter über Herzog Casimir's Ränke klagen: bei ihm habe es gestanden, daß ihnen das Land Lyckon nicht übergeben, und zwei Expeditionen gegen die Jadzwinger behindert seien, er stehe im Bunde mit den Litauern und mit den Abtrünnigen und dgl.[26]) Seit dem Jahre 1260 gerieth der Orden durch einen neuen Abfall der schon unterworfenen Landschaften in große Verlegenheit und von dieser Zeit an leisteten die Jadzwinger (Sudauer), welche sich bis dahin um die Kriege des Ordens wenig gekümmert hatten, den Abgefallenen eifrige Hülfe.[27]) Der Kampf zog sich in die Länge und der Orden schloß mit dem thatenlustigen und mächtigen Könige Ottokar von Böhmen, welcher ihm einst das Samland unterworfen hatte, einen Vertrag, durch welchen derselbe sich von Neuem zum Kampfe gegen die Heiden verpflichtete, sich aber zugleich die Frucht dieser Anstrengungen sicherte. Er versprach den Orden in dem Besitze derjenigen Landschaften, welche er jetzt in seiner Gewalt hätte oder doch schon früher einmal in seiner Gewalt gehabt hätte, in keiner Weise zu beeinträchtigen, ihm vielmehr zur Unterwerfung der Abgefallenen Beistand zu leisten; dagegen mußten die Ordensritter ihm ihren Beistand zur Eroberung von Galinden, Jatwesen (Jadzwingerland) und Litauen zusichern, um dieselben dem Christenthume und seiner königlichen Herrschaft zu un-

[24]) Hist. comp. Geogr. S. 115.

[25]) Bullen vom 5. Januar, 6., 7., 8. August 1257 bei Raynald No. 22. Hennig de Jazyg. p. 42, 43. Bunge, Livl. Urkundenb. Bd. 1. No. 310—314. Sjögren, S. 64.

[26]) Cod. dipl. Pruss. I. No. 145.

[27]) Dusburg in den SS. rerum Pruss. T. I. p. 127. Not. 2.

terwerfen, 19. September 1267. Der Papst bestätigte diesen Vertrag, 31. Januar 1268.[28]) Ottokar verfolgte dabei zugleich den Gedanken, das Bisthum Olmütz zur Metropole über die zu erobernden Länder zu erheben. Der Papst, welcher ihm diese Bitte ohne Beeinträchtigung des Erzbischofs von Mainz, zu dessen Sprengel Olmütz gehörte, nicht erfüllen konnte, eröffnete ihm jedoch die Aussicht, in den eroberten Ländern eine eigene Metropolitankirche zu errichten, 20. Januar 1268.[29]) In der That unternahm Ottokar 1268 einen zweiten Zug nach Preußen, aber er zog zurück ohne das Mindeste ausgerichtet zu haben[30]) und der Orden unterdrückte auch ohne seine Hülfe nicht bloß den Aufstand der schon früher unterworfenen Landschaften, 1274, sondern eroberte nun stetig fortschreitend auch die übrigen, zuerst Nadrauen und Schalauen, dann nach längerem Widerstande, 1277—1283, auch Sudauen oder das Jadzwingerland. Schalauen, Nadrauen und Sudauen wurden verödet, wie Galinden es schon längst war[31]); seitdem wurde der westliche allein bebaute Theil Preußens von Litauen durch eine gewaltige Wildniß getrennt, in der sich nur noch hie und da ganz vereinzelte dürftige Ansiedelungen vorfanden.[32])

Dieser in der Geschichte civilisirter Völker äußerst abnorme Zustand, welcher an Urzeiten gemahnt, in welchen nach Cäsar die germanischen Völker es für ehrenvoll hielten, rings um ihre Wohnsitze her das Land so weit als möglich zu verwüsten, das Vorhandensein einer mehrere Tagereisen breiten Wildniß zwischen der Christenheit und Heidenschaft, erklärt eine für die Theilung des ermeländischen Bisthums bedeutsame Frage. Wir erfahren nämlich aus einer Aufzeichnung, welche von ermeländischer Seite wohl noch im 14. Jahrhundert, etwa während des Processes zwischen dem Bischof und dem Orden 1370 ff. abgefaßt ist, daß die ermeländische Kirche lange Zeiten in unangefochtenem Besitze zahlreicher Landstriche und Seen jenseits der ermeländischen Südostgrenze in den heutigen Kreisen Ortels-

---

28) Cod. dipl. Pruss. I. No. 157.
29) Cod. dipl. Pruss. I. No. 155.
30) Dusb. III. c. 125 und die Reimchronik in SS. rerum Pruss. I. p. 250.
31) Dusburg III. c. 4, 179, 188, 219.
32) Diese Verhältnisse gedenke ich an einem anderen Orte weiter auszuführen.

burg und Sensburg gewesen sei.[33]) Man fragt mit Verwunderung: Wie ist sie in diesen Besitz gekommen? Von einer neuen Landestheilung ist nirgend die Rede[34]); der neue Herausgeber der ermeländischen Chronik von Plastwig,[35]) vermuthet, daß der Hochmeister Anno von Sangershausen, auf dessen literae in dem eben erwähnten Proceß einmal Bezug genommen wird,[36]) um 1263 den fraglichen Landstrich, um dem Bisthum gerecht zu werden, nicht durch förmliche Theilung, sondern durch einfache Ueberweisung demselben abgetreten habe. Allein gegen diese Auffassung ist vor allem einzuwenden, daß die ermeländische Kirche, nachdem Anselm einmal die Theilung von 1254 genehmigt hatte, nichts mehr zu fordern hatte. Sodann ist Gewicht darauf zu legen, daß die in Rede stehenden Besitzungen der ermeländischen Kirche keineswegs ein zusammenhängendes, festbegrenztes Gebiet ausmachten, sondern daß sie in einer Reihe von einzelnen Landstrichen und Seen bestanden. Wären diese Besitzungen der ermeländischen Kirche verschrieben, wobei einfache Anweisung oder förmliche Theilung nichts zur Sache thun, so würden Zusammenhang und Begrenzung derselben hervorgehoben sein müssen, da aber beides entschieden fehlt, so ist an eine Verschreibung schwerlich zu denken. Viel natürlicher und wahrscheinlicher dürfte die Annahme sein, daß die von dem Orden vorerst vernachlässigte Wildniß durch ihre Seen, ihre Jagd, ihre Beuten gerade aus dem zunächst gelegenen Ermelande Fischer, Jäger, Beutner, zunächst zu vorübergehender Thätigkeit, dann auch zur Ansiedelung herbeigelockt, und

---

33) Cod. dipl. Pruss. IV. No. 126. Plastwig in den SS. rerum Warm. p. 28 und 66, wo in Anmerk. 33 die meisten der Seenamen auf der Reimann'schen Karte nachgewiesen sind. Beanstanden möchten wir nur die Identificirung von Ruske und Reinske (poln. für Rheinswein); auf den See bei Rheinswein, neben welchem auch Kallenzien liegt, dürfte eher der Namen Galinze, der Name Ruske auf den See bei Rauschken zu beziehen sein; Nerdingi möchten wir auf den Narthener See, Skiten major und minor auf die Seen bei Schutschen, Cromaw auf den in einer Passenheimer Urkunde von 1412 erwähnten, nicht fern von Passenheim gelegenen Cromowin, Yellow auf dem oberhalb des ermeländischen Dorfes Gillau noch im Ortelsburger Kreise gelegenen See Gillau deuten; wir glauben aber vor Allem, daß die Seen Swerlbinte, Purde und Arigine innerhalb des heutigen Ermelandes zu suchen sind, wovon weiter unten.

34) Auch nicht bei Plastwig. S. besonders p. 72.

35) Plastwig, p. 64. 65 mit der Anmerk.

36) Cod. dipl. Warm. II. No. 496.

daß der Orden diese gewerbliche Thätigkeit und diese Ansiedelung auf seinem Grund und Boden, welche schließlich ihm zu Gute kommen mußte, connivirt, ja mit gutem Bedachte gefördert habe.[37]) Der Streit zwischen ihm und der Kirche entstand ohne Zweifel erst da, als von den Ansiedlern in diesen dem Feinde am meisten ausgesetzten Gegenden nun doch Abgaben und Naturaldienste gefordert wurden. Endlich, hätte Anno von Sangershausen der ermeländischen Kirche wirklich den Besitz irgend welcher Landstriche und Seen verschrieben, wobei bloße Anweisung und wirkliche Theilung wiederum keinen Unterschied machen, so wäre es völlig unmöglich gewesen, eine solche Verschreibung abzustreiten oder zurückzunehmen; es hätte dann nicht ein zweifelhaftes Recht Anlaß zu dem mehrerwähnten Proceß gegeben, sondern eine offenbare Wortbrüchigkeit und Gewaltthat, deren der Orden aber thatsächlich von seinen Gegnern nicht angeklagt ist. Welche literae Anno's aber bei dem Proceß zur Sprache kamen, darüber bietet sich eine andere sehr wahrscheinliche Vermuthung dar.

Erst in dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts konnte der Orden die Colonisation und den Anbau der Wildniß ernstlich in Angriff nehmen. Als Centralpunkte dieser Thätigkeit gründete er, von Westen nach Osten vorschreitend, Leunenburg 1326, Angerburg 1335, Lötzen ungefähr zu derselben Zeit, Rastenburg vor 1344, Johannisburg 1345. „Seitdem aber die Schlösser Johannisburg und Rastenburg erbaut und ein Convent in Leunenburg eingesetzt war," heißt es in dem Verzeichniß der von der ermeländischen Kirche in Anspruch genommenen Besitzungen jenseits der Ostgrenze des Ermelandes, „seitdem werde die Kirche allmählig von Jahr zu Jahr dieser Besitzungen beraubt," d. h. der Orden reclamirte nun sein Eigenthum.

In eben diese Zeit fällt die definitive Feststellung der Diöcesangrenzen der ermeländischen und samländischen Kirche. Die Bestimmung Wilhelms

[37]) In der Urkunde über die der ermeländischen Kirche zugehörigen Seen ꝛc. wird hervorgehoben, daß sie ihre Wartleute am Kurwithsee lange Zeit gehalten habe. Dies ist natürlich kein Beweis, daß ihr der Landstrich bis dorthin gehörte. Schon der eigenen Sicherheit wegen mußte sie ihre Wartleute weithin in die Wildniß vorschieben. Diese Aufstellung von Wartleuten und Vorrichtung anderer Sicherungsmaßregeln gegen feindliche Einfälle wird der Orden den Ermeländern weit über die Grenzen des Ermelandes hinaus nicht bloß gestattet, sondern zugemuthet haben.

von Modena, daß dieselbe durch den Pregel gebildet werden sollte, reichte nicht aus, so wie man über den Zusammenfluß von Inster und Angerappe, welche gemeinschaftlich den Pregel bilden, ostwärts hinaus will; Anselms Anschauung, daß Nadrauen der samländischen Kirche nicht vorenthalten werden könne, bedurfte doch wenigstens urkundlicher Festsetzung. Endlich einigten sich die Bischöfe Hermann von Ermeland und Johann von Samland in Gegenwart des Hochmeisters Dietrich von Altenburg dahin, daß die Grenze an der Angerappe bis zu ihrem Ausflusse aus dem See Swokisken, (welcher mit anderen Seen vereint, den heutigen Mauersee bildet) und von hier an ostwärts bis zu den Grenzen der Litauer gehen solle, 1340.[38])

Ungefähr um dieselbe Zeit gründete der Hochmeister Dietrich von Altenburg die Komthurei Osterode und nahm davon Veranlassung einer Grenzregulirung zwischen deren Gebiet und dem Bisthum Ermeland. Es handelte sich um Feststellung der Südostgrenze des letzteren auf dem Felde Kurchsabel, welche nach der Urkunde von 1254 eine Meile oberhalb der Passargequelle liegen sollte. Der Hochmeister rückte sie ganz nahe der Alle d. h. etwa $1^1/_2$ Meile oberhalb der Passargequelle, bewilligte also mehr, als wozu er verpflichtet war. Er stellte darauf an die Bollmächtigen des Bischofs und Domkapitels von Ermeland, mit welchen er an der Grenzsäule zusammengekommen war, die Frage, ob diese Grenze ihnen genüge, und ob sie mit derselben zufrieden sein würden jetzt, immer und für alle Zeit, worauf sie in Vollmacht und mit Genehmigung des Bischofs und des Kapitels antworteten: Ja! 26. August 1341.[39]) Da die Kurkener Grenze eine Ortgrenze (Eckgrenze) war, so war mit der Feststellung derselben zugleich auch die Ostgrenze von Neuem anerkannt, was von ermeländischen Unterthanen bis dahin jenseits derselben occupirt war, als rechtes Eigenthum des Ordens anerkannt. Auf Grund dieser Verhandlung geschah es offenbar, daß nun die Pfleger von Johannisburg, Rastenburg und Leunenburg die Grundrechte des Ordens in jenen Gegenden zur Geltung brachten.

---

[38]) Cod. dipl. Warm. I. No. 311. Ueber den Mauersee behalten wir uns nähere Nachweisungen für eine andere Gelegenheit vor.

[39]) Cod. dipl. Warm. II. No. 10.

Man giebt nicht gern langjährige Gewohnheiten auf, noch weniger langjährigen Besitz, und so fühlte der Bischof und das Kapitel des Ermelandes hier die Herstellung des alten Rechtes als Beeinträchtigung. Es kam dazu, daß der Bischof von Samland bald darauf, 1352, eine Theilung eines zweiten Abschnittes seiner Diöcese mit dem Orden, auf die er unzweifelhaftes Recht hatte, wirklich erlangte, und man besann sich im Ermelande nun, ob nicht auch die ermeländische Diöcese noch einen ungetheilten Abschnitt enthielte. Wenn aber von dieser Seite etwa geltend gemacht wurde, daß Anselm die Ausschließung Sudauens und Nadrauens von der ermeländischen Diöcese vorausgesetzt habe, nun doch aber das sudauische Bisthum nicht in Bestand geblieben und ein Theil Nadrauens, bis zur Angerappe, wirklich zur ermeländischen Diöcese geschlagen sei, so durften die Vertreter des Ordens dagegen geltend machen, daß die Theilungsurkunde von 1254 keine dieser Voraussetzungen zur Bedingung ihrer Gültigkeit mache, und daß durch dieselbe die Theilung der Diöcese ein für alle Mal festgestellt und abgethan sei, daß übrigens durch die Grenzregulirung gegen die Diöcese Samland der größte Theil Sudauens zu diesem Bisthum gewiesen,[40]) endlich, daß der Besitz Sudauens noch immer keinesweges gesichert sei.

Bischof Johann II. ließ sich im Jahre 1355 von Papst Innocenz VI. und im Jahre 1357 vom Kaiser Karl IV. die Urkunden über die Diöcesaneintheilung Preußens wohl in keiner andern Absicht bestätigen, als sein Recht auf eine neue Landestheilung desto sicherer zu begründen.[41]) Um dieselbe Zeit wurden eine Anzahl eingeborner Preußen über die Grenzen Galindens vernommen, über die sie nach den Aussagen ihrer Vorfahren und derer, deren Vorfahren in Galinden selbst gewohnt hatten, Bescheid geben konnten.[42]) Man mußte den Umfang Galindens kennen, wenn man

---

[40]) Nach Hennenberger, Kurze Beschreibung ꝛc. Bl. M. kannte Lucas David noch eine Urkunde, nach welcher der Bischof von Ermeland ein Drittel von Sudauen verlangte. Hist. comp. Geogr. S. 129. Es ist nach dem Obigen möglich, daß es eine solche gegeben habe. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß diese Urkunde keine andere war, als die Nachweisung bei Plastwig p. 71—73. Vgl. Geogr. S. 29. Anmerk. 148.

[41]) Cod. dipl. Warm. II. No. 229, 230 und 256, 257.

[42]) Plastwig p. 74 mit Note 50.

nachweisen wollte, wie gering der Antheil des Bisthums an dieser Landschaft ausgefallen sei, oder wenn man doch meinte beweisen zu können, daß Galinden im Jahre 1254 noch nicht zur Diöcese gerechnet, also überhaupt noch nicht zur Theilung gekommen sei. Zu diesem Nachweise gewährte dann auch der Vertrag des Hochmeisters Anno von Sangershausen mit dem Könige Ottokar von Böhmen, in welchem diesem Galinten als noch nicht unterworfene Landschaft unter gewissen Bedingungen vom Orden überlassen wird, einen vortrefflichen Anhalt[43]) — eine Urkunde, welche nachmals in dem Processe des ermeländischen Bischofs gegen den Orden höchst wahrscheinlich wirklich producirt ist.

Nun kam aber endlich, und das war für die ermeländische Kirche das Empfindlichste, die Richtung der Grenzlinie von Kurken gegen Rössel hin in Frage. Sie scheint früher ungebrochen bis in die Gegend von Pältz (früher Burchardshagen) fortgelaufen zu sein, so daß der Denowsee zwischen Pältz und Heilige Linde, auch die Gegend dieses berühmten Wallfahrtsortes innerhalb des Bisthums lagen, wie denn die Verschreibung für Pältz im Jahre 1340 von dem bischöflichen Voigte Heinrich von Lutter ausgestellt ist,[44]) und diese Richtung ist mit der Circumscriptionsurkunde von 1254 auch wohl vereinbar, da es in derselben heißt, daß die fragliche Linie von Rössel, gegen Polen zu, eine Meile entfernt bleiben solle; — nämlich, sofern man die Meile von Rössel gegen Südosten mißt. Wenn aber der Orden darauf bestand, diese Meile von Rössel direct nach Süden zu messen, so wurde dadurch nicht bloß die Gegend von Heilige Linde und die Umgebung des Denowsee's für den Orden abgeschnitten, sondern die ganze Grenzlinie von Kurken bis Krakotin, wie ein Radius, der in Kurken als dem Kreismittelpunkte fest ist, etwas nach Westen verschoben. Hiedurch aber wurde auch in einer Gegend, welche schon näher an Kurken als an

[43]) Die betreffende Urkunde Ottokar's ist oben erwähnt; eine Gegenurkunde Anno's ist sicher anzunehmen; auch wird er über die Sache mit dem Bischof des Ermelandes verhandelt haben.

[44]) Cod. dipl. Warm. I. No. 308. Vgl. Kolberg in der Ermel. Zeitschr. Bd. 3. S. 45, 46. Ob aber auch die Verschreibung von 1351 über den Krug bei Ryn, Cod. Warm. II. No. 170, hieher gehört, wie Kolberg S. 46, Anmerk. 36 nachzuweisen sucht, ist doch wohl noch zweifelhaft.

Rössel lag, der Besitz der Seen Purde (bei Klein-Purden), Sirwind und Aringine (beide nördlich vom vorigen) zweifelhaft gemacht.[45])

Die Streitigkeiten wegen der Ostgrenze tauchten wohl nicht vor dem Jahre 1361 auf, in welchem der Bischof noch Fischerei in dem See Willike oder Wilke (südlich von Heilige Linde) verschreibt, welcher nachmals außerhalb des Bisthums zu liegen kam.[46]) Der Hochmeister Winrich von Kniprode und der Bischof Johann II. Striprock kamen am 24. Juni 1369 in Neukirch bei Frauenburg zusammen, um eine Einigung zu Stande zu bringen; aber der Riß wurde nur ärger. Nach dem Berichte eines dem Orden sehr feindseligen Schriftstellers, Plastwig, welcher etwa hundert Jahre später eine Chronik der ermeländischen Bischöfe schrieb, soll der Hochmeister eine Waffe gezogen haben, den Bischof zu ermorden!! Der Bischof verklagte unmittelbar darauf den Orden bei dem Papste Urban V. wegen Occupation einiger der ermeländischen Kirche gehörigen Besitzungen.[47]) Trotz der Abmahnungen des Papstes zog der Orden auch jetzt noch Ländereien der Kirche ein.[48]) Die Schiedsrichter, welche endlich zur Entscheidung der Sache eingesetzt wurden, erhielten den doppelten Auftrag, die von beiden Theilen vorgelegten Urkunden zu prüfen, die Grenzen des Bisthums nach der Circumscriptionsurkunde Anselms festzustellen und zu untersuchen, ob nach Ausweis der ersteren der Kirche sonst noch etwas gebühre.[49]) Der Proceß zog sich Jahre lang hin und wurde erst nach des Bischofs Johann's II. Tode durch Compromiß des Hochmeisters mit dem

---

[45]) Diese Seen werden in dem oft erwähnten Verzeichniß: Cod. Pruss. IV. No. 126 erwähnt. Purde auf den See Purdunek beim Dorfe Burdungen zu deuten, wie zu Plastwig S. 66, Note 33 geschieht, scheint weniger natürlich. Statt Serwynte hat Plastwig irrthümlich Swerlbinte. Aringine ist wohl der See, aus welchem der Fluß Ardinghenen abfließt; die Flüsse Sirwinthen und Ardinghenen aber fließen dicht neben einander. Cod. Warm. II. No. 357. Die Erwähnung gerade dieser Seen macht es mir wahrscheinlich, daß das Seenverzeichniß alt und ächt ist.

[46]) Urk. von 1344 und 1361. Cod. Warm. II. No. 32, 309. Vgl. Kolberg S. 46, Anmerk. 35. Die Verschreibungen über Fischerei im See Weder bei Widrinen von 1344 und 1359, Cod. Warm. II. No. 32, 285, sind hier zu übergehen, da dieser See auch nach der Ausgleichung der Parteien zum Theil dem Bisthum verblieb.

[47]) Bulle vom 15. März 1370. Cod. Warm. II. No. 441: super spoliatione et occupatione nonnullarum terrarum ad . . . Warmiensem ecclesiam spectantium.

[48]) Bulle vom 2. September 1371. Cod. Warm. II. No. 449.

[49]) Urkunde vom 15. April 1372. Cod. Warm. II. No. 459.

Bischof Heinrich III. Sorbom vom 18. Juni 1374[50]) und Ausspruch der Schiedsrichter vom 28. Juli 1374,[51]) der die päpstliche Bestätigung erhielt, beendet. Die Grenzen des bischöflichen Territoriums wurden näher bestimmt, als dies früher geschehen war, blieben aber im Ganzen unverändert. Was die Ostgrenze betrifft, so wurde nun eine Meile, wie der Orden wollte, von Rössel südwärts bis zum See Weder (bei Wibrinen) gemessen; die Ostgrenze sollte von Kurken durch diesen Punkt nach dem Walde Kralotin in gerader Linie fortgehn. Sie ist aber zu Gunsten des Bisthums zwischen Kurken und dem Wedersee doch etwas auswärts gebogen, so daß in der Gegend der Seen Purde, Sirwint und Aringine nichts verloren ging.

Die Ansicht, welche der ermeländische Geschichtschreiber Plastwig in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts ausspricht,[52]) daß bis zu der Zeit des eben berührten Prozesses überhaupt nur der westliche Abschnitt der Diöcese vom frischen Haff bis zu der Linie Kurken-Insterburg zur Theilung gekommen sei, und daß der Bischof von diesem Abschnitt kaum die Hälfte des ihm zustehenden Drittels erhalten habe, mag schon von den Zeitgenossen des Bischofs Johann II. aufgestellt sein; so selbstverständlich erscheint die Voraussetzung über das Object der Theilung von 1254 dem, welcher über den wahren Sachverhalt nicht unterrichtet ist, und so unzureichend und dürftig erscheint der Antheil der ermeländischen Kirche, mit welchem der Bischof Anselm in maßvoller Gesinnung und billiger Berücksichtigung der Umstände, sich befriedigt erklärte, demjenigen, der bei der Theilung ein Interesse hat; aber jene Voraussetzung ist falsch, und das Recht des Ordens ist durch Anselms Genehmigung trotz alles Querulirens späterer Zeit festgestellt. Was dagegen Plastwig über den noch zu theilenden Abschnitt der Diöcese sagt, ist doch so haltlos,[53]) daß es ein Zeitgenosse des Bischofs Johann II., und wenn er noch so parteiisch für die ermeländische Kirche gewesen wäre, nicht wohl geschrieben haben kann. Er sagt, der zu theilende Abschnitt sei fast doppelt so groß, als der getheilte, 25 Meilen breit

[50]) Cod. Warm. II. No. 494.

[51]) Cod. Warm. II. No. 497.

[52]) Plastwig S. 69—71.

[53]) Denn verworren kann ich es mit dem Herausgeber der Chronik S. 71 Anm. 41 nicht nennen.

und 30 Meilen lang; die Breite von 25 Meilen mißt er offenbar von Kurken bis Insterburg, wo angeblich die erste Theilung stehen blieb, und setzt dieselbe an der Memel ebenfalls voraus; die Länge mißt er in der Richtung des Pregels von Insterburg durch den Bewtamedie und über die Scheschuppe zur Memel, oder (da die Grenze des Bisthums längs dem Omuleff und der polnischen Grenze hin keine gerade Linie bildet) in der Richtung der Nordostgrenze des Ermelandes von Rößel über Lötzen und Lyck. Beide Wege sind aus alten Aufzeichnungen[54]) bekannt und haben in der That die von Plastwig angegebene Länge. Wenn der Herausgeber des Plastwig und Bender in einer Abhandlung über die ermeländische Diöcese,[55]) von welchen jener den Bewtamedie nicht nachzuweisen vermag, dieser ihn irrthümlich mit dem weit entlegenen Buddern zusammenbringt, Plastwig's Darstellung so auffassen, als ob er das zwischen den beiden erwähnten Wegen liegende Gebiet als das zu theilende bezeichne, so thun sie ihm Unrecht, weil sie ihm damit zutrauen, daß er das ganze große Stück Land zwischen dem zweiten Wege und der polnischen Grenze ganz vergessen habe, und widersprechen ihm auch, weil ja dann die Breite des zu theilenden Gebietes keinesweges 25 Meilen betrüge. Was Plastwig in der That sagt, kann aber nur unbedachtsamer Eifer geschrieben haben; nicht genug, daß er hier die frühere Voraussetzung, als ob überhaupt noch etwas zu theilen gewesen sei, festhält, er vergißt auch — oder weiß er es überhaupt nicht? — daß ein großer Theil des von ihm bezeichneten Gebietes gar nicht mehr zur ermeländischen, sondern zur samländischen Diöcese gehörte — was von dem Herausgeber des Plastwig richtig hervorgehoben ist. Mit solchem Diensteifer im Interesse der Partei stimmen die Redeblumen und Expectorationen Plastwigs an andern Stellen[56]) sehr gut. Wenn aber Grunau, welcher Plastwig vielfach benutzt und oft überbietet, nun gar behauptet, daß auch Bartenstein, Schippenbeil, Rastenburg und Passenheim mit den zugehörigen Gebieten zum Bischofstheile gehört hätten,

---

[54]) In den SS. rerum Pruss. T. II. p. 682 No. 39 (wo auch der Bewtamedie vorkommt) und p. 702 No. 88.

[55]) Ermel. Zeitschrift Bd. 2. S. 370 ff.

[56]) Z. B. p. 62 und 64.

der Kirche aber entzogen wären,[57]) so ist dies eins der bei ihm so überaus zahlreichen Beispiele — nicht des Irrthums, sondern der Erdichtung resp. Fälschung. Dennoch ist eben diese Behauptung auch von Treter und Leo recipirt,[58]) welche über Grunau's schriftstellerischen Charakter noch völlig im Unklaren sind.

Auch den Anschauungen der neueren ermeländischen Historiker, die für die Heimathskunde so Vortreffliches geleistet und auch die vorliegende Frage viel gründlicher als ihre Vorgänger behandelt haben, kann ich mich, wie der Gang meiner Darstellung gezeigt hat, in eben diesem Theile ihrer Untersuchungen nicht anschließen. Ich erlaube mir denselben meine abweichende Ansicht über die Theilung des Ermelandes als einen Beitrag zur Fortführung derselben vorzulegen, nicht zweifelnd, daß die allerdings etwas lückenhafte Ueberlieferung der Akten dennoch hinreichen werde, eine wissenschaftliche Verständigung über den vorliegenden Gegenstand herbeizuführen.

---

57) Grunau IX. c. 3. §. 14. Vgl. die Anmerk. zu Plastwig p. 67.

58) Treter de episcopatu et episcopis eccl. Warm. p. 16 und Leo Hist. Prussiae p. 164.

Kritiken und Referate.

Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation. Vorträge von Dr. Theodor Muther. Erlangen, 1866. (Deichert.) XII u. 499 S. 8.

Die vorliegende Sammlung von zum größten Theile in Königsberg gehaltenen Vorträgen, deren bereits soweit in ihr Königsberger handschriftliches Material verarbeitet ist, im Juliheft der Mtsschr. (S. 477 ff.) Erwähnung gethan wurde, stellt es sich zur Aufgabe, die „lebendige Anschauung der großen Reformationszeit einigermaßen zu fördern.“ Ganz abgesehen von dem allgemeinen Interesse, welches jeder Beitrag zum Verständniß jener Zeit beansprucht, wird schon der Umstand, daß einige der Vorträge von speziellem Interesse für unsere Provinz sind, einen kurzen Ueberblick über den Inhalt des Buches rechtfertigen.

No. I. („Bilder aus dem mittelalterlichen Universitätsleben“) giebt ein lebensfrisches Bild von dem Treiben an den Universitäten im 14. und 15. Jahrhundert, welche damals keineswegs der Sitz wahrer Wissenschaftlichkeit und humaner Bildung, wohl aber eine Stätte sittlicher Rohheit und Zügellosigkeit waren, in welcher sich aber trotzdem, der völlig verkommenen Klosterschule gegenüber, eine frische — wenn auch noch ungebändigte — Lebenskraft kundthat, die zu großen Erwartungen für die Zukunft berechtigte. Letztere bethätigte sich vor Allem in dem bewußten Ankämpfen der Universitäten gegen die Prätensionen der Kirche, d. h. dem unausgesetzten Ringen, die Wissenschaft von der Herrschaft der Kirche zu befreien. Dieser Prozeß der „Auseinandersetzung der Römischen Kirche und der Wissenschaft“ begann schon mit Entstehen der Universitäten und fand seinen Abschluß in der Reformation.

Im 2. Vortrage („zur Verfassungsgeschichte der deutschen Universitäten" S. 31—63) weist der Verf. an dem Beispiel der Fakultätsverfassung namentlich der Wittenberger und ihrer „Filiale" der Königsberger Universität nach, wie die deutschen Universitäten aus freien, selbständigen Corporationen sich allmählig in abhängige Staatsanstalten verwandelten und schließt nach einer eingehenden Würdigung des alten und des modernen Universitätscharakters mit beachtenswerthen Reformvorschlägen für die Gegenwart.

Der 3. Vortrag („politische und kirchliche Reden aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts" S. 64 ff.) macht uns mit zwei Reden der Humanisten Heinrich Bebel und Christoph Scheuerl „zum Lobe Deutschlands" (die erstere 1501 in der Hofburg zu Innspruck, die letztere 1505 zu Bologna gehalten) bekannt, welche besonders deshalb interessant sind, weil in ihnen zum ersten Male der wiedererwachte deutsche Sinn und deutsches Selbstbewußtsein siegreich der bisher unangefochtenen Alleinherrschaft Italiens auf dem Gebiete der Wissenschaft entgegentritt, deren Sturz durch die Reformation dann vollends die geistige Befreiung Deutschlands von der romanischen Race herbeiführte.

No. IV. (S. 95 ff.), welche von dem „Ausgange des Petrus Ravennas" handelt, verbreitet neues Licht über die letzten Lebensjahre und Irrfahrten dieses wunderbaren Mannes, insbesondere über seinen Streit mit dem in den „Briefen der Dunkelmänner" gegeißelten Dominikaner Jakob Hochstraten, sowie seine Stellung zu dem aus derselben Quelle bekannten Poeten Ortuin Gratius.

In No. V. (S. 129 ff.) haben wir es mit einem Landsmanne zu thun, dem zu Löbau in Westpr. geborenen, späteren Syndikus der Stadt Braunschweig, dann Leipziger Professor, und endlich als Vicekanzler der Universität Leipzig 1511 verstorbenen Dr. Christoph Kuppener, dessen Familie noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu den angesehensten und begütertsten Geschlechtern unserer Provinz gehörte. Seinem deutsch geschriebenen, für die Geschichte des Wechsel- und Handelsrechtes, sowie in mancher andern Beziehung wichtigen Buche über den Wucher — einer der ältesten Erscheinungen romanistischer Jurisprudenz in deutscher Sprache überhaupt — welches der Verf. zuerst aus dem Dunkel der Vergessenheit wieder ans Licht gezogen hat, wird eine besonders ausführliche Erörterung zu Theil.

Von hervorragendem Interesse für die Geschichte der Reformation ist der im 6. Vortrag (S. 178 ff.) geschilderte Lebenslauf des durch Vorzüge des Geistes und Charakters gleich ausgezeichneten Wittenberger Juristen D. Hieronymus Schürpf († zu Frankfurt a. O. 1554), eines der bedeutendsten Männer jener Zeit, welcher namentlich mit Luther durch Freundschaftsbande enge verknüpft war, die jedoch später der Streit über die Gültigkeit der heimlichen Verlöbnisse und überhaupt über die Autorität des Kanonischen Rechts in protestantischen Landen für immer zerriß.

In No. VII. und VIII. (S. 230 ff.) giebt der Verf. eine sehr ausführliche Biographie des D. Johann Apel, welcher von 1530—34 in Königsberg als Kanzler des Herzogs Albrecht fungirte. Ueber Apels Schriften und deren wissenschaftliche Bedeutung, ferner über seine Verhältnisse zu den Reformatoren und Humanisten, und vorzüglich auch über seine diplomatische Thätigkeit im Dienste und später noch im Interesse des Herzogs erhalten wir hier aus vielen bisher unbekannten Quellen ganz neue Aufschlüsse. Die Arbeit gewährt somit auch für unsere Provinzialgeschichte ein ganz spezielles Interesse.

Ebenso nimmt neben dem allgemeinen noch ein besonderes lokales Interesse der letzte Vortrag (S. 329 ff.) in Anspruch, welcher das Leben der in Königsberg verstorbenen Lieblingstochter Melanchthons, Anna, erzählt, deren Bildniß die linke Seite des Altars der Domkirche schmückt. Schon in frühester Jugend an den spätern ersten Rektor der Albertus-Universität, Georg Sabinus (eigentlich Schuler) vermählt, führte sie, bitter enttäuscht, an der Seite dieses ebenso eiteln, selbstsüchtigen und herzlosen, als leichtsinnigen und unbeständigen Mannes ein freudloses, an schwerem häuslichen Ungemach reiches Leben, bis sie durch langjähriges Seelenleiden gebrochen noch nicht 25 Jahre alt ins Grab sank.

Den Schluß des Buches (S. 370 ff.) bilden Beilagen mit reichem bibliographischen und urkundlichen Material.

Sollen wir nach dieser Uebersicht über das Ganze ein Urtheil abgeben, so kann es nur dahin lauten, daß es dem Verf. vortrefflich gelungen ist, die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, zu erfüllen. Wir erhalten ein klares, lebensfrisches Bild von dem Universitäts- und Gelehrtenleben der Reformationszeit und die mitwirkenden Männer in jener Periode gewalti-

gen geistigen Ringens treten überall in ihrer wahren Bedeutung und ihrer ganzen Persönlichkeit deutlich hervor. Zum besondern Vortheil gereicht es dem Buche, daß es höchst anziehend geschrieben ist und sich trotz der umfassenden, zum großen Theil archivalischen Studien, auf denen es beruht, und des massenhaften Materials, welches in ihm verarbeitet ist, leicht und angenehm fortliest. So hoffen wir denn auch, daß der Wunsch des Verf. in Erfüllung gehen wird, welcher sich nicht bloß Gelehrte von Fach, sondern Freunde der Geschichte überhaupt als Leser wünscht.

—i.

Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorenen Menschenlebens von Ernst Wichert. Berlin (Otto Janke) 1866. 3 Bde.

Während zwei dramatische Arbeiten Wicherts, der Scherz „In Feindesland" und das Trauerspiel „Kaiser Otto der Dritte", sich ihren Weg über die Bühne bahnen, haben wir gleichzeitig für einen Roman aus derselben Feder zu danken. „Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorenen Menschenlebens" lautet der Titel. Der Schauplatz der Handlung ist wesentlich der nordöstlichste Theil unserer Provinz — unschwer erkennt man die Orte — und dieser Umstand allein würde, abgesehen von allen anderen Rücksichten, es rechtfertigen an dieser Stelle näher auf den Roman einzugehen. Die Dichtung und die zeichnende Kunst haben in neuester Zeit mehrfach ihre Stoffe aus Litauen entnommen, aber es sei gleich hier gesagt, Wicherts Schilderungen von Land und Leuten daselbst haben entschiedene Vorzüge und sind z. B. denen Temmes wesentlich überlegen. Willibald Alexis ist der Walter Scott der märkischen Lande, Edmund Höfer der Dichter der pommerschen Ostseeküste geworden. Sollte nicht auch Litauen dem Auge des Dichters Nahrung zu gewähren und den Stoff für anziehende Schilderungen zu liefern vermögen? Sollte es nicht möglich sein dieser von der Natur nicht eben verschwenderisch behandelten Landschaft, diesem Wechsel von Laub- und Nadelholz, von nassen und trockenen Wiesen, von Sand und Haide und Moor, poetisches Leben einzuhauchen? Gewiß. Jedes Grenzland hat seinen besonderen Reiz, aber in erhöhtem Maße gerade die südwärts von Polangen bis nach russisch Neustadt sich dehnende Grenze. Der Gedanke, daß ein schmaler Streifen neutralen Ge-

bietes hier zwei große Reiche von einander scheidet, das Gefühl der chinesischen Mauer, welche mit doppelten und dreifachen Schranken fremde Industrie und die Bewegung der Geister von Rußland abhalten soll, der Gegensatz deutscher und slavischer Kultur, der an der schmalen Grenzlinie sich scharf herausstellt; — Alles das macht das oben bezeichnete Gebiet für den denkenden Beobachter interessant. Das Kulturbild reizt um so mehr zur Betrachtung, als die Strahlen deutscher Kultur durch die fremde Nationalität der Litauer gebrochen werden.

Es mag wenig Kreise unseres Vaterlandes geben, welche so wenig von den allgemeinen Strömungen der Thatsachen wie des Verkehrs berührt worden sind; so trägt Alles hier einen gewissen ursprünglichen Character gleich den weiten Haidestrecken, auf denen die erratischen Blöcke noch unberührt von Menschenhand seit der Zeit liegen, in welcher sie von schwimmenden Eisfeldern aus Scandinavien hierher getragen wurden. Eine Sprache, welche einer Insel gleich in der slavischen Sprachgruppe sich erhalten hat und vielfach auf einer nicht minder alterthümlichen Lautstufe steht als das Griechische; Kleidung, Nahrungsweise, Wohnung von entschieden nationalem und einfachstem Gepräge; Anschauung und Sitte von der Art, daß bei jeder Berührung die Kluft sichtbar wird, welche unser Denken und Empfinden, Wollen und Handeln von dem jenes Volksstammes trennt der Jahrhunderte wegen, die wir in Kulturbestrebungen durchmaßen, während jener als Hirten- und Fischervolk sein einfaches Dasein führte.

Der Roman der Neuzeit soll ein poetisch verklärtes, künstlerisch gereinigtes Bild des Lebens sein; es soll sich in ihm Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Beine finden. Der vorliegende Roman Wichert's erfüllt diese Forderung; es sind echte Züge unseres socialen Lebens in ihm und diese Schilderungen norddeutscher bürgerlicher Zustände erhalten einen besonderen Reiz dadurch, daß sich in sie das fremdartige Kulturbild litauischen Lebens einfügt, für dessen Zeichnung dem Verfasser, der jahrelang Richter in Litauen war, die Farben unmittelbarster Anschauung ebenso sehr wie das mit feinen Zügen malende Wort zu Gebote stehen. Referent, der nur wenig Meilen von des Verf. früherem Aufenthaltsorte ansässig ist und seit sechs Jahren die Gegend weidlich durchstreift hat,

kann die Treue des Colorits nur rühmen. Es wird, besonders Lesern und Beurtheilern des Romans, welche unserer Provinz ferner stehen, gegenüber nicht überflüssig sein, dies zu betonen. Denn dem mit litauischer Sitte Unbekannten möchten gewisse Züge z. B. in dem Benehmen Elses gegen Anton Branser — so heißt die Hauptperson des Romans — unwahrscheinlich und deshalb als verfehlt erscheinen; ihre Liebe zu Jenem scheint roh und unzart, aber sie ist die Liebe eines Naturkindes und kleidet sich in Formen, welche das Product allgemein litauischer Anschauungen und Gewohnheiten sind; sie schwört, um den Geliebten zu retten, einen Meineid und zwar in klarster Ueberlegung geschickt zwischen Lüge und Wahrheit balancierend und trotzdem hält sie sich noch nicht so schlecht, daß sie nicht von ihrer Liebe und von dem Leben noch Glück erwartete. Ist das möglich? Keine Spur von Gewissensbissen zeigt sich in ihrem späteren Benehmen. Und aus solchen Händen muß Branser die Freiheit empfangen? an eine solche Seele sollte er als Mann von Ehre sich ketten, weil er ihr die Ehe versprach und weil ihr Knabe ihn Vater nennt? Wohl ist er an sich so weit gekommen, daß er auf höhere Stellung als auf die eines Arbeiters an der Seite der Bäuerin nicht mehr rechnen kann, aber welch einen Character zeigt diese Bäuerin! — Das ist einer von den Fällen, in welchen Unbekanntschaft mit litauischer Sitte dazu gelangen könnte, der Erfindung des Dichters Vorwürfe zu machen. Aber Jeder, der auch nur eine Schwurgerichtsperiode in Litauen verfolgt hat, wird wenigstens einen Proceß anführen können, der wegen eines mit lügnerischem Vorbehalt, mit irgend einer sophistischen oder jesuitischen Selbsttäuschung geschworenen Eides geführt wurde. Die Forderung der subjectiven oder poetischen Wahrheit ist in der That von dem Verf. so erfüllt, daß sie die objective sein kann. Das Gleiche gilt von Elses sonstigem Benehmen; diese ruhige, fast geschäftliche Art, wie sie die Ehe begehrt, die sie als etwas Selbstverständliches und Nothwendiges ansieht; der völlige Mangel an zärtlichen Worten und zärtlichem Thun, das Ertragen selbst thätlicher Mißhandlung und doch die durchbrechenden Strahlen einer Liebe, welche auf sich selbst verzichtet und auch unsere Anschauung zufrieden stellen kann.

Es sind keine großen Gegensätze und Fragen, welche in dem vorlie-

genden Romane nach ihrer Lösung ringen, nicht Kreise wichtiger Interessen, in welche der Verf. uns führt. Es ist eben nur der Kreis bescheidenen bürgerlichen Lebens, aber das, um was es sich handelt, ist denn doch immer das Höchste und Letzte, was ein Mensch einsetzen kann, — die sittliche Existenz. Der Verf. hat es verstanden, die Geschichte des verlorenen Menschenlebens dramatisch zu gestalten und das Interesse steigend zu spannen. Der äußere Rahmen ist einfach genug. Anton Brauser ist der Sohn eines preußischen Richters. Zur Offiziercarriere bestimmt, wird er durch den Tod seines Vaters genöthigt als einfacher Kapitulant zu dienen; durch eigene Schuld wird er Betrüger, wird entdeckt und bestraft. Von nun an bezeichnet jede Phase seines Lebens nur einen neuen mißlungenen Versuch sich emporzuheben. In Standesvorurtheilen groß geworden, ohne etwas Rechtes gelernt zu haben, fern von jeder sittlichen Schätzung der Arbeit wird er der Verhältnisse nimmer Herr, weil er sich nicht mit sich auseinander gesetzt hat. Er bleibt durch leidenschaftliches Begehren über das Maß hinaus in starker Befangenheit, indem er versucht sein Inneres in die That umzusetzen. Es ist ein unseliger Irrthum, in welchem er verharrt. Er hält die Besserung seiner äußeren Lage für die Bedingung jeder sittlichen Besserung; er glaubt nicht Achtung von Anderen erwarten zu dürfen, so lange er selbst sich nicht achten kann und er kann das nicht, ehe er nicht anständig zu leben hat. Das ist der Zirkel, aus dem er in seiner leidenschaftlichen Befangenheit nicht herauskommt und in dem er schließlich seinen Lebensnachen gewaltsam zerschellt, nachdem er Kellner, Majordomus und Geliebter einer kurländischen Baronin, Schmugglerführer und Winkelconsulent in Litauen, Commis und zuletzt herrschaftlicher Jäger gewesen ist. Diese letzte Phase seines verfehlten Lebens ist auch die bitterste. In dem Hause des Herrn von Pronski, dem er dient, findet er ein junges Mädchen, zu welchem er bei Beginn seiner Laufbahn eine aufrichtige und ausgesprochene Liebe empfunden hatte, als Lehrerin der Kinder und als Freundin der Familie wieder. Sie, welche der einzige ideale Stern seines Lebens gewesen war, sie um deren willen er dem Leben das so oft versagte Glück noch hätte abringen mögen, tritt ihm hier gegenüber äußerlich und innerlich bereits durch eine Kluft geschieden, welche das verblaßte Bild jugendlicher Erinnerungen nicht mehr zu überbrücken vermochte. Brau-

sers Eitelkeit spiegelt ihm ein Nebelbild von Steg darüber vor und als dieser in Dunst zerfließt, ist das Leben für ihn zu Ende.

Die Characteristik sämmtlicher Personen ist tüchtig und von jener echt menschlichen Art, welche des Verf. dramatische Arbeiten auszeichnet. Aurelie, die Tochter des armen Schulmeisters, welche anständig und tüchtig ihren Weg durchs Leben sucht und findet, nicht ohne Prüfung des Herzens; der alte Hepke, Antons getreuer Eckart in den letzten Jahren, Wohlwollen und trefflich biedere Weltanschauung in schlichter Gestalt verkörpert; der unlautere Geist des Kaufmanns Stephaniew in Memel und dessen Gattin; der Herr von Pronski und dessen Familie; der alte Justizrath, Brausers Vertheidiger vor dem Schwurgericht — es sind alles Gestalten voll Lebenswahrheit und charactervoller Erscheinung. Anknüpfend an die letztgenannte Person heben wir besonders die Schwurgerichtsverhandlung hervor, die ein bis in die kleinsten Züge sorgsam ausgeführtes Gemälde von wahrhaft dramatischer Kraft ist.

Der Roman sei bestens und warm zur Lectüre empfohlen.

Druck und Papier sind gut. Einige Druckfehler leichter Art sind durchgeschlüpft z. B. im ersten Bande S. 2: anerwärts; S. 55: Honorationen; S. 200: noro für noru (ich will nicht); S. 240: szinnau für źinau; S. 241: Schurrbärtige.

H. G.

Alterthumsgesellschaft Prussia.

(Vgl. III, 465.)

28. September. (Erste Sitzung nach den Ferien.) Als neues Mitglied ist beigetreten Hr. Dr. phil. Krosta, ord. Lehrer an der städtischen Realschule. — An Alterthumsgegenständen sind geschenkt worden: von Hrn. Rittergutsbes. Stellter auf Gr. Mischen der in Aussicht gestellte Opferstein (vgl. Bericht vom 25. Mai, Monatsschr. III, 360) mit einem nur zur Hälfte erhaltenen zweiten Steine gleicher Art, sowie eine Silbermünze des großen Kurfürsten, welche in Mischen unter einem Steine gefunden wurde. Die Münze, etwa in halber Guldengröße, zeigt auf der Vorderseite das nach rechts gewandte Brustbild, darunter die Buchstaben C. V, und mit der Umschrift: FRID.[ericus] WILH.[elmus] D.[ei] G.[ratia]

M.[archio] B.[randenburgensis] S.[ancti] R.[omani] I.[mperii] ARC.[hicamerarius] & PR.[inceps] EL.[ector]; auf der Kehrseite das Wappen unter dem Kurhut, mit der Umschrift: SUPREMUS. DUX IN PRUSSIA., und unten zu den Seiten des Wappens die zertheilte Jahreszahl: 16 — 74. Bei Weise (Vollständiges Gulden-Cabinet, Nürnberg 1780. 8°.) ist diese Münze nicht aufgeführt. — Ferner hat Hr. Kreiskassen-Rendant Niebios in Lötzen (Mitglied der Gesellschaft) einen wohlerhaltenen Steinhammer geschenkt, welcher gelegentlich der Beackerung eines Feldstückes auf dem zum Gute Gronden (Kr. Angerburg, Kirchsp. Buddern) gehörigen Areale vor cca. 5 Jahren gefunden worden ist. — Für die Bibliothek sind, ebenfalls als Geschenke, folgende Druckschriften eingegangen, und zwar durch Vermittelung der Königl. Regierung:

Compte-rendu des travaux de la commission des monuments et documents historiques et des bâtiments civils du département de la Gironde Pendant les exercices de 1862 à 1864 (Paris) Bordeaux 1865. 8°, mit beigeheftetem: Dictionnaire géographique et historique de la Gironde Rédigé . . . par M. J. Reclus Bordeaux 1865. 8°, und außerdem noch: Table alphabétique et analytique des matières contenues dans les compte-rendus . . . de 1840 à 1855. (Paris) Bordeaux 1865. 8°;

durch Hrn. Archiv-Rath von Mülverstedt, Provinzial-Archivar in Magdeburg:

Erster, Zweiter Vierteljahrs-Bericht des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde des Herzogthums und Erzstifts Magdeburg. 1866. 8°;

von Hrn. Privatdocenten Dr. Lohmeyer:

R. Bergau, Schloß und Dom zu Marienwerder. Besonderer Abdruck aus der „Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde“. Berlin 1865. 8°;

von Dr. Reicke das 5. Heft der Altpreußischen Monatsschrift, endlich von Dr. Steffenhagen:

Carolus Eduardus Gueterbock, De jure maritimo . . . Regimonti Prussorum 1866. 4°, und: Jura Prutenorum . . . edidit Paulus Laband. Regimonti Pr. 1866. 4°.

Hr. Minden berichtet, auf Grund anderweitiger Mittheilungen, über einen eigenthümlichen Bernsteinfund bei Namslau in Schlesien. Der Fund bestand in einer bedeutenden Quantität rohen Bernsteins — etwa acht Metzen — in kleineren und größeren Stücken, die zusammen an 120 Pfund wogen, und bei der Aufdeckung von Hünengräbern zwischen zwei Aschenkrügen und unter einer Decke von mauerartig gesetzten Steinen gefunden wurden (vgl. N. Jahrbuch für Mineralogie 1866. S. 505 ff. 43ster Jahres-Bericht der Schlesisch. Gesellsch. für vaterländ. Cultur 1866. S. 104 ff.; die hier ohne nähere Angabe angeführte „merkwürdige" Abhandlung v. J. 1748 „über den Bernsteinhandel in Preußen vor der Kreuzherrn Ankunft" steht in der „Preuß. Sammlung" II, 133 ff.). — Dr. Reicke macht aufmerksam auf den von Hrn. Bauführer Bergau vorbereiteten Plan einer zusammenfassenden Arbeit über die Bauten des Deutschen Ordens im Samlande und wiederholt die Bitte des Genannten, ihn mit einschlägigen archivalischen Notizen zu unterstützen (cf. Monatsschrift III, 558*).

26. October. Die ganze Sitzung wird durch Vorzeigung der mannigfaltigsten Alterthumsgegenstände in Anspruch genommen. Es werden vorgelegt: von Hrn. Douglas (Trömpau) verschiedene Gegenstände aus Stein, Bronce, Eisen (letztere als Geschenk), in Gräbern dortiger Gegend gefunden; von Hrn. Dr. med. Hensche eine größere Sammlung von Bernsteinkorallen aus dem Samlande. — Hr. Dr. G. Berendt zeigt und erläutert mehrere bearbeitete Bernsteinstücke, welche in dem kurischen Haffe bei Schwarzort, bei Gelegenheit der Bernsteinbaggereien, zu Tage gefördert sind (cf. Alterthumsfunde No. 10. Mtsschr. II, 755). Der Charakter der Bearbeitung weist deutlich auf drei verschiedene Zeitperioden. Mit den in Gräbern gefundenen Bernsteinstücken haben die vorgezeigten keine Aehnlichkeit. Es bleibt fraglich, ob dieselben etwa aus Gräbern in das Haff gespült, oder bei Fahrten verloren gegangen sind. — Hr. Geheimrath Schubert zeigt unter lehrreichen Erläuterungen besonders interessante Stücke seiner werthvollen Münzsammlung, als: Römische Kupfermünzen aus dem 2. Sec. p. Chr., eine sehr seltene Goldmünze von Johannes, dem Usurpator des Kaisers Valentinian II., aus dem J. 423 und Arabische Silbermünzen von Harun al Raschid und Almansor, sämmtlich in unserer

Provinz gefunden. — Von Hrn. Cantor Preuß (aus German) werden vorgezeigt eine überaus reiche Sammlung der verschiedenartigsten Korallen aus Stein, Thon, Bernstein, Glas, Metall (600 an der Zahl) und 200 Stück diverser Münzen. Beide Sammlungen, im Kirchspiel German allmählig zusammengebracht, werden gegenwärtig von dem Besitzer zum Verkauf gestellt. — Endlich bringt Hr. Rechnungsrath Ulmer die hier im Pregel neuerlich herausgebaggerten alten Schwerter (cf. Alterthumsfunde No. 34 Mtsschr. III, 566.) zur Vorzeigung, welche inzwischen in seinen Besitz übergegangen sind und von ihm als Geschenk an die Gesellschaft abgegeben werden.

S—n.

Mittheilungen und Anhang.

Zu Wigand von Marburg.

„Der fürstlich fürstenbergische Hofbibliothekar Dr. Barack in Donaueschingen hat ein Bruchstück der verloren gegangenen deutschen Originalchronik des Chronisten Wigand von Marburg in der dortigen Bibliothek aufgefunden. Diese Chronik war bisher nur in einer lateinischen Uebersetzung bekannt, welche auch in den „Scriptores rerum Prussicarum“ hrsg. von Theod. Hirsch, Max Töppen und Ernst Strehlke, eine gediegene Bearbeitung gefunden hat. Das Bruchstück umfaßt zwei Pergamentblätter in 4to, die zum Einband eines älteren Buches verwendet waren, im Ganzen 134 Verse, deren Inhalt in den Kapiteln 34, 35, 36 (Anfang) und 38 der in den Scriptores abgedruckten lateinischen Uebersetzung der Chronik wiedergegeben ist. Dr. Barack wird seinen Fund veröffentlichen.“ — (Illustr. Ztg.)

Beilage z. Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit. 1866. No. 8. Sp. 296.

Der obige Fund bietet ein werthvolles Seitenstück zu den Original-Fragmenten der Wigand'schen Reimchronik, welche durch Kausler und Krömecke in zwei von einander unabhängigen Handschriften entdeckt und in den Jahren 1845 und 1858 veröffentlicht worden sind (vgl. Hirsch Scriptores rerum Prussicarum II, 441, 442). Während Krömecke's Fragmente außer 16 Versanfängen (cap. 43 der Lateinischen Uebersetzung) nur zweimal 17 Verse (cap. 38), die beiden Kausler'schen Quartblätter aber im Ganzen 124 Verse (cap. 11) enthalten, übertrifft Barack's Fund die letzteren noch um 10 Verse (vorausgesetzt, daß die Zahl 134 kein

Fehler ist). Hieraus ergiebt sich zugleich, daß B.'s Handschrift von der Kansler'schen unabhängig ist, da sie eine größere Zeilenzahl besitzt. Dagegen bliebe die Frage offen, ob etwa Krömecke's Fragmente zum vorliegenden Funde in näherer Beziehung stehen, und ob vielleicht beide Funde einer und derselben Handschrift angehören. Wenn ferner der Inhalt von B., soweit er den capp. 34, 35, 36 der Uebersetzung entspricht, unbedenklich als durchaus neu zu betrachten ist, so bleibt für den übrigen Inhalt = cap. 38 fraglich, inwiefern derselbe auch bei Kr. = cap. 38 sich wiederfindet, oder nicht. Sind alle 134 Verse ohne Ausnahme neu, so zählen wir jetzt, mit Einschluß der bei Caspar Schütz überlieferten Stücke, insgesammt 401 vollständige Verse der Urschrift eines Werkes, dessen ganzer Umfang auf mindestens 25,000 Verse veranschlagt werden kann.

S—n.

Münzfund.

Im Mingethale wurde im Juli d. J. bei Schernen ein römisches As gefunden; die Vorderseite zeigt den Kopf des Kaisers Gordianus mit der Umschrift IMP(erator). GORDIANVS. PIVS. FEL(ix) AVG(ustus), die Rückseite einen römischen Krieger mit der Lanze und der Umschrift TR(ibunus) P(lebis) IIII COS(consul) II, nebst den Buchstaben S(enatus) C(onsulto). Da Gordianus III. im J. 238 n. Chr. zur Regierung kam, in welcher er sich bis 244 behauptete, und nach Eckhel Doctr. num. VII. p. 309 ff. die Beinamen Pius Felix in seinem zweiten Regierungsjahre annahm, so muß die Münze in die Jahre 239 bis 244 gesetzt werden; die Angabe des 2. Consulats weist auf 239.

Memel. H. Genthe.

Ein Shakespear-Portrait in Königsberg.

Auf der Königsberger Stadtbibliothek fand der Unterzeichnete ein Protrait in 3/4 Lebensgröße, welches nach seiner Ansicht und aller derjenigen, die es in Augenschein genommen haben, niemand anders als Shakespear vorstellt. Eine Bezeichnung fehlt freilich, aber die Aehnlichkeit mit andern Bildern ist ganz überzeugend. Es ist auf Holz in Oel gemalt und

schon stark nachgedunkelt, so daß die Fleischtöne unangenehm grell hervorstechen. Künstlerischen Werth hat es nicht, aber doch bleibt es interessant, daß ein offenbar älteres Bild des Dichters sich nach Königsberg verirren und lange Zeit hier unbekannt bleiben konnte. Ursprünglich gehörte es, wie Hr. Archivar Dr. Meckelburg gefälligst mittheilte, zur Hippel'schen Sammlung, die, nach dem im Jahre 1796 erfolgten Tode Hippels in den Besitz der Stadt überging. Wo Hippel es angekauft hat, ist nicht mehr zu erfahren; jedenfalls scheint es nicht in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gemalt worden zu sein. Unter den bekannten Portraits Shakespear's, die bekanntlich viele Divergenzen haben, ist der sogenannte Chandos-Shakespear derjenige, mit dem unser Bild die größte, obgleich nicht eine vollkommene Aehnlichkeit hat. Vermuthlich ist es eine etwas freie Copie nach dem genannten Original, mit Zuhülfenahme anderer Portraits des Dichters; jedenfalls scheint der Maler mit der bildlichen Darstellung Shakespear's und der Ueberlieferung über sein Aussehen, die Farbe der Haare, der Augen ꝛc. wohl bekannt gewesen zu sein. Der Ohrring fehlt nicht; das Wamms ist von ganz einfachem Schnitt und tiefschwarz, der Hemdkragen steht offen, die Bänder desselben hängen herunter. Um das von einer ungeschickten Hand unsorgfältig lackirte Portrait ist ein steinerner Fensterrahmen von ovaler Form gemalt, am Kopfende mit einer tragischen und komischen Maske nebst Lorbeerzweigen verziert. Die äußersten Kanten des Fensterrahmens sind mit einer Säge abgeschnitten, und zwei an dem so entstandenen Viereck fehlende Eckstücke von Holz eingeleimt. Nach dieser Gestaltung ist das Bild übermalt worden, wie die an den Schnittflächen hinüber gelaufenen Pinselstriche beweisen. — Herr Hofphotograph Riebel hat auf mein Ersuchen die Gefälligkeit gehabt, dasselbe, so gut das alte Bild es erlaubte, zu photographiren. Eine der Copien werde ich nach Berlin, die andere nach London an Sachverständige schicken; sollten diese etwas Erhebliches über das Bild zu bemerken finden, so werde ich nicht verfehlen, ihre Bemerkungen durch diese Zeitschrift mitzutheilen.

Wehlau. Fritsche.

Handschriftliche Funde aus Königsberg.*)

(Vgl. III, 468.)

17. Zwei kleine Fragmente des Sachsenspiegels.

Unter No. 8 der Handschriftlichen Funde (Monatsschr. III, 279) ist über „ein neu entdecktes Sachsenspiegel-Fragment" der Königl. Bibliothek berichtet worden. Seitdem hat Dr. Reicke zwei weitere kleine Fragmente einer davon unabhängigen Pergament-Handschrift des Sachsenspiegels an's Licht gezogen. Er fand sie in der Kgl. Bibl. als Vorsatzstücke in einem Sammelbande von Drucken des 16. Jahrh. (Cdß. 659. 4⁰), deren Deckel 1547 als Jahr des Einbandes aufweist.

Beide Fragmente, doppelspaltig, die Spalte zu je 5 und je 6 Zeilen, gehören unmittelbar zu einander und bilden zusammen einen 11 zeiligen Breitendurchschnitt eines und desselben Blattes. Der Inhalt des Ganzen besteht, den 4 Spaltenüberresten entsprechend, in vier Bruchstücken aus dem Landrecht des Sachsenspiegels, und zwar im Bereiche vom letzten Artikel (72) des II. Buches bis III. art. 4, in folgender Weise: Spalte a = heiligen bis vnde, II. 72. §. 2; Spalte b = tage bis czu gehal[den] II. 72. §§. 4, 5 Homeyer not. 35; Spalte c = aber bis vridebre[cher], III. 1. §§. 1, 2; Spalte d = sint bis vorgeben ader, III. 2 am Ende bis 4 §. 1.

Zwischen den einzelnen Spaltenüberresten fehlen, nach Maßgabe des Erhaltenen, immer etwa 12 Zeilen, folglich zu jeder vollen Spalte oben und unten je 6 Zeilen. Mithin sind unsere Fragmente gerade aus der Mitte eines Blattes geschnitten, welches 23 Zeilen in der Spalte zählte und in kleinem Quart-Format bemessen war. — Der Text ist obersächsisch und ohne Glosse, die Schrift aus dem XIV. Jahrhundert.

Wir vindicieren auch diesem Funde seine Bedeutung als Ueberrest einer untergegangenen H. des Sachsenspiegels und als Beweisstück für dessen Verbreitung im alten Preußen. S—n.

*) Im Anschluß an No. 3 der Handschriftl. Funde (II, 376) ist zu bemerken, daß die dort erwähnten „mittelalterlichen Heilvorschriften" inzwischen abermals abgedruckt sind: Zacher Zwei medicinische Recepte, in Haupt's Zeitschrift Neue Folge I, 381 ff. 1866.

Universitäts-Chronik 1866.

1. Oct. Philol. Doctordiss. v. Joan. Otto Pfundtner (aus Abschruten bei Gumbinnen): Pausanias Periegeta imitator Herodoti. Regimonti Pr. Typis expressa Gumbinnae in aedibus Fr. et Wilh. Krauseneckii (Fr. Krauseneck et fil.) (57 S. 8.)

6. Oct. Mathem. Doctordiss. v. Joan. Theod. Meyer (aus Schweidnitz): De transformatione functionum ultraellipticarum. (28 S. 4.)

„Acad. Alb. Regim. 1866. V." Index lectionum ... per hiemem anni 1866 a. d. 18. Octobris P. P. O. instituendarum. [Prorector Dr. Alb. Wagner, med. et chir. P. P. O.] (15 S. 4.) Praefatus est L. Friedlaender de pretiis frumentis apud Romanos. (S. 3. 4.)

Verzeichniss der . . . im Winter-Halbjahre vom 18. Oct. 1866 an zu haltenden Vorlesungen u. der öffentl. academ. Anstalten. (4 Bl. 4.)

19. Oct. Philol. Docterdiss. v. Eugen. Rademacher (aus Darkehmen): Quaestiones de trilogia tragica Graecorum. (55 S. 8.) J

Lyceum Hosianum in Braunsberg 1866.

Index lectionum . . . per hiemem a die XV. Oct. . . . instituendarum. (h. t. Rector: Dr. Laur. Feldt, P. P. O.) Brunsbergae typis Heyneanis. (16 S. 4.) [Praecedit Dr. Josephi Bender de Henrico Episcopo Warmiensi, qui fuit ante Anselmum, commentatio. S. 3—14.]

Bibliographie 1865.

(Fortsetzung.)

Michelis, Dr. F. (Prof. d. Philos. am Lyceum Hosianum in Braunsberg), Kirche oder Partei? Ein offenes u. freies Wort an den deutschen Episkopat. Münster, Brunn. (55 S. gr. 8.) 1/4 Thlr.

— — Parergon an die Adresse d. Mainzer Katholiken u. des Seminarregens Moufang insbesondere. Braunsberg. Ed. Peter. (32 S. gr. 8.) 1/5 Thlr.

— — Fichte's u. Hegel's Verhältniß zur Naturwissenschaft. [Natur u. Offenbarung. Hft. 4.]

— — Zwei Pflanzenmonstra. [Ebd. Hft. 9.]

— — Die Uebereinstimmung der 4 ersten biblischen Schöpfungstage mit d. Natur unt. Zugrundelegung der Atomenlehre. [Ebd. Hft. 10.]

— — Mensch u. Affe. [Ebd. Hft. 12.]

— — Geschichte der Philosophie von Thales bis auf unsere Zeit. In allgemein fasslicher Darstellung. Braunsberg. Ed. Peter. (VIII u. 344 S. gr. 8.) 1 Thlr. 24 Sgr.

Müller, Aug. (Prof. Dr. in Kgsbg.), Zum Besten der Menschen u. der guten Hunde. [Kgsbg. Hartgsche Ztg. No. 292. 1. Beil.]

Mueller, Gust., De linguae latinae deminutivis. Diss. inaug. philol. Leipzig. (Kgsbg. Schubert & Seidel.) (VII u. 96 S. gr. 8.) 1/2 Thlr.

Mylimiausiје Wieszpatije Jēzuje Kristuje! (Klaipedoj', Monjuge arba Sulteкije.) (Tilsit, Druck v. J. Reyländer.) (1 Bl. 8.)

Nesselmann, Prof. Dr. G. H. F., Ueber den persischen Dichter Hafis. [Unterhaltungen d. liter. Kränzch. No. 5.]
— — Hafis, Schems-eddin Muhammed, der Divan. Im Auszuge übers. v. G. H. F. Nesselmann. Berlin. Weidmann. (VIII u. 216 S. 8.) 1⅓ Thlr.
Neumann, Prof. Dr. Carl, Der gegenwärt. Standpunct der mathemat. Physik. Akadem. Antrittsrede gehalt. in d. Aula d. Univers. Tübingen am 9. Nov. 1865. Tübingn. Laupp. (32 S. gr. 8.) ⅓ Thlr.
— — Das Dirichlet'sche Princip in seiner Anwendung auf die Riemann'schen Flächen. Leipz. Teubner. (2 Bl. u. 80 S. gr. 8.) 18 Sgr.
— — Vorlesungen über Riemann's Theorie d. Abel'schen Integrale. Mit 102 Holzschn. u. 1 lith. Taf. Ebd. (XIV u. 514 S. gr. 8.) 3⅔ Thlr.
— — Fr. Jul. (Reg.-Assessor), Die Gestaltung der mittleren Lebensdauer in Preußen seit 1816 in ihren Beziehungen zu dem gleichzeitigen Wachsthum des allgem. Wohlstandes der Bevölkerung. Inaug.-Dissert. Kgsbg. Koch in Comm. ⅓ Thlr.
— — Dr. Max (Docent d. deutsch. Rechtes u. Civilprocesses an d. Univers. Breslau), Geschichte des Wuchers in Deutschland bis zum Jahre 1654. Artikel 1. 2. [Zeitschr. f. Kirchenrecht hrsg. v. Dove u. Friedberg. V. Jahrg. Hft. 1. S. 43—114. Hft. 2-3. S. 208—233]
Olivier, Friedr. (Lehrer zu Kallnen im Kreise Gumbinnen), Kurzer Auszug aus der vaterländ.-deutschen- u. Kirchen-Geschichte . . . [cf. Altpr. Mtsschr. I, 763.] (N. Aufl.) Gumbinn. Gedr. bei J. F. Lemke. (16 S. gr. 8.)
Ortschafts-Verzeichniß, Alphabetisches, f. d. Reg.-Bez. Marienwerder. Hrsg. von der Kgl. Ober-Post-Direction in Marienwerder. Marienw. Gedr. in d. A. Harich'schen Officin. (172 S. gr. 8.)
[Ostsee.]
Etzel, Ant. v., die Ostsee u. ihre Küstenländer, geograpahisch, naturwissenschaftl. u. histor. geschildert. Neue (Titel-)Ausg. Leipz. 1865 (1859) Senf. (XVIII u. 520 S. gr. 8.) 1⅓ Thlr.
Pawlowski, Lehrer J. N., Historisch-geograph. Karte vom alten Preußen während der Herrschaft des deutschen Ritterordens. Mit e. Uebersicht d. allmähl. Vergrößerung Preußens bis auf unsere Zeit. Nach zuverlässig. Hilfsquellen entworfen u. gezeichnet. Ausg. in gr. Format mit e. Uebersicht der „Jahre der Erbauung der Städte in Preußen in chronologisch. Folge." Danzig. lithogr. Anstalt v. A. de Payrebrune. 12½ Sgr. Ausg. in gewöhnl. Schulatlas-Format. 3 Sgr.
— — Preußischer Geschichts-Kalender für Schule und Haus. Ebd. 2½ Sgr.
v. Pelchrzim, E., Instruktion f. den Gruppenführer im Terrain. Für die Feuerwirkung des Zündnadelgewehrs bearbeitet. 2. Aufl. Thorn. Dr. u. Verl. v. E. Dombrowski. (In Comm. bei Just. Wallis.) (39 S. 8.) 3 Sgr.
Pierson, Oberl. Dr. William, Geschichte der französisch. Revolution von 1789. Berlin. Klemann. (130 S. 16.) 6 Sgr.
— — Leitfaden der preuß. Geschichte nebst chronologisch. u. statist. Tabellen. Berlin. Peiser. (VI u. 176 S. 8. m. 1 Tab. in qu. 4.) 8 Sgr.
Pincus, Dr., Agriculturchemische u. chemische Untersuchungen u. Versuche, ausgeführt bei der landwirthsch. chemisch-physikal. Versuchsstation in Insterburg. IV. Bericht. Hrsg. von dem Curatorium. (4. Separatabdr. d. 5. u. 6. Hfts. der Georgine pro 1864.) Gumbinnen. Gedr. b. Fr. u. Wilh. Krauseneck. (2 Bl. u. 128 S. gr. 8.)
Post, Die, in Königsberg i. Pr. Nachrichten f. das mit d. Post-Anstalten in Kbg. i. Pr. verkehrende Publikum. Nach amtl. Quellen bearbeitet. Kgsbg. Wilh. Koch. (Gedr. bei H. Hartung.) (62 S. gr. 8. m. 1 lith. Plan.) ⅓ Thlr.
Postkarte von Ostpreussen nach amtl. Quellen angefertigt. Kgsbg. Gebr. Moehring. ⅓ Thlr.
Powiastki i opowiadania Majstra od Przyjaciela ludu. 1. 2. Chelmno. Danielewski. (83 u. 86 S. kl. 8.) à ⅙ Thlr.
Prager, Dr. C. J., das preuss. Militär-Medicinal-Wesen in seiner gegenwärt. Gestalt systemat. dargestellt. Ergänzgs-Heft. Berlin. A. Hirschwald. (XII u. 255 S. Lex.-8.) 1⅓ Thlr.
[Preuhaven.]
J. Stülz, Bertholt Preuhaven, der berühmte Deutschordens-Comthur, ein Oberöstereicher aus Steyr. Linz. [Bericht über das Museum Franzisco-Carolinum.

Nebst der 20. Lief. der Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Ens. S. 1—21. 8.]

Verf. führt den Beweis dieser Abstammung B. Pr.'s, Comthurs v. Kgsbg. 1289—1302, gegen den Rheinischen Antiquarius, der ihn für e. Steyermärker aus d. Geschlecht der Pruschink hält.

[Preuß, A. E.]

Palme, Organist Rud., vollständiges Liederbuch zum preußisch. Kinderfreund von A. E. Preuß u. J. A. Vetter. Magdebg. Heinrichshofen. (VIII u. 80 S. gr. 8) 1/4 Thlr.

Preuss, Lic. Doc. Dr. Ed., Gerhard, Loci theologici . . . [cf. Altpr. Monatsschr. III, 185.] Lfg. 5—7. Berlin. Schlawitz. (II: 284. III: 144 S. Lex.-8.) à 1/2 Thlr.

— — Die römische Lehre von der unbefleckten Empfängniss aus den Quellen dargestellt u. aus Gottes Wort widerlegt. Ebd. (VII u. 264 S. gr. 8.) 1 Thlr.

Schulte, Rect. Frz. Xav., Offener Brief an den Hrn. Lic. Dr. Preuß, Privatdoc. der ev. Theol. an d. Univers. zu Berlin. 2. Aufl. Paderborn. Junfermann. (46 S. 8.) 4 Sgr.

[Preußen rc.]

Taschenberg, Dr. E. L., Naturgeschichte d. wirbellosen Thiere, die in Deutschland sowie in den Provinzen Preußen u. Posen den Feld-, Wiesen- u. Weide-Culturpflanzen schädlich werden. Gekrönte Preisschr. Lpz. Kummer. (XII u. 288 S. gr. 8. m. 7 (lith. u.) color. Taf.) 3 Thlr.

Grewingk, C., Das Steinalter der Ostseeprovinzen Liv-, Est- u. Kurland u. einiger angrenzenden Landstriche. Dorpat. Gläser. [Schriften der gelehrt. estnisch. Gesellsch. No. 4.] (119 S. gr. 8. m. 2 Holzschntaf.) 2/3 Thlr.

Pabst, Oberl. Ed., Die Volksfeste des Maigrafen in Norddeutschland, Preussen. Livland, Dänemark u. Schweden. Ein Beitrag zur Kulturgesch. des german. Nordens. Berlin. Mittler u. Sohn in Comm. (V u. 92 S. gr. 4.) 24 Sgr.

Proprium Poloniae et Sueciae, sive missae propriae festorum et sanctorum patronorum regni Poloniae et Sueciae, item Russiae, magni ducatus Lithuaniae et ducatus Silesiae, ad normam missalis romani accomodatae. Kempten. (48 S. fol.) 21 Sgr.

Ewald, Dr. phil. Alb., Quali rerum condicione ordo Teutonicus Prussiam occupare inceperit. Dissert. crit. hist. Halis. Saxon. (40 S. gr. 8.)

Herda, Reinhold., Quaestiones de fontibus, quibus Dlugossius usus sit in componenda historia Polonica in disputationem adhibito libro decimo. Diss. inaug. hist. Vratisl. (52 S. gr. 8.)

Janssen, Prof. Dr. Johannes, Zur Genesis der ersten Theilung Polens. Freiburg i. Br. Herder. (VII u. 186 S. gr. 8.)

Hesekiel, Geo., Preußisches Krönungs-Buch 1701 u. 1861. Berlin, 1863. Hayn. (73 S. fol. u. 26 Holzschntaf. in Fol. u. gr. Fol.) cart. 3 Thlr.

Angezeigt: Allgem. Bibliogr. f. Deutschland 1865. No 10.

Protokolle der Verhandlungen des ersten Ostpreuß. Provinzial-Handwerkertages zu Kgsbg. i. Pr. am 3., 4. u. 5. Septbr. 1865. Kgsbg. Schultz'sche Hofbchdr. (26 S. gr. 8.)

Prowe, Adolf, Copernicus u. sein Jugendfreund. Eine Erzählung. Thorn. E. Lambeck. (Mit 1 (lith.) Titelbild (in Tondr.): „das Copernicushaus in Thorn.") (IV u. 248 S. 12.) cart. 12 Sgr.

— — Dr. L., Ueber die Abhängigkeit des Copernicus von den Gedanken griechischer Philosophen u. Astronomen. Vortrag gehalten in der öffentl. Sitzung des Copernicus-Vereins für Wissenschaft u. Kunst zu Thorn am 19. Febr. 1863. [Abdr. aus d. Pr. Bl.] Thorn. Lambeck. (46 S. gr. 8.) 8 Sgr.

Prutz, Dr. Hans, (Gymnasiallehr. in Danzig), Heinrich der Löwe, Herzog v. Baiern u. Sachsen. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitalters der Hohenstaufen. Lpz. Hirzel. (X u. 489 S. gr. 8.) 2 2/3 Thlr.

Radau, R., sur la base scientifique de la musique. Analyse des recherches de M. Helmholtz. Paris. (22 S. 8.)

— — Théorie des battements et des sons résultants d'après M. Helmholtz. Paris. Etienne Giraud. (32 S. 8.)

Reichau, Henr., De fontium delectu, quem in Tiberii vita moribusque describendis Vellejus, Tacitus, Suetonius, Dio habuerunt. Diss. inaug. hist. Kgsbg. (Schubert & Seidel.) (40 S. gr. 8.) 1/6 Thlr.

Reinicke, Consist.-Rath, Humanismus u. Religiosität. Vierte Vorlesung zum Besten des Diakonissen-Krankenhauses gehalten. [Westpr. Ztg. 1865. No. 57 - 62 u. 66.]

Richter, Dr. Joh. (Gym.-Lehr. in Rastenburg), Zu den Fälschungen im Horatius. [N. Jahrbüch. f. Philol. u. Paed. 91. Bd. 5/6. Hft. S. 423—426.]

Rohn, R. A., Seminarlehrer, Regeln der deutsch. Sprachlehre für Elementarschulen. Braunsberg. Ed. Peter in Comm. (32 S. gr. 8.) 2 Sgr.

Rosenheyn, Dr. (Max) in Marienburg, Miscellen. 1. Die Schule eine Staatsanstalt. 2. Privatschulen oder sogenannte Institute. 3. Berechtigung der Frauen bei der Erziehung des Menschengeschlechts. [Pädagog. Archiv. 7. Jahrg. No. 8. S. 617—625.]

— — Miscellen. 1. Der Garten als Erziehungsmittel. 2. Ueber Kinderspiele. [Ebd. No. 10. S. 749—758.]

Rosenkranz, Karl, Diderot's bisherige Schicksale in der Literatur. [Nordische Revue. Hrsg. v. Dr. W. Wolfsohn. 4. Bd. 1. Hft. S. 1—20.]

— — Ueber Diderot's Theater. [Jahrbuch für Litteraturgesch. hrsg. von Richard Gosche. Bd. I. Berlin, 1865. gr. 8. S. 99—137. Nachtrag. S. 449—451.]

Rothhardt, G., Der Bindeschlüssel. Selbstverl. des Verf. Culm. Gedr. bei Wilh. Theod. Lohde. (46 S. gr. 8.) 10 Sgr.

Rummel, Dr. R., Meningitis cerebrospinalis epidemica, ihr Auftreten im Kreise Berent in Westpreussen in den Monaten Januar, Februar, März u. April 1865, nebt eigenen klinischen Beobachtungen u. Erfahrungen. Neu-Ruppin. Oehmigke & Riemschneider. (29 S. gr. 8.) $^1/_4$ Thlr.

Saemann, Hugo, De sectione caesarea agitur, tum quaeritur num matris genus moriendi vim habeat ut foetus vel prospere vel infeliciter sectione caesarea in lucem edatur. Diss. inaug. obstetr. Kgsbg. (Schubert & Seidel.) (25 S. 4.) 6 Sgr.

Sanio, Dr. Carl, Einige Bemerkungen in Betreff meiner über Gefässbündelbildung geäusserten Ansichten. [Botan. Zeitg. 1865. No. 21—25.]

Schade, Osc., Altdeutsches Lesebuch. Gothisch, altsächsich, alt- u. mittelhochdeutsch. Mit literar. Nachweisen u. einem Wörterbuche. 2. Theil. Altdeutsches Wörterbuch. Halle, 1866 (1865). Buchh. d. Waisenhauses. (XVIII u. 765 S. gr. 8.) 4 Thlr. (cplt. $5^1/_2$ Thlr.)

Schiefferdecker, Dr. W., Die Wasser-Versorgung großer Städte u. die neue Wasserleitung für Königsberg. Ein Vortrag, gehalten in der Königl. physikalisch-ökonom. Gesellsch. am 6. Octbr. 1865. [Abdr. aus der Altpr. Monatsschr.] Kgsbg. (Koch.) (47 S. gr. 8.) 6 Sgr.

Schiekopp, Jul. (evang. Religionslehrer am Kgl. Gymnas. zu Tilsit), Acht apologetische Vorträge über die Person Jesu Christi, mit Rücksicht auf die neuesten Schriften von Strauß, Renan, Schenkel u. A., nebst einem Vorwort von Herrn Generalsuperint. Dr. Moll. Kgsbg., Gräfe u. Unzer. (1. Hälfte. 1866 (1865). XVIII u. 158 S. gr. 8.) 2. Hälfte 1866. S. 159—361.) $1^2/_3$ Thlr.

Schlesinger, Car. Bernh. (aus Braunsberg), De Erysipelate. Diss. inaug. med. Berol. (32 S. 8.)

Schmidt, Polizeirath M., Feuer-Verhütungs-Ordnung für die Stadt Königsberg. Zusammengestellt nach zurechtbestehenden Verordnungen u. auf Grund amtlicher Bekanntmachungen. Kgsbg., 1866 (1865). Dr. u. Verl. v. H. Hartung. (44 S. 8.)

Schnaase (d. heil. Schrift Dr. u. Diakon z. St. Johann in Danzig), Johannes Placotomus u. sein Einfluß auf die Schule in Danzig. Herrn Matthias Gotthilf Löschin, . . . am Tage seiner 50jähr. Amtsjubelfeier . . . überreicht. Als Mscr. gedruckt. Danzig. Druck v. R. W. Wendt. (59 S. gr. 8.)

Dr. **Schönbeck's** Verdienste um Aufhellung des Dermotopiden-Processes gewürdigt von Einem Unparteiischen. Bromberg. Hofbuchhdlg. von L. Levit. (Culm, Druck der Lohde'schen Bchdr.) (47 S. gr. 8.)

[Schopenhauer.]

A. v. Oettingen, Schopenhauer's Philosophie in ihrer Bedeutung für christl. Apologetik. [Dorpater Ztschr. f. Theol. u. Kirche. 7. Bd. 4. Hft.]

Pawlicki, Steph. (aus Danzig), De Schopenhaueri doctrina et philosophandi ratione. Diss. inaug. Vratisl. (76 S. 8.)

G. de Spiegel, Suppléments à l' esprit de la philosophie de Schopenhauer. Darmstadt, Zernin. 4 Sgr.

Schroeder (Dr., luth. Pastor in Thorn). Brocken. Dritte Mittheilung. (Culm, Gedr. u. zu haben bei W. Th. Lohde.) (23 S. 8.)

Schrötter. Statistische Darstellung des Culmer Kreises für d. Jahr 1864 mitgetheilt von dem Kgl. Landrath Frhr. v. Schroetter. Culm. Selbstverlag. Druck v. Jgn. Danielewski. (XIII u. 251 S. gr. 8. u. Anlage A—D.)

Schul-Ordnung für die Elementar-Schulen der Provinz Preußen, v. 11. Dezbr. 1845. Nebst den dieselbe erläut. u. ergänz. Verordnungen ꝛc. des Kgl. Minister. u. der Kgl. Regierungen zu Marienwerder, Danzig, Kgsbg. u. Gumbinn. 4. verm. Aufl. Straßburg. Köhler. (IV u. 121 S. gr. 8.) 6 Sgr.

Schulz, Car. Jul. (aus Putzig), De rhachitidis pathogenesi, aetiologia, therapia. Diss. inaug. med.-chem. Berol. (32 S. 8.)

Schulz, Heinr. (Literat), Die Grünen u. die Blauen oder die preußischen Blutzeugen. Dramatisches Gemälde in 3 Aufzügen. Selbstverl. Sensburg. Gedruckt bei C. L. Jänike. (2 Bl. u. 149 S. 12.) Subscriptionspreis 10 Sgr.

Schultz, J. C. (Prof. in Danzig), Danzig u. seine Bauwerke in Original-Radirungen mit geometrischen Details u. Text. Folge III. Lfg. 1 bestehend in 6 Bl. Radirungen u. 2 Bl. Text. Danzig, Selbstverlag. à 4 Thlr. 5 Sgr. (Die vorausgegangenen 50 Bl. = 29 Thlr.

Schulze. Eclaircissements sur la Critique de la raison pure d'Emm. Kant, par J. Schulze, prédicateur aulique du roi de Prusse. Traduit de l'allemand par J. Tissot, professeur de philosophie, doyen de la Faculté des lettres de Dijon. Paris. Ladrange. 4 fr.

Schulze, Dr. L., Prof. d. Theol. z. Kgsbg., Martha u. Maria. Zwei Lebensbilder nach der Schrift. Gotha, 1866 (1865). Perthes. (V u. 61 S. 12.) cart. 1/3 Thlr.

Sczepansky, Gutachten darüber, ob u. unter welchen Modalitäten bei der gegenwärtigen Lage des Stadthaushalts die Herstellung einer Wasserleitung aus städtischen Mitteln nach dem Projekte des Herrn Stadt-Baurath Cartellieri durchführbar ist. Kgsbg. Gedr. in d. Böhmersch. Bchdruckerei. (12 S. 4.)

Senftleben, Dr. Hugo, Die fettige Degeneration der Parenchyme des Thierkörpers, insbesond. auch die der Muskeln u. namentl. des Herzens, e. allgem. pathologisch-anatomische Form der akuten und chronischen Intoxikationen durch organische und unorganische Gifte. [Centralbl. f. d. medic. Wissensch. No. 58.]

— — Ueber das Bedürfniß einer geologisch. Karte der Provinz Preußen. [Land- u. forstwirthsch. Ztg. d. Prov. Preußen. No. 1. 2.]

— — Ueber d. gegenwärt. Stand der Kenntniß von den Trichinen. [Ebd. 12—14.]

— — Das verbesserte römische od. irische Bad. [Ebd. 29.]

— — Ueber die Eigenschaften eines guten Trink- und Kochwassers. [Ebd. 44. 45.]

Periodische Literatur (1866).

„**Schlesische Provinzialblätter.** Hrsg. von **Th. Oelsner.** N. F. 5. Jahrg. Septbr. (S. 513—576.) L. Jacoby, d. schles. Weinland, od. d. Wein- u. Obstbau in d. Kr. Grünberg u. dessen schles. Nachbarsch. M. Pilati, Statistisch. z. Breslau. Wetterkunde. Th. Bach, d. Turnen u. d. Krieg. Mit besond. Bez. auf Schles. Mente, Erinnerg. an d. Vertheidig. d. Festg. Breslau währd. d. Belag. v. 1806/7. (Forts.) Holtei's Briefe an Aug. Kahlert. (Forts.) Ralph, d. Arzt u. Dicht. Herm. Wollheim (biogr. Skizze). Th. Oelsner, Zur Gesch. d. 30täg. Krieges v. 1866. (Forts.) v. Schönburg, Ameisenschwärme in Breslau. ꝛc. ꝛc.

Verluste an Mannschaften während des letzten Krieges für **Westpr.** (nach der Magdeb. Ztg.) Reg.-Bez. Danzig: 124 leicht, 75 schwer verw., 43 todt, 55 vermißt. Reg.-B. Marienwerder: 342 l., 181 schw. verw., 90 todt, 117 verm. Westpr. insgesammt: 466 l., 256 schw. verw., 133 tod, 172 verm. [Danz. Ztg. 3878.]

Die 43er bei Trautenau. [Ostpr. Ztg. 245 (Beil.).]
(Bericht üb. die Thätigk. des Ostpr. (Braunsberger) Jäger-Bataill. auf dem Kriegsschaupl. (aus Briefen.).) [Braunsb. Kreisbl. 53. 55.]
Ueb. d. Erlebnisse u. d. Thätigk. d. ermländ. Klosterschwest. während d. Krieges in Böhm. u. Sachs. (Notizen aus Briefen.) [Ebd. 62. cf. 65.]
Bericht üb. d. Feier d. glückl. Heimkehr d. Sieger in Danzig im Artushof 21. Septbr. [Danz. Ztg. 3841.]
A. v. Cohausen, Alte Verschanzungen, Burgen u. Stadtbefestigungen im Rheinland u. in Preußen. I. Einleitg. Urbefestigg. im Allg. — Urbefestigung in Preußen. — Ringwälle (Hausenberg bei Germau). — Befestigte Abschnitte (Kamswiken mit d. Burg Caminiswike bei Insterburg. — Wallewona, j. Wallberg, bei Schippenbeil. — Waistote-Pil (Schippenbeil) — Neuhaus b. Kgsbg. — Lenz od. Lenzke (Lenzburg) — Balga (Honeda) Landwehren (. . . Gertin*) (Gertaun-Wehrzaun) zwisch. Lochstett u. Fischhausen vom Haff zur Ostsee streichend.) [Ztschr. f. Preuß. Gesch. u. Landesk. hrsg. v. Foß. 3. Jahrg. 10. Hft. S. 613—627.]
Lippe, Ernst Graf, Sagen aus dem Bereiche der Ritter d. dtsch. Ordens. [Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg. 1865. No. 47.]
Aufzeichnungen üb. e. Geldgeschäft des Deutschordensmeisters in Preußen. 1361. (Urkunde). [Urkundenbuch d. Stadt Lübeck. 3. Theil. 5. u. 6. Lfg. Lübeck 1865. 4. S. 424. cf. Ztschr. f. pr. Gesch. u. Ldsk. hrsg. v. Foß. 1866. 10. Hft. S. 654.]
Dudik, Dr. B., O. S. B., der dtsche Ritterord. nach s. neuest. Bestimmungen. [Oesterr. Revue. 4. Jahrg. 1866. 8. Hft. S. 55—100.]
Vor 400 Jahren. (Uebersicht der Gesch. d. Abfalls d. Stdte und des Landadels vom Dtschord., d. preuß. Städtebund-Krieges bis z. Thorn. Fried. 1866 d. 19. Oktob. [N. Elb. Anzeiger. 244. 246. 257. (aus d. Sp. Z.)]
Eine Episode aus d. Emigrant.-Gesch. der Salzburger v. J. 1732. [Allg. Kirch.-Ztg. 71.]
V. N. Die Besitzergreifg. Westpr. 1772. [Graud. Gesellige 131 (Beil.).]
Die „national-poln. Partei" in Westpr. [Ostpr. Ztg. 233 (aus d. Spenersch. Ztg.).]
v. Dambrowski, die Polen in Preußen. [Danz. Ztg. 3883.]
Dr. E. Steffenhagen, Zum Bücherwesen in Altpr. [Zu den Regesten der älteren Zeit. — Ein Confiscations-Decret. — Pflichtexemplare.] [N. Anzeiger f. Bibliogr. u. Biblthkw. Hft. 10. [704] S. 307—312. cf. Ebd. 1863. S. 282—289.]
Geh. Medicinalrath Göppert in Breslau Vortrag üb. e. eigenthl. Bernsteinfund bei Namslau in Schles. (cf. Altpr. Mtsschr. III. S. 658) [43. Jahresber. d. Schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur. Breslau. 1866. S. 104—109.]
Hn., über die Kulturversuche in unserer Provinz. [Ld.- u. forstw. Ztg. der Provinz Preußen 44.]
Berichte üb. d. Ernte u. d. zeit. Zustand (Aug. 1866) v. Feld u. Vieh in der Provinz Preuß. A. Ostpr. B. Westpr. [Ebd. 40.]
Dr. Freih. v. d. Goltz in Waldau, die landwirthsch. Fortbildgsschulen. [D. Volksschulfreund. 21.]
Eröffnungsfeier der Ostpr. Südbahn auf der Strecke Kgsbg.-Bartenstein. 23. Septbr. [Kgsbg. Hartgsche Ztg. 224. Kbg. N. Ztg. 229. (wieder abgedr. Ostpr. Ztg. 225).]
Die ostpr. Südbahn. [Ostpr. Ztg. 244.]
Tarif, nach w. das Lagergeld f. d. Benutzg. d. fiskal. Lagerplätze am oberländ. Kanal z. entricht. ist; Bezeichnung der Lagerplätze ꝛc. [Kgsbg. Amtsbl. 44.]
Polizei-Verordnung f. d. Weichsel-Haff-Kanal erlassen. — Rangfahrt-Ordnung für dens. [Danz. Amtsbl. 36.]
Aus den Protokollen d. 4. Directoren-Conferenz in d. Prov. Preuß. (z. Kgsbg. vom 7—9. Jul. 1865.) III. Ueb. d. Behdlg. d. lat. Lectüre in d. beid. ob. Klass. der Realsch. [Pädag. Archiv. Bd. VIII. No. 8. S. 598—624.]
Turntag des preuß. Provinzial-Turnverbands zu Dirschau 21. Octbr. [[Danz. Ztg. 3893 u. a. Bl.]
P(elka). in K(gsbg). Ueber masur. Volksschriftstellerei im Dienste d. evang. Kirche. [Ev. Gmdbl. 39—40.]
Reiseerinnerungen aus Masuren. [Kgsbg. N. Ztg. 234—241. 243.]

---

*) In der Fischhauser Gegend „die Gardine" genannt.

Aberglaube aus **Masuren**. (Aus Töppens Aufsatz in d. Altpr. Mtsschr.) [Europa 42.)
M. G. Von **Kgsbg.** nach **Memel.** [Kgsbg. Hartgsche Ztg. Beil. zu 237—239.]
Erinnerung an **Braunsberger** Kriegsaffairen. V. [Braunsb. Krbl. 72. (cf. 7. 11. 17. 44.)]
Die **Braunsberger** Stadtfreiheit. [Ebd. 61.]
Die kath. höh. Mädchenschule in **Braunsberg**. [Ebd. 72 (Beil.)]
Die Wasserleitung der Gegenwart u. Zukunft in **Danzig**. [Wstpr. Ztg. 252.]
D. Stiftsfest d. Spend.- u. Waisenhauses in **Danzig** 16. Sept. (gegründ. 22. Sept. 1698, erzieht ggw. 165 Zögl. beiderlei Geschl. Die erste Spende 1688 v. **Franz Schulte** u. Frau m. 700 Mark auf d. erst. Vmächtnißtafel verzeichn.) [Danz. Dampfb. 216.]
Naturf. Gesellsch. z. **Danzig**. Sitzg. 12. Sept. (Vortrag d. Civil-Ingen. **Fegebeutel** üb. d. geognost.-agronom. Durchforschg. d. Schwemmlandes durch Vorlegg. sr. geognost. Arbeiten erläut.) [Danz. Ztg. 3853.]
Prospekt z. Dr. **Jolowicz**'s Gesch. d. Juden in **Kgsbg.** in **Pr.** nach archivalisch. Quellen bearbeitet. [Kgsbg. H. Ztg. 239. cf. Altpr. Mtsschr. III. S. 671.]
(**Preuschoff**) Zur Gesch. der kathol. Kirche in **Kgsbg.** seit d. Reformation. [Kath. Kirchenbl. 38. (cf. 12. 13. 17. 18. 21. 27. 30. 37.)]
Die Feuerwehr zu **Kgsbg.** i. Pr. I. II. [Kgsbg. Amtsbl. 39. 40.]
Die noch innerhalb der Festgswälle beleg. Kirchhöfe **Kgsbgs.** [Kgsbg. Hartgsche Ztg. 258. (1. Beil.)]
K. Kgl. Physikal.-ökonom. Gesellsch. in **Kgsbg.** Privatsitzg. 5. Octbr. [Prof. **Caspary**: Mitth. üb. s. Besuch d. diesj. internat. Pflz.-Ausstellg. in **London** u. bei **Darwin**. — Dr. **G. Berendt**: Bericht üb. d. gegw. Stand der v. d. Gesellsch. unternomm. Herstellg. d. **geolog. Karte der Prov. Preuß.** — Prof. **A. Müller**: Vortr. über die Süßwasser-Schwämme (Spongillen). [Kgsbg. Hartgsche Ztg. 244. (Beil.)]
Einweihung d. neu. Gymnasialgebäudes zu **Marienburg** 15. Octbr. [Ostpr. Ztg. 247 u. a. Bl.]
Ein Besuch in **Zölp** (bei Baurath Steencke, Erbauer des oberländ. Kanals.) [N. Elb. Anzeiger. 250.]
M. Fürstenau, **Chr. Bernhard**, Kurf. Sächs. Kapellmeister. (geb. zu **Danzig** 1627. † 1692.) [Mitthlg. d. K. Sächs. Vereins f. Erforschg. u. Erhaltg. vaterl. Gesch. u. Kstdenkmale. 16. Hft. Dresd. 1866. S. 56—68.]
Dr. **A. Zimmermann** (in Seligenfeld) Zur Erinnerg. an **Borowski**. [Ev. Gmdbl. 41.]
50jähr. Lehrer-**Jubiläum** des Gymn.-Dir. Prof. Dr. **Engelhardt** in Danzig 2. Juli. [Danz. Dampfb. 151.]
50jähr. Doctor-**Jubiläum** des Geh. Sanit.-R. Dr. **Fischer**, Dir. d. Kgl. Hebammen-Lehr-Instituts in Danzig. 28. Sept. [Danz. Ztg. 3853.]
Goltz, Bogumil, Dorfmemoiren. Aus meinem Jugendleben. [Daheim. 50. 51.]
Worte der Erinnerung an Prof. Dr. **Erh. Hagen**. († 28. Aug.) [Unthltg. d. lit. Kränzch. 18.]
50jähr. **Dienstjub.** des Kreisgerichtsrath u. Abthlgsdirigenten **Joh. Ernst Wilh. Hartwich** zu Marienwerder 17. Oct. [Kgsbg. Hartgsche Ztg. 245. (Beil.)]
E. S. Ein stilles Gelehrtenleben. (**Carl Ludw. Hencke**, Postsecr. u. berühmt. Astronom, geb. 8. Apr. 1783 zu **Driesen** in Westpr., † 21. Sept. 1866 in **Marienwerder**.) [Kgsbg. Hartgsche Ztg. 246. (1. Beil.)]
Notizen üb. d. Leben des am 9. Sept. verst. Prof. am Kneiph. Stdt-Gymn. in Kgsbg. **Joh. Friedr. König** (aus d. Progr. dies. Gym. pro 1866.) [Grunert's Arch. d. Math. u. Phys. 45. Thl. 3. Hft. Literar. Ber. CLXXIX. S. 1—2.]
Prof. Dr. Theod. Muther (in Rostock, vorh. in **Kgsbg.**), Dr. **Conrad Lagus**. Ein Beitrag z. Gesch. des jurist. Studiums, sowie d. Lehre v. sogen. geistig. Eigenthum. (Lagus aus Kreutzburg in Hessen gebürt. wirkte v. 1540 bis zu seinem Tode 1546 als Syndikus der Stadt **Danzig**; sein Schüler **Joh. Hoppe**, Prof. d. Univers. zu Kgsbg. hielt ihm e. Gedächtnißrede, welche 1548 hier bei **Weinreich** im Drucke erschien. — Muther hat Hdschr. (Acten u. Briefe) des **Danz. Archivs** benutzt.) [Jahrbüch. f. Gesellsch.- u. Sttswissch. hrsg. v. **Glaser**. 5. Bd. 5. Hft. S. 394—424.]
Das 50jähr. **Amtsjubiläum** des Justizrath **W. Martens** in Danzig 22. Septbr. (im 72. Lebensj.; geb. z. Danzig, besuchte d. Erziehgs-Anstalt zu **Jenkau**, stud. in **Kgsbg.**; 1813 freiwill. Jäger, bald Oberjäg., 1815 b. Auflösg. des Corps Jäger-Lieut.; stud. weiter u. fand s. erste Anstellg. beim Appell.-Gericht z. **Marienwerder**; 1824 Notar,

1861 Justizrath. . . . Die Univers. Kgsbg. hat ihm d. Ehrendiplom als Dr. phil. überreich. lassen. [Danz. Ztg. 3841. 3843. Danz. Dampfb. 221.]
Erinnerung an e. lieben Heimgegangenen (Pred.-Amts-Cand. Carl Mendrzyk aus Kumilsko bei Bialla in Ostpr. † 21. Aug. im Krankenhause Bethanien z. Berlin. [Ev. Gmdbl. 38. (aus d. „Zionsfreunde" v. Schultze).]
W(eiß). Johann Aug. Ed. Oesterreich. (Nekrolog.) [Ebd. 43. 44.]
Otto Settegast † 31. Aug. 1866. [Land- u. forstw. Ztg. d. Prov. Pr. 41.]
Ernst Wichert, Kaiser Otto der dritte. Trauerspiel in 5 Akten. Act 2—5. [Unthltg. d. lit. Kränzchen. 15—18.]

Anzeigen.

Einladung zur Pränumeration
auf
Geschichte der Juden in Königsberg i. Pr.
nach archivalischen Quellen bearbeitet
von
Dr. H. Jolowicz.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte des preußischen Staates.

Der Verfasser hat bei Bearbeitung dieses Buches, außer einer großen Menge gedruckter Werke und Urkunden, noch besonders sämmtliche Judenakten der hiesigen städtischen und königlichen Behörden benutzt und giebt eine umständliche, möglichst vollständige Darstellung der äußern und innern Geschichte der Juden Königsbergs von ihrer ersten Ansiedelung im heutigen Ostpreußen bis aus die Gegenwart. Das Buch ist von keinem Parteistandpunkte aus, daher auch für keine besondere Partei geschrieben. Sämmtliche Thatsachen sind den Quellen gemäß erzählt; ihr Ursprung und ihre weitere Entwickelung werden aus dem je zeitweiligen Culturzustande der Provinz, Stadt und des Gesammtstaates erklärt und das Ganze bildet einen nicht unwichtigen Theil der reichhaltigen Sondergeschichte der Hauptstadt Altpreußens. Sehr viele neue, bisher unbekannt gebliebene Thatsachen liefern werthvolle Beiträge zur Geschichte des städtischen Handels, des Verhältnisses der städtischen zu den Staatsbehörden u. s. w. Andere beleuchten in eigenthümlicher Weise manche Partieen der örtlichen religiösen, staatsbürgerlichen, gesellschaftlichen und literarischen Zustände, während wieder andere vielerlei Stoff liefern zum Nutzen der Statistik, der Volkswirthschaftslehre und der Charakteristik geistig hervorragender Personen. Dabei werden selbstverständlich die wichtigsten preuß. Judengesetze von 14. Jahrhundert an bis auf die neueste Zeit in Erörterung gezogen, Lebensskizzen von Männern wie David Friedländer, Medizinalrath Joseph Hirsch, Dr. L. Jacobson, Dr. Francolm, Dr. Johann Jacoby, Dr. Saalschütz, Dr. Kosch, Dr. Falkson u. a. m. gegeben, die Entstehung und allmälige Entwickelung des Gemeindewesens, der jüdischen Wohlthätigkeitsinstitute, des deutschen Gottesdienstes besprochen, woran sich eine Reihe von Beilagen und eine statistische Tafel über die Vermehrung der Juden anschließen. Das Buch wird 16 bis 18 Druckbogen umfassen und ist der Preis für Pränumeranden auf Einen Thaler festgesetzt, während der spätere Ladenpreis 1 Thlr. 15 Sgr. sein wird.

Publicandum.

Die Ostpreußische landwirthschaftliche Centralstelle setzt einen Preis von **200 Thlrn.** für das beste, zum Gebrauch für landwirthschaftliche Fortbildungsschulen geeignete landwirthschaftliche Lehrbuch aus. Dasselbe soll eine auf wissenschaftlichen Grundsätzen basirte, jedoch populaire Darstellung der Landwirthschaftslehre geben und dabei auf die Verhältnisse hiesiger Provinz besondere Rücksicht nehmen. Es wird gewünscht, daß die betreffende Schrift sich außer zum Leitfaden in Fortbildungsschulen auch zum Lehrbuch und praktischen Rathgeber für bäuerliche Wirthe eigne. Den Preisbewerbern wird in Bezug auf die Art, in welcher sie die gestellte Aufgabe lösen wollen, keine bestimmte Vorschrift gemacht, nur dürfen die Concurrenzarbeiten den Umfang von 12 Druckbogen nicht übersteigen.

Die Preisbewerber haben ihre Schriften, mit einem Motto versehen, bis spätestens ult. December 1867 bei dem Generalsecretariat der Ostpreuß. landwirthsch. Centralstelle einzureichen. Jeder Schrift ist ein versiegeltes Schreiben beizufügen, welches als Aufschrift das nämliche Motto, wie die zugehörige Arbeit, und im Innern den Namen und Wohnort des Verfassers enthält.

Findet sich unter den eingesandten Schriften nach dem Urtheil der Preisrichter keine ihrem Zweck entsprechende, so wird die ausgesetzte Prämie überhaupt nicht ertheilt.

Die gekrönte Schrift bleibt zwar Eigenthum des Verfassers, doch ist Letzterer verpflichtet, dieselbe **spätestens** binnen Jahresfrist nach erfolgter Preisertheilung im Druck erscheinen zu lassen, und sich über den buchhändlerischen Preis des Werkes vorher mit dem Vorstande der Ostpreuß. landwirthsch. Centralstelle zu vereinbaren. Giebt der Verfasser die Schrift binnen genannter Frist nicht heraus, so geht das literarische Eigenthum derselben auf die Centralstelle über.

Die Begleitschreiben der nicht mit dem Preise gekrönten Concurrenzschriften bleiben uneröffnet und stehen nebst den zugehörigen Arbeiten ihren Verfassern zur Disposition.

Königsberg, den 28. Oktober 1866.

Die Ostpreuß. landwirthsch. Centralstelle.
A. Richter-Schreitlacken. Hausburg.

Vorstehender Aufruf ist von der, vom Verwaltungsrath erwählten Commission, bestehend aus den Vorstandsmitgliedern der Centralstelle und den Hrn. Oeconomie-Rath **Wagener**-Waldau, Dr. Frhrn. v. d. Goltz-Waldau und Director **Wollermann**-Spitzings vereinbart worden.

Berichtigungen.

Jahrg. II. Hft. 7. S. 654. Zeile 7 u. 8 v. ob. (die Endreime des 2. Sprichworts) statt „ghemeyen" und „cleyen" lies „ghemeyne" und „cleyne."

Jahrg. III. Hft. 6. S. 553. Z. 8 v. ob. (Signatur des Danziger Rathsedikts) statt „XV. p. 17" ließ „XV. q. 17."

Aberglauben aus Masuren.

Mitgetheilt von

Dr. M. Töppen.

(Schluß.)

4. Aberglauben, welcher sich an verschiedene Lebensverhältnisse knüpft.

Gleich bei der Geburt wird das Leben des Menschen von dunkeln, geheimnißvollen Mächten bedroht oder begünstigt. Der am Sonntag geborene wird mit schönen Gaben, aber auch mit der Fähigkeit ausgestattet, Geister zu sehen. Die Geburt am Dienstage schließt die Prädestination zur Spitzbüberei, die am Sonnabende zur Heuchelei und Lüsternheit in sich. Geburt am Freitage mit der Taufe am Sonntage hat dieselbe Folge, wie die Geburt am Sonntage. (Krolczyk im Evang. Gemeindeblatte.)

Mannigfache Gefahren bedrohen gleich die ersten Stunden des neugebornen Kindes. Noch treiben die Kobolde ihr tückisches Wesen, die oft Menschenkinder rauben und Wechselbälge an deren Stelle legen. Den Katzen ist nie zu trauen. Der böse Blick kann das Kind für sein ganzes Leben unglücklich machen. Früher sollen Donnerkeile als Amuletten gebraucht sein. Gegenwärtig ist das Hauptmittel der Stahl, den man in die Wiege legt, doch braucht man auch silberne Medaillen, Ringe, Goldmünzen und rothe Bändchen, oder man legt dem Kinde ein Gesangbuch unter den Kopf. (Hintz S. 75. Krolczyk a. a. O.) Fremden zeigt man den Neugebornen gar nicht.

Der Stahl wird nicht eher von dem Kinde entfernt, als bis es getauft ist. (Willenberg.)

Die Taufe des Kindes wird auf das Aeußerste beschleunigt, damit es nicht der Teufel in seine Klauen bekomme und im Falle eines frühen Todes

unter dem Zaune begraben werden muß. Stirbt ein Kind vor der Taufe, so wird es während der Feierstunde beerdigt. In den Tagen zwischen der Geburt und der Taufe darf in dem Hause nicht gesponnen werden. Auch hütet man sich in dieser Zeit etwas auszuleihen, das Kind könnte, erwachsen, zu freigebig werden. Ja die Wöchnerin darf ihr Kind, soll es gedeihen, nicht eher stillen, als bis es getauft ist. (Hartg. Ztg. 1866. No. 8.)

Hier und da kommt es vor, daß dem Neugebornen, sobald er zur Welt kommt, von den Eltern sogleich der Name gegeben wird, der auch nicht mehr geändert werden darf. (Hintz S. 74.) Wo dies nicht geschieht, hütet man sich wohl die gewählten Namen vor der Taufe bekannt werden zu lassen. Sie werden von Jedermann in tiefem Geheimniß gehalten und auch dem Pfarrer erst in der Kirche bekannt gemacht, damit das Kind nicht die Anlage zur Geschwätzigkeit auf seinen Lebensweg miterhalte. (Vgl. Hintz S. 81. Anmerk. 8.) Auf die Wahl des Namens kommt viel an; stirbt ein Kind oder sterben gar mehrere frühe weg, so war wohl der unglücklich gewählte Name daran Schuld. Man ist bei der nächsten Taufe vorsichtiger und wählt oft, um ganz sicher zu gehen, die Namen Adam und Eva. (Krolczyk a. a. O. Hintz S. 78.)

Auch von der Person und dem Verhalten der Pathen hängt das Wohlergehn des Kindes ab. Man muß darauf Bedacht nehmen, reinliche Pathen zu wählen, und diese müssen sich so einrichten, daß sie, wenn sie ihren Kirchenanzug zum Pathenstande angelegt haben, vor demselben kein Bedürfniß mehr zu befriedigen haben, damit das Kind nicht Windeln und Betten verunreinige. (Wallendorf.) Eltern, deren Kinder frühzeitig sterben, pflegen Hospitaliten zu Pathen zu bitten, damit die noch zu Taufenden am Leben bleiben. (Hintz S. 77.) Der Pathe darf seine Gedanken während der Taufhandlung von dieser nicht abwenden; schweifen seine Gedanken umher, so kann dieses dem Täufling großen Schaden bringen; denkt er z. B. an die Mar oder an den Werwolf, so erhält das Kind die Natur der Mar oder des Werwolfs. (Hohenstein.) Das Pathengeschenk, das immer in Geld besteht, wird stets zu Hause dem Kinde übergeben; es muß Silbergeld sein, anderes würde ihm den größten Schaden bringen. (Hartg. Ztg. 1866. No. 8.) Mit dem Pathengelde zugleich wickelt man gern auch einige Krümchen Brod ein, damit das Kind dereinst nicht Mangel

leiden darf. Einem Mädchen legt man auch gern eine Nähnadel bei, damit dasselbe einst fleißig werde, einem Knaben eine angeschnittene Feder von einem Kanarienvogel, damit er ein guter Schreiber werde, und anderes dergleichen. (Wallendorf.) Nothwendig ist dabei jedoch, daß der Pathe das Geld zum Pathengeschenk nicht borge, damit der Täufling nicht einst in Schulden stecke. (Hohenstein.)

Die Taufhandlung darf bei Kindern, welche Sonntag geboren sind, nicht am Sonntag vorgenommen werden, weil sie dann die gefährliche Gabe erhalten würden, Geister zu sehen. (Wallendorf.) Die Eltern sind bei der Taufe nicht gern zugegen. (Kroleczyk a. a. O.) Der Kräfte des Stahles kann der Säugling nie, auch während der Taufhandlung nicht entbehren. Ist man im Begriff den Täufling nach der Kirche zu bringen, so nimmt die Hebamme eine Axt, legt drei glühende Kohlen darauf und schreitet mit dem Kinde darüber hinweg; dies ist das beste Schutzmittel gegen alles Böse (Hartg. Ztg. 1866. No. 8.); doch ist etwas Stahl auch in den Windeln verpackt, oder wird gelegentlich dem Kinde auf die Augen gelegt. (Wallendorf.) Wenn man das Kind zur Kirche bringt, sagt die Hebamme dreimal: „Ich nehme einen Heiden mit und bringe Euch einen Christen zurück." (Hohenstein.) Es wird sorgfältig vermieden, daß Knaben und Mädchen mit demselben Wasser getauft werden: denn wird ein Mädchen nach einem Knaben mit demselben Wasser getauft, so bekommt dasselbe einen Bart; das Gegentheil tritt beim Knaben ein, wenn derselbe nach dem Mädchen getauft wird. (Hintz S. 81. Hartg. Ztg. a. a. O.) Wenn das Kind über der Taufe schreit, muß man es nicht schaukeln, sonst wird es ein Kleiderreißer. (Kl. Jerutten.)

In Häusern, wo die Kinder wegsterben, reicht man, wenn es zur Taufe geht oder nach der Rückkehr aus der Kirche, den Täufling durch das Fenster. (Hohenstein.) Ist man aus der Kirche wieder nach Hause gekommen, so trägt man das getaufte Kind dreimal um den Tisch; thut man das nicht, so sterben dem Mädchen (resp. der Frau) einst die Männer und sie wird durch Erbschaft reich; umgekehrt geht es einst dem Knaben. Läuft man aber damit zur Mutter, so lernt es bald gehen. Häufig wirft man, von der Taufe kommend, ein Geldstück in einen Teller, was das gute Hören des Getauften und künftiges leichtes Lernen zur Folge hat.

Die erste auf dem Kopf des Kindes gefundene Laus genießt die Auszeichnung in einen Kessel geworfen zu werden und dort zu sterben; verursacht die Manipulation des Tödtens einen hellen Knall, so wird der Mensch ein tüchtiger Sänger. (Hartg. Ztg. a. a. O.)

Das Entwöhnen des Kindes muß zu guter Zeit geschehen. Es darf nicht geschehen, wenn die Vögel fortfliegen, sonst läuft das Kind fort und hat keine Ruhe; auch nicht, wenn Heuschober gemacht werden, sonst läuft es fort und versteckt sich. Es muß unter einem guten himmlischen Zeichen geschehen. (Wallendorf.)

Man entwöhnt die Kinder, wenn die Zugvögel sich einfinden; wenn das geschieht, so haben die Mädchen einst viele Anbeter, die jungen Leute sind bei den Mädchen beliebt. Wenn es beim Abzug der Vögel geschieht, so haben die Kinder keine Stätigkeit. (Hohenstein.)

Man entwöhnt die Kinder gern um Mitternacht; dann ruht alles in süßem Schlummer und das Kind wird gedeihen. (Hohenstein.)

Man darf über ein Kind nicht fortsteigen, sonst wächst es nicht. Doch heben Kinder manchmal leichtsinnig den Fuß über daliegende kleinere und sagen dabei: „Glieder wachst nicht." (Wallendorf.)

Die Fibel wird dem heranwachsenden Kinde in der Regel von dem Pathengelde gekauft. (Wallendorf.)

Die Hochzeitsgebräuche der Masuren in den östlichen Gegenden sind mir ausführlicher geschildert von einem Manne, der dort früher Lehrer gewesen war, zuletzt aber sich in Kurken bei Hohenstein aufhielt, und so Gelegenheit fand, das Abweichende hier und dort genau aufzufassen (dem vor Kurzem verstorbenen Herrn Bercio). Ich gebe hier zunächst seine Schilderung, um dann einzelne abergläubische Gebräuche nachfolgen zu lassen.

Der Brautwerber, ein ältlicher, zuverlässiger, anständiger Mann, reitet eines Sonntags mit einem Kohlkopfe — die Werbungen finden meistens im Herbste statt — nach dem Hause, wo die Brautwerbung stattfinden soll. Er läßt denselben von seinem Pferde oder Ochsen anfressen, tritt dann in das Haus, knüpft nach der Begrüßung ein Gespräch an, zeigt im Laufe desselben den beschädigten Kohlkopf vor und spricht: Es ist eine Ziege, ein Reh, in unserem Garten gewesen, es ist eine Beschädigung an dem Kohlkopf vorgekommen, nun habe ich gespürt bis hieher und will das

Reh sehen. Wenn er das gesprochen hat, weiß man schon, um was es sich handelt. Das betreffende Mädchen (welches übrigens seiner Zeit dem Brautwerber ein neues Hemde zu schenken pflegt), läuft weg auf die Lucht, wirft sich in Staat und wird dann hervorgeholt. Auch mit ihr unterhält sich der Brautwerber über die Beschädigung des Kohlkopfs. Sodann bespricht er mit den Eltern (denn die Mädchen haben darin kein Wort) seine Angelegenheit direct. Wenn ihm die Eltern Hoffnung geben, kommt er über acht Tage mit dem Bräutigam wieder. Da wird denn nun die Verlobung, Ausstattung und Aufbietung verabredet und ist die Aufbietung erst erfolgt, dann geht die Verlobung nicht leicht auseinander. Sonntag vor der Hochzeit müssen die Brautleute communiciren, die Braut mit dem Kranze geschmückt, daß jeder gleich sehen kann, daß es eine Braut ist. Jede Hochzeit wird in den Gegenden bei Oletzko, Lyck ꝛc. am Freitag gefeiert; (in Kurken an der ermeländischen Grenze, wo man die katholischen Fasten mit beobachtet oder berücksichtigt, ist dies nicht der Fall). Die Einladung erfolgt am Sonntag vorher. Die Freunde und Nachbarn aus demselben Dorfe werden durch einen proszek (Bitter, Einlader), die auswärtigen durch einen oder zwei Platzmeister eingeladen. Der erstere ist in der Regel ein Angehöriger der Familie, oft ein Instmann derselben, und macht sein Geschäft zu Fuß gehend ab. Der Platzmeister ist ein jüngerer Mann, welcher mit Bändern reich geputzt herumreitet um seine Einladungen in den benachbarten Dörfern zu besorgen. Gegen 10 Uhr Vormittags versammeln sich die Gäste in dem Hochzeitshause, wo sie mit Musik empfangen werden und die Platzmeister ihnen mit Bier entgegen kommen. Wenn sie versammelt sind, wird ein kleines Frühstück, meistens aus Wurst bestehend, gegeben, und dann hat der Ortslehrer an die Braut eine Rede zu halten (dies geschieht im Ermelande, sowie in den nächstgelegenen Gegenden Masurens z. B. in Kurken durch den Platzmeister), auch werden einige Liederverse gesungen. Wenn nun nach der Kirche gefahren werden soll, so sitzen die Braut und die Brautmutter (swachna) neben einander auf einem Wagen, vor ihnen Brautjungfern. Man nimmt auf den Wagen einen guten Vorrath von Fladen, schon zerschnitten, mit, um unterwegs den Leuten auf der Straße die Stücke zuzuwerfen. Im Kruge des Kirchdorfs wird angehalten, auch getanzt bis die Glocken läuten. Von-

hier nach der Kirche wird zu Fuß gegangen. Nach der Trauung geht es zurück in den Krug, wo getrunken und getanzt wird, und zu Wagen weiter nach Hause, aber nicht sogleich in das Hochzeitshaus, in welchem jetzt Mittag angerichtet wird, und welches daher frei bleiben muß, sondern in das Haus der guten Frau (swachna), wo Schnaps und Bier getrunken, Kuchen gegessen und getanzt wird. Ist das Mittag im Hochzeitshause angerichtet, so kommt der Hochzeitsbitter (proszek) in das Haus der guten Frau, tritt in die Stube und schlägt mit dem Stock gegen den Balken, worauf die Musik schweigt und jeder stehen bleibt, wo er sich beim Tanzen eben befindet. Dann sagt er: Der Hochzeitsvater, die Hochzeitsmutter, das Ehepaar lassen grüßen und bitten nach dem Hochzeitshause zu kommen, oraz i zaras (gleich auf der Stelle). Hierauf macht er kehrt, die Musik folgt ihm und die Hochzeitsgäste schließen sich paarweis an. Die Platzmeister kommen dem Zuge mit Bier aus dem Hochzeitshause entgegen. Dann folgt die Mahlzeit, vor und nach welcher der Lehrer ein Gebet spricht; auch werden wieder einige Verse gesungen. Die Braut hat ihren Platz hinter dem langen, schweren Tisch, wo sie schwer zugänglich ist, und verläßt diesen Platz auch nach beendigter Mahlzeit nicht freiwillig, sondern wird von den jungen Leuten, oft mit einiger Anstrengung, „aus der Gemeinschaft der Jungfrauen" (denn das Verfahren hat seine symbolische Bedeutung) von denselben hinter dem Tische hervorgezogen. Ist dies gelungen, so fordert sie jeden männlichen Gast zum Tanze auf und tanzt mit allen. Das ist der Brauttanz, bei welchem die Musici extra bezahlt werden. Gegen Abend — oft ist es schon tiefe Nacht geworden — wird Gänsebraten, schon zerlegt, aufgetragen und gegessen. Wenn diese Mahlzeit vorüber ist, werden unzerlegte gebratene Gänse und Strützel aufgetragen, jede Gans und jeder Strützel in vier Theile zerschnitten, und jeder Gast hat das Recht ein solches Viertel nach Hause zu nehmen für diejenigen Angehörigen, welche zu Hause bleiben mußten. — Den nächsten Tag, Sonnabend, Vormittags um 10 Uhr muß der Platzmeister wieder auf dem Platze sein. Er nimmt die Musik mit und geht nun von Haus zu Haus durch das Dorf, um die vom vorigen Tage ermüdeten Hochzeitsgäste wieder zusammenzubringen. Diese ziehen sich nun an und folgen ihm. Sobald einige zusammen sind, wird in jedem Hause, das sie

betreten, und von wo sie einen Hochzeitsgast abholen, eine Weile geschmaust und getanzt. Der Haufe vergrößert sich mehr und mehr, bis endlich alle Hochzeitsgäste von dem Platzmeister geführt in dem Hochzeitshause wieder anlangen. An diesem Tage wird den angesehensten Frauen im Hochzeitshause etwas besonderes vorgesetzt: Schnaps mit Honig. Nachdem sie gegessen und getrunken, auch das Nöthige besprochen haben, setzen sie der jungen Frau die Haube auf. Nachdem dieses geschehen, nehmen sie sie in ihre Mitte und führen sie in den Tanzsaal, wo sie nun mit ihnen tanzt. Dadurch ist sie „in den Bund der Frauen aufgenommen"; man nennt die Feierlichkeit cepić d. h. das Mützenaufsetzen. — Am dritten Tage, dem Sonntage, wird die Braut zum Bräutigam heimgefahren. Die Gäste versammeln sich Vormittag im Hochzeitshaus, wo gefrühstückt wird. Die Nachbaren stellen große vierspännige Wagen; auf dieselben wird aufgepackt, was die Braut als Mitgift mitbekommt; auch setzen sich auf dieselben von den Gästen, Verwandten und guten Nachbaren so viele, als irgend auf denselben einen Platz finden, und so geht es nach dem Hause des Bräutigams. Dort wird abgeladen und der Rest des Sonntags, so wie der Montag unter Theilnahme der Nachbarn des Bräutigams verjubelt. (Oletzko, Lyck.)

Zum Ausputz der Hochzeitsbitter gehören besonders bunte Bänder und Papierblumen an der Mütze und zwei bunte Tücher, ein rothes und ein gelbes, an den beiden Schultern; die lange Peitsche, mit der sie vor den Häusern derer, die sie laden, bei ihrer Ankunft und beim Wegreiten tüchtig knallen, darf nicht fehlen. Sie holen die Gäste ab, tragen bei Tische die Schüsseln zu, sehen darauf, daß jeder zu essen bekommt und daß die Krüge voll sind. Sie halten auch die Collecte für die Musik und die Braut. Meistens ist der Hochzeitsbitter der Bruder des Bräutigams oder der Braut. Die Gäste bringen zur Hochzeit Kuchen, bisweilen auch Fleisch mit; wenn der Schnaps ausgetrunken ist, müssen sie für mehr sorgen. Nach der Hochzeit zieht die ganze Gesellschaft bei den einzelnen Gästen herum und läßt sich von jedem einzelnen traktiren. Dabei fassen junge Leute und Mädchen einander an den Händen und springen über die Straße. Eine gute Hochzeit muß wenigstens drei Tage dauern. (Klein Jerutten.)

Der festlich geschmückte Platzmeister reitet, in Masuren wie in Litauen, in die Häuser und Zimmer der Eingeladenen und spricht von seiner lebenden Rednerbühne herab die wohl eingelernte Einladungsformel. Am Tage der Hochzeit empfängt er die Gäste und muß das gewiß nicht leichte Geschäft übernehmen, bei der Tafel die Gesundheit jedes Einzelnen derselben mit geeigneter Anrede auszubringen. Jeder der Anwesenden aber, dem diese Aufmerksamkeit zu Theil wird, ist gehalten, in allen Stücken Bescheid zu thun. Daß bei solchen Gelegenheiten an Speisen nud Getränken der größeste Ueberfluß herrscht, darf nicht erst bemerkt werden; auch nehmen die Schmausereien mit dem ersten Tage wohl kein Ende, sondern währen wohl acht bis vierzehn Tage, je nach der Anzahl der eingeladenen Gäste, welche sich nicht nehmen lassen, dem Gastgeber die Last der Bewirthung zu erleichtern. Es zieht nämlich die Gesellschaft von einem Hause zum andern und wird in jedem einen Tag lang bewirthet. Um das Vergnügen durch Abwechslung noch zu erhöhen, werden häufig Aufzüge und Verkleidungen vorgenommen, wobei es an Nachäffungen von Thieren in Gestalt und Stimme und dgl. nicht fehlt. (Drygallen im Kreise Johannisburg. Bei Preuß, Preuß. Landeskunde S. 234 f.)

Ausgelassene Fröhlichkeit herrscht bei Hochzeiten. Bei denselben geht es sehr laut her. Die Mädchen lärmen und schreien vor purer Freude, daß sie kirschbraun werden. Die Hauptrollen spielen natürlich die Platzmeister, welche dem Zuge voranreiten. Erreichen sie auf dem Heimwege die erste Brücke, so hält der Kutscher des Brautwagens; dann heißt es: das Rad ist gebrochen! Schnell wird nun Geld zusammengelegt, um dasselbe machen zu lassen. Hat ein Jeder das Seine dazu beigetragen, so geht es in vollem Jagen weiter. Die Platzmeister eilen, so schnell als nur irgend möglich ist, nach dem Hochzeitshause, nehmen ein Brod, wickeln dasselbe in ein Tischtuch und bringen es der Braut entgegen. Die nimmt es in Empfang als Zeichen, daß sie in ihrem Leben stets Brod haben wird. Die junge Frau wird zu Hause gleich dreimal um den Ofen geführt, damit sie ihrem Manne nicht weglaufen könne. Ueber Tisch macht die Brautjungfer ihrem Platzmeister ein Geschenk, wobei sie folgende Worte spricht: „Herr Platzmeister, ich komme vor dich getreten, weil ich von dir gebeten. Heute ist dein Ehrentag, weil ich dir ein kleines Geschenk bringen

mag, halte das Geschenk fest, wie der Baum die Aest', wie die Glocke ihren Klang, wie das Wasser seinen Gang, wie der Mond seinen Schein, aufs Jahr sollst du wieder mein liebster Platzmeister sein." Der so Geehrte erwidert: „Dafür thu' ich mich bedanken, ich will es legen in meinen Schranken, ich will es in Ehren halten und meine Brautjungfer an die rechte Seite führen. Musikanten, Vivat hoch!" Dem ersten Brautführer liegt die Pflicht ob, die Feiernden durch einen poetischen Erguß zu erfreuen. Ein solcher würde übersetzt etwa so lauten:

„An dieser Hochzeit haben wir Gäste uns zahlreich versammelt; möge also hier das Herz eines jeden fahren lassen allen Kummer und anstimmen Lieder der Freude. Von dem Liedlein zu dem Gläschen ruft heute die Gemeinschaft. Vivat! so lange die Flasche voll ist, unsre Compagnie, Vivat! Die junge Ehe! Du junger Herr! Um des Wohlbehagens willen hast du dir genommen eine Geliebte. Ich beneide dich auch nicht, mein Bruder, lebe mit ihr froh in deiner Hütte; ich liebe heut mein Gläschen. Bei dem Käthchen, meinem Mädchen, werd ich auch zur Zeit stehen. Ich will mich nur ein wenig stärken, daß ich den Fußsteg nicht fehle. Du junge Brautjungfer, trinke schnell; wer schmiert, der fährt. Das Waglein eurer Ehe wird darum nicht umwerfen, wenn es auch in die Wegpfützen hineinfährt. Es spült sich ab und fährt sich weiter, desto früher in den Gleisen. Darum trinkend schmiert den Wagen! Heute schlaft nicht, sondern tanzet; wir gehn im Sprunge hinter euch. Spielet auf, ihr Spielleute und Pflüger, da ihr Ohren und Füße habt. Sieh! einen Silbergroschen zur Verpflegung, sieh, schon werfe ich ihn klingend in das Glas! Spielt uns also ohne Besorgniß!" (Hartg. Ztg. No. 9.)

Bei der Wahl des Hochzeitstages werden die Gestirne der Regel nach beobachtet. Unter dem Zeichen des Krebses läßt man sich nicht trauen, damit die Wirthschaft nicht rückwärts gehe, ebenso nicht bei abnehmendem Licht, damit die Wirthschaft nicht abgehe. Der bevorzugte Wochentag ist, wo nicht katholischer Einfluß nachwirkt, der Freitag. (Vgl. hierüber N. P. Prov.-Bl. 1848. Bd. 1. S. 188. Hintz S. 61.)

Wenn die Braut den Hochzeitsstaat anlegt, vermeidet sie ängstlich die rothe Farbe, welche Feuersgefahr drohen würde. In den Schuh legt sie ein Geldstück. (Kl. Jerutten.)

Die Braut flicht sich einen Silbergroschen ins Haar und geht mit demselben zur Trauung. Nach derselben kauft sie dafür Schnaps und trinkt ihn aus, damit der Mann nie mehr, als für einen Silbergroschen trinke. (Willenberg.)

Beim Ausgange zur Trauung, desgleichen beim Kirchgange der Frauen muß eine Axt an der Thürschwelle, mit der Schärfe nach außen gelegt, nicht fehlen.

Vor den Brautwagen spannt man einen Schimmel, damit die in der Ehe erzeugten Kinder nicht sterben. (Hintz S. 70. Anm. 5.)

Die Fahrt nach der Kirche muß ohne Unterbrechung geschehen, damit später in der Ehe auch kein Hinderniß eintreten möge. (Ebenda.)

Sind die Brautleute nicht aus einem und demselben Dorfe, so fahren beide nicht zusammen in die Kirche, sondern jeder Theil besonders aus seinem Wohnort; am Kirchorte erwartet schon der Bräutigam die Braut. In der Kirche holt der gute Mann nach dem Gesange des Liedes: „Meine Hoffnung stehet feste" den Bräutigam zum Altare, alsdann die Braut, welche sich nur mit vielem Widerstreben dahin führen läßt. (Hintz S. 65.)

Wer die Katzen gut füttert, hat gutes Wetter zur Trauung. (Hohenstein. Vgl. N. P. Prov.-Bl. 1847. Bd. 1. S. 470.)

Vor der Trauung bittet die Braut den Bräutigam um etwas Geld, um in der Ehe die Kasse zu führen. (Hohenstein.)

Brautleute lassen sich nie über ein offenes Grab trauen, sondern lassen das Begräbniß erst vorübergehen, ein Gebrauch, der da immer mehr verschwindet, wo besondere Ortsbegräbnisse — sogenannte Mogillen — entstehen. (Hintz S. 70. Anm. 5.)

Während des Aktes der Trauung muß die Braut dem Bräutigam auf den Fuß treten, oder auf seinem Rock knien oder beim Zusammenlegen der Hände ihre Hand nach oben bringen, dann hat sie während der Ehe das Regiment; wenn dasselbe dem Bräutigam gelingt, so regiert er. (Soldau.)

Während der Trauung darf die Braut den Arm des Bräutigams nicht loslassen; sonst geht die Ehe auseinander. (Willenberg.)

Fällt beim Wechseln der Ringe einer derselben an die Erde, so bedeutet das Unglück, namentlich Zwietracht. (Soldau.)

Nach dem Trauakt sehen die Brautleute darauf, daß sie sich gegen einander gewendet vom Altar abdrehen; es kommt ihnen nicht darauf an, daß dann die Braut, welche während des Trauaktes rechts steht, links zu stehen kommt.

Während der Trauung sieht man genau nach den Lichtern. Brennt eins derselben düster, so bedeutet das Krankheit, verlöscht eins, so bedeutet das Tod und zwar desjenigen der Brautleute, auf dessen Seite das Licht steht. (Soldau, Hohenstein.)

Wenn die Braut bei der Trauung bleich aussieht, so stirbt sie auch bald. (Hohenstein.)

Das von der Trauung zurückgekommene Paar muß aus einem Glase zur Hälfte trinken, damit Einheit in der Ehe bestehe. (Willenberg.)

Um zu ermitteln, ob der Bräutigam oder die Braut früher sterben werde, schreiben sie die Vornamen derselben neben einander. Bei jedem einzelnen Buchstaben dieser Reihe sprechen sie nun abwechselnd die Namen Adam und Eva aus; trifft auf den letzten Buchstaben Adam, so stirbt er zuerst.

Noch ein Orakel der Art überliefert schon im sechszehnten Jahrhundert Simon Grunau: „So man Braut und Bräutigam zu einander legt, welches zum ersten entschläft, der stirbet auch zum ersten.“ (N. P. Prov.-Bl. 1846. Bd. 2. S. 337.)

Daß der jungen Frau, wenn sie dem Hause des Mannes sich nähert, Brod entgegen getragen wird, ist oben berührt. Sonst werden ihr Brod und Salz in das neue Haus vorausgetragen, was übrigens auch bei jedem Wohnungswechsel geschieht. Wieder anderwärts giebt man der in das eigne Haus eintretenden jungen Frau Brod, Salz und ein Goldstück mit, welche drei Dinge sie sorgfältig aufbewahren muß. (Lubainen.)

Fladen und Bier müssen der jungen Frau bis an die Dorfgrenze entgegen gebracht werden; was die Eheleute davon nicht verzehren, werfen sie den Armen zu. Auch nehmen die Platzmeister, wenn das junge Paar aus der Kirche ankommt, einen Topf mit allerlei Getreide und sonstigen Victualien gefüllt, tragen denselben dem heranrollenden Wagen entgegen und werfen ihn gegen ein Rad desselben. Das wird den Eheleuten geopfert. (Hohenstein.)

Es kommt vor, daß wenn einem Manne mehrere Frauen hinter ein-

ander gestorben sind, die darnach heimgeführte nicht durch die Thür, sondern durch das Fenster in sein Haus einzieht. (Hohenstein.)

Daß die junge Frau dreimal um den Heerd des neuen Hauses geführt wird, ist uralter Gebrauch. Schon im sechszehnten Jahrhundert gedenkt desselben Hieronymus Meletius in der Beschreibung der Gebräuche der alten Preußen. (Erläut. Preußen. Bd. 5. S. 715.)

Bei Hochzeiten oder andern festlichen Begebenheiten darf man nicht mit dem Licht unter den Tisch leuchten, sonst entsteht Zank und Schlägerei. (Willenberg.)

Verliert einer der Gatten den Trauring, so kommt ein Unglück. (Hintz S. 70. Anm. 5. S. 118.)

Verschüttetes Salz deutet auf Zank und Widerwärtigkeiten in der Ehe.

Der Wöchnerin legt man Stahl unter das Bette um sie vor Hexerei zu sichern. (Hohenstein.)

Ehe man ein neugebautes Haus bezieht, schlachtet man ein Thier z. B. ein Huhn und trägt dies durch alle Stuben. Ohne diese Vorsicht würde bald einer aus dem Hause sterben.

Die Wirthschaft beruht vorzüglich auf dem Gedeihen der Feldfrüchte und des Viehes. Viel Hokuspokus wird getrieben, wenn das Vieh und die Pferde gedeihen, der Acker reichlich tragen, das Unkraut aus dem Getreide vertilgt, Weizen und Gerste vor dem Vogelfraße bewahrt werden soll. (Soldau.)

Dünger fährt der Bauer hauptsächlich nur bei zunehmendem Licht und streut den ersten Haufen sofort auseinander, weil sonst der Wurm ins Getreide kommt. (Wallendorf.)

Wetteregeln sind uns von den Masuren noch weiter keine verrathen als diese: Untrüglichstes Zeichen für bevorstehenden Regen ist, wenn gewisse Thiere aus den Haaren auf die Ohren kriechen. (Kl. Jerutten.)

Mit Sorgen und Bangen wird die erste Saat in die Erde gebracht. Hat Jemand das Herz am Tage auf den Acker zu gehen, um die Saat zu streuen, so weicht er jedem Begegnenden scheu aus, um ja nicht zum Sprechen veranlaßt zu werden. Viele gehen um Mitternacht auf das Feld und vollständig unbekleidet streuen sie die Saat. (Hartg. Ztg. No. 8.)

Der zur Saat geeignete Zeitpunkt wird sorgfältig ermittelt. Weizen

muß man weder am Tage noch in der Nacht, sondern am Mittwoch (!) säen; dann fressen ihn die Sperlinge nicht. (Wallendorf.)

Man säet nicht bei Mondwechsel, weil dann der Samen sich ändert z. B. aus Wruckensamen wird Senfsamen.

Unter dem Krebs und Scorpion, welche Würmer darstellen, wird nicht gesäet oder gepflanzt, weil dann die Würmer überhand nehmen würden; man säet und pflanzt unter Löwe, Stier, Jungfrau, damit alles stark und kräftig werde. (Hohenstein.)

Wer mit einem Säelaken säet, welches ein nicht confirmirtes Mädchen gesponnen und gewebt hat, dem wird die Saat gedeihen. Ein solches Laken leiht Niemand fort, er würde dadurch den Segen fortgeben. (Hohenstein.)

Den Samen, den man säen will, muß man nicht auf den Tisch legen, sonst geht nichts auf. (Hohenstein.)

In einen Zipfel des Säelakens bindet der Bauer Brod und Geld und läßt es während des Säens darin. Das giebt Gedeihen. (Lubainen.) Anderwärts bindet man ein Silberstückchen, Brod, Salz und Fenchel (kopr) ein. (Hohenstein.)

Wenn im nächsten Jahre die Ernte des Wintergetreides ergiebig sein soll, so müssen die Aehren des Erntekranzes zuerst in den Acker gestreut werden. Diese Regel gilt vom Weizen und Roggen. (N. P. Prov.-Bl. 1847. Bd. 1. S. 473.)

Wenn die Wintersaat gestreut werden soll, wird die Erntekrone, welche vom letzten Erntefeste her an der Decke des Vorhauses hing, heruntergenommen, die Körner aus ihr auf dem Eßtische ausgerieben, besonders in das Säelaken gebunden und zuerst in den Acker gestreut, damit die Ernte im nächsten Jahre wohl gerathe. (N. P. Prov.-Bl. 1847. Bd. 2. S. 54.)

Es scheint hienach auf einem Mißverständniß zu beruhen, wenn ein anderer Referent sagt: Aus dem Erntebündelchen des verflossenen Jahres schüttelt der Wirth die lose gewordenen Körner und bindet diese, sowie ein Geldstück in den Zipfel des Säelakens, worin diese Dinge so lange liegen bleiben, bis zugesäet ist. Dadurch soll man einen guten Ertrag und lohnende Preise für die Ernte erzielen. (Hartg. Ztg. No. 8.)

Wenn gesäet wird, darf keine Aschlauge gemacht werden; ja man ver-

meidet überhaupt in dieser Zeit die Wäsche, andernfalls würde das Getreide nicht gerathen. (Hohenstein.)

Wenn man auf dem Wege zum Säen über einen Zaun steigt, so verwandelt sich die Saat; so wird z. B. Wruckensaat aus Kumstsaat. (Hohenstein.)

Die in den Zwölften gebrannte Asche, vermengt mit etwas Saatgetreide, wirft man im Frühjahr und Herbst ins Kreuz auf den Acker indem man spricht: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Dann wird die Ernte gut schütten. (N. P. Prov.-Bl. 1850. Bd. 2. S. 116. No. 158.)

Ehe sie die Saat ausstreuen, mischen sie dieselbe mit drei Händen voll Erde von dem Acker des Nachbarn, das bedeutet Glück. (Hartg. Zeitung No. 8.)

Wenn der Säende ein Stück Acker unbesäet läßt, so stirbt er in dem Jahre. Es werden mehrere Personen namentlich genannt, welchen der Teufel wegen ihrer Vergeßsamkeit diesen Streich gespielt hat. Jeder Säende nimmt sich daher vor dem Versäen sehr in Acht. (N. P. Prov.-Bl. 1847. Bd. 1. S. 473.)

Beim Roggensäen sagt man: Die erste Hand für den Herrn (pan d. h. Gott), die zweite für mich, die dritte für die Vögel. (Hohenstein.)

Um Weizen und Gerste, besonders diejenige, welche man bei Hause säet, vor dem Vogelfraße zu sichern, wirft man eine Handvoll von der Saat von sich weg für die Vögel. (Wallendorf.)

Um Unkraut, besonders Disteln, aus dem Saatfelde zu vertilgen, vergräbt man in demselben Donnerstag nach Sonnenuntergang einen Spahn von einem Baume, den der Blitz getroffen hat. (Wallendorf.)

Erbsen gerathen selten, es ist daher bei der Saat derselben manches zu beobachten. Erbsen soll man nicht unter dem Scorpion säen. Man säe sie unter dem Löwen. Von Saat-Erbsen darf man nichts weggeben oder verkaufen, ehe man sein eignes Erbsenfeld bestellt hat, sonst giebt man den Segen fort. (Hohenstein.)

Ehe man die Erbsen aussäet, muß man sie durch die Nabe eines Wagenrades laufen lassen, damit das Feld nicht vom Mehltau befallen werde. (Hohenstein.)

Um das Feld, auf welchem Erbsen ausgesäet werden sollen, muß ein Frauenzimmer, ..., gehen oder dessen Hemde getragen werden, damit die Erbsen nicht vom Mehltau befallen werden. (Hohenstein.)

Kumst wird nicht unter dem Schützen gepflanzt, sondern unter der Jungfrau und Waage, damit er nicht auseinander schieße, sondern rein bleibe und gewichtig und schwer werde. (Hohenstein.)

Wenn man das Kumstbeet glattgeklopft hat, so legt man einen Stein auf dasselbe und meint, daß die Kumstköpfe dann so hart wie der Stein werden. An einigen Orten legt man unter den Stein auch noch Brennnesseln. (Hohenstein.)

Am Johannisabend müssen wenigstens drei Kumstköpfe behäufelt sein. (Hohenstein.)

Um den Kohl vor Raupen zu schützen, nehme man Sand vom Grabe des zuletzt begrabenen, sehe sich aber dabei nicht um und spreche kein Wort, und streue diesen Sand über die Kohlpflanzung. (Kurken.)

In Krugklauken besprach eine alte Frau Kumst, auf welchem sich unzählige Raupen befanden. Sie bediente sich dazu einer Pfanne mit glühenden Kohlen, auf welche sie unter beständigem Gemurmel und mit verschiedenen Grimassen starkduftende Kräuter warf, die beim Verbrennen einen unangenehmen Geruch verbreiteten. Obgleich der Rauch davon nur einen sehr kleinen Theil des Feldes bestrich, so waren am Morgen des folgenden Tages sämmtliche Raupen verschwunden. Ihren Zauberspruch theilte sie unter keinen Umständen mit, indem, wie sie sagte, dann die Kraft verloren ginge. (N. P. Prov.-Bl. 1847. Bd. 1. S. 471.)

Flachs säet man zu Medardus. Damit er gedeihe tanzt man zu Fastnacht oder fährt spazieren (s. o.).

Wenn ein Hund oder eine Katze krepirt, so muß man den Cadaver hoch über den Zaun werfen, damit der Flachs hoch werde. (Hohenstein.)

Sonnenschein am Neujahrstage kündigt guten Flachs an (s. o.).

Kartoffeln legt man nicht unter dem Krebs, Bohnen nicht an dem Wochentage, an welchem der erste Schnee gefallen ist. (Wallendorf.)

Ueber das Erntefest mögen folgende Notizen einander ergänzen. Die erste bezieht sich auf den Ortelsburger Kreis. Bei den Bauern folgt ein Erntefest meist nur auf die Roggenernte, was schon daher sich erklärt,

weil überhaupt nur wenige Bauern Weizen bauen. Der Roggen wird von Männern und Mädchen mit der Sichel geschnitten (es erscheint ihnen roh mit der Sense gegen die Gottesgabe loszuschlagen). Ein Büschel Aehren, etwa so viel, als man auf einmal mit der Sichel abschneiden kann, läßt man zuletzt stehen. Um denselben stellen sich gleich nach vollendeter Arbeit die Schnitter und singen ein geistliches Lied. Die schönsten Aehren werden zum Ernteſtrauß ausgewählt, zusammengeflochten und mit Blumen geschmückt. Diejenige der Schnitterinnen, welche zuerst mit ihrem Beete fertig war, bringt den Erntestrauß nach Hause. Während des Ganges nach Hause singen sie ein weltliches meist komisches Lied, welches wie der Erntestrauß selbst plon genannt wird, namentlich sehen sie dabei darauf, daß sie sich dem Hause unter diesem Gesange nähern. Diejenigen, welche nicht mit auf dem Felde waren, begrüßen die Zurückkehrenden aus allerlei Verstecken mit Wassergüssen. Manches Mädchen wird von den Mannspersonen an den Brunnen gezogen und mit einem Eimer Wasser begossen. Zu Hause giebt es zuerst Schnaps und Fladen, dann eine Mahlzeit, bei der neben anderen Gerichten auch Mohnkeulchen nicht fehlen dürfen, bei besseren Leuten auch Tanz. Das Getreide aus dem Strauß wird im Herbste mit ausgesät. (Kl. Jerutten.)

Ebenfalls im Ortelsburger Kreise ist es auch üblich, daß der vorderste Schnitter dem letzten das letzte Bündel Aehren zusammenbindet, welches man pep (Nabel) nennt, und um welches — in Stoppeln — der letztere nun sicheln muß, ohne den pep zu verletzen. Auch wird er gezwungen durch den pep hindurch zu kriechen. Das Mädchen, welches nicht begossen wird, ist gekränkt, denn man hat ihm keine Ehre angethan. Als Gerichte beim Erntefeste werden noch Schwarzsauer mit Keulchen und dicke Grütze mit Honig hervorgehoben. Bei diesem Festessen darf kein Vaterunser gebetet werden, weil dann jemand im künftigen Jahre stirbt. Sie beten andere Gebete und singen geistliche Lieder. (Wallendorf.)

Die letzte Garbe bleibt auf dem Felde stehen, damit die Mäuse nicht in das Fach kommen. (Hohenstein.)

Aus östlicheren Gegenden Masurens stammt folgender Bericht: In Masuren suchen die Hauer die längsten und schönsten Garben aus und geben sie den Raffern, die im Kreise stehend und das Lied: „Allein Gott

in der Höh' sei Ehr" singend, dieselben zum Erntekranze in Form einer Krone flechten und mit Bändern und Blumen schmücken. Den fertigen Kranz nimmt der Vorhauer auf seine Sense und geht dem Zuge, den nun alle Schnitter bilden, voran. Bis der Zug zum Dorfe oder Gute, wohin die Schnitter gehören, gelangt, werden verschiedene Lieder gesungen, dann aber der Plon angestimmt, ein Lied, in welchem die rege Hoffnung auf Bier, Keulchen, Fleisch, Tanz, zu welchem Spielleute aus Lyck erwartet werden, sehr lebhaft ausgesprochen wird. Dieses Lied wird so lange gesungen, bis der Vorhauer mit der Erntekrone in das Haus getreten ist. Die Krone wird bei dem Bauern auf den Eßtisch gesetzt, bei der Gutsherrschaft ins Vorhaus oder in die Wohnstube gebracht. Der Bauer hängt sie an dem über dem Tische befindlichen Balken der Stubendecke, der Gutsherr an die Decke des Vorhauses auf. Hier bleibt sie hängen bis die frische Wintersaat gestreut werden soll. Wenn der Vorhauer beim Einzug auf die Treppe oder den Hof geht, empfängt ihn ein Wasserguß, der auch den übrigen Schnittern und sogar der Gutsherrschaft reichlich zu Theil wird. Darauf fassen die Schnitter die gießenden (gewöhnlich Mägde), führen sie zum nächsten Teiche, Fluß oder See und tauchen sie unter die Oberfläche des Wassers. Jemehr gegossen und getaucht wird, desto besser ist nach dem Volksglauben die Ernte des künftigen Jahres. Dieses Fest heißt Plon, in Litauen, wo die Gebräuche so ziemlich dieselben sind, Bectuwis. (N. Pr. P.-Bl. 1847. Bd. 2. S. 51—54.)

Ebenfalls aus dem östlichen Masuren wird über das Wassergießen noch folgende Bemerkung gemacht: die jungen Mädchen suchen unbemerkt und hinterrücks die Männer mit Wasser zu begießen, aber schnell und geschickt: denn wehe derjenigen, die mit dem ungeleerten Gefäß ertappt und gefaßt wird, es hilft nichts, sie muß durch den Kreis aller durchschreiten, und jeder Bursche hat das Recht, einen Kuß von ihr zu fordern, den sie nicht verweigern darf. (Rosenheyn Bd. 2. S. 94. Erkennbar aber noch mehr abgeflacht sind die Gebräuche des Masurischen Plon auch in dem Erntefeste der Niederunger, welche nämlich zum Absicheln des Roggens und Weizens die dorthin hinabziehenden Masuren in Dienst nehmen. Heinel in den N. P. Prov.-Bl. 1846. Bd. 2. S. 404.)

Wird der letzte Roggen gedroschen, so nimmt die Magd einen Koch-

Löffel und läuft damit auf die Tenne, wirft ihn dahin und läuft davon. Holt die Fliehende ein Drescher ein, so muß sie sich durch ein Geschenk (am liebsten Branntwein) lösen, wo nicht, so muß sie ein Geschenk erhalten. (Hartg. Ztg. No. 8.)

Gegen das Verderben des gedroschenen Getreides auf dem Speicher wendet man folgendes Mittel an. Man schneidet im Frühjahr einen grünen Hasselstock ab, und sobald es zum ersten Mal im Frühjahr donnert, macht man über jeden Getreidehaufen mit diesem Hasselstocke ein Kreuz und es hält sich das Getreide Jahre lang. (Kurken.)

Vieh. Der Hirte bricht am zweiten Weihnachtsfeiertage schöne gerade Birkenreiser, nimmt dieselben unter den Arm und geht so im Dorfe oder in der Stadt von Haus zu Haus (natürlich nur in solche Häuser, aus denen er Vieh zu weiden hat), um seine Kalende einzusammeln. Dann zieht jede Hausfrau, nicht mit der bloßen Hand, sondern indem sie die Finger mit der Schürze bedeckt, eine der Ruthen unter seinem Arm hervor, legt sie auf den Tisch, ja nirgend anderswohin! bringt sie auf den Boden, steckt sie in das vorräthige gedroschene Getreide, die Aeste nach oben, und läßt sie dort bis matka boza (25. März) stecken. An diesem Tage zieht sie die Ruthe heraus, geht ohne sich aufzuhalten oder zu sprechen (damit nachmals das Vieh nicht stehen bleibe und brülle, sondern gerade in den Stall hineinkomme) nach dem Stalle und treibt das Vieh hinaus, während der Hausvater mit der Axt ein Kreuz vor der Stallthür macht und die Axt dann an die Schwelle legt. (Hohenstein.)

Das Vieh wird zu Mariä Verkündigung (25. März) zum ersten Male ausgetrieben und von oft weither verschriebenen Zauberern versegnet (s. o.)

Wenn der Hirte das Vieh zum ersten Male aus dem Dorfe treibt, so spricht seine Frau an dem Heck (Dorfthor) knieend allerlei Gebete. In Napiwodda kam der Fall vor, daß eine Hirtenfrau, die deshalb von andern ausgelacht wurde, dies Gebet unterließ; die Folge davon war, daß zu Johannis zwei Wölfe in den Stall brachen und zwei Mastschweine und eine Kuh zerrissen. (Hohenstein.)

Beim Austreiben des Viehes haben die Hirten ihre absonderlichen Bräuche, ihre uralten Sprüche und Verse, und es ist ganz unerläßlich, daß diese hergesagt werden in der festen Weise wie herkömmlich; sonst

könnte auf Walpurgis ein Nachbar dem andern die Kühe besprechen, daß sie Blut statt Milch geben und dahinsiechen. (Rosenheyn Bd. 2. S. 95.)

Wird das Vieh zum ersten Male wieder auf das Feld getrieben, so darf nicht gesponnen werden. (Rosenheyn Bd. 2. S. 92.)

Der Hirte scharrt die Kohlen seines Waldfeuers sorgsam zusammen, weil sich sonst seine Heerde zerstreut. (Rosenheyn Bd. 2. S. 92.)

Wenn der Mann mit einem angekauften Stück Vieh nach Hause kommt, so bringt die Frau eine Kanne Wasser und begießt das Vieh von den Hörnern an den ganzen Rücken entlang, von vorn bis hinten, worauf der Mann es im Kreise um sich selbst herumführt; das geschieht dreimal, ehe es in den Stall kommt. (Hohenstein.)

Neu angekauftes Vieh muß über Stahl in den Stall treten, um gegen Hexerei sicher zu sein. (Hohenstein.)

Man muß darauf achten, welche Farbe das Wiesel hat, das man zum ersten Mal sieht. Vieh von dieser Farbe geht einem zur Hand (gedeiht einem). (Hohenstein.) Anders. Wenn in einem Stalle sich weiße Wiesel aufhalten, so muß der Wirth weißes Vieh halten; ebenso bei bunten, rothen Wieseln. Er wird erkennen, daß ihm solches Vieh zur Hand geht.

Frißt ein angekauftes Stück Vieh, ein Schwein, ein Pferd schlecht, so heißt es: Nie poręczyto się! (Es geht nicht zur Hand!) Es muß verhandelt werden; der Nachbar wird ersucht es zu kaufen. Er kommt, bietet und dingt hartnäckig und lange. Darnach frißt das Thier gewiß sehr gut. (Willenberg.)

Wenn Jemanden ein Stück Vieh, ein Schwein ꝛc. nicht recht zur Hand gehen will, wenn es z. B. nicht recht fressen will, so verkauft man es noch einmal, wenn auch nur zum Schein z. B. an die Frau oder an ein Kind. Das Geld muß dabei, damit an der Form des Verkaufs nichts fehle, gezahlt und Leinkauf getrunken werden. (Hohenstein.)

Leinkauf (poln. litkup, was aber nichts als ein Germanismus ist, lit. margritsch) ist das Getränke, welches man beim Verkaufen trinkt. Dabei gießt man die Neige rückwärts über den Kopf, damit einem das Gekaufte gedeihe, großwachse ꝛc. (Vgl. über Litkauf Haupt's Zeitschr. f. deutsch. Alterth. Bd. 6. S. 269 ff. Der Leinkauf wird schon in dem pomesanischen Recht etwa um die Mitte des 14. Jahrh. erwähnt. Laband, Jura Prutenorum 1866. p. 12.)

Wenn Jemand ein Stück Vieh zum Verkauf aus dem Stalle führt, so muß er von den Haaren desselben ein Büschel ausreißen und unter der Krippe vergraben. Das bedeutet, daß das übrige Vieh dem zu verkaufenden nicht nachfolgen und sich nicht aus dem Stalle ausrotten solle. (Hohenstein.)

Für Zwillingsthiere aller Art hat der Masure eine große Vorliebe; denn sie sind glückbringend. Gerne zahlt er die höchsten Preise dafür. (Hartg. Ztg. No. 8.)

Jungen Pferden und jungen Kälbern bindet man zum Schutz gegen den bösen Blick rothe Bänder um den Hals (s. o.).

Am Donnertag müssen die Pferde vor Abendbrod abgefüttert werden, sonst drückt sie die Mar. (Hohenstein.)

An die Thür des Viehstalles macht man am Abend vor dem Tage der heiligen drei Könige oder vor Johannis drei Kreuze, um das Vieh vor Hexerei zu sichern (s. o.).

Kommen in einer Wirthschaft mehrere Stück Vieh zu Schaden, so hat Jemand gehext (oczarzył). Die Zaubermittel (czary) müssen aufgefunden und verbrannt werden, sonst krepirt alles übrige Vieh auch. Es wird gegraben unter der Stallschwelle, unter allen vier Wänden, und wenn man da nichts findet, im Stalle selbst. Da findet man endlich einen Viehmagen mit vielen Stecknadeln. Ist dieser verbrannt, so kommt kein Vieh mehr zu Schaden. (Willenberg.)

Man tödtet die Schlangen nicht gern, weil das ein Unglück, besonders den Abgang des Viehes nach sich ziehen soll. Dieser noch von Pisanski (No. 23 §. 9) angeführte Gebrauch erinnert lebhaft an die Verehrung der Schlangen in der Zeit des Heidenthums.

In der Tonne („Kübbel"), in welcher der Trank für die Schweine gesammelt wird, hält man eine Schildkröte; davon werden die Schweine fett. Stirbt aber die Schildkröte, so sterben auch die aus der Tonne gefütterten Schweine. (Hohenstein.)

Mittel gegen Pferdekolik. Man streicht das Pferd dreimal mit der Schaufel, mit der man das Brod aus dem Backofen nimmt, und spuckt dreimal aus. Dabei spricht man eine gewisse Formel. (Kl. Jerutten.)

Wenn Vieh urok hat, so behandelt man es ebenso wie Menschen; man fährt ihm mit Hosen ꝛc. über das Gesicht. (Hohenstein.)

Eine Viehkrankheit heißt saba (Frosch). Auf dem Markte zu Hohenstein stand ein Stück Vieh, anscheinend ganz gesund; auf einmal warf es sich auf die Erde. Die Leute sagten, es hätte saba. Man nimmt in diesem Falle ein Tischtuch, legt es dem Thiere über den Rückgrat und beißt durch dasselbe in den Rückgrat vom Halse ab bis zum Kreuz. Dann läßt der Frosch nach. (Hohenstein.)

Mittel gegen Würmer in Wunden. Wenn ein Thier Würmer in Wunden bekommt, so muß man vor Sonnenaufgang an einen Ort gehen, wo die Disteln mit rothen Köpfen und stachligten Stengeln stehen, vier Disteln über einander knicken, daß die vier Köpfe nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind, und über die Kreuzung einen Stein legen. Vorher soll man ein Vaterunser beten. Ein Pfarrer unternahm jene Procedur ohne Vaterunser und es hat auch geholfen. Die Würmer verschwanden. (Wallendorf.)

Besondere Sorgfalt erfordert die Milchwirthschaft. Will man haben, daß die Kuh am Tage kalben soll, so muß man sie Sonntags stehen lassen. (Willenberg.)

Wenn eine Kuh gekalbt hat, darf man in den nächsten Tagen nichts ausleihen. (Vgl. oben den gleichen Aberglauben bei der Geburt der Kinder.)

Das erste Kalb der Stärke, die erste Butter von ihrer Milch schenkt man der guten Vorbedeutung wegen den Hospitaliten.

Die Mädchen dürfen, vom Melken wiederkehrend, die Milcheimer nicht unbedeckt tragen, damit ja nicht die Vögel des Himmels hineinsehen, weil sonst die Milch abnehmen und keine Sahne absondern würde. (Hartg. Ztg. No. 8.)

Wenn beim Milchen zugleich mit der Milch Blut aus den Eutern fließt, so milcht man — wenigstens versichert dies Pisanski (No. 23 §. 8) — die Kühe durch die Oeffnung eines Donnerkeils.

Wenn beim Milchen zugleich mit der Milch Blut aus demselben Strich kommt, dann gießt man etwas von dieser Milch in einen Scherben und stellt diesen auf den Zaun. Da steht sie so lange bis eine Schwalbe hinüberfliegt; dann wird sie gut. (Hohenstein.)

Wenn die Milch bald nach dem Milchen gerinnt, dann gießt man sie auf drei Schwellen und schlägt mit dem Besen so lange darauf, bis es trocken ist. Dann giebt die Kuh fortan gute Milch. (Hohenstein.)

Beim Buttermachen wird in den Schmand ein Geldstück gelegt, unter den Reifen des Butterfasses ein Messer gesteckt, unter das Butterfaß ein Kamm gelegt. Je schmutziger er ist, desto besser wird die Butter. (Kl. Jerutten.)

Beim Buttermachen wird strenge darauf gesehen, daß das Butterfaß nicht unter dem Balken stehe. (Willenberg.)

Eine Frau, welche trotz aller Mühe keine Butter zu Stande bekam, stieg auf ein Pferd, nahm das Butterfaß in ein Laken eingebunden auf den Rücken und ritt um die ganze Grenze des Dorfes Puchalowen bei Kameraw. Man wird es begreiflich finden, daß als sie zurückkam „der Schmand" zu Butter geworden war. Merkwürdiger war es aber, daß sie von dieser Zeit an leicht und gut Butter machen konnte.

Ein Frauenzimmer, welches die Courage hat, eine Maulwurfsgrille mit der Handfläche auf der Erde zu zerdrücken, macht leicht Butter.

Am Johannisabend vor Sonnenuntergang macht man drei Kreuze auf die Thüre des Kuhstalles, damit die Hexen, die namentlich in dieser Nacht ihr Spiel treiben, die Milch nicht wegnehmen; sind die Kreuze da, so haben die Hexen keinen Zutritt. Die Hexen geben die Milch, welche sie dem einen wegnehmen, dem andern. Sie haben ihre Lieblinge und wer ihnen Opfer bringt, den beschenken sie auch. Es soll ein besonderes Gericht sein, das die Hexen gerne essen. Dieses muß in der Johannisnacht auf dem Tische stehen. Ist es am nächsten Morgen ausgegessen, so kann man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß man eine Unmasse Milch haben wird, ja sogar aus Nägeln Milch herausmilchen kann. (Willenberg.)

Auch erhalten die Kühe am Johannisabend zum Schutze gegen Behexung allerlei Kräuter z. B. Kalmus u. dgl. Hörner und Euter werden mit Fenchel (kopr) bestrichen.

Johannisabend wird an den Thürpfosten der Kuhställe Koriander und Dill eingesteckt, damit die Kühe vor Hexerei sicher seien.

Wer eine Kuh kauft, darf nicht vergessen zu sagen, daß er die Milch mitkaufe; es ist am sichersten, für dieselbe ein eigenes Geldstück zu geben; sonst giebt die Kuh keine Milch. (Hohenstein.)

Wenn man jemanden Milch verkauft oder sonst abgiebt, muß man in dieselbe Salz streuen; wenn man dieses unterläßt, so hat die Hexe, der

solche Milch in die Hände käme, auch über die übrige Milch der Kuh Macht und könnte sie ihr abziehen. (Hohenstein.)

Das Federvieh des Nachbarn gedeiht nicht, wenn man abgeschlossene Federn (Federkiele) auf den Grenzrain wirft. (Hohenstein.)

Die Hühner des Nachbarn kann man durch eine gewisse Ceremonie in der Neujahrsnacht (s. o.) zum Eierlegen an sich locken.

Zwischen Weihnachten und Neujahr werden Federn geschlossen.

In eben derselben Zeit muß man dem Federvieh Erbsen geben, dann legen sie fleißig Eier. (Hohenstein.)

Wenn einer Glucke Eier zum Ausbrüten untergelegt werden sollen, muß man sie zuvor in eine Mütze — am besten von einem Juden — legen. (Hohenstein.)

Am Charfreitag und Ostersonntag soll man sich nicht kämmen; sonst kratzen die Hühner im Garten.

Wenn Gesselchen (junge Gänse) zuerst ins Freie gelassen werden sollen, so muß man sie durch Mannshosen hindurchstecken. (Hohenstein.)

Spinnen und Weben. Wenn man die Scherung (zum Weben) aus einem Dorf in das andere (das eigene) bringt, ohne sie an dem einen Ende durch ein Schloß zu verschließen, so giebt man Veranlassung dazu, daß Wölfe in das Dorf, sogar in die Ställe kommen. (Hohenstein.)

Es darf nicht gesponnen werden in den Zwölften, zu Lichtmeß, Mathiä, Nicolai, an den Marientagen und überhaupt an großen und kleinen Festtagen. (Hohenstein.)

Auch spinnt man nicht Donnerstag nach dem Abendbrod, denn sonst kommt die Mar und spinnt weiter. Wenn man aber beim Spinnen eine Brodkruste im Munde hat, so schadet es auch dann nicht; die Gabe Gottes bewirkt, daß so ein unreiner Geist, wie die Mar, auf den Menschen kein Anrecht hat. (Desgleichen.)

Wenn man am Donnerstag nach dem Abendbrod spinnt und haspelt, so gehen Wocken und Haspel die ganze Nacht von selbst. Das soll der böse Geist bewirken, indem er dem Menschen nachäfft. (Desgleichen.)

Man spinnt auch nicht, so lange ein ungetauftes Kind oder ein Todter im Hause ist. (Desgleichen.)

Bei Neumond unter dem Zeichen des Fisches fängt der Fischer an sein Netz zu stricken. (Hohenstein.)

Wenn die Fischer fischen gehen, legen sie zum Glücke etwas Kehricht ins Netz. (Hohenstein.)

Auf die Bienenzucht bezieht sich folgende Notiz. Am Charfreitag nehme man einen Teller Schrotmehl vor Sonnenaufgang und segne die Bienenstöcke, während man um dieselben herumgeht und das Mehl in den Bienengarten streut, mit folgendem Spruch: „Ihr Bienen und Königinnen, setzt euch auf eures Herren Aecker und Wiesen, wie es der Herr Christus geboten, zum Sammeln von Wachs und Honig." Darnach wird dreimal das Kreuz geschlagen und gesprochen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. (Amen wird hier gesprochen.)

Dienstleute treten ihren Dienst am liebsten Sonnabend an, weil ihnen das Jahr dann kurz erscheinen wird. Treten sie am Freitage ein, so fürchten sie, daß sie an Geschwüren und derartigen Krankheiten leiden würden. (Hohenstein.)

Wenn man nach Sonnenuntergang die Stube kehrt, soll man den Kehricht nicht hinauswerfen; wer das thut, wirft seine Habe hinaus. (Desgleichen.)

Bei dem Eintheeren der Wagenräder fängt der masurische Bauer nie mit der rechten Seite an: denn sonst würden die Pferde zu leicht müde. Die Räder selbst aber muß er dabei links umdrehen, denn sonst kommt der Teufel nach. (Rosenheyn Bd. 2. S. 92.)

Auch die Todtengebräuche glauben wir am Besten zu vergegenwärtigen, wenn wir eine Schilderung der Begräbnißfeierlichkeiten, wie wir sie dem schon obenerwähnten Herrn Bercio verdanken, vorausschicken. In den östlichen Gegenden Masurens ist der Leichenschmaus zwar in allgemeinem Gebrauch, aber die Namen zarem oder stupa dafür nicht bekannt. Bei der Beerdigung, wie auch bei andern Feierlichkeiten, spielt der Schullehrer, namentlich in Döfern, welche keine eigene Kirche, wohl aber einen eigenen Kirchhof haben, als natürlicher Vertreter des Pfarrers eine wichtige Rolle.

Von dem Tage, an welchem jemand gestorben ist, bis zu seiner Beerdigung, wird jeden Abend bei seiner Leiche gesungen. Dieser Gesang wird aber nicht bloß von den Hausgenossen ausgeführt, sondern es wird

jemand im Dorfe herumgeschickt, welcher zum Singen bei der Leiche auffordert. Während des Singens wird hie und da auch Schnaps gereicht. An dem Beerdigungstage wird wiederum jemand durchs Dorf geschickt mit der Aufforderung zum Begräbniß: „Kommt zum Begräbniß und das gleich." Sie kommen denn meist sehr zahlreich, die Frauen, welche es vermögen, in schwarzen Kleidern, alle mit weißen Schnupftüchern und mit Gesangbüchern. In dem Sterbezimmer steht der große lange Tisch an seiner gewöhnlichen Stelle längs der einen Wand; rings herum Bänke und Stühle für die Männer; in der Mitte der Sarg mit der Leiche, die Füße gegen die Thür gerichtet; auf der andern Seite sind lange Bretter auf Stühle gelegt zum Sitzen für die Frauen. Männer und Frauen stehen oder sitzen also apart. Unter Leitung des Lehrers werden zwei lange Lieder gesungen. Dann werden Fladen und Schnaps für die Männer auf den Tisch gestellt, der Schnaps in Flaschen mit einem Glase, aus welchem sie die Reihe herum trinken. Für die Frauen wird Schnaps in eine Schüssel gegossen und ein Löffel dazu gegeben; Schüssel und Löffel gehen die Reihe entlang; jede der Frauen nimmt einen oder zwei Löffel voll, nach Bedürfniß; Fladen wird ihnen in einer weißen Schürze oder in einem Korbe herumgereicht. Diese Pause dauert etwa eine halbe Stunde. Dann werden abermals zwei Lieder gesungen, dann hält der Lehrer eine Trauerrede, in welcher die Tugenden des Verstorbenen erwähnt, dann im Namen desselben den Freunden und Nachbarn für den letzten Dienst, welchen sie ihm erweisen, Dank gesagt und von ihnen Abschied genommen, und allgemeine Ermahnungen an die gesammten Anwesenden gerichtet werden. Nachdem das Amen gesprochen ist, wird wieder eine Pause gemacht, welche aber kürzer ist, als die erste, und wieder eine Stärkung genommen. Unter dem Gesange: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist", wird die Leiche hinausgebracht und zum Kirchhof getragen (nie gefahren). Der Lehrer mit den Schülern und die Männer, welche singen, gehen vor der Leiche, die Leidtragenden unmittelbar hinter derselben, dann folgt die große Menge. Auf dem Kirchhof singt man: „Nun laßt uns den Leib begraben." Der Sarg wird auf dem Kirchhof noch geöffnet, der Todte zurechtgelegt, Abschied genommen, die Einsenkung vorgenommen. Der Lehrer singt die Todtencollecte ab, welche die Gemeinde beantwortet, und spricht dann noch

einige Worte, zuletzt das Vaterunser, während dessen die Leidtragenden ringsum an dem Grabe knieen. Nachdem dann noch ein Vers gesungen ist, wird das Grab zugeworfen. Nun begiebt sich jeder zuvörderst nach Hause und verwahrt sein Gesangbuch, die Frauen ziehen die besseren Kleider aus und vertauschen sie mit weniger werthvollen; sodann versammeln sie sich im Sterbehause zum Schmaus. Die von losen Brettern und Stühlen zusammengesetzten Bänke werden nun auch an Tische geschoben, so daß die Frauen nun auch an Tischen sitzen können. Der Schnaps wird ihnen daher jetzt nicht, wie vorher in Schüsseln, sondern — mit Honig gemischt — in Flaschen vorgesetzt, wenn er nicht etwa noch erst gebraut und so mit Honig vermischt werden soll; dann heißt das Getränke przeparlauka (Brendel). Zu Mittag giebt es Fleischwerk, Fische, Kumst mit Fleisch, zuletzt dicke Grütze mit Honig begossen. Den Tag darauf kommen meist nur Männer in dem Sterbehause zusammen, um etwa den Vater über den Verlust des Kindes zu trösten; sie verspeisen die Ueberreste und bringen den Tag mit Trinken bis zum Abend zusammen zu.

Wenn einer krank ist, sagt Simon Grunau (N. P. Prov.-Bl. 1846. Bd. 2. S. 337), und es kommt ein Freund zu ihm und fragt ihn, wie es ihm gehe, und der Kranke spricht: O, ich bin sehr krank! so muß er das Lager sterben; wo er aber spricht: Es geht mir, wie Gott mein Herr will! so kommt er von dem Lager auf und wird frisch.

Mit der Kranken-Communion verbinden sich mancherlei Vorstellungen einer magischen Wirkung, namentlich die, daß mit ihr ein Wendepunkt, eine Crisis, entweder zum Leben oder zum Tode eintrete, oder die, daß der Kranke erst wenn er im Sterben liege, das heilige Abendmahl nehmen müsse, um auf leibliche Genesung hoffen zu dürfen, daß er dagegen, so lange sein Zustand an sich noch Hoffnung des Lebens lasse, durch den Genuß desselben unvermeidlich dem Tode verfalle. (Hintz S. 82.)

Wenn dem Tischler die Säge knackt, so weiß er, es stirbt jemand und er bekommt den andern Tag eine Bestellung auf einen Sarg. (Hohenstein.)

Noch merkwürdiger war folgendes Ereigniß. Ein Geselle in Hohenstein hatte die Dreistigkeit in einem der vorräthigen Särge seines Meisters zu schlafen. In einer Nacht wurde er durch eine unerklärliche Kraft aus dem Sarge hinausgeworfen. Er legte sich zum zweiten Mal in den Sarg und

wurde wieder hinausgeworfen. Nun merkte er schon, daß dieser Sarg für einen Verstorbenen würde gebraucht werden. Er legte sich also in einen andern und schlief in diesem auch ruhig ein, jener aber wurde am folgenden Morgen verkauft. (Hohenstein.)

Der Tod kommt drei Abende hinter einander, um das Absterben eines Menschen den Angehörigen anzumelden. Er klopft jedesmal an das Fenster oder an die Thür. Die Hunde sehen ihn und erheben klägliches Geheul (vgl. o.). (Soldau.)

Dem Pfarrer E., der schon lange todt ist, begegnete es, daß er jedesmal vorher wußte, wenn in dem Kirchspiel ein Todesfall eintreten sollte. Der Tod hat es ihm regelmäßig angemeldet, so daß er es gewöhnt wurde und auf dreimaliges Klopfen antwortete: Ja ja! oder: Schon gut! Und wenn er nicht antwortete, so wiederholte der Tod sein dreimaliges Klopfen. In der Regel kamen dann Tages darauf Leute und bestellten ein Begräbniß. (Soldau.)

Ein Pfarrer zu S. pflegte in seiner Studierstube zu schlafen. Zu Kopfende des Bettes stand ein Schrank mit den Kirchenbüchern. Wenn jemand im Kirchspiel starb, so kam es ihm vor, als ob die Kirchenbücher auf die Erde geworfen und dann längs des Schrankes heraufgezogen wurden, was sich so lange wiederholte, bis er ein Zeichen gab, daß er es gehört habe: Ja ja! oder dergleichen. (Soldau.)

Der Sterbende wird in Masuren (wie in Litauen) aus dem Bette gerissen und auf den Fußboden auf Stroh gelegt. Man sagt dies geschehe, dem Sterbenden den letzten Kampf zu erleichtern. (Hintz S. 101.)

Dauert bei einem Kinde der Todeskampf lange, so müssen die Pathen herbeigeholt werden; hilft deren Gegenwart nicht, so kniet die Hebamme auf des Hauses Schwelle nieder und betet das Vaterunser, sobald ist das Kind von seinen Qualen befreit. (Hartg. Ztg. No. 8.)

Auf Betten von Hühnerfedern kann man nicht sterben. Darum wird der Sterbende auf Stroh gelegt. (Hohenstein.)

Sobald jemand gestorben ist (nicht vorher) legt man die Leiche auf die Bank unter dem Fenster, auf welche ein Wisch Stroh ausgebreitet ist und bedeckt sie mit einem weißen Laken. (Wallendorf.)

Während die Leiche im Hause ist, ruht alle Arbeit, wenigstens der Spinnrocken, „damit der Todte nicht gestört werde." (Hintz S. 88.)

Der neue Herr des Hauses muß, sobald der alte Herr die Augen geschlossen hat, hinausgehen und dem Vieh, den Gebäuden, den Bäumen, kurz der ganzen Besitzung den Tod ihres Herrn anmelden, was er etwa mit den Worten thut: „Der alte Herr ist jetzt todt, ich bin jetzt der neue Herr.“ (Lubainen. Vgl. auch Hintz S. 101.)

Den Tod des Besitzers meldet man seinen Thieren, damit sie dem Verstorbenen nicht nachziehen. (Hartg. Ztg. 1866. No. 9.)

Entfernt wohnenden Verwandten und Freunden wird der Todesfall auf unerklärbare Weise durch ein Zeichen, sei es ein Klopfen, ein Knall oder dergleichen, angemeldet. (Soldau.)

In dem Zimmer, in welchem die Leiche liegt, wird jeder Spiegel sorgfältig verhängt, damit nicht das Bild der Leiche im Spiegel — also gleichsam zwei Leichen — gesehen werde, weil sonst bald jemand von den Angehörigen des Verstorbenen nachfolgen muß. (Lubainen. Die bei Hintz S. 83 gegebene Erklärung dieses Gebrauches ist sicher nicht richtig.)

Wenn man durchs Fenster auf eine Leiche sieht, bekommt man Gelbsucht. (Lubainen.)

Zahnschmerzen heilt man damit, daß man den Zeigefinger des Todten auf den schmerzenden Zahn drückt. (Hartg. Ztg. 1866. No. 9.)

Das Blut von Hingerichteten bringt Glück und man fährt, um davon zu erlangen, oft mehrere Meilen. (Neidenburg.) Namentlich streben darnach Kaufleute. Denn wie bei der Hinrichtung eine große Menge von Menschen zusammenkommt (wenigstens bei den frühern öffentlichen Hinrichtungen zusammenkam), so strömen dann bei ihnen die Käufer zusammen. (Willenberg.)

Ein Finger von einem Ermordeten öffnet alle Schlösser. (Lubainen.)

Eine mit dem Fette Ermordeter genährte Lampe macht unsichtbar. Dieser Aberglaube kam noch 1864 bei einem in der Niederung verübten Morde zur Sprache.

Tritt der Mörder an die Leiche des Ermordeten, während diese untersucht wird, so bespritzt ihn das Blut der Leiche, wo er auch stehe. — Der aus dem Niebelungenliede bekannte Glaube. (Lubainen.)

Wenn sich jemand erhängt hat, so stürmt es, und erst an dem Begräbnißtage desselben, also am dritten Tage, legt sich der Sturm. (Lubainen.)

Sargspäne mit Schnaps braucht man gegen das Verheben oder Verbrechen. (Lubainen.)

Einer weiblichen Leiche dürfen keine Haarnadeln mit in das Grab gegeben werden, weil sonst die zurückbleibenden Angehörigen die heftigsten Kopfschmerzen bekommen und nicht eher los werden, als bis die Leiche wieder aufgegraben und die Nadeln entfernt sind. Neulich trat der Fall in Hohenstein ein.

In einzelnen Familien, aber nicht überall, herrscht die Sitte, dem Todten ein Geldstück in den Sarg zu legen. (Wallendorf.)

Ist die Leiche gewaschen und angezogen, so giebt man ihr ein Geldstück in die Hand, um damit anzudeuten, daß ihr alles rechtlich abgekauft sei. (Lubainen.)

Auch kommt es vor, daß man dem Todten Geldstücke, gleichsam den Lohn für seine hier vollbrachte Arbeit in die Hand drückt, wobei man spricht: „Jetzt hast du deinen Lohn erhalten, darfst also nicht mehr kommen." (Hartg. Ztg. a. a. O.)

Das Wasser, mit welchem die Leiche abgewaschen ist, wird aufbewahrt, und wenn die Leiche auf die Bahre gelegt und hinausgetragen ist, so geht die Frau, welche die Leiche gewaschen hat, mit dem Wasser hinaus und gießt es hinter der Bahre oder dem Leichenwagen aus. Das soll bedeuten: wenn der Geist des Todten zurückkommen will, wird ein See vor dem Hause sein und da kann er nicht hinüber. (Hohenstein.)

Das Wasser, mit welchem die Leiche gewaschen ist, wird unter die Bahre gestellt. (Kurken.)

Die Schüssel sammt dem Wasser, mit welchem der Todte gewaschen ist, wirft man dem Sarge aus dem Hause nach. (Hohenstein.) Dies geschieht, damit es später nicht spuke. (Willenberg.)

Wenn die Leiche hinausgetragen wird, kehren sie die Stühle um, mit den Füßen nach oben. Wenn dies versäumt wird, so stirbt im nächsten Jahre wieder ein Mitbewohner des Hauses. (Hohenstein.)

Wenn die Leiche aus dem Hause getragen wird, so wird alles Vieh aus den Ställen gelassen, damit sein früherer Herr es noch segnen könne. Auch an den Bienenstöcken wird das Deckholz abgenommen und so lange

offen gelassen, bis die Leiche beerdigt ist, damit auch die Bienen seinen Segen erhalten können. (Wallendorf.)

[Wenn der Hausherr gestorben ist, muß man den Bienen davon Anzeige machen und ihnen Trauer geben d. h. an jeden Korb oder Stock ein schwarzes Läppchen befestigen. Wird das unterlassen, so glaubt man allgemein, daß die Bienen in ihren Behältnissen aussterben. Dieselbe Todesanzeige wird auch dem Vieh und namentlich den Schafen gemacht. Das sogenannte Trauergeben fällt aber bei diesen fort. N. P. Prov.-Bl. 1846. Bd. 1. S. 398.]

Wenn das Vieh den todten Herrn gesehen hat, soll es noch lange traurig umhergehen. (Lubainen.)

Wenn die Leiche auf den Kirchhof gebracht wird, so öffnet man alle Thüren des Hauses, um anzuzeigen, daß auch nach des Hausherrn Tode alles unangerührt bleibt, wenn auch nichts verschlossen ist. (Hartg. Ztg. a. a. O.)

In Masuren öffnen manche vor Ausführung der Leiche alle Stallthüren und legen auf die Stelle des Thorweges, welche die Leiche passieren muß, eine Axt und ein Schloß. (Gehsen. Hintz S. 102.)

Die Richtung des Windes wird an dem Begräbnißtage sehr beobachtet. Zieht der Wind nach dem Gehöft des Verstorbenen, so bleibt die Wirthschaft im alten Geleise; hat er aber die entgegengesetzte Richtung, so kommt dieselbe in nächster Zeit zurück. (Hartg. Ztg. a. a. O.)

Wenn die Leiche des Bauern von seinem Hofe weggetragen wird werden auf der Grenze seiner Besitzung gegen die Straße zwei Aexte oder Beile über Kreuz gelegt und über diese müssen die Träger die Leiche wegtragen. (Wallendorf.)

Der Geist des Verstorbenen, welcher sich bis zum Begräbnißtage im Sterbehause aufhält, folgt jederzeit seinem Leichname, wenn er zum Begräbniß gefahren wird. (Soldau.)

Kommt die Leiche bei ihrem letzten Wege über eine Grenze, so wirft man eine Hand voll Stroh von dem Leichenwagen, damit der Geist des Todten sich setzen und ausruhen könne. (Lubainen.)

Auf jedem Kreuzwege liebt es der Geist auszuruhen. Es wird daher ein Bund Stroh auf den Kreuzweg gelegt, damit der Geist sich niedersetzen könne. (Soldau.)

[Aus andern Gegenden Preußens wird gemeldet: Sehr allgemein ist der Gebrauch verbreitet, sobald der Leichenzug die Grenzen des Kirchdorfs berührt, oder bei der Rückkehr vom Begräbnisse an dieser Stelle ein Bündel Stroh auszuwerfen — sogenanntes Todtenstroh — welches zuletzt einen großen Haufen bildet, an den sich mancherlei Aberglauben knüpft, besonders der: „Damit der Verstorbene bei seiner Wanderung ins Trauerhaus sich darauf ausruhen könne; ohne ein solches Bündel zu finden, würde derselbe nicht heimkehren.“ Hintz S. 102.]

Das Stroh von der Bahre wird verbrannt, entweder auf der Grenze der Dorfschaft oder auf dem Grabe. (Willenberg.)

Es ist nicht gut, wenn ein Wagen oder Reiter einem Leichenzuge begegnet: denn er nimmt den Todten wieder in das nächste Dorf oder in die nächste Stadt mit zurück, und dann stirbt bald jemand aus diesem Orte. (Hohenstein.)

Wenn der Leichenzug einem Wagen begegnet, so stirbt einer von denen, welche auf dem Wagen sitzen im nächsten Jahre. (Hohenstein.)

Wenn bei der Beerdigung einer Leiche die Grube einfällt, was bei sandigem Acker häufig vorkommt, so stirbt sehr bald einer von denen, die das Grab umstehen. (Soldan.)

Wenn einem von denen, die das Grab umstehen, etwas in das Grab entfällt, so stirbt er bald. (Hohenstein.)

Derjenige, von dessen Habe etwas in den Sarg gelegt ist und mitbegraben wird, stirbt bald. (Hohenstein.)

Wenn einer, dem etwas gestohlen ist, ein zufällig noch vorhandenes Stück des gestohlenen Zeuges, Holzes oder dergleichen mehr in das Grab wirft oder sonst auf dem Kirchhof vergräbt, so verdorrt der Dieb, wenn er das Gestohlene nicht bald zurückbringt. (Lubainen. Hohenstein.)

Dem Kinde, welches die Eltern geschlagen hat, wächst die Hand zum Grabe hinaus.

Auf dem Kirchhof darf man keine Blumen riechen, sonst verliert man den Geruch. (Hohenstein.)

Geht der erste Todtenträger nach Hause, so begleitet ihn der Todte, wodurch der Unerschrockene aber nicht aus der Fassung gebracht wird, der alsdann fragt: Habe ich dir dein Bett gut gemacht? Wenn ich es dir

nicht gut gemacht habe, so werde ich es besser machen; dann erst geht der Todte beruhigt in sein Grab. (Hartg. Ztg. a. a. O.)

Der Todte kommt zu dem Gewerk, wo die schwarzen Trauermäntel aufbewahrt werden, sich zu bedanken. (Hohenstein.)

Die Handtücher, womit der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, werden zu Hause an die Thür gehängt, dahinter ist dann der Tod. (Hartg. Ztg. a. a. O.)

Am Abend des Begräbnißtages stellt man dem Todten einen Stuhl in das Sterbezimmer, hängt ein Handtuch an die Thüre und erwartet ihn so: Denn der Todte kommt an diesem Abend zurück, setzt sich auf den Stuhl, weint sehr und trocknet seine Thränen an dem aufgehängten Handtuche. Dann verschwindet er für immer. (Lubainen.)

Nach dem Begräbniß wird ein Stuhl in der Stube an die Thür gestellt, ein Handtuch daneben gehängt, und die Nacht über brennt ein Licht. Der Todte kommt sich dann bedanken. (Hohenstein. Vgl. die Notiz in den N. P. Prov.-Bl. 1846. Bd. 1. S. 132: Der Todte, dessen Leiche hübsch geschmückt ist, kommt sich nach dem Begräbnisse dafür bedanken; daher muß man die Leichenkleider gut zunähen, indem sie der Todte sonst, wenn er aus dem Grabe aufsteht, verlieren würde.

Wenn die Leiche aus dem Sterbehause hinausgetragen wird, (in dieser Bestimmung weicht diese Relation von allen verwandten über denselben Gegenstand ab), wird ein Stuhl mit einem Handtuch hingestellt, damit der Verstorbene alle Todtenfeierlichkeiten mit ansehen könne; dann wird die Leiche weggetragen. Doch geschieht das nur, wenn der Wirth, der Vater des Hauses, der Besitzer des Ganzen begraben wird. Der Todte kommt ein- oder mehrmal längere oder kürzere Zeit, bis zum 3ten, 9ten, 15ten Tage oder bis zum Ablauf von 4 Wochen zurück und bedient sich dann des Stuhles und Handtuchs. (Wallendorf.)

[Aus deutschen Gegenden Preußens wird Folgendes berichtet: Bei der Rückkehr vom Begräbnisse stellt man in der Stube neben der Thüre einen Stuhl hin, der auch von Niemanden eingenommen werden darf. Auf diesen werden bisweilen auch die Handtücher gelegt, mit welchen der Sarg ins Grab gesenkt wurde. Oft wird im Trauerhause ein Winkel des Zimmers mit einem weißen Tuche verhängt, damit von dort aus der Ver-

storbene ungestört den Begräbnißfeierlichkeiten zusehen könne. Beim Begräbnißmahle wird ein eigener mit Speise und Trank besetzter Platz für den Verstorbenen offen gelassen. Hintz S. 102.

Die alten Preußen luden ihre Verstorbenen nach J. Meletius in Art. Bor. T. II. p. 411, vgl. H. Meletius im Erl. Preußen Bd. 5. S. 718, zum Todtenmahle und warfen die für sie bestimmten Speisen unter den Tisch, gossen ebenso auch von dem Getränke für sie auf den Boden. Höchst merkwürdig ist mir nun, daß J. Meletius dabei ausdrücklich bemerkt: Die Verwandten halten ihre Todtenmähler am 3ten, 6ten, 9ten und 40sten Tage.]

Wenn jemand gestorben ist, decken sie ein Tischtuch über die Leiche; dies Tischtuch decken sie beim Leichenschmause über den Tisch, auf welchem das Leichenessen steht. Dann kann Niemand etwas genießen, wie hungrig er auch sei. (Hohenstein.)

Um Ersparnisse bei dem Todtenmahle zu machen, nimmt wohl dieser und jener den Lappen, mit welchem die Leiche gewaschen wurde und fährt damit über die Speisen. (Hartg. Ztg. No. 9.)

Die Trauer um den Dahingeschiedenen ist nicht andauernder und tiefgehender Natur. Bei dem Trauermahle wird dem Branntwein fleißig zugesprochen. Mit einem „Ewige Ruh gieb dem Herrn" (oder der Frau) erhebt man das Glas um zu trinken; gleich darauf geht dasselbe mit demselben Begleitwort weiter, das dauert dann so lange, daß mancher trunken wird. (Hartg. Ztg. a. a. O.)

Den Furchtsamen kurirt man bei solchen Gelegenheiten auf folgende Weise: Man setzt oder legt ihn auf das Brett oder den Tisch, auf welchem die Leiche vor dem Einsargen ruhte, und da muß er so lange liegen, bis ihn die Kälte (Schauder) tüchtig durchrieselt. (Hartg. Ztg. No. 9.)

Die bei der Geburt eines Kindes oder bald darauf gestorbene Mutter kommt jede Nacht vom Himmel herab, um ihrem Kinde die Brust zu reichen und zwar thut sie dies 6 Wochen hindurch vom Begräbnißtage (nicht vom Sterbetage, der dabei mehr Nebensache ist) an gerechnet. (Wallendorf.)

Die Thränen der Mutter lassen dem verstorbenen Kinde im Grabe keine Ruhe; sie befeuchten sein Todtenkleid. Das Kind findet seine Ruhe erst, wenn die Mutter sich beruhigt hat. (N. P. P.-Bl. 1850. Bd. 2. S. 469.)

Wasser, welches vor der Thür ausgegossen wird, muß man entweder dicht vor seinen Füßen oder an die Wand gießen, weil man sonst einen der sich gewöhnlich an den Hausthüren aufhaltenden Geister begießt und dieser dann traurig ist. (Lubainen.)

[Auffallend ist die Notiz in der Hartg. Ztg. No. 9: „Den Eintritt in das Haus verwehrt man dem Verstorbenen, wenn man eine Axt an die Schwelle legt." Wir erwähnten, daß eine Axt oder zwei beim Austragen der Leiche auf die Schwelle gelegt wird; darnach macht aber die Leiche noch ihre Besuche.]

Die Gabe Geister zu sehen, welche die Sonntagskinder haben, ist mit großen Beschwerden verbunden, da sie sehr oft Seelen der Hingeschiedenen und andere Geister auf den Kirchhof tragen und so manchen ihrer Befehle ausführen müssen. So habe ich, berichtet der Rector Gerß in Groß-Stürlack, in Nicolaiken einen bejahrten Mann mit Namen Joppek gekannt, der allgemein als Geisterseher bekannt war. Er war zu redlich, als daß man ihn für einen Betrüger hätte halten können, jedoch schien er, obwohl körperlich gesund, tiefsinnig. Stets war er in Gedanken versunken, die ihn quälten. Nicht selten verließ er gegen Mitternacht sein Lager, ging keuchend auf den Kirchhof hin und kehrte von hier sehr ermüdet und mit Schweiß bedeckt zurück. Auf dem Heimwege redete er mit Niemanden, noch gab er demjenigen, der ihn angeredet hatte, eine Antwort. Zu Hause erzählte er aber, daß er so und so viel Geister zum Friedhofe hätte tragen müssen. War ein Mensch gestorben, so behauptete er, daß er mit der Seele des Hingeschiedenen gesprochen habe, welche ihm die und die Aufträge an die Hinterbliebenen gegeben. In der Kirche trat er sehr oft während des Gottesdienstes vor den Altar und stand eine geraume Zeit regungslos da. Hinterher erzählte er, daß er Solches auf Befehl der Geister habe thun müssen. Einmal hatte er bei dieser Gelegenheit die Gemeinde stillschweigend mit der Hand gesegnet. Nach beendigtem Gottesdienste erzählte er, daß ihm der verstorbene Pfarrer Raabe († 1828) erschienen wäre, der, dem Volke unsichtbar, vom Altare herab die Gemeinde gesegnet und ihm befohlen habe gleichzeitig dasselbe zu thun. Die unteren Volksklassen glaubten steif und fest an seine Geisterseherei. (N. Pr. Pr.-Bl. 1850. Bd. 2. S. 467.)

Eine Frau in Nicolaiken, welche mit einer bei der Abendmahlsfeier ihr verabreichten Oblate Ungehöriges unternommen hatte, fand nach ihrem Tode keine Ruhe und wankte lange auf der Erde umher. Endlich trug sie einem Geisterseher auf, ihrem Manne das Geheimniß zu hinterbringen. Sobald der die Oblate gefunden und nach der Kirche gebracht hatte, so kehrte die Ruhe auch bei ihr ein. (Nicolaiken.)

In Nicolaiken hörte der Glöckner, als er an dem Weihnachtsfeste früh erwachte und sich erhob zur Frühmesse zu läuten, in der Kirche Gesang. Er glaubte, er hätte verschlafen und eilte zur Kirche. Die war hell erleuchtet und von Menschen angefüllt; es waren aber lauter Verstorbene, auch der verstorbene Pfarrer stand am Altare. Der Glöckner erschrak und eilte zu dem lebenden Pfarrer um ihm zu melden, was er gesehen hätte. Während dessen nimmt die Geisterstunde (der Glöckner war um Mitternacht erwacht) ihr Ende und die Geister stürzen hastig zur Kirche hinaus. Eine lebendige Frau, welche auch um Mitternacht erwacht war und über den Kirchhof zur Frühmesse nach der Kirche wollte, gerieth unter die Menge, erkannte bald, daß es Verstorbene wären und wollte entfliehen. Aber die Geister folgten ihr, rissen ihr den Mantel von den Schultern, (von welchem man die Stücke später auf den Gräbern fand) und erschreckten sie so, daß sie kurze Zeit darauf starb. (Nicolaiken.)

Ueber den Vampyrglauben in Preußen weiß Pisanski (No. 24 §. 13) Folgendes beizubringen. „Sollten aber auch wohl die Vampyre, jene unruhigen Leichnahme, die bis jetzo noch nicht aufhören wollen in Ungarn und in dessen Nachbarschaft das Blut grausamer Weise auszusaugen, sich auch in Preußen spüren lassen? daß sie in den verflossenen Jahrhunderten viel Unheil unter unsern Landesleuten angerichtet, müssen wir glauben, da ein Schriftsteller uns berichtet, wie man das Schmatzen und Fressen der Verstorbenen in den Gräbern gesehen und bemerkt habe, und daß solches vornehmlich im Jahre 1564 bei der in Preußen wüthenden Pestilenz geschehen sei. (Hennenberger Erklärung der Landtafel S. 324, 325 und Derschow Christliches Bedenken von der Pestilenz, Königsberg 1623, 4. S. 21.) Vielleicht aber werden diese unverschämten Bluthunde zu unsern Zeiten allhier bescheidener geworden sein, da unter andern auch zwei preußische Gelehrte ihnen alle Wirksamkeit zu benehmen versucht haben. Indessen

ist der gemeine Mann ihrethalben noch nicht ohne alle Furcht. Er beweiset solche durch die Sorgfalt an erblaßten Körpern vor ihrem Begräbnisse. Noch ist an vielen Orten der Gebrauch, daß man den Sarg, wenn er eben in die Gruft gesenkt werden soll, noch einmal eröffnet, und dasjenige, so etwa von den Leichenhüllen durchs Schütteln unter dem Forttragen dem Verstorbenen zu nahe an den Mund gekommen, wohlbedächtig weggeräumet, weil man in den Gedanken stehet, daß dieses ihm die erste Gelegenheit geben könne, um sich zu fressen.

Eine Frau drohte ihrem Manne: „Ich ziehe dir, wenn du im Sarge liegst Chodaki's (Riemenschuhe) an, dann kommst du zu spät zum jüngsten Gericht! Welche Schande!" (Kl. Jerutten.)

Daniel Haase.

Ein preußischer Geistlicher am Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts und seine Zeit.

Von

Rogge,
Pfarrer in Hohenfürst.

In der Kirche zu Borken befindet sich noch heute das Portrait eines Geistlichen in Lebensgröße und bezeugt die Achtung und Liebe, welche derselbe sich einst bei seiner Gemeinde erworben. Durch ein chronikenartig geführtes Kirchenbuch, welches von der Hand dieses Mannes in der Kirchenregistratur aufbewahrt wird,*) ist es uns möglich geworden, neben sein Portrait ein Lebensbild zu stellen, welches nicht uninteressante Streiflichter auf die Sittengeschichte seiner Zeit wirft. Daniel Haase, nach Arnoldts Presbyterologie im Jahre 1643 geboren, wurde im Jahre 1678 zum Pfarramte in Borken berufen und den 3. Advent des genannten Jahres in dasselbe eingeführt. Kriegsnoth und Elend lasteten damals auf dem Lande; der Vorgänger Haase's, Johann Täschner, war so arm gestorben, daß die Kosten zu seinem Begräbnisse aus der Kirchenkasse bestritten werden mußten. Es war keine bloße Phrase, wenn im Taufbuch jede Geburt mit den Worten eingetragen wurde: „an diese mühselige und jammervolle Welt geboren." Tiefe Stoßseufzer des beängstigten Herzens klingen selbst durch die spärlichen Freudentage hindurch, welche jene bewegte Zeit bot. Die Schweden waren ins Land gefallen. Von Friedland waren sie bis Schippenbeil vorgedrungen und bedrohten am Anfange des Jahres 1679 auch das Kirchspiel Borken. Die waffenfähige Mannschaft

*) Es umfaßt die Jahre 1678—1695.

war keinen Augenblick sicher und mußte sich „zum Aufzuge" fertig halten. In den ersten Tagen des Januar reiste der junge Pfarrer nach Königsberg, um seine Braut heim zu holen. Der Wehschrei des Landes hallte in den Mauern des stillen Hochzeitshauses wieder. Das Traubuch meldet: „Anno 1679 den 15. Januarii, nehmlich am andern Sonntage nach heil. drei Könige bin ich, Pfarrer Daniel Haase, allhier zu Borken mit meiner Liebsten, der dahmahligen viel Ehr- und Tugendreichen Jungfrauen Margaretha Neresin seel. Herrn Michaelis Neresii, treufleißig gewesenen Pfarrer und Seelsorgers der christlichen Gemeine zu Tarau Eheleibliche Tochter, im Nahmen der heil. und Hochgelobten dreieinigkeit zum ersten mahle aufgebothen worden. Wobey denn zu bemerken, das eben in der Woch darauf eine solche Furcht und Schrecken der Schweden wegen, die schon im Friedlandschen und Schippenbeilschen mit ihrer Armee waren, entstanden, das ich auch über meine anzuhebende Ehe muste das rechte betrübte Weh klagen und sagen: Weh mir, das mich diese Elende Zeit, zu meinem anzuhebenden Ehestand also berücket und betreten! Den 25. Januarii nehmlich am Tage Pauli Bekehrung, war der Mittwoch nach dem dritten Sonntag p. Epiph. Anno 1679 darauff, da durch unsre Gebeht das Schrecken und die Furcht der Schweden sich gestillet,*) und die Feinde sich in das Nordenburgsche und Gerdauensche gezogen, bin ich öffentlich allhier in meiner Borckischen Kirche von Herrn M. Martino Babatio Erz-Priestere zu Bartenstein copulieret und getrauet worden."

Die Kriegsunruhen hatten nicht nur Armuth und Elend im Gefolge, sondern wirkten auch höchst verderblich auf die Sitten der Bewohner. Bei der damaligen „Einquartirung der häufigen Völker" ging die Ehre mancher Jungfrau verloren, dazu wurden noch ekelhafte ansteckende Krankheiten ins Land geschleppt.**) Alle Folgen der traurigen Zeiten mußte Haase über sich ergehen lassen. Aus seinen, oft recht ausführlichen Aufzeichnungen erkennen wir aber, daß er denselben mit dem Ernste des treuen Seelsorgers entgegentrat. Er hatte harte Kämpfe aller Art zu bestehen und stand in denselben oft allein da, aber der Muth sank ihm nicht und er

*) Dieselben waren am 20. Jan. bereits bei Splitter geschlagen.

**) Z. B. die Franzosen. Todtenb. 1681 27. April starb eine Magd in Ardappen an denselben.

handhabte das Wort Gottes ohne Menschenfurcht und Ansehn der Person gegen Hohe und Niedrige. Wir wollen dabei nicht verhehlen, daß er in den Anschauungen und Vorurtheilen seiner Zeit befangen war. Leider wurde er in seinem ernsten christlichen Streben nicht einmal durch seine benachbarten Amtsbrüder unterstützt. Besonders die Geistlichen in Bartenstein bereiteten ihm manchen Verdruß. Die schweren Zeiten scheinen denselben über den Kopf gewachsen zu sein. Bald mochte sie Gewinnsucht, bald Menschenfurcht, bald Menschengefälligkeit bewegen die Bande der Kirchendisciplin zu lockern. Manche Klage über ihr unbrüderliches, oft auch ungeistliches Verhalten tönt uns aus dem alten Kirchenbuche entgegen. Zum schweren Vorwurf wird es ihnen gemacht, daß sie die Communicanten gar nicht einmal anschrieben, fremde Leute ohne Zeugniß ihrer bisherigen Seelsorger zur Beichte annahmen und ohne alle Nachfrage nach ihrem bisherigen Lebenswandel absolvirten. Deshalb zogen sich aus dem Borkenschen Kirchspiel gar viele, welchen der Ernst ihres Seelsorgers wenig behagte, zu ihnen hin. Besonders der deutsche Caplan Christian Hagen, dem auch Ausstellung falscher Beichtatteste vorgeworfen wird, die er sich zu theuer bezahlen ließ z. B. mit einem Scheffel Hafer, wird wegen seines „breiten Gewissens, mit dem er sich fremder Sünde theilhaftig machte,“ angeklagt. Der ehrenfeste Pfarrer in Borken schickte ihm auch einmal „einen harten schriftlichen Verweis, den er alß einen warmen Putterweck verschlungen“ und bedrohte ihn mit dem Consistorio. Manch „hartes Bittschreiben“ erhielt auch der Erzpriester Babatius,*) sandte aber keine Antwort zurück und „machte Alles stillschweigig wahr.“ Desgleichen kehrten sich auch die polnischen Capläne Boretius und Basecovius nicht an die Kirchenordnung und entfrembeten dem armen Haase manches Beichtkind, das sie in seiner Unbußfertigkeit bestärkten. Die katholischen Geistlichen der Umgegend scheinen ihm auch wenig Respect eingeflößt zu haben. Wo ein mal ein solcher im Kirchenbuche erwähnt wird, geschieht dies unter der stehenden Bezeichnung: „papistischer Pfaff.“

Im Kirchspiele selbst trat dem Pfarrer die Sünde in jeder, oft recht abscheulicher Gestalt entgegen. Rohheit und Sittenverderbniß gingen durch alle

*) Derselbe war vorher Professor graecae linguae zu Königsberg gewesen 1667.

Stände und nur wenig Lichtbilder glänzen uns hier aus der sog. guten, alten Zeit entgegen. Selbst ein Theil des, im Kirchspiel angesessenen, Adels ging mit offenen Augen seinem Untergange entgegen. Einen erfreulichen Eindruck macht es dagegen, daß Familien, die heute noch blühen, sich damals schon durch Frömmigkeit und christlichen Sinn auszeichneten.

Haase übte die Seelsorge mit großer Gewissenhaftigkeit und scheint gerade dadurch den Haß zweier Edelleute des Kirchspiels auf sich gezogen zu haben. Es waren diese Andreas Friedrich von Helwig Gottburg auf Pilwen und Georg Friedrich von Prömock auf Borken und Markihnen. In Bezug auf den Ersten klagt der Pfarrer,*) daß er ihn heftig verfolget und bei allen Berichten schimpflich angetastet, auch lange Zeit Gottes Wort, die Kirche und das Pfarramt verachtet und sich boshaft vom heiligen Abendmahl fern gehalten. Als demselben 1689 22. September ein gebrechliches Söhnlein mit einer Hasenscharte geboren wurde, sah der Pfarrer hierin ein besonderes Gottesgericht, ebenso als derselbe 1693 rechtlich von seinen Gütern ejiciret wurde. Die Händel, in welche er mit dem Pfarrer gerieth, müssen freilich sehr böser Art gewesen sein. Sein Bruder Johann Albrecht half ihm dieselben durchführen, mußte aber zwei mal vor dem Landrath Herrn Melchior von Tettau öffentlich abbitten. Er selbst mußte dem Pfarrer ein mal vor dem Hochw. Consistorio mit allen seinen Unterthanen „die Poßhand" reichen. Trotzdem ließen die Brüder nicht von der Feindschaft wider den Pfarrer und nahmen alle kirchenfeindlichen und gottlosen Leute in ihren besonderen Schutz. Nach ihrer Entfernung von den Pilwischen Gütern gestalteten sich dort die kirchlichen Verhältnisse nicht günstiger. Ein Calvinist erstand dieselben, dem der ehrliche Haase schon wegen seiner Ketzerei nicht besonders gewogen sein konnte. Es war der Secretarius extraordinarius peinlichen Hofhalsgerichtes und Schloß-Amtsschreibers Adjunctus Herr Jacob Calender. Derselbe starb bereits 11. September 1694 und zu seinem Schmerze konnte ihn Haase bei einem zweimaligen Krankenbesuche nicht bekehren, „weil er ihn allzeit ohne Vernunft gefunden." Sein Leichnam wurde „auf dem Calvinischen Kirchhof in Königsberg" beerdigt, das Glockengeläute in Borken wurde ihm nicht verweigert. Von der

*) Taufbuch 1689 22. Sept.

bösen Erbschaft aber, die er dem armen Pfarrer hinterlassen, weiß bald darauf das Traubuch zu erzählen. Da heißt es: „Anno 1695 den 28. Aprill am Donnerstage von dem Sonntage Cantate sind im Nahmen der heiligen und Hochgelobten Dreyfaltigkeit, im Hoff zu Pilwen Ehelich von mir zu sammengegeben und copuliret worden Tit. Herr Doctor Johannes Stanislaus Kalinski mit Tit. Frauen Rahel, legitimirten und gebornen v. Hellen und seel Tit Herrn Jacob Calenders, deß Peinlichen Hoff Halßgerichts Secretarii extraordinarii und des Schloß Ambts Schreibers Adjuncti Wittiben, welche, da Sie nach 14 Tagen Ihres seeligen Mannes Tode, wie sie Ihn zu Königsberg auffem reformirten Kirchhoff begraben lassen, solchen Doctorem Johannem Stanislaum Kalinski, bald wiederumb Ihr zugeleget und mit sich gebracht, und erstlich blind fürgegeben, alß wenn Er ein Käuffer, der das Guht Pilwen an sich bringen und kauffen wollte. Nachmahlen aber ist ihr Fürhaben dahin gediehen, daß Guth und Frau von obgedachtem Herrn Doctor erkauffet worden und an Ihn gefallen. Wie nun aber sie sich so lange auffgehalten, und ungetrauet in einem Hause Zusammen gelebet, hab ich solches nicht weiter Ihnen zusehen wollen. Derohalben ich sie getrieben und gezwungen, obgleich ich darauff eine lästerliche Schmäh Schrifft von dem Doctor bekam, das sie musten einen Churfürstl Befehl mir bringen, damit sie also intra annum luctus konnten getrauet werden."

Im Jahre 1697 ging Pilwen durch Kauf an den Burggrafen Seel über.

Auf Borken und Markihnen saß zu jener Zeit die Familie v. Prömock. Dieselbe war mit den edelsten Geschlechtern des Landes verwandt, trotzdem scheint sie auf keiner besonders hohen Stufe der Cultur gestanden zu haben. Der Capitain G. Friedrich v. P., welcher zugleich Patronatsherr der Pfarre war, ließ dem anziehenden Pfarrer zum Willkommen seinen Gartenzaun abbrechen. „Wer von den Bauern noch etwa so christlich war und nicht Hand anlegen wollte, dem wurde vom Gutsverwalter sofort seine Axt weggenommen und er mußte dieselbe im Kruge für einen halben Thaler versaufen lassen." Ein andermal ordnete derselbe Herr wieder einen Abbruch des Zaunes an, nur um den Pfarrer „in seinen Meditationen zu verstören." Es gelang ihm auch seine Absicht durchzuführen. Der arme Haase konnte am Sonntage darauf vor Wehmuth nicht predi-

gen. Charakterisch ist der Nachruf, welchen Haase diesem Widersacher im Todtenbuche gewidmet hat. Da heißt es: „Anno 1691 den 16. Novbris am Freytag nach dem 22ten Sontag nach Trinitatis 2c. ist der Hoch Edelgebohrne Herr, Herr Georg Friederich v. P. Erbherr auff Markihnen und Borcken, in Gott seelig verschieden, da er den 12 Novembris des Abends vom Schlagfluß, wie er sein Gesinde desselben Tags ausgezahlet, auff der rechten Seiten gerichtet, und biß auff den Tag seines Abschiedes auß dieser Welt Sprachloß, doch aber bei gutter Vernunfft und Annehmung der Mittel der Seeligkeit verblieben. Bey welchem denn zu merken, da wollgedachter, wollseelige Herr v. P. vielfältig und offt mich und mein Ampt gedrucket, Er doch in seiner höchsten Schwachheit und Ohnmacht von Gott erleuchtet, sich mit mir ausgesöhnet, indem er mit wahren Zeichen der Buße und Beicht des armen Zöllners sprachlos mit seiner linken Hand sich an die Brust schlagend, von mir das h. und hochw. Abendmahl 3 Tage vor seinem Ende würdig empfangen. Und da gleich Herr M. Martinus Babatius, Erzpriester zu Bartenstein dawieder sich legen wollen, daß er alß sein ordinarius confessionarius die h. Communion nicht mit ihm verrichtet, hat doch solches sich nicht schicken wollen, dieweil Herr Erzpriester nicht alsobald an der Hand gewesen, sondern geschlafen, die hohe Noth aber erfordert, daß ich ihm eiligst, damit er nicht wieder von denen Gedanken abkähme das seelige viaticum geben muste. Welches aber doch alles von mir geschehen sine despectu et praejudicio Domini Archipresbyteri uti verissime novit Deus. Ist den 11 Decbr mit christ- und adelichen Leich-Ceremonien allhie zu Borken mit einer Leichpredigt ex 2 Tim 4, v. 11 so Herr Erzpriester Martinus Babatius gehalten, beerdiget worden."

Oft mag sich Haase nach dem selig entschlafenen Herrn v. P. gesehnt haben, denn über seinem Grabe stand eine ganze Schaar von Verfolgern wider ihn auf. Die Frau des Entschlafenen, nebst ihrem Halbbruder, die Kinder desselben mit ihrem Hofmeister vereinigten sich, um ihm das Leben so sauer als möglich zu machen. Die Verfolgungen, welche nun über ihn hereinbrachen, werfen ein zu interessantes Licht auf den Bildungsgrad und die Anschauungen jener Zeit, als daß wir nicht etwas näher auf dieselben eingehn sollten. Frau v. P. begünstigte vielleicht aus Eigennutz die

wilden Gelage, welche häufig und besonders am Sonntage in dem ihr gehörigen Kruge stattfanden. Der Pfarrer sah hierin natürlich ein feindliches Verhalten gegen sein Amt und seine Person. Er hatte unter demselben um so mehr zu leiden, als seine eigenen Dienstleute durch die wilde Wirthschaft verderbt wurden und ihm durch Untreue und Liederlichkeit manchen empfindlichen Schaden verursachten. Eine Menge blutiger Schlägereien, die im Kruge zu Borken vorkamen und oft unmittelbar unter seinen Fenstern beendet wurden, hat er gewissenhaft in seinem Kirchenbuche registrirt. Um seelsorgerlich auf die Uebelthäter einzuwirken, hatte er eine besondere Consignation der bösen Personen angelegt und sehr genau die Verhandlungen niedergeschrieben, die er mit ihnen gepflogen. Seine ernstlichen Bemühungen zur Hebung der Sittlichkeit scheinen der Frau v. P. widerwärtig gewesen zu sein und als er zwei ihrer Leute vor sein Amt forderte, erklärte sie: „Sie wolle, wenn der Pfarrer zu jemand schicken wolle im Dorf, daß er sollte zu ihm kommen und jemand ohne ihr Vorbewußt zu ihm ginge, denselben, wenn es auch ein Kerdel wäre, der einen Bart bis an die Brust hätte, auf öffentlicher Straße zu Borken niederlegen und bis aufs Blut prügeln lassen." Zu wiederholten Malen verbot sie allen, bei 10 Mark Strafe vor dem Pfarrer zu erscheinen und ließ demselben „durch ihre muthwilligen Kinder einen stattlichen Hund aus eitel Rachgier und Feindschaft zerhetzen." Ihr Hofmeister, Joh. Mart. Mohnhaupt, machte sich ein besonderes Vergnügen daraus am Sonntage unter der Vesper zu fischen, weshalb der Pfarrer nicht unterließ ihn unter den Sabbathschändern aufzuführen. Da zeigte man ihm bald deutlicher, was man von der Heiligung des Sonntags halte. Er berichtet im Kirchenbuche: „1694 den 12 April hat der markihnschen Frauen Halbbruder, ein Lieutenant, auf dem Kirchhof zu des Schulmeisters Daniel großer Dräu- und Schimpfwort über den Schulmeister sich vernehmen lassen und gesprochen: der Schulmeister, H***fott und Bärenhäuter, wird er mir nicht mehr das Chor öffnen, ich will ihm so und so prügeln! Darauf hat er den ganzen Tag im Kruge mit den Knechten gesoffen, auch dem Pfarrer gedroht."

Bald darauf gebot Frau v. P. sogar einem Trommelschläger unter der Kirche die Trommel zu schlagen, die dann den ganzen Sonntag „beim Saufen der Knechte gerühret wurde."

Auch diese Feindschaft tilgte erst der Tod und wiederum läßt uns Haase die Frau, welche er im Leben als eine Furie geschildert, auf dem Sterbebette als eine Selige erscheinen. Es war aber die Zeit der äußerlichen Zucht, in welcher man nach lustigem oder sündlichem Leben selig zu sterben vermeinte, wenn man sich auf dem Todtenbette zur Annahme des Sterbesacraments bequemte und dem Beichtvater nicht länger widersprach, den man vielleicht sein Leben lang verhöhnt hatte. Das Wasser in der Taufe, der Wein im h. Abendmahl sollte Alles thun. Die Frau v. P. stand wenigstens zum Theil auf diesem Standpunkte und Haase scheint denselben als Kind seiner Zeit nicht ganz verworfen zu haben. Hören wir, was er über den Tod der Frau v. P. zu berichten hat: „1694 den 26. September xc. hat Gott auß dieser mühseeligen Welt durch einen seeligen Todt abgefordert, die hochedelgebohrne Frau Maria Eliesabeth von Promockin, eine gebohrne von Kanitzin, deß seeligen auch Hochedelgebohrnen Herrn Georg Friedr. v. Promocks Erbherrns auf Markihnen und Borken Eheliebste, welche, da sie ihren Unterthanen allen Muthwillen gestattet und Gottes Ehre sehr gedrucket, auch deßwegen mich, daß ich darüber geeyfert, sehr verfolget, maaßen sie dann in der Zeit mir große Gewalt erwiesen und meines Miethsmanns Vieh von der Brack in ihren Hof treiben lassen, darüber ich große Beschwerd gehabt und durch Churfürstl Befehl mich schützen müssen, ist doch endlich kurz vor ihren End, nehmlich den 6. September zu mir in mein Hauß kommen und hat einzige Zeichen anderes Gemüths gegen mich bei ihr vermerken lassen. In ihrer Krankheit ist sie von meiner Frauen ersuchet worden, der sie geklaget, daß sie das h. Nachtmahl von dem H. ErzPriester M. Babatio nicht gutt empfangen, indem er ihr fast nichts vom Weine gegeben, darumb Er sie noch ein mahl bald darauff kurz vor ihrem Ende communiciren müssen. Gott sei ihrer Seele umb Christi Jesu willen gnädig und vereinige dieselbe mit ihrem Leibe am jüngsten Tage zu dem ewigen Leben. Amen.

Wir nehmen von der Familie v. P. Abschied, indem wir noch das Ende des ältesten Sprossen derselben berichten, der gleichfalls im Kirchenbuche erwähnt wird und an welchem die Früchte seiner Erziehung zu Tage kamen. Es heißt von ihm:

Anno 1695 den 23. Febr. ꝛc. ist Herr Christoph Albrecht von Promock, seel. Herrn G. F. v. P. ältester Sohn, und designirter Fänrich zu Bartenstein an den Pocken gestorben, welcher, da er ein böses Leben, mit Fluchen, Sauffen und H*ren geführet, auch vor seinem Ende in dem Jahr, deß wolverdienten Mannes, Herrn Doctoris Wohngienen seine Tochter geschwängert, der er die Ehe mit einer Handschrift von seinem Blutt unterschrieben, versprochen, dennoch vor seinem Tode Ihme seine Sünde hat laßen leid sein, auch mit dem heil. und hochwürdigen Abendmahl von Herrn ErzPriester ist versehen worden den 17 Martii allhier in der von Promock Begräbniß mit Haltung einer Leichenrede beim Altar durch den Herrn Erzpriester und bei musicirung und Gesang der Todtenlieder beygesetzet worden. In dem von solchem obbesagten jungen Verstorbenen von Promock noch dieses beizufügen verdienet, daß er über seine verlobte Braut noch ihre Magd mitgeschwängert und gesaget, ich habe meiner Braut zu gleich eine Amme gemacht. Gott vergeb ihm seine Sünde, sey seiner armen Seele durch Christum gnädig, und bewahre, daß nicht mehr durch des Teufels Verführung, und Anreitzung des bösen Fleisches und Blutes mögen also sterben und dergestalt ein strafbahres Gedächtniß nach sich lassen. Amen.

Bei der hohen Achtung, in welcher zu jener Zeit die kirchlichen Ceremonien standen, ist ein Fall von offenbarer Verachtung derselben bei einem Edelmann merkwürdig, von welchem das Kirchenbuch ausführlichen Bericht erstattet.

Außer den Herrn v. Tettau auf Tolks, von der Gröben auf Leegen, welcher Oberkirchenvater war, zeichnete sich im Kirchspiel noch Herr Fabian von Ostau auf Paulienen durch echt christlichen Sinn und wahrhafte Frömmigkeit aus. Trotzdem verlangte der Vormund seiner Frau, Obristlieutenant v. Auer, als F. v. O. den 18. October 1694 gestorben war, derselbe solle ohne kirchliche Feierlichkeiten beigesetzt werden. Der Pfarrer protestirte hiegegen und ließ es sich wenigstens nicht nehmen, den ihm theuern Entschlafenen unter dem Gesang der Schüler zu Grabe zu geleiten „wornach aber (wir lassen Haase wieder selbst erzählen) der Herr Obrist Lieutenant v. A. sich so woll bei dem Singen, alß auch nach demselben, sehr importun in der Kirche erwiesen, und nach gänzlicher Ver-

richtung, mich in Gegenwahrt des Herrn Hoff und Legations Rath v. der Gröben in der Kirchen angetreten und gesaget: der Herr hat sich woll heute schlecht erwiesen, eß ist verbohten, man sollte nicht singen undt der Herr hat durch die Pauerjungen die Leiche mit dem Schuelmeister doch besingen lassen. Er ist gleichwoll ein Ehrlicher Edelmann gewesen, wenn daß hätte sein sollen, hätte man woll können figuriren laßen. Worauff ich Ihm geantwortet, der Herr Obristlieutenant schone mich hie in der Kirchen, und wo ich waß deshalben Unrecht getahn, verklage Er mich, welches Er dann auch zu tuhn sich hören ließ, auch solches zu Paulienen bei dem Begräbniß gesaget. In der Kirche aber, unter dem singen noch, hat er überlaut beim Frauenzimmer gesprochen, so sind die leichfertige Pfarrer, so eigensinnig und halßstarrig, ich hätte schon gemachet, daß er sollte einen Tahler bekommen haben, nun soll Er nichts kriegen."

Es ist bekannt, daß der Adel jener Zeit oft zu seinen Unterthanen in einem schönen patriarchalischen Verhältnisse stand. Es kamen häufig Herrschaften vor, welchen das Wohl und Weh ihrer Unterthanen am Herzen lag, welche auch an den häuslichen und Familienangelegenheiten derselben innigen Antheil nahmen. In mancher Gemeinde fand z. B. keine Taufe bei Gutseingesessenen statt, an welcher die Gutsherrschaft sich nicht durch einen Pathenstand betheiligte. Wo der milde Sinn des Herzens das ganze Leben durchdrang und alle Verhältnisse regelte, wo der Adel das Wort: noblesse oblige, nicht aus dem Auge verlor, mag sich das Volk unter seiner Herrschaft glücklich gefühlt haben. Anders war es da, wo er in Rohheit versank. Hier stand ihm das Volk schutzlos gegenüber und der Bauer war nichts als der Spielball seiner Launen. Auch hiefür bietet das Borkensche Kirchenbuch manchen traurigen Belag. Es berichtet öfter, daß Bauern heimlich ihre Wirthschaften verlassen hatten und mit Weib und Kind weggelaufen seien. Der Pfarrer, welcher sie mit den Augen seiner Zeit ansah, pflegt sie darum bitter zu tadeln, im Lichte der heutigen Zeit können wir nur bewundern, daß solche Desertionen nicht häufiger vorkamen. Im Jahre 1693 hatten zwei Bauern Hans Engelbrecht und Hans Apfell aus der großen Woll, einem Vorwerk von Beisleiden im Pilwischen Walde Holz geholt. Der Gutsherr von Pilwen hatte ihnen Wagen und Pferde dafür weggenommen, ihr eigner Herr aber, der Major v. Glaubitz

ließ, sie so hart mit eisernen Flegeln streichen, daß sie mehrere Tage schwer krank darnieder lagen, danach die h. Communion nahmen und mit Weib und Kind von dannen liefen. Am deutlichsten aber bezeugt es die nachfolgende Erzählung, wie gering man damals die Rechte des Volkes achtete und was Adel und Militair sich in Bezug auf dasselbe ungestraft erlauben durften. Der Pfarrer Haase berichtet: *) „Als den 14 Martii 1695 Martin Kühnapfel, mein Miethsmann mit seinem Bruder Christoph mit Gerste nach Landsberg reisen wollen, ist Caspar Buske, Schulz von Borken vorausgefahren und, wie solcher Schulz zuerst nach Landsberg gekommen, ist er von seinem Junker Wulf Friedrich von Promeck gefraget worden, ob jemand von Borken mehr noch komme? darauf der Schulz geantwortet: Ja, die beide Kühnapfels. Darauf solcher W. F. v. P. zur Dankbarkeit solchem Schulzen, daß er diese Leute angegeben, einen Thaler verehret. Wie nun solche Kühnapfels nach Landsberg auch gekommen und dem Herrn Wohlgemuth ihr Getreydig verkaufet, sind, nachdem wie sie schon abgemessen, alsbald zu gedachtem Herrn Wohlgemuth Soldaten in die Stube gekommen und sich zu denen Kühnapfels genöthiget. Da dieselben aber nichts mit ihnen haben zuthun haben wollen, haben sie alsbald den Knecht Christoph K. mit Gewalt angetastet und ihn zur Courtigard geführt, darauf ihn mit Gewalt zwingen wollen, daß er Dienst nehmen sollte. Deshalben ihm auch Churfürstl Gesundheit zugetrunken, welche, da er nicht mit Bescheidungstrunk annehmen wollen, sie ihm darauf das Bier zu Halben weis unter die Augen gegossen und dabei ihn jämmerlich niedergelegt und geschlagen und das so ein Tag etzliche mit ihm getrieben und so übel gehandelt, daß man ihn bis in sechste Haus hat wohl schreien hören können. Der Schulz Caspar Buske, dem sein Gewissen zugesetzet, daß er übel gethan, ist als Judas den ersten Tag, da er ihn verrathen zu den Soldaten in die Courtigard gegangen und gesaget: Ihr Herrn, thut dem Kerdel kein Leids, gebet ihn mir los, ich will ihn auf hundert Thaler bürgen, denn der falsche und gottlose Mensch wußte wohl, daß der Knecht ein ziemliches Geld bei den Bauern zu Borken ausstehn hatte, des-

*) Wir bedienen uns von hier ab bei den Citaten der neuen Rechtschreibung und Interpunction.

wegen er ihm denn wohl bürgen und seinem Junker die Augen groß machen und also ihn ferner um das Seinige beim Loskauf bringen konnte. Als aber nachdem Herr Oberste von Kanitz, dem die Soldaten höreten, auf's Begräbniß seiner Frau Schwester, der sel. Frau zu Markihnen kam und ich bei ihm anhielte, er sollte den Knecht mir doch losgeben, sagte er mir auch solches zu. Nichts desto weniger wollte er danach einige Prätension wegen der Unterthanschaft an die Kühnapfels vorgeben, deswegen er dann auch wegen des Loskaufs bei sie anhielte. Als er aber hienach ihnen ganz nicht beikommen konnte, hat solcher Herr Obriste von Kanitz den Knecht so fest dennoch halten lassen, bis er sich mit fünf Thalern los machen müssen und also solchem Knecht sein Schaden mit solchen fünf Thalern bis auf mehr denn zehn Thaler belaufen. Das verursachte also nu die Treulosigkeit des Schulzen zu Borken und das war die gegebene Paroll des Herrn Obristen, danach er versprach mir den Knecht loszugeben. Wie aber ich mir solches zu Gemüth gezogen, das weiß Gott am besten, der darauf auf das Jahr den Herrn Obristen, da ihm der linke Arm vor Namur weggeschossen vor dem Feind, zu nebenst dem Junker Wulf Friedr. v. Promock bleiben lassen, den Schulzen aber zu seiner Zeit auch zu richten und zu finden wissen wird."

Es ist leicht begreiflich, daß unter solchen Auspicien das Volk weder in seiner Bildung, noch in seiner Sittlichkeit, viel weniger in christlicher Erkenntniß und christlichem Wandel gefördert werden konnte. Die Schule war damals noch gar keine Macht im Staate und besonders standen die Landschulmeister, wo sie überhaupt vorhanden waren, meistens auf der niedrigsten Stufe. Ihr Dienst beschränkte sich hauptsächlich darauf, einigen Kindern die nöthigsten Kirchenliedermelodien beizubringen und in der Kirche den Gesang der Gemeinde zu leiten. Welchen Händen etwa die Jugend des Borkenschen Kirchspiels damals anvertraut war, besagt kurz folgende Notiz: „1686 27. October Hans Pohl, Schneider von Tolks, da derselbe seine Prob zum Schulmeisterdienst all hie gesungen und darauf angenommen werden sollte, beim Trunke im Borkenschen Kruge in der Nacht von einem Sauschneider Namens Christian Rosenbaum mit dem Sauschneidermesser in die Brust gefährlich gestochen worden."

Solche Dinge kamen damals sicher nicht in Borken allein vor. Eine

furchtbare, sittliche Verwilderung des Volkes war die Folge und offenbarte sich in entsetzlicher Zuchtlosigkeit auf der einen, im crassesten Aberglauben auf der andern Seite. Beiden Uebelständen suchte Haase mit allen, ihm zu Gebote stehenden, Mitteln entgegen zu treten. Er wußte sich eine genaue Kenntniß von allen, im Schwange gehenden, Sünden zu verschaffen und strafte dieselben ohne Furcht. Wir sehen ihn als Seelsorger an die Sterbebetten treten und mit großem Ernst sein heiliges Amt verwalten. So fragte er einen übelberüchtigten Bauern, der in den letzten Zügen lag, nach scharfer Correction: ob er wohl hoffe die Seligkeit zu erlangen? Er erhielt die Antwort: „Da tru eck wol schwer hen to kamen," die ihm Veranlassung gab, das geängstigte Gewissen des Mannes in evangelischer Weise zu entlasten. Auch im Beichtstuhl schonte er die Seelen nicht, mußte es aber bereits erfahren, daß ein Paar besonders freche Menschen ihm mit Schimpfen und Schreien aus der Kirche liefen.

In äußerst hohem Grade war die Unzucht im Kirchspiele unter allen Ständen im Schwange. Auch die Kirche griff damals die Heilung dieses Uebels zum größesten Theil von der gesetzlichen Seite an. Das Halseisen, in dem früher unzüchtige Personen stehen mußten, war zwar nicht mehr im Gebrauch, obgleich es noch bis in dieses Jahrhundert hinein in dieser, wie in mancher andern Kirche, in der Halle eingemauert war; indessen wurden diejenigen, welche contra sextum gesündigt, einer andern, vielleicht noch empfindlichern Tortur ausgesetzt. In dem Verhöre, welches sie vor dem Pfarrer zu bestehen hatten, mußten sie sich, oft vor Zeugen bis in das geringste Detail über die begangene Sünde auslassen. Ueber ihre Aussagen wurden genaue Protokolle aufgenommen, die oft einen äußerst widerlichen Eindruck machen. War der Thatbestand gehörig festgestellt, so wurde die Kirchenbuße diktirt. Dieselbe bestand in einer Geldstrafe bis 22 Mark, außerdem mußten die Gefallenen noch an drei Sonntagen während des Gottesdienstes vor dem Altar stehen, worauf sie vor versammelter Gemeinde die Absolution empfingen. Die strenge Strafe konnte übrigens häufige Rückfälle in die gerügte Sünde nicht verhindern. Die bloße Abschreckungstheorie erwies sich auch hier als unpractisch. Manches Gemüth mag durch dieselbe verhärtet sein und aus vollbrachter Buße nichts, als ein neues Recht auf die Sünde hergeleitet haben. Auch der Diebstahl,

wie alle andern Vergehungen, war außer den gerichtlichen, strengen kirchlichen Strafen unterworfen, besonders aber zogen die Diener der Kirche gegen den Aberglauben zu Felde, obwohl sie selbst in demselben noch in hohem Grade befangen waren. Man verfolgte die Zauberei, weil man steif und fest an dieselbe glaubte, oft auch, weil die evangelischen Geistlichen in den üblichen Zauberformeln eine bedenkliche Hinneigung zum Katholicismus witterten. Ganz besonders wurden Zaubereisünden von den Hirten getrieben, welche sich zum Vortheil ihres Viehs auf das Böten*) legten. Wo sie es selbst nicht verstanden, fanden sich alte Frauen, welche ihnen mit Rath und That beistanden. Eine solche kluge Frau war z. B. die lange Else aus Leegen, das Weib des Hirten Sommer, welche 1692 auf Befehl des Herrn Albrecht von der Gröben Kirchenbuße thun mußte, weil sie sich abgöttisch beim Austreiben des Viehes benommen. Haase's Kirchenbuch weiht uns übrigens in mancherlei Zauberkünste ein, die wir denn auch zum Nutz und Frommen der Nachwelt nicht verschweigen wollen. Ein probates Mittel sein Vieh gegen Maden zu schützen hatte der Hirt Jacob Ducat zu Borken erfunden, welches er dem Pfarrer im strengen Kreuzverhör offenbaren mußte (1685). Er rieb beim Austreiben des Viehs eine Diestel zwischen zwei Steinen und sprach dazu: „Diestelchen, Diestelchen eck geböhde di, dat du mi dem Stöck Veh, oder Schwien, da wo et Maden hefft de Maden utsteckst im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes un durch de lewe Jungfer Marie." Dieses höchst einfache Verfahren dürfte übrigens noch heute mancher Landmann einer weitläufigen und kostspieligen Untersuchung auf Trichinen vorziehen, obwohl nach seinem Erfinder bereits zwei Jahrhunderte ins Land gegangen sind.

Etwas schwerer machte sich der Hirt Greger Beilowski aus Borken die Sache, welcher 1688 vor das Pfarramt gefordert wurde. Er betete beim Ausjagen zuerst drei polnische Vaterunser, weil ihm das Deutsche zu schwer fiel, darnach schlug er drei Kreuze hinter sich und drei Kreuze vor sich und sagte: „Ick jage min Böhken im Namen Gottes ulh, dat et Gott bewahr, öwer allet Feld, öwer alle Wäld, Bröck,**) wo't seck kehrt ond

*) Böten, böden oder botten ist der niedersächsische Ausdruck für büßen, mit welchem Ausdruck man die Entfernung eines, durch Zauberei zugefügten Schadens bezeichnete.

**) Brücher.

wendt, so rein, so klar, als unsers Herrn Gottes Mutter Maria jungen Sohn geboren im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Danach nahm er den Stahl und das Schloß, welche er das ganze Jahr so im Dach versteckte, daß sie niemand zu sehen bekam, ging erst um das Vieh herum, schlug den Stahl in das Schlüsselloch des Schlosses und sagte zum Vieh: „Ick schleut dienen Mund, dienen Schlung, sollst mine Böhken nich affsprieten, nich affrieten; böt du dit Schlos kannst obrieten laht mine Böhken gahenn im Namen des Vaters ꝛc. Darnach befehl eck die nich mehr, als en Steen op'm Feld, laht mien Böhken gahn im Namen u. s. w." Er sagte übrigens dem Pfarrer bei seiner Seelen Seligkeit zu, sich seiner Kunst gänzlich zu enthalten.

Zuweilen kamen auch Leute mit Zauber- und Wundermitteln von weit her und eine Quacksalberin aus Königsberg erregte in Borken ein solches Interesse, daß sich ihretwegen im Kruge eine großartige Prügelei entspann. (20. März 1691).

In eine andere Art des Aberglaubens verfiel das Weib des Fischers Jacob Leßke. Ihr Kind war mit einer sogenannten Glückshaut auf die Welt gekommen (1695). Sie ließ dieselbe mittaufen, um aber noch mehr Segen zu erlangen, wickelte sie dieselbe noch ein mal mit ein, als der Büchtner Hans sein Kind zur Taufe brachte. Für diese Wiedertaufe wurde sie bestraft, der Schulmeister Andreas Eggert mußte aber die Haut in die Alle werfen.

Derartige Dinge, die wohl auch noch heute hie und da unter dem Volke vorkommen können, dürfen um so weniger befremden in einer Zeit, wo man den Teufel, wie die Engel in verschiedenen wunderbaren Gestalten leibhaftig auf Erden umherziehen sah. Der alte Haase konnte in dieser Beziehung noch Erfahrungen machen, die heute, Gott sei Dank, jedem Seelsorger versagt sein dürften. Freilich wurden ihm dieselben nicht unmittelbar in seinem Kirchspiele zu Theil, sie haben aber ein um so größeres Interesse, als sie außer ihm gewiß noch einen großen Kreis seiner Zeitgenossen in Staunen und Bestürzung versetzten. Wir halten uns hier wieder für verpflichtet dieselben mit seinen eigenen Worten zu erzählen, obwohl wir fürchten müssen, daß die Bilder die wir vorführen, trotz der Frische des Colorits auf unsere ungläubige Zeit wenig Eindruck machen werden.

Haase läßt sich folgendermaßen vernehmen: „Anno 1693 hat Elisabeth Großin, eine Margell von vierzehn Jahren und des Hans Großen, eines Gärtners von Tolks Tochter zu Albrechtsdorf beim Bauern Kruse das Haus anstecken wollen. Mit dieser Margellen habe ich am Tage Philippi und Jacobi um drei Uhr Nachmittag nämlich den 1. Mai c. a. zu Peisten auf Zugebung der Herrschaft beim Thorwächter im Gefängniß geredet und sie gefraget: ob sie mich kenne? Worauf sie geantwortet: ja, ich wäre der Herr Pfarrer von Borken. Worauf ich ihr wieder geantwortet: wie das käme, sie kennte mich und sie kennte ich nicht? Darauf sie gesagt, sie hätte nicht Schuld, sie wäre alle Zeit bei fremden Leuten gewesen, bloß ein halbes Jahr und zwar im Vorjahr hätte sie bei der Schützschen zu Tolks gedienet und wäre etzliche Male auch allhie in der Kirche gewesen. Hierauf ist sie von mir zur Rede gesetzet, wie sie dazu kommen, daß sie also das Haus anstecken wollen? darauf sie gesprochen: der Satan habe ihr eine brennende Kohle in die Hand gegeben und befohlen, solches zu thun. Ich habe sie ferner gefraget: wie sie an den Satan gekommen? da hat sie mir zur Antwort gegeben, sie hätte ihn zu Tolks von einem Pracherweibe, so mit Kindern bei der Schützsche Nacht geblieben, in der warmen Suppe, davon sie ihr zu essen gegeben, bekommen und wäre der Satan des andern Morgens alsbald zu ihr kommen, den sie auch angenommen, aber ihm nicht zugesaget, wie er gewollt, zu dienen. Ich habe weiter sie gefraget, wie denn der Geist heiße? Sie hat gesaget: Caspar und sei derselbe erstlich als ein junger Gesell ihr erschienen. Ich habe ferner gefraget, ob sie auch bei ihm geschlafen und sich mit ihm vermischet? Sie hat gesaget: ja, er wäre fürnemlich alle Woche des Mittwochs und des Sonnabends zu ihr gekommen, hätte sich zu ihr ins Bett geleget und sein Glied in ihre Scham gestecket. Ich habe ferner gefragt, ob der Satan auch noch zu ihr ins Gefängniß wäre gekommen? Sie hat gesaget: ja, er wäre noch zuletzt bei ihr gewesen, hätte sich zu ihr in die Schlafbänke geleget, darauf sie den Thorwärter gerufen und gesaget: Vater Thorwärter, betet doch mit mir! worauf der Satan nachdem weg von ihr gegangen und gesprochen: ich werde nun nicht wieder kein Mal zu dir kommen. Des Morgens aber habe er sich wieder sehen lassen, die Zähne aufgespielet und sie gespottet. Ich habe ihr gesaget, sie solle hierauf dem

bösen Feind nicht glauben. Vielleicht stelle er sich nur also, daß er nicht wolle wieder kommen, darum soll sie nicht sicher sein, sondern fleißig zu Gott beten und mit dem lieben Gebet um gnädige Errettung bei ihm anhalten, welches sie auch zu thun mir heilig zugesaget und versprochen. Ich habe noch weiter gefraget: wie ihr dann nu zu Muthe wäre, da der Satan nu nicht zu ihr käme? Sie hat gesaget: es betrete sie dann und wann eine große Angst, darauf ich sie heilsam unterrichtet, wie sie sich solcher Angst losmachen sollte. Nemlich sie soll alsdann mit dem lieben David zu Gott rufen: die Angst meines Herzens ist groß, Herr führe du mich aus meinen Nöthen! Sie soll auch durch diesen Herrn nicht etwa ihren bösen Herrn, den schwarzen Caspar verstehen, der sich auch gern als einen Herrn und Fürsten dieser Welt wollte geehret und angebetet wissen, nein, sondern allein Gott den Herrn, den Schöpfer Himmels und der Erden sollte sie damit anrufen, der würde sie auch von ihrer Angst erretten und befreien. Das hat sie auch zu thun mir abermals ganz theuer versprochen, auch solchen Spruch fertig von mir erlernet und öfters mir fertig fürgebetet. Ich habe auch noch weiter solche Margell gefraget: ob der Teufel sie auch umgetaufet? Sie hat gesaget: nein, sondern er hat es thun wollen, aber sie hätte nicht sich wollen lassen. Er hätte sie immer Anna gerufen, sie aber habe ihm allzeit widersprochen und gesaget: ich heiße Liese, worauf er sie nachdem mit Koth besprenget und ganz abgerichtet und hätte der Teufel ganz stuffe garstige Finger gehabt, als wie Waschhölzer. Ich habe sie weiter gefraget: ob sie auch Lust zu sterben hätte? Sie hat gesaget: Sie wolle lieber sterben, als länger sich mit dem Satan schleppen. Worauf ich nachdem mich mit ihr geletzet und ihr sechs Groschen zu ihrer Erquickung im Gefängniß gegeben. Hätten nun ihre bösen Aeltern sie besser gezogen, so hätten sie auch eine bessere Tochter gehabt, allein aber, da sie selbsten nicht viel Gutes gethan, sondern an denen heiligen Sonntagen ins Feld gegangen und Haber vom Halm ihrem Herrn und ihrem Nächsten abgestreifet und ihre Schweine und Vieh damit fett gemacht, auch sonsten aus der Scheune ihrem Herrn Getreidig gestohlen, so hat auch Gott sie also mit einer solchen Tochter strafen müssen. Gott bekehre sie alle, insonderheit rette er ihrer Tochter arme Seele und entledige sie von den Banden und Stricken des höllischen

Satans und Bösewichts durch unsern Herrn und Heiland Jesum Christum Amen." Hiezu wird noch in einer Randbemerkung erzählt: „dieser bösen Margellen Vater Hans Groß, da ihn sein Herr endlich nach Tappelkeim auf ein Panererb Anno 1693 im Herbst gesetzet, ist Anno 1694 den 11. Februarii, wie er zu Peisten in der Mühle gewesen, des Abends jämmerlich zunebenst zweien Pferden bei Eichhorn im Fließ versoffen und umkommen."

Doch nun hinaus aus dem düstern Burgverließ zu Peisten! Lange genug mögen den Pfarrer Haase die unheimlichen Eindrücke, welche er von dort mitgenommen, geängstigt haben, da durfte er nach zwei Jahren sein Herz an einer tröstlicheren Kunde erquicken und konnte mit eignen Ohren hören, daß Gott sich noch nicht ganz vom armen Preußenlande abgewandt und dem Teufel allein die Herrschaft in demselben überlassen. Freilich ging dieser leibhaftig umher, aber noch stiegen auch, eben so leibhaftig, die Engel Gottes auf und nieder und behüteten die Frommen auf allen Wegen und warnten die böse Welt, die, wie wir schon gehört haben, namentlich zu Bartenstein von den Geistlichen und durch die lautere Predigt des Wortes allein nicht mehr in Zucht gehalten werden konnte. Daß wir es hier nicht mit einem Mährlein zu thun haben, sagt uns schon deutlich genug die Ueberschrift, welche Haase dem nachfolgenden Berichte gegeben hat.

Erzählung einer wahrhaften Begebenheit, so mit Maria, Schönenbergs, eines Böttchers aus Bartenstein Ehegenossin begeben und zugetragen.

Als Anno 1695 den 29. September am Michaelisfest Maria Schönbergin, eines Böttchers aus Bartenstein Ehegattin des Morgens gegen sieben Uhr in ihren Garten gegangen, um ein Stück sechs Haupt Kombst zu holen und abzuschneiden und sie unterwegens das Morgenlied „Wach auf mein Herz und singe" bis in den Garten ausgesungen, nachdem aber im Garten wiederumb das Lied: „Gott der Vater wohn uns bei" beim Abschneiden angefangen, hat es sich begeben, daß unverhofft eine rechte schloweiße Taube sich ihr auf einer Schulter gesetzet, geredet und ihr diese Worte anbefohlen: „Du, sag' der Obrigkeit, daß sie befehlen, daß sie die Phantangen ablegen und die Mägde die Hauben." Als nun solche Maria Schönenbergin zu Hause gekommen und ihrem Mann vermeldet, was ihr widerfahren, hat der Mann zu ihr gesaget: schweigt still, sie

werdens euch doch nicht glauben. Da aber ferner solche Maria Schönenbergin den 5. Octobris am Mittwoch nach dem 18. Sonntag nach Trinitatis abermal in ihren Garten gegangen, umb daß sie ihr ein Farth*) Pflaumen abgepflücket und über das Pasternacksaat abgeschnitten, ist es geschehen, wie sie also auf dem Beet gestanden und geschnitten, daß abermal eine weiße Taube ihr sich auf einer und die andere auf der anderen Schulter gesetzet, die eine Taube aber sie wiederum angerufen und gesprochen: „du, warumb hastu es der Obrigkeit nicht angesaget? Worauf die Maria Schönenbergin sich sehr entsetzet und überlaut geschrieen, da aber die andere weiße Taube sie getröstet und gesaget: fürchte dich nicht, es soll dir kein Haar gekrümmet werden. Wir haben der Armen halber für Gott gebeten, der neun Monat immerzu regnen lassen wollt', daß ihr nichts bekommen und genießen solltet. So sage nun, daß sie drei Montag nacheinander zum Gebet alle mit einander fleißig gehen und Buße thun sollten, wir werden noch ein Mal wiederkommen. Dieses Alles habe ich mir selbsten aus dem Munde Maria Schönenbergin den 11. Octobris am Dienstag nach dem 19. Sonntag nach Trinitatis gegen 11 Uhr erzählen lassen auch also von Herrn M. Martino Babatio, Erzpriestern zu Bartenstein an demselben Tage eben solches vernommen.

Anno 1695 den 8. Novembris, da obgedachte M. S. vormittage nach Damerau, um Stroh und Futter vor ihre Kühe zu kaufen, gehen wollen, hat es ferner mit Erscheinung der zwo Tauben mit ihr dermaßen sich begeben und zugetragen, daß (1) wie sie in den damerauschen Graben gekommen, sie über sich rufen gehöret: „Stehe still, du Menschenkind, ich hab dir was zu sagen." Worauf (2) die Schönebergsche über sich in die Höhe gesehen und in der Luft zwo weiße Tauben schwebend gewahr worden, welche, da sie selbige ansichtig geworden, sie sich alsobald auf ihre Schultern gesetzet und die eine mit folgenden Worten sie also angeredet: Ich hatte gehoffet, du hättest ihnen sollen eine fröhliche Botschaft bringen, sie haben dich aber lieber wollen mit der Botschaft zur Verdammniß führen, aber hoffe du das nicht. Da nachdem (3) selbige Tauben ferner gesaget: hast'u gethan, was ich dir befohlen habe, haben sie abgelassen?

*) Ist gleichbedeutend mit Tracht. Ein Paar Eimer oder Körbe voll.

Worauf die Schönebergsche geantwortet: ja. Die Tauben haben geantwortet: aber nicht alle, nur etzliche gute wolthätige Herzen, darüber wir uns selbst erfreuen. Hierauf haben (4) die Tauben gefraget: warumb weinest'u oder ist dir was Uebels widerfahren? die Schönenbergsche hat darauf gesprochen: sie müsse viel deswegen leiden, es wollten ihr ihrer viel nicht gläuben, sondern schalten sie von einen neuen Propheten. Da dann die Tauben ihr wieder geantwortet: schweig still, es werden dieselbe schon ihren Lohn dafür bekommen und die sich nicht bekehrt haben, sollen sich noch bekehren. Wornach ferner (5) die Tauben die Schönebergsche gefraget: wem sie solches gesaget, was ihr wäre befohlen worden? Da sie wieder gesprochen: dem Herrn Erzpriester. Da die Tauben wieder gefraget: was der Erzpriester darauf geantwortet? Sie hat wieder gesaget, er habe zu ihr gesprochen: der heilige Geist sei mit Euch und umb Euch! Worauf die Taube geantwortet: einen schönen Lohn wird er davor bekommen. Endlich (6) haben die Tauben gesaget, daß sie das Charten-Spielen sollten nachlassen, sich für Fluchen hüten, rechte Maaß halten. Die Aeltern sollen die Kinder strafen, die Kinder sollen vor jedes unnütze Wort wider die Aeltern drei Streich leiden und mit dem Beschlus haben die Tauben zu ihr gesaget: Freude, Freude, Freude hast'u zu erwarten!

Die beiden letzten Erzählungen dürften in so fern psychologisch merkwürdig sein, als sie uns einen klaren Blick in den ewig gleichen Mechanismus des Aberglaubens gestatten. In den Thurm zu Peisten brachte der Pfarrer die damalige Zeitanschauung vom Teufel mit und supponirte dieselbe unwillkürlich durch sein sicheres und festes Auftreten der Delinquentin, die in ihr vielleicht noch eine willkommene Entschuldigung für die versuchte Brandstiftung herauswitterte. Im zweiten Falle wurden dagegen der Erzpriester und Pfarrer von der subjectiven Gewißheit angesteckt, mit welcher die fromme und einfache M. Sch. ihre Geschichte verkündigte. Der Schmerz und die Betrübniß über das flache und lasterhafte Leben und Treiben in ihrer Umgebung, der Trost, den sie in Gottes Wort gegen dieselben gefunden, emancipirten sich gleichsam vom Grunde ihrer Seele und traten in einer Vision vor ihre Augen, der sie selbst vollkommene Wirklichkeit beimaß. Doch wir beabsichtigen hier nicht derartige räthselhafte Erscheinungen zu erklären, sondern einfach zu berichten, was wir

gelesen haben und können da schließlich nicht umhin noch zu erwähnen, daß sich in der Bartensteinschen Gemeinde zu jener Zeit auch ein Analogen zum Henoch oder Romulus vorfand, denn Haase erzählt: „Anno 1695 den 30. Septembris am Freitag nach dem Feste Michaelis vor dem 18. Sonntage nach Trinitatis ist allhie im Bartensteinschen Kirchspiele zur Damerau ein Pauersmann Namens Krieſcher, da er früh zuvor sein Gesinde des Morgens aufgewecket und zum Flachs geschicket, verschwunden, daß Niemand weiß, wo er geblieben." Wir müssen es unerörtert lassen, ob sein Verschwinden vielleicht mit den Tauben der Maria Schönenbergin im Zusammenhange gestanden, ob er zu gut oder zu schlecht für diese Welt gewesen, doch sind wir gern geneigt, das Erstere anzunehmen, da uns im letztern Falle Haase sicherlich näher mit ihm bekannt gemacht hätte. Er liebt es in seinem Kirchenbuche bei der Strafe sofort auf die Sünde hinzuweisen und wir könnten noch manche, von ihm sehr umständlich beschriebene Mißgeburt anführen, mit welcher in seinem Kirchspiele gottlose Aeltern heimgesucht wurden, doch glauben wir bereits den Zeitspiegel, welchen wir aufstellen wollten, durch die bisher mitgetheilten signa et portenta unter genügendes Licht gebracht zu haben. Wir bemerken noch, daß Haase auch äußerlich für das Wohl seiner Kirche nach Kräften sorgte und sich in den Geschäften des gewöhnlichen Lebens als sehr umsichtig erwies. Die Kirche Borken hat ihm unter Andern den Thurm zu verdanken, welcher sie noch bis auf den heutigen Tag ziert*) und es mag keine Kleinigkeit gewesen sein, die Kosten zu demselben in der verwüsteten und ausgesogenen Gemeinde ohne allen Zwang durch bloße freiwillige Gaben aufzubringen. Allerdings scheint ihn bei diesem Werke auch der Fiskus reichlich unterstützt zu haben. Noch heute ehrt ihn wegen desselben eine im Thurme befindliche Inschrift. Haase starb 64 Jahre, 4 Monate alt am 17. August 1707, nachdem er im Jahre 1704 einen Adjuncten angenommen.

*) Er ist vom 18. Juni 1685 bis 30. October 1688 gebaut.

Supplemente zu dem gedruckten Kataloge der Königsberger Rechtshandschriften.

[Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae regiae et universitatis Regimontanae Fasciculus I Codices ad iurisprudentiam pertinentes digessit et descripsit **Aemilius Julius Hugo Steffenhagen** Accedit descriptio codicum iuris qui Regimonti in archivo regio et in bibliotheca urbica atque Wallenrodtiana asservantur Regimonti Apud Schubert et Seidel bibliopolas universitatis MDCCCLXI. (1 Bl., X und 93 SS. groß 4°).] *)

I.

Seitdem der Gesammtvorrath unserer Königsberger Rechtshandschriften durch den i. J. 1861 erschienenen Katalog der öffentlichen Benutzung erschlossen worden ist, hat die wissenschaftliche Verwerthung jenes reichhaltigen Schatzes einen neuen Aufschwung genommen. Es scheint, nach Verlauf von nun bald sechs Jahren, an der Zeit, was in dieser Richtung inzwischen geleistet ist, in derselben Weise zusammenzustellen, wie solches im Kataloge selbst für die vorgängige Literatur geschehen ist.

Zugleich mögen damit einige nachträgliche Notizen verbunden werden, welche theils zur Vervollständigung, theils zur Berichtigung des Kataloges dienen.

Als selbständige Nachlese sind die „literärgeschichtlichen und rechtshistorischen Mittheilungen" zu betrachten, welche in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte IV, 186 ff. 1864 veröffentlicht sind. —

*) Vgl. **Bähr** Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1861 No. 34 S. 537...539; **Petzholdt** Neuer Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft 1861 Heft 8 S. 267, 268; *βλ.* Literarisches Centralblatt für Deutschland 1861 No. 34 Sp. 547, 548; **Kunstmann** Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft 1862 IV, 116...119; *O.* Jahrbücher der deutschen Rechtswissenschaft und Gesetzgebung 1863 IX, 95, 96.

Wir halten uns bei der nachfolgenden Zusammenstellung an die Ordnung und Nummernfolge des Kataloges.

A) Zu den Handschriften der Königl. und Universitäts-Bibliothek.

1) 2) I. III. Digestum vetus, novum. Salkowski Zur Lehre von der Novation nach Römischem Recht. Leipzig 1866. 8°. S. 401 N. 35 und öfter, S. 45 N. 38 u. ö.

3) VIII, 2. Institutiones. Sie haben nicht die Accursische Glosse, wie nach Dirksen behauptet ist, sondern die Casus longi des Wilhelmus Accursii (cf. Zeitschr. für RG. IV, 186 N. 1).

4) XXVII. Eine nähere Würdigung dieser wichtigen H. (der einzigen, welche die IX Bücher Magdeburger Rechtes in ihrer Original-Gestalt überliefert) nebst Proben und Facsimile giebt: Steffenhagen Die IX Bücher Magdeburger Rechtes . . . Königsberg 1865. 8°. §§. 4, 6, 7, 10 [cf. Altpreuß. Monatsschrift II, 11 ff.].

5) XXXII. Die am Schlusse als fehlend bezeichneten Stücke sind nicht von „diebischen Händen entwandt" (Strehlke Scriptores rerum Prussicarum III, 33 N. 3), sondern dem Provinzial-Archive überwiesen: Monatsschr. III, 469 *.

6) XXXIII, 1. Strehlke Scriptores rerum Prussicar. III, 33 N. 3 zu S. 32. 1866.

7) XXXV. Epitome iuris civilis. Zu den anderweitigen HH. dieses interessanten juristischen Glossariums ist nachzutragen eine Handschrift der öffentlichen Bibl. zu Tours (Haenel Catalogi col. 486 Schletter's Jahrbücher 1863. IX, 96). — Außer der Epitome enthält unser Codex unter Anderen noch ein zweites Werk ähnlicher Art, genannt „Lucianus", woraus Muther eine Stelle mitgetheilt hat (Jahrbuch des gem. deutsch. Rechts 1858. II, 96 N. 94).

8) XXXVI, 1. Otto Papiensis. Muther Die Gewissensvertretung im gemeinen Deutschen Recht Erlangen 1860. 8°. S. 7 mit N. 1, 2.

9) XLIII, 2. Vita Secundi. Abgedruckt mit Varianten und vorangeschickter literarhistorischer Einleitung von Reicke Philologus 1861 (62). XVIII, 523 ff.

10) XLIV, 1. Dominicus Dominici. Von Rockinger bei sei-

ner Ausgabe benutzt (Quellen u. Erörterungen zur Bayerisch. u. Deutsch. Geschichte 1864. IX, 517 ff. cf. pag. 519). Vgl. unten No. 23 u. 32.

11) XLVIII. Ordo iudiciarius. Ueber zwei weitere Königsberger HH. unten No. 51 u. 57. Nach Münchener HH. ist der Ordo iudic. herausgegeben von Rockinger l. c. S. 987 ff.

12) XLIX, 2. Brachylogus iuris civilis. Muther Neue Preuß. Provinzial-Blätter 3te Folge 1861. VII, 100 Ders. Aus dem Universitäts- u. Gelehrtenleben Erlangen 1866. 8°. S. 294 mit N. 218 (cf. Monatsschr. III, 472 *).

13) LIV. Dem Vorderdeckel ist auf der Innenseite ein handbreiter Papierstreifen des XV. Jahrh. mit einer Lateinisch-Deutschen Wortsammlung beigeklebt.

14) LV, 5. Der Brief des Sultans, und zwar mit der näheren Angabe „ad P. Clementem VI“, findet sich auch in einer Aschaffenburger H.: Jos. Merkel Die Miniaturen u. Manuscripte der Kgl. Bayer. Hofbibl. in Aschaffenburg ebend. 1836. 4°. S. 13. No. 25.

15) LVI, 11. Bonaguida. Ein Bruchstück derselben summa bietet der Deckel des Druckbandes Cdβ. 648. 4°.

16) LXXV, 7. Joannes Bononiensis. Von Rockinger l. c. S. 597 zur Herausgabe benutzt.

17) LXXVII, 4. Joannes Fasolus. Zu dem angeführten Abdruck dieser seltenen mittelalterlichen Prozeßschrift (Jahrbuch des gem. deutsch. R. III, 374 ff.) gehören die „Berichtigungen und Zusätze“ in demselben Jahrbuch 1860. IV, 336. — Ueber eine zweite, noch weniger vollständige H. zu Neapel berichtet Hinschius Zeitschr. für RG. 1861. I, 474 f.; eine dritte in der Handschriften-Sammlung des Cardinals Nicolaus v. Cusa: Serapeum 1865. XXVI, 51 No. 28.

18) LXXXIX, 24. Joannes de Eberhausen. Muther Zeitschrift für RG. 1864. IV, 393.

19) XCVIII. Formularium instrumentorum. Kunstmann in Pözl's Krit. Vierteljahresschrift 1862. IV, 118.

20) CIII, 1. Arnoldus de Proczano. Die erwartete Ausgabe von Wattenbach ist erschienen: Codex diplomaticus Silesiae V. 1862, woselbst auch eine genaue Analyse des Inhalts der ganzen Handschrift.

21) CVII. Laurentius Puldeucus. Dasselbe Werk steht auch in Münchener HH., in denen aber der Verfasser Paldericus genannt wird: Kunstmann l. c. IV, 118.

22) CIX, 1. Lectura super Institutionibus. Der Schreiber der Lectura, Matthias Schünemann von Danzig, welcher auch des Joh. Andreä Summa in CLI, 3 geschrieben hat, scheint eine Person zu sein mit dem Matthias Schumann bei Pisanski Preuß. Litterärgesch. [I,] 126. 1791. 8°.

23) CXII, 1. Dominicus Dominici. Von Rockinger l. c. S. 519 benutzt. Vgl. oben No. 10 und unten No. 32.

24) CXIV. Nach einer versificierten Notiz auf Bl. 249ᵇ wurde der Codex 1415 durch den HM. Michael Küchmeister der Kirche zu Mewe geschenkt. Sie lautet:

Anno Milleno quadringeno deca quino
Terre prussie michael princepsque magister
festo, quo xᶜ scandunt super ethera, librum
hunc castri mewa prestitit ecclesie.

25) CXV, 4. Remedia. Zweimal abgedruckt von Zacher in Virchow's Archiv XXXII, 398 ff. 1865 und in Haupt's Zeitschrift N. F. I, 381 ff. 1866. [cf. Monatsschr. II, 376 III, 663 *].

26) CXIX, 3 lit. a, b. Steffenhagen IX Bücher Magdeb. Rechtes §. 2 K.

27) CXXIII, 3. Joannes Andreae. Die Casus summarii zu allen fünf Büchern der Decretalen enthielt eine H. der ehemaligen Zeisberg'schen Bibliothek (Serapeum 1855. XVI, 6 No. 13). Ueber eine andere zu Neapel: Hinschius Zeitschr. für RG. I, 472. Eine dritte H. zu Wernigerode: Förstemann Die Gräfl. Stolbergische Bibl. zu Wernigerode. Nordhausen 1866. 8°. S. 74.

28) CXXV, 3. Bertrandus de Arnassano. In einem Manuscript des Cardinals Nic. v. Cusa heißt der Verfasser Amassano (Serapeum 1865. XXVI, 53 No. 43).

29) CXXXVII, 1. Jacobus Rodewicz. Muther Zeitschr. für RG. IV, 386.

30) CXLII. Henricus Bohic. Der fünfte Band dieses Exemplares mit den Distinctionen zu lib. V der Decretalen, ist zu Grunde gegangen. Ein einzelnes Blatt desselben fand ich im August 1861 auf dem Provinzial-Archive. Es stimmte in Format und Schrift genau mit Bd I, III u. IV (No. CXXXIX, CXLI u. CXLII) — denn Bd. II (No. CXL) ist von anderem Format und anderer Hand — und enthielt cap. 4 De magistris 5, 5.

31) CLI, 3. Vgl. oben die Bemerkung zu No. 22.

32) CLII, 3. Dominicus Dominici. Rockinger l. c. S. 522 f., 987. Vgl. oben No. 10 u. 23.

33) CLIII. Alexander Naevus. Ueber den Verfasser († 1486) vgl. Papadopoli Hist. Gymn. Patavini Venet. 1726 fol. I, 227 No. 61 und Panzirolus De claris legum interpretibus lib. III cap. 39.

34) CLIV. Alphonsus de Soto. Ein zweites Manuscript desselben Werkes besaß die Bibliothek, nach Ausweis des Standorts-Kataloges, unter den Drucksachen: Da. 11. 8°. VI. Leider fehlt das Ms. laut Revisions-Vermerk seit dem Jahre 1821.

B) Zu den Handschriften des Provinzial-Archives.

35) CLVI, 4. Schwabenspiegel. Merkel Zeitschr. für RG. I, 152 N. 39. Aus demselben Codex stammen auch die Stellen des „alten Landrechts" bei Kotzebue Preußens ältere Gesch. I, 446 (cf. Monatsschr. II, 604 *).

36) CLVII, 1. Magdeburger Fragen. Wichtig durch eigenthümliche Bestandtheile, von Behrend in seiner Ausgabe der „Magdeb. Fragen" Berlin 1865. 8° benutzt (s. daselbst die Einleitung §. 1 No. 9, §. 4 No. 4 mit pag. XLIX).

37) CLVIII. Steffenhagen IX Bücher Magdeb. Rechtes §. 2 C und §. 5.

38) CLIX, 1. Steffenhagen l. c. §. 2 F u. §. 5, nebst §. 2 am Ende. [cf. Zeitschr. für RG. IV, 185].

39) CLXI, 2. Responsa Scabinorum Magdeburgensium („dy meydeburgisschen fragen"). Ueber diese von den eigentlichen „Magdeburger Fragen" zu unterscheidende Sammlung erhalten wir er-

schöpfenden Aufschluß durch Behrend Magd. Fragen, Einl. §. 1 No. 10 u. §. 2 No. 6. — 4. Responsa Scabinorum Culmensium. Abgedruckt: Monatsschr. III, 236 ff. 1866. — 5. Responsa Scabin. Magd. Behrend l. c. §. 1 No. 10 u. §. 2 No. 5.

Uebrigens ist dieser Codex mit dem in der praefatio pag. IX, i als verloren angegebenen augenscheinlich identisch [cf. Zeitschr. für RG. IV, 182].

40) CLXII. Liber Civitatis Culmensis. Kotzebue Preußens ält. Gesch. III, 513 f. Töppen Scriptores rerum Prussicarum III, 472, 477 mit 474 N. 3, 4 [cf. Monatsschr. III, 470]. Steffenhagen in Petzholdt's N. Anzeiger für Bibliogr. u. Bibliothekw. 1866 S. 308. — Die hierin enthaltenen Magdeburger Schöffenurtheile sind, bis auf wenige Stücke, abgedruckt bei Stobbe Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts Braunschweig 1865. 8°. S. 91 ff. Eine Rechtsentscheidung des Kulmer Rathes: Monatsschr. III, 242.

41) not. 67 fi. pag. 74. Responsum Guntheri. Einen diplomatisch getreuen Abdruck bietet: Monatsschr. II, 611 ff., cf. 605 a. 1865.

42) CLXIV. Kulmer Willkür. Voigt Gesch. Preußens VI, 714 ff. in den Noten, cf. Hanow Gesch. des Culmischen Rechts (Jus Culmense ex ultima revisione) §. 24 b.

43) CLXV, 1. Landläufige Kulmische Rechte. Ein Blatt einer anderen H. derselben Sammlung ist dem Deckel des vorliegenden Codex beigeklebt. Weitere HH. sind verzeichnet: Monatsschr. II, 606 g. — 2, 3. Steffenhagen Magdeb. R. §. 2 L, R.

44) CLXVI, 3. Ambrosius Adler. Als Quelle ist noch zu nennen das Rechtsbuch nach Distinctionen (Steffenhagen De inedito iuris German. monumento . . . Regim. Boruss. 1863. 8°. not. ww). Ueber die hier excerpierten IX Bücher Magdeburger Rechtes vgl. Steffenhagen §. 2 G u. §. 5. Zu den am Schlusse beigebrachten Lebens-Notizen über Ambros. Adler sind hinzuzufügen: Pauli Abhandlungen aus d. Lübischen Recht III, 354 und eine Urkunde des Königsb. Prov.-Archives, Schiebl. A No. 104 (Supplication des Ambr. Adler von „Hollandt" gegen den Elbinger Rath de a. 1517). — 4. Jus maritimum. Gueterbock De jure maritimo . . . Regim. Pruss. 1866. 4°. pag. 17 ff. 20.

C) In den Handschriften der Stadt-Bibliothek.

45) CLXIX, 1. Joannes Lose. Eine nähere Beschreibung dieser Bearbeitung der IX Bücher Magdeb. R. bei Steffenhagen §. 2 H mit §. 8. — 3. Streitschrift gegen Sachsenspiegel I. 25. 1. Zeitschrift für RG. IV, 202 f. Monatsschr. II, 605 e.

46) CLXXI, 1. Jus Culmense vetus. Zeitschr. f. RG. IV, 202.

47) CLXXII, 1. Jus Culmense vetus. Die hier erwähnte Reidenitz'sche H. besitzt jetzt die Königl. Bibl. Vgl. unten No. 58. — 7. Jus maritimum. Gueterbock De jure maritimo pag. 8 ff. — 8. Preußisches Recht. Der Ausgabe von Laband zum Grunde gelegt: Jura Prutenorum ... edidit Paulus Laband. Regim. Pruss. 1866. 4°. — 9. Kulmer Weisthum. Monatsschr. III, 232 ff. — 12, 13. Steffenhagen Magdeb. R. §. 2 M, S.

Zu den verzeichneten Stücken tritt (Bl. 97ᵇ ... 98ᵇ) zwischen 9 u. 10 ein altes Psalmenlied von Joh. Herm. Schein, welches gedruckt ist in: „Schrifft-mäßiger Seelen-Trost“ ... Schweinfurth 1693. S. 6 ff.

D) In den Handschriften der Wallenrodt'schen Bibliothek.

48) CLXXIII. Volumen parvum. Schon früher beschrieben von Jacobson bei Dorow Benedikt Spinoza's Randglossen ... Berlin 1835. 8°. S. 42 ff.

49) CLXXIV, 1. Steffenhagen Magdeb. R. §. 2 D, cf. W und §. 5. — 2. Preußisches Recht. Laband Jura Prutenorum pag. 3 ff.

50) CLXXV, 2. Statuta Civitatis Regiomontanae. Faber Die Haupt- und Residenz-Stadt Königsberg i. P. 1840. 8°. S. 184 ff. — 4. Von Kostung und Kindelbier. Faber l. c. S. 204 ff. — 7. Magdeburger Urtheile. Böhlau Zeitschr. für RG. I, 246 Stobbe Jahrbuch des gem. deutsch. Rechts VI, 53 Ders. Beiträge zur Gesch. des deutsch. Rechts S. 38 Behrend Magdeb. Fragen §. 1 No. 11 u. §. 2 No. 5. — 8. Kulmer Weisthum. Monatsschr. III, 232 ff.

II.

Im Anschlusse an den Katalog verzeichnen wir eine Reihe erst später bekannt gewordener Manuscripte, welche theils anderweitig, theils noch gar nicht beschrieben sind.

A) Zuerst 7 Manuscripte der Königl. Bibliothek und des Provinzial-Archives aus der im Eingange berührten Nachlese, Zeitschrift für RG. IV, 186 ff.

Königliche Bibliothek.

51) No. 161. Ordo iudiciarius (cf. No. 11 u. 57) — Tractatus publici Notarij — Guido Faba (über welchen vgl. Rockinger Quellen u. Erörterungen zur Bayer. u. Deutsch. Gesch. 1863. IX, 177 ff.). Zeitschrift l. c. No. 2, 3, 4.

Demselben Codex ist auch der „sehr schöne Brief" entnommen, welchen Muther Universitäts- und Gelehrtenleben S. 7 ff. bekannt gemacht hat [cf. Monatsschr. III, 471].

52) No. 430. Vehmrechtsbuch — Frankfurter Reichsabschied 1442. Zeitschrift No. 7.

53) No. 1960. Alter Kulm. (Benutzt von Laband Das Magdeburg-Breslauer systematische Schöffenrecht . . . Berlin 1863. 8°, cf. Einl. pag. XXIX not. 35a.) Zeitschr. No. 5.

Provinzial-Archiv.

54) No. 34 fol. Christ. Kuppener's Consilien, mit Weise des Lehnrechts. Zeitschr. No. 6, dazu Muther Universitäts- und Gelehrtenleben S. 396 ff. u. S. 129 ff. öfter [cf. Monatsschr. III, 471].

55) No. 35 fol. Lehnsprozeß (in zwei hinter einander gehefteten Exemplaren) — Project zur Carolina. Zeitschr. No. 6, 8.

56) No. 36 fol. Sippzahlregeln nebst Stück von Gerade, Morgengabe, Musthell, Erbe, Heergewäte. Zeitschr. No. 9, cf. Muther ebenda S. 391.

57) A. 81. Defensorium iuris — Ordo iudiciarius (cf. No. 11 und 51) — Tractatus de arte notariatus. Zeitschr. No. 1, 2, 3.

B) Dazu kommen vier in der Monatsschrift beschriebene HH. der Königl. Bibliothek:

58) No. 1980. Reidenitz'scher Codex (vgl. oben No. 47). Monatsschr. II, 658 ff., cf. III, 57; dazu Gueterbock De jure maritimo pag. 13 f., Laband Jura Prutenorum pag. 3 ff.

59) No. 1983. Osteroder Codex (neuerlich erworben). Töppen

Monatsschr. II, 413 ff., 442 ff. mit S. 659 * * *. Gueterbock l. c. pag. 14 f. Laband l. c. pag. 3 ff.

60) Sachsenspiegel-Fragment. Monatsschr. III, 279 f.

61) Zwei kleine Fragmente des Sachsenspiegels. Monatsschrift III, 663.

C) Muther Zeitschrift für RG. IV, 388 erwähnt aus einem Manuscript der Königl. Bibliothek:

62) No. 114. Probevorlesung unter Conrad Donekorff zu Leipzig (an erster Stelle). — Außerdem enthält dieses Manuscript noch: 2) 3) Baum der Verwandtschaft und Baum der Schwägerschaft, beide mit Regeln und in derselben Weise, wie Catalogus No. VIII, 6, 8. — 4) „de Successionibus" (Erbrechtsregeln aus dem Römischen Recht). — 5) Bemerkungen zu den Decretalen Gregor's IX. (lib. IV & V). — 6) Bartholomeus Brixiensis „questiones dominicales" und „veneriales", letztere unvollständig. — 7) Casus Sexti Decretalium und Clementinarum, geschrieben 1414. — 8) „Casus summarij clementinarum secundum summationem Jo[annis] an[dree], et vbi ipse non summauit, ibi sunt casus genczlini et pauli de lyzarijs correcti." — 9) Predigt über Moses V. 32. 1 „audite celi" u. s. w. — 10) „Sequitur de eleccione li. vj°."

D) Bisher nirgend beschrieben ist endlich folgendes Manuscript der Königl. Bibliothek:

63) No. 94. Papier, XV. Jahrh., 219 Blätter, Folio. „Ex arce Tapia." Enthaltend: 1) Gaspar de Perusio (auch de Rossi) De reservatione beneficiorum, abgeschrieben 1427, 12. Februar. — 2) Nicolaus de Tudeschis Lectura quinti Libri Decretalium Gregorii IX. — 3) Antonius Repetitio ad cap. 7 X. de cohab. clericor. et mul. (3, 2), verabfaßt 1402 im Monat Januar auf der Universität Bologna. — 4) Antonius Ad cap. ult. X. cit. und Ad cap. 3 X. de clericis coniug. (3, 3). — Die Stücke unter 2...4, von anderer Hand wie 1, sind geschrieben in Perugia von Jacobus Clinkebyl (Clinkebeyl), „clericus zambiensis dyocesis", ebenfalls im J. 1427.

Königsberg im November 1866.

Dr. Emil Steffenhagen.

Kritiken und Referate.

Salkowski, Dr. Carl, Zur Lehre von der Novation nach Römischem Recht. Ein Beitrag zum Römischen Obligationenrecht von ꝛc. Verlag von Bernhard Tauchnitz. Leipzig 1866. XIV und 496 S. 8°.

Herr Dr. Carl Salkowski, Privatdocent der Rechte an der Albertus-Universität, hat sich dem juristischen Publikum schon früher durch seine „Quaestiones de iure societatis praecipue publicanorum (Regim. 1859)“ und seine „Bemerkungen zur Lehre von den juristischen Personen, insbesondere den sogenannten corporativen Societäten und Genossenschaften (Leipzig 1863)“ rühmlichst bekannt gemacht. Jetzt liefert derselbe eine umfangreiche civilistische Monographie unter dem dieser Anzeige vorgedruckten Titel.

Die Novation — d. h. „Aufhebung einer bestehenden Obligation durch Einrichtung einer neuen Obligation, welche den materiellen Inhalt der ersteren in sich aufnimmt“ vgl. S. 39 — ist ein praktisch sehr wichtiges Institut, welches in neuester Zeit besonderer Aufmerksamkeit sich zu erfreuen gehabt hat: eine ganze Reihe zum Theil recht guter Einzeluntersuchungen sind über sie nunmehr veröffentlicht.

Seit einigen Jahren schon hatte sich Salkowski mit einer Bearbeitung der Lehre von der Novation beschäftigt und seine Arbeit war — wie er im „Vorwort“ erzählt — bis auf die Abschrift vollendet, als ihm das Buch von v. Salpius über denselben Gegenstand (Berlin 1864) zuging, welches „gleich ausgezeichnet durch Gründlichkeit, Scharfsinn und Klarheit, wie durch mustergültige Darstellung“ (p. VIII) auf den ersten Blick jede weitere Publikation überflüssig zu machen schien. — Allein, wie es die

Natur wissenschaftlicher Arbeit mit sich bringt, nicht überall deckten sich die Resultate, zu denen v. Salpius gelangt war, mit dem was Salkowski auszuführen gedachte, ja es war sogar auf mehreren Punkten eine Differenz hinsichtlich der Fundamentalprinzipien der ganzen Lehre vorhanden. Deshalb ließ sich Salkowski die Mühe nicht verdrießen, seine Schrift mit spezieller Rücksicht auf die v. Salpius'schen Untersuchungen nochmals umzuarbeiten. Mit großer Resignation hat er alle Erörterungen über Punkte, die nunmehr als bereits erledigt angesehen werden müssen, abgeschnitten und nur diejenigen Partieen seines Werkes conservirt, welche auch nach v. Salpius die behandelte Lehre zu fördern schienen.

Alle Anerkennung verdient diese — gewiß nicht leichte — Selbstbeschränkung. Nicht minder aber verlangt das, was Salkowski über Salpius hinaus geleistet hat, vollen Beifall.

Salkowski hat lediglich die Behandlung des reinen Römischen Rechts sich vorgesetzt. Auch dies müssen wir billigen, denn die Grundlage des modernen, heut zu Tage anwendbaren Rechtes bleibt das Römische und die Modificationen des Ersteren lassen sich nie verstehen und wissenschaftlich erfassen, wenn nicht zuvor das Letztere in seiner nackten Reinheit erkannt ist.

Zu der Römischrechtlichen Untersuchung aber brachte Salkowski außer großer Gelehrsamkeit — er selbst besitzt, wie sich aus dem Buche (s. z. B. S. 175 Not. 48 und S. 495) ergiebt, eine Bibliothek mit seltenen literarischen Schätzen — vielen Scharfsinn und in v. Keller'scher Schule erlernte Methode mit. Diese Eigenschaften kamen ihm namentlich bei der Quelleninterpretation zu Statten. Die exegetischen Ausführungen seines Buches gehören zweifelsohne zu dem Besten, was in dieser Richtung neuerdings geleistet worden ist.

Es würde für eine nicht fachwissenschaftliche Zeitschrift zu weit führen, auf den Inhalt des Salkowski'schen Buches näher einzugehen und die Punkte zu scizziren, in welchen u. E. die Lehre von der Novation durch diese Arbeit wesentlich gefördert worden ist. Noch weniger aber können wir an diesem Orte in eine eigentliche Kritik der Salkowski'schen Positionen eintreten. Daher mag es bei einer kurzen Anzeige des gediegenen Werkes sein Bewenden haben und nur noch hervorgehoben werden, daß dasselbe auch durch klare und geschmackvolle Diction sich auszeichnet.

Der Königsberger Universität gereicht es zu großer Ehre, daß eines ihrer jüngsten Mitglieder die Romanistische Rechtsliteratur um eine Monographie bereicherte, welche einen schwierigen und vielbesprochenen Gegenstand in durchaus würdiger und erfolgreicher Weise behandelt und eine in neuerer Zeit mit lebhaftem Eifer fortgesetzte wissenschaftliche Discussion ihrem endlichen Abschlusse entgegenführt. — h —

Hosanna dem Sohne Davids! Ein Kranz Biblischer Gesänge aus dem Leben unsers Herrn und Heilandes. Von Theophil. Cöln. J. & W. Boisserée. 1866.

Schon der Pomp des Titels mit der ungebräuchlichen, Originalität bekunden sollenden Wortform Hosanna, veranlaßt, daß man mit einem gewissen Unbehagen das kleine Büchelchen (156 S. 12°.) in die Hand nimmt; Inhalt und Form sind auch in der That nicht angethan, dieses Unbehagen zu beseitigen. Die bekannten neutestamentlichen Wundergeschichten in unerträglicher Breite und nicht leichter erträglichen Versen wiedererzählt, dazu noch, wie es in alten Hauspostillen Sitte ist, jedem Gedicht das betreffende Evangelium in Prosa wörtlich vorgedruckt, das ist es, was hier unter dem Namen eines Kranzes biblischer Gesänge vor uns liegt. Die Erzählung von der Erscheinung der Magier nimmt Beispiels halber, das Vorspiel abgerechnet, nicht weniger als 18 Seiten ein. Beispielshalber auch einige Musterverse:

S. 10. Sie forschen eifrig aus den Lauf der Sterne
Und flehen zu dem unerforschten Licht,
Das glänzend in der ungeheuren Ferne
In seiner Strahlenpracht doch nie erlischt.

S. 12. Und Morgen werdet ihr am Tage schauen,
Damit ihr kommt in kindlichem Vertrauen,
Am Himmel Meines Boten Schein.
Im Sternenglanze zieht er euch zur Seite
Und giebt euch nach Judäa treu Geleite
Zu Meiner Stätte dort hinein.

S. 20. Herodes sendet heimwärts jetzt in Gnaden
Der Lehrer schnell herbei geeilte Schaar;

Gehorsam hat den König sie berathen
Und ist entgangen blutiger Gefahr.
Er redet heimlich mit den treuen Weisen,
Die arglos trauen seines Wortes Gleißen
Und danken seiner Gastlichkeit.
Und tückisch forscht er mit vermeinten Listen
Nach ihres Wundersternes ersten Fristen
Und ist zu Jesu Mord bereit.

S. 26. Da ihrem Gott die Weisen froh geliehen
Des Dankes Zoll am dreimal heil'gen Ort,
So nehmen scheidend Urlaub sie ziehen
Von Jesus und Maria, Joseph fort.

Das Reich Gottes wird durch diesen Kranz biblischer Gesänge schwerlich weiter verbreitet werden, als es schon ist. Jedenfalls hat der Verfasser wohlgethan seinen Namen zu verschweigen. C

Altpreußischer Verlag.

Das Thorner Blutgericht. Eine Erzählung von Adolf Prowe. Mit einem Titelbild: „Das Thorner Rathhaus." Thorn (1866). Druck und Verlag von Ernst Lambeck. (IV u. 271 S. 12°.)

Keine zweite Stadt Altpreußens, selbst Danzig nicht ausgenommen arbeitet unausgesetzt eifriger an der Feststellung ihrer Provinzialgeschichte, als Thorn. Die Resultate dieser wissenschaftlichen Forschungen herauszuziehn, sie zu geschlossenen culturhistorischen Bildern zu sammeln und dieselben in den Zusammenhang der allgemeinen Weltbegebenheiten einzufügen, ist eine schöne Aufgabe, deren Lösung in verschiedener Weise möglich ist Adolf Prowe wählt dafür die Form der Erzählung. Schon Heft 2 dieses Jahrgangs haben wir seinen Copernikus zu besprechen Gelegenheit gehabt und scheinen der Aufmunterung zu weiteren ähnlichen Arbeiten erübrigt gewesen zu sein, da das oben angezeigte Büchelchen schnell gefolgt ist Die Wahl des Gegenstandes ist gleich glücklich. Wie Copernikus als Mann der Wissenschaft der ganzen Welt angehört, so erregte seiner Zeit auch „das Thorner Blutgericht" einen Theil von Europa mit Mitleid und Widerwillen und ist auch jetzt noch weit über Thorn hinaus unver-

gessen. Der Verfasser betrachtet die schreckliche Katastrophe vom deutsch-nationalen und protestantischen Gesichtspunkte aus gewissermaßen als die strafende Vergeltung des Abfalls Preußens von Deutschland zu Polen. Es war in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Städte und der Adel des Ordenslandes einen Bund gegen ihre Herrschaft machten, um bestrittene politische Rechte gemeinsam zu erringen und festzuhalten. Als der Kaiser als gewählter Schiedsrichter gegen sie erkannt hatte, warfen sie sich Polen in die Arme und führten dadurch einen traurigen dreizehnjährigen Krieg und endlich die Trennung des Landes herbei. Freilich erhielt das königliche Preußen die Zusicherung, daß es als ein selbständiges Land nur in Personalunion von der Krone Polen regiert werden solle, aber schon zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts mehrten sich die Versuche die Preußischen Angelegenheiten in die Reichstagsverhandlungen hineinzuziehn und durch Begünstigung des polnischen Einflusses die Rechte der Stände zu verkümmern. Selbstsüchtige Bestrebungen der letzteren erleichterten diese Bemühungen; der Adel, namentlich der Grenzdistrikte, der stets große Zuneigung zu Polen gezeigt und überdies meist mit Gutsangehörigen polnischer Nationalität zu thun hatte, unterlag der Lockung zuerst und brachte es im Laufe der Zeit bis zu gänzlichem Vergessen seiner deutschen Abkunft und Sprache; begünstigt durch die polnischen Machthaber drückte er auf die ihm unbequemen kleinen Städte und brachte dieselben im siebenzehnten Jahrhundert um Wohlstand und Privilegien; so blieben schließlich nur noch die drei großen Städte in der Vertheidigung ihrer republicanischen Gerechtsame, ihres deutschen Wesens und ihres protestantischen Glaubens fest. Aber auch sie hielten nicht einig zusammen, wo ihre Handelsinteressen in Streit kamen. Danzig, durch seine Lage an der offenen See wesentlich begünstigt, suchte sich der Rivalität der beiden andern Städte möglichst zu entledigen und sah namentlich die Schädigung Thorns, das mit seinem Niederlagerecht die Weichsel sperrte, nicht ungern. So war die kleine Republik Thorn, deren Gebiet von den ländlichen Besitzungen des polnischen und polnisch-gesinnten Adels ganz eingeschlossen war, unaufhörlichen Angriffen auf ihre Rechte ausgesetzt, deren sie sich schließlich nicht mehr zu erwehren vermochte, als die Jesuiten mit schlauer Berechnung die Religion in die Politik einmischten. Thorn

war seit Mitte des sechszehnten Jahrhunderts protestantisch; d. h. den Anschauungen der damaligen Stadt zu Folge ins Politische übertragen: nur Protestanten durften an den politischen Rechten der Bürgerschaft Theil nehmen, im Senat sitzen und die städtischen Aemter bekleiden. Gleichwohl waren die Protestanten (ziemlich gleichbedeutend mit Deutschen) der Kopfzahl nach in der Minderheit, da namentlich die ganze Arbeiterbevölkerung und Dienstbotenschaft polnischer Nationalität und katholischer Religion war. Indem nun die polnische Regierung und Geistlichkeit aus theilweise sehr abwegigen Gründen die letzteren bei jeder Gelegenheit in Schutz nahm, mußte deren Neigung zu allerhand Reibungen wachsen, bis denn endlich durch die Jesuiten 1724 eine Gelegenheit vom Zaun gebrochen wurde, unter dem Vorwande einer Verletzung der Religion der deutschen und protestantischen Obermacht, damit aber auch zugleich dem Wohlstande der Republik ein Ende zu machen. Es war ein Kampf zwischen slavischer Brutalität und germanischer Bildung, wobei letztere unterlag. Sehr bezeichnend stand auf der einen Seite eine Jesuiten-Verdummungsanstalt, auf der andern ein deutsches Gymnasium, das zu humanistischen Studien aus fernen Ländern Schüler zusammengeführt hatte und schon lange den frommen Vätern ein Dorn im Auge war. Die Einzelheiten der entsetzlichen Tragödie lese man in dem angezeigten Buche nach, wo sie mit großer Subtilität und historischer Treue bis auf die ersten unscheinbaren Anfänge zurück geschildert sind. Dem Verfasser würde es sicher nicht schwer werden, für jedes einzelne Factum einen historischen Beleg beizubringen und alle seine Behauptungen urkundlich nachzuweisen. So erlangt sein Buch den Werth einer gutgeschriebenen historischen Studie, freilich um zugleich theilweise dadurch als Erzählung zu verlieren. Die Gebundenheit an das historische Material erscheint in dieser Beziehung zu groß; es fehlt auch diesmal an der nöthigen Freiheit der Erfindung und an der Beherrschung des Gegenstandes vom Gesichtspunkte des Dichters aus. Allerdings schreibt der Verfasser keinen Roman und darf deshalb auch nicht als Romanschriftsteller beurtheilt werden, aber auch im Wesen der Erzählung liegt es, einen historisch gegebenen Stoff nach poetischem Bedürfniß frei umzuformen und den historisch überlieferten Charakteren selbständiges Leben zu geben. Der Versuch dazu ist gemacht, aber es ist auch eben nur beim

Versuch geblieben; der reichlich eingestreute Dialog hat meistens nur den Zweck, gesprächsweise geschichtliche Daten nachholen zu lassen, die zwar der Leser nicht kennt, die aber den als mit einander sprechend aufgeführten bekannt sein müßten, so daß die Veranlassung zur Mittheilung öfters gesucht erscheint. Mit einem Wort: es fehlt der Erzählung eine interessante Familiengeschichte im Vordergrunde, um sie als solche interessant zu machen. Aber trotz dieses Mangels ist das Buch aufs Angelegentlichste zur Lectüre zu empfehlen; namentlich sollten sich alle Schülerbibliotheken beeilen, dasselbe anzuschaffen, da es mit seinem ernst-sittlichen und zugleich echt patriotischen Gehalt die gesündeste Nahrung für Kopf und Herz darbietet. Der Verfasser ist selbst ein Schulmann und versteht sich auf das Bedürfniß der reiferen Jugend. ⊙

Das Ostpreußische Provinzialrecht unter Berücksichtigung der späteren Gesetze, Verordnungen, Ministerial-Rescripte und Entscheidungen des Obertribunals herausgegeben von J. A. Schrötter, Gerichts-Assessor. Braunsberg 1866.

Der Herausgeber hat sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, dem fühlbaren Mangel einer im Buchhandel gangbaren Ausgabe des Ostpreußischen Provinzialrechts durch Veranstaltung einer neuen Ausgabe unter kritischer Hervorhebung der durch die spätere Gesetzgebung ausgeschiedenen Bestimmungen abzuhelfen. Dieselbe zeichnet sich vor andern gleichartigen literarischen Unternehmungen dadurch aus, daß dem Leser der Text der nach der Ansicht des Herausgebers obsoleten Vorschriften nicht entzogen und dadurch die eigene Prüfung ausgeschlossen wird, vielmehr die aufgehobenen Gesetzesstellen nur durch besondern Druck hervorgehoben und in besondern Noten die an ihre Stelle getretenen Bestimmungen vermerkt sind. In dieser Allegierung ist übrigens die größte Genauigkeit und Sorgfalt nicht zu verkennen, und es wäre nur bei der Anmerkung zum Zus. 90 zu bezweifeln, ob dieser Zusatz nicht durch den Art. 4 der Verfassungsurkunde beseitigt ist.

Ungeachtet die neuere Gesetzgebung die Singularitäten des Ostpreuß. Provinzialrechts sehr gelichtet hat, so sind doch noch wesentliche Bestim-

mungen, namentlich im Lehn-, Ehe- und Kirchen-Recht, stehen geblieben, deren Kenntniß Jedem, der sich ein richtiges Bild von dem Rechtszustande im Geltungsbereich des Ostpreuß. Provinzialrechts machen will, durch die Anschaffung des besprochenen Werkes in der anschaulichsten Weise geboten wird. —n—.

Alterthumsgesellschaft Prussia.

(Vgl. III, 656.)

30. November. Aus den Sammlungen des Hrn. Cantor Preuß (vgl. Sitzungsbericht vom 26. October, Mtsschr. III, 659) hat die Gesellschaft folgende Gegenstände angekauft, welche in der Gegend von Germau und zum Theil in alten Gräbern aufgefunden worden sind: einen sehr sauber erhaltenen Thränenkrug nebst Deckel, einen broncenen Ring, 3 Stein-Aexte, 1 Stein-Messer, 1 broncene Todtenkrone (bei Anlegung eines Grabes auf dem Germauer Kirchhof gefunden), 2 broncene Celte. — An Geschenken sind zu verzeichnen: ein falscher Thaler aus der Zeit von König Friedrich I., vor einigen Jahren auf dem Gutshofe von Elkinehlen (Kirchsp. Trempen) gefunden und von Hrn. Landrath von Goßler in Darkehmen der Prussia bestimmt; ferner von Hrn. Rittergutsbes. Gentzen auf Zielkeim (bei Königsberg) 1 Sporn; von Hrn. Meske-Camiontken (Kreises Neidenburg) 107 Stück alte Münzen, auf seinem Felde ausgegraben; von Dr. Reicke „Grund und Aufrisz von der Koeniglichen Waszermuehle auf den [!] Schloszplatz . . . Koenigsberg d. 2t. Mey 1807. C. Hammer" und von demselben für die Bibliothek das 6. und 7. Heft der Altpreuß. Monatsschrift. Aus der umfangreichen Gräberstätte bei Grüneiken, über welche in der Monatsschrift (I, 561 ff. III, 86) bereits näher berichtet worden ist, hat Hr. Landr. v. Goßler eingesandt: 3 broncene Fibeln, 1 do. Ring, 1 do. Schnalle, ein Fragment eines menschlichen Backzahns (aus der Asche), 1 Bernstein-Perle und diverse Urnenfragmente; sowie nachträglich aus dem Schackumehlener Funde (vgl. Bericht vom 29. Juni III, 465) eine broncene Römische Kaisermünze (ANTONINVS AVG), welche sich in dem Schildbuckel befand. — Ein ganz besonderes Interesse erregt der von Dr. Reicke vorgetragene authentische Bericht des Hrn. Rittergutsbes. Balduhn-Krzywen über die Pfahl-

bauten bei dem Rittergute Werder im Kreise Lötzen. Zum Belege dienen Pfahlreste und Scherben, welche der Hr. Berichterstatter beigefügt hat, unter gleichzeitiger Uebersendung einiger anderer Gegenstände von antiquarischer Wichtigkeit, welche auf dem genannten Gute anderweitig gefunden wurden. Der Bericht über die Pfahlbauten soll in der Monatsschrift zum Abdruck gelangen. — Zuletzt zeigt Hr. Archiv-Director Dr. Meckelburg ein in seinem Besitze befindliches Exemplar der seltenen Lubinus'schen Landkarte von Pommern, welche umständlich beschrieben ist von Johann Carl Conr. Oelrichs: „Zuverläßige Historisch-geographische Nachrichten vom Herzogthum Pommern und Fürstenthum Rügen" Berlin, 1771. 8°. S. 61 ff. S—n.

Mittheilungen und Anhang.

Handschriftliche Funde aus Königsberg.

(Vgl. III, 663.)

18. Königsberger Chroniken.

Neben dem gedeihlichen Fortgange unserer großen vaterländischen Quellensammlung (H. Funde No. 13 Mtsschr. III, 468ff.) haben wir mit besonderer Anerkennung einer verwandten Leistung in kleinerem Kreise zu gedenken: „Die Königsberger Chroniken aus der Zeit des Herzogs Albrecht nach den Handschriften zum erstenmal herausgegeben mit einer literärhistorischen Einleitung von Dr. F. A. Meckelburg.“ Königsberg, 1865. 8⁰.*)

Die Sammlung vereinigt, in weiser Beschränkung auf das wirklich Werthvolle, alle vorhandenen Chroniken zur Geschichte Königsberg's und des herzoglichen Preußens, d. i. die Chronik des Joh. Freiberg, die Chronik des Balth. Gans, und die „Newe Zeitung“ I, II. Die einzelnen Bestandtheile waren schon früher in den „Neuen Preuß. Prov. Blättern“ stückweise gedruckt,**) und Freiberg's Chronik auch im Separat-Abdruck (Königsb. 1848. 8⁰) erschienen. Vollständig neu sind die Beilagen zu Freiberg und Gans, betreffend die „Geffangenen-Angelegenheit“ (S. 280 ff.) und den „Elbinger Anlauf“ (S. 357 ff.).

---

*) Es muß bemerkt werden, daß das Buch zwar die Jahreszahl 1865 trägt, in Wirklichkeit aber erst jetzt ausgegeben worden ist.

**) Und zwar Freiberg: Bd. I ... VI 1864 ... 48, Gans: Bd. IX der 3ten Folge 1864, Newe Zeitung: Bd. X 1865.

Ueber die benutzten Handschriften, welche theils der Stadtbibliothek, theils dem Prov. Archive angehören, giebt die vorangeschickte literärhistorische „Einleitung"*) Auskunft und zugleich „die erste vollständige und zuverläßige Kunde über die noch erhaltenen und mehrere verlorene Geschichtsquellen in Rede stehender Art." S—n.

19. Ein Handschriften-Fragment des babylonischen Talmud.

Seitdem ich im Jahre 1864 auf dem Pergament-Deckelbezug eines der hiesigen Königl. Bibliothek gehörenden alten Werkes ein wichtiges Bruchstück aus dem hebräischen Bibelcommentar Raschi's entdeckt und veröffentlicht habe, legen mir die Herren Bibliothekcustoden die durch die alten Buchbinder uns erhaltenen hebräischen Schriftdenkmale regelmäßig vor, und so kam es denn, daß mich Dr. Emil Steffenhagen vor einigen Wochen auf die innere Pergament-Deckelbekleidung der Pergament-Handschrift: „Geometria Euclidis cum Comment. Campani, Fol. No. 158. aufmerksam machte, welche mit schönen hebräischen Schriftzügen bedeckt war. Gleich beim ersten flüchtigen Durchlesen der im Ganzen gut erhaltenen Quadratschrift erkannte ich deren Inhalt als dem babylonischen Talmud angehörend, vermochte jedoch nicht augenblicklich zu sagen, zu welchem Traktate, da der Gesammttalmud aus nicht weniger als 3000 Folioseiten besteht. Nachdem aber der Pergament-Bezug von dem Universitäts-Buchbinder unversehrt abgelöst und mir zur Feststellung seines Schriftinhalts vorgelegt worden, fand ich, unter Beistand des talmudbewanderten, hiesigen Kaufmannes David Aschkanasi, daß die aus je 36 Zeilen bestehenden, nunmehr dem Untergange entrissenen $4\frac{1}{2}$ Foliospalten hebräischer Schrift, Bruchstücke aus den babylonischen Talmudtraktaten Makkot und Schebuot seien, und zwar entsprechen drei ganze Spalten dem gedruckten Texte des Traktats Makkot Fol. $2^{a.\ b.}$ $3^{a.\ b.}$ $4^{a.\ b.}$ $5^{a.}$ und der Rest von ein und ein halber Spalte dem Texte des Traktats Schebuot Fol. $44^{b.}$ $45^{a.}$ $46^{a.\ b.}$

Die Bruchstücke haben in Lesearten, Phrasen, Wortstellungen und

*) Vgl. auch N. Preuß. Prov. Blätter 3te Folge IX, 476 ff. — Beiläufig sei bemerkt, daß die Radewald'sche Chronik, welche M. zu den vermißten rechnet, in der Kgl. Bibl. unter No. 1562 zu finden ist.

Sätzen vielfache Abweichungen von dem gedruckten, bis jetzt leider noch immer gänzlich vernachlässigten incorrecten Texte, die der Würdigung und Beachtung der Sachkenner werth sind, und habe ich daher eine ausführliche Analyse derselben für die „Forschungen des wissenschaftlich-talmudischen Vereins, Beiblatt zur jüdisch-theologischen Zeitschrift Ben Chananja" (Szegedin) angefertigt, die im nächsten Monat wird veröffentlicht werden.

Königsberg, den 23. November 1866. Dr. H. Jolowicz.

Alterthumsfunde aus Westpreußen.

In dem großen Torf-Moor zwischen dem Zarnowitzer See und der Ostsee im nördlichsten Pommerellen (Kreis Neustadt) wurde vor etwa einem Jahre, auf dem Terrain des Gutes Zarnowitz beim Torfstechen in etwa 4 Fuß Tiefe ein Thon-Gefäß (welches sogleich zerfiel) und darin 10 Ringe von Bronce mit schön brauner Patina gefunden. Acht dieser Ringe, von der Art der sogenannten Schwur-Ringe (Vgl. Leitfaden der Nordischen Alterthums-Kunde. Kopenhagen 1837 Seite 43) sind von verschiedener Größe, bis zu 5 Zoll Durchmesser und 2 Zoll Dicke, hohl und nicht ganz geschlossen. An den beiden Enden finden sich eingravirte Ornamente der rohesten Art, wie solche für das Bronce-Alter charakteristisch sind. Bei einigen erweitern sich diese Enden wulstförmig. Diese Gegenstände scheinen als Armringe gedient zu haben. Abbildungen ähnlicher Ringe siehe: Afbildninger fra det Kongelige Museum for Nordiske Oldsager i. Kjöbenhavn (Kjöbenhavn 1854) fig. 196, 197, 200, 289 und 290. Die beiden andern bestehen aus einem 14 Zoll langen, 1½ Zoll breiten, ganz dünnen Broncestreifen, welcher an den beiden Enden in Haken und Oese ausläuft und durch ein gravirtes einfaches Linien-Ornament geschmückt ist. Einige Löcher und am Rande eingeknüpfte Oesen scheinen darauf hin zu weisen, daß an dünnen Kettchen noch kleine Gegenstände angehängt waren. Weil diese Streifen für ein Diadem zu klein sind, möchte ich sie ebenfalls für Armbänder halten. Aehnliche siehe Afbildninger. No. 345 und 352. — Acht dieser Gegenstände befinden sich noch bei Herrn von Zelewski-Zarnowitz; die beiden übrigen, als Geschenk desselben, in meinem Besitz. — Ueber die Form des Grabes

habe ich nichts erfahren können. — Andere Alterthümer dieser Art (Fibulae, Ringe rc.) sind in letzterer Zeit in dieser Gegend nicht selten gefunden worden. Sonst vergl. Förstemann in den Preuß. Prov.-Bl. 1850 Bd. IX. S. 259 ff.

In dem Walde des Herrn von Graß-Klanin (unfern Putzig) ist kürzlich auf einem von alten Bäumen bewachsenen Terrain ein Ziegel-Ofen aus dem Mittelalter entdeckt worden, welcher des eingetretenen Frostes halber nicht genauer untersucht werden konnte. Ich hoffe, daß weitere Ausgrabungen im nächsten Frühjahr unter meiner Leitung geschehen werden, und werde seiner Zeit genaueren Bericht darüber erstatten.

Danzig im December 1866. **A. Bergau.**

Manuscripte zur altpreuß. Geschichte in der Gräflich Stolbergschen Bibliothek zu Wernigerode.

E. Förstemann macht in der Selbstanzeige seiner Schrift: „Die Gräfl. Stolbergische Bibliothek zu Wernigerode," (Nordhausen 1866. VIII u. 167 S. 8.) (s. Ztschr. für preuß. Gesch. u. Landeskunde 11. Hft. S. 727 ff.) vorzüglich auch auf einige für „preuß. Gesch. vielleicht nicht ganz werthlose Mannskripte" aufmerksam. Wir heben aus diesen folgende unsere Provinz betreffenden heraus:

Z d 2: Ein Mscr. des 16. Jahrh., enthaltend: 2) Anna Maria, Markgräfin zu Brandenburg, Fürstenspiegel an ihren Sohn Albrecht Friedrich, Markgrafen zu Brandenburg. Fol.*)

Z h 11: Verzeichniß der Bürgermeister, Rahts- u. Schöppenherren der Stadt Dantzig von Anno 1342. Mscr. des 18. Jahrh. 4.

Z h 83: Chronica des deutschen Ritter-Ordens in Preußen. Diese Chro-

---

*) Förstemann hätte anmerken können, daß Alfr. Nicolovius 1835 den Fürstenspiegel nach der auf der königl. Bibl. zu Königsberg befindl. Originalhandschrift herausgegeben hat unter dem Titel: „Fürstenspiegel. Verfaßt von Anna Maria, Markgräfin von Brandenburg u. Herzogin v. Preußen, für ihren Sohn, den Herzog Albrecht Friedrich. Hrsg. v. Dr. Alfred Nicolovius." (Königsberg 1835. Bon's Buch- u. Musikalienhandlung. IX u. 92 S. 8.) Außerdem führt Nicolovius noch 2 gleichlautende Abschriften an, die hierorts in dem Kgl. Geh. Archive u. in der Wallenrodschen Bibliothek aufbewahrt werden.

nik, eine im 18. Jahrhundert gemachte höchst saubere Abschrift einer ältern Hdschr., enth. viele höchst sorgfältig gemalte Wappen u. andere Abbildungen. Sie beginnt mit der Stiftung des Deutschen Ordens u. endet mit dem Jahr 1547. Fol.

Z h 84: Ein Miscellenband mit etwa 30 von verschiedenen Händen des 16. u. 17. Jahrh. geschriebenen Stücken, die sich sämmtlich auf die Geschichte von Preußen, den deutschen Orden u. Polen beziehen. Für die Geschichte Preußens dürften sich hier noch wichtige Schriften finden. Fol.*) S

Altpreußen in den Vorlesungen an deutschen Universitäten im Winter-Semester 1866/67.

Königsberg. Geschichte Preußens im Mittelalter: Dr. Lohmeyer. Kritische Uebungen zur preußischen Geschichte: Derselbe. – Lekture von Donaleitis „das Jahr:" Prof. Predig. Kurschat.

Braunsberg. Ermländisch-preußische Geschichte. (Historiam Warmiensem cum Prussica conjunctam): Prof. Dr. Bender.

Berlin. Ueber die neueren Systeme seit Kant u. ihren Einfluß auf Kunst u. Wissenschaft: Dr. J. B. Meyer.

Jena. Ueber System u. Entwickelungsgeschichte der kritischen oder Kantischen Philosophie: Geh. Hofr. Prof. Dr. Kuno Fischer.

Leipzig. Ueber die Erkenntnißtheorien von Locke, Leibnitz, Hume u. Kant: Prof. Dr. Drobisch.

Wien. Geschichte der Religionsphilosophie seit Kant: Dr. Barach-Rappaport.

S

Universitäts-Chronik 1866.

No. 75. Amtl. Verzeichniß des Personals u. der Studirenden ... für d. Winter-Semester 1866/67. (18 S. 8.) [68 Doc. (7 theol. — 9 jur. — 15 med. — 29 phil. — 8 Sprach- u. Exercitienmeister (sic!) und 460 (13 ausl.) Stud. (41 weniger als im Sommersemester) davon 92 Theol. — 81 Jur. — 87 Med. — 182 Phil. — 15 Pharm. — 3 m. Genehmig. d. Prorectors.)]

---

*) Wir werden im ersten Hefte des folgenden Jahrg. ein genaues Inhaltsverzeichniß dieses Codex mittheilen, welches wir einer gütigen Mittheilung aus Wernigerode verdanken, nach welcher übriges zu den obigen Prussicis noch hinzuzufügen wäre:

Z a 89: Mscr. des 15. Jahrh. enthält u. a.: de unione et pace perpetua inter regem Poloniae et cruciferos. (25 S.)

30. Nov. Lectionem de epilepsia ... a ... Arminio Nothnagel med. Dr. ad docendi facultatem rite impetrandam ... in publico habendam indicit Ern. Leyden, med. Dr. P. P. O. ord. med. h. t. Decanus.

12. Dec. Hist. Doctordiss. v. Adalb. de Ketrzynski (aus Lötzen): De bello a Boleslao Magno cum Henrico rege Germaniae gesto A. 1002—1005. (32 S. 8.)

20. Dec. Philol. Doctordiss. v. Arno Heyne (aus Liebewerda in Sachsen): De nominibus propriis apud Homerum. (67 S. 8.)

27. Dec. Med. Doctordiss. v. Dr. phil., Med. pract. Frid. Jul. Neumann (aus Kgsbg.): Profusiones sanguinis ex umbilico hominis adulit. (sic!) (30 S. 8.)

Bibliographie 1865.
(Schluß.)

Senftleben, Dr. Hugo, Ueber gesundheitsgemäße Einrichtung ländlicher Arbeiterwohnungen. [Der Arbeiterfreund. Ztschr. d. Centralvereins in Preußen f. d. Wohl der arbeit. Klassen hrsg. v. K. Brämer. 3. Jahrg. 2. Hft. S. 173—186.]
— — Sir Charles Lyell über d. Alter des Menschengeschlechts. [Kgsbg. Hartungsche Ztg. No. 48. 49. 53. 56.]
— — Die Gesundheits-Commission für die Armee der Vereinigten Staaten. [Ebd. 193. (Beil.) 194 (Beil.)]
— — Die Gesundheitspflege der großen Städte. [Ebd. 195.]
— — Zur chirurgisch-pathologischen Kenntniss der Brustdrüsengeschwülste. [Deutsche Klinik. No. 11. 12. 14.]
— — Erfolgreiche Operation eines Tumor coccygeus. [Ebd. 18.]
— — Zur Reform des Militär-Medicinalwesens. [Ebd. 26.]
— — Skizzenhafte Bemerkungen üb. d. Bedeutung der Geologie für die Physiologie des Menschen u. f. die praktische Heilkunde. [Ebd. 49. 51. 52.]
— — Das typhöse Fieber der Schweine. Aeußerungen von Dr. Budd, Prof. Simonds u. Prof. Ferguson, vorgetragen in Versammlungen der Kgl. Ackerbau-Gesellschaften in England u. Irland, mit erläuternd. Zusätzen. [Ldwirthsch. Centralblatt f. Dtschld. Hft. 11. S. 344—356.]
(— —) Drei militärische Briefe an ein Mitglied der Fortschrittspartei von einem Ostpreußen. Geschrieben am 18. Oktob. 1863 dem Tage der Erinnerungsfeier der Leipziger Schlacht. 2. Aufl., mit Hinweglaßung der auf Beschluß des Ostpr. Tribunals vom 12. Sept. 1864 zur Vernichtung verurtheilten Stelle. Kgsbg. Dr. u. Verl. v. A. Schwibbe. (20 S. 8.)
— — Drei Aufsätze aus dem Boten für Litthauen vom Jahre 1864. Heydekrug. (Druck v. F. W. Siebert in Heydekrug.) (26 S. 8.)
— — Trys Perstyrimai iß Lietuwininku Pasło nu Meto 1864. Szillokarcziamoj'. (Ebenso.) (30 S. 8.)
Sennik czyli wróżenie ze snów na przeszło 1500 przypadków służące, z różnych starodawnych ksiąg zebrane i porządkiem abecadłowym dla rozrywki i zabawy ciekawych ludzi w nowem zupełnie wydaniu ogloszone przez Przyjaciela Niewinnych Zabobonów. Torun, 1866 (1865). E. Lambeck. (51 S. 8.) $2^1/_2$ Sgr.
Settegast, H., Rückblick auf d. histor. Entwicklg. der deutsch. Thierzucht. [Landwirthsch. Centralbl. f. Dtschld. Hft. 3.]
— — u. A. Krocker, Deutsches Heerdbuch. Ein Verzeichniss v. Individuen u. Zuchten edler Thiere Deutschlands. 1. Bd. Mit e. Einleitg.: Rükblick auf die hist. Entwicklg. d. deutsch. Thierzucht, v. H. Settegast. Berlin. Wiegandt & Hempel. (LXXX u. 156 S. Lex.-8.) $1^1/_3$ Thlr.
Simson, Urkunden u. Aktenstuecke zur Gesch. d. Kurfürsten Friedr. Wilh. v. Brandenburg. 2. Bd. Berlin. G. Reimer. Inh.: Auswärtige Acten. 1. Bd. [Frankreich.] Hrsg. v. Privat-Doc. Dr. B. Ed. Simson. (XII u. 551 S. Lex.-8.) 3 Thlr.

Sonnenburg, Lehr. Dr. Rud., Grammatik der englisch. Sprache. Für den Gebrauch in Schulen, wie auch besonders f. d. Selbstunterricht. Method. Anleitung z. Erlernung u. Einübung der Aussprache, der Formenlehre u. der Hauptregeln der Syntax. Berlin. Springer's Verl. (VIII u. 342 S. gr. 8.) 24 Sgr.
— — Die Lehrbarkeit u. formalbildende Kraft der Aussprache d. Englischen. Ebd. (15 S. 4.) 1/4 Thlr.
— — Die französ. Konjugation. Anleitung zu einer methodischen Erlernung der französisch. Verben, besonders der unregelmäß., mit Berücksichtung des Lateinischen. Nebst methodisch geordnet. Uebungs-Aufgaben. Für den Gebrauch auf Gymnas., Realschulen u. and. höh. Lehranstalten. Danzig. Ziemssen. (64 S. 16.) 1/6 Thlr. cart. 1/5 Thlr.
Staecker, Jul. (aus Neukirch), De urethrae stricturis urethrotomia externa sanandis; adjectis morbi historiis duabus Diss. inaug. chir. Gryphiae. (32 S. 8.)
Stangnowski, Jul., Prediger in Rummy bei Mensguth, Gute frohe Botschaft an Alle, welche sich nach dem Kommen u. Vollenden des Reiches Gottes sehnen. Im Selbstverl. des Hrsg. Gedruckt bei J. E. Jänicke in Ortelsburg. (48 S. 8.)
Starck, Dr., (Bericht über meine Privat-Heil-Anstalt in Danzig im November 1865.) (Danzig. Druck v. A. W. Kafemann.) (21 S. gr. 8.)
Steffenhagen, Dr. Emil, Die IX Bücher Magdeburger Rechtes oder die Distinctionen des Thorner Stadtschreibers Walther Eckhardi von Bunzlau. Eine Abhandlung zur Quellenkunde des deutschen Rechtes als Prolegomenon zu einer neuen Ausgabe. (Separat-Abdr. aus der Altpr. Monatsschr. mit einer lithogr. Schriftprobe.) Kgsbg. Gräfe & Unzer. (III u. 33 S. gr. 8.) 1/2 Thlr.
Sternblumen. Kurze Gebete auf alle Wochentage u. hohen Feste für einfältige Christen. Kgsbg. Schultzsche Hofbchdr. (18 S. 16.)
Stimmen der Freiheit. 1. Sammlung. Neue Titelaufl. (Kgsbg. 1862. Dr. u. Verl. v. Gruber & Longrien.) Kgsbg. Hübner & Matz. (VIII u. 286 S. 8.) 24 Sgr. In engl. Einb. 1 Thlr.
Stobbe, Aug., Lustspiele u. Gedichte. Kgsbg. Verl. v. Hübner & Matz. Gedr. bei Gruber & Longrien. (4 Bl. u. 144 S. gr. 8.)
Stobbe, Prof. Dr. O., Miscellen zur Gesch. d. deutsch. Hdlsrechts. [Ztschr. f. d. gesammte Hdlsrcht. 8. Bd. 1. Hft. S. 28—55.]
— — Mittheilungen aus Breslauer Signaturbüchern. [Ztschr. d. Vereins f. Gesch. u. Alterth. Schlesiens. 6. Bd. 2. Hft. S. 335—356. 7. Bd. 1. Hft. S. 176—191.]
— — Miteigenthum und gesammte Hand. [Ztschr. f. Rechtsgesch. 4. Bd. 2. Hft. S. 207—248.]
— — Beiträge zur Gesch. des deutsch. Rechts. Braunschw. Schwetschke & Sohn. (III u. 187 S. gr. 8.) 27 Sgr.
Straube, E., Erstes Uebungsbuch im Lesen, nach d. Grundsätz. der Schreiblesemethode für Volks-Schulen u. Elementarklassen höherer Lehranstalten bearb. 3. bericht. Aufl. Elbing. Neumann-Hartmann. (144 S. gr. 8. u. 2 lith. S.) 1/6 Thlr.
v. Stückradt, Gen.-Maj. u. Kommandant Otto, Anordnungen f. d. Garnisondienst in der Festung Thorn. Thorn, Wallis. (IV u. 98 S. gr. 8.) 6 Sgr.
Stüler, Dr. A., Architekt Sr. Maj. des Königs, Bauwerke II. Abtheilung: Das neue Universitäts-Gebäude zu Königsberg. Berlin. Ernst & Korn. (Gropius'sche Buch- u. Kunsthandlg.) (VII Taf. u. 4 S. Text. gr. Fol.) 4 Thlr. in Mappe 4 2/3 Thlr.
Sucker, Car. Fr. Jul. (aus Arklitten), De Medicamentis imponderabilibus. Diss. inaug. med. Berol. (32 S. 8.)
Thiel, Prof. Dr. (Braunsberg), Die Nach-Constant'schen Vorarbeiten zu einer neuen kritisch. Ausgabe der Epistolae Romanorum Pontificum genuinae. [Archiv für kath. Kirchenrecht. N. F. 7. Bd. 1. Hft. S. 1—13.]
Tietz, J. (Braunsberg), Ein Urtheil üb. d. Verhandlung, welche auf d. 15. Versamml. der Directoren der Westphäl. Gymnas. u. Realschul. zu Soest, am 13—17 Oct. 1863, üb. d. Unterricht in d. Stenographie an d. höh. Lehranstalt. stattgefunden hat. [N. Jahrbüch. f. Philol. u. Paed. 92. Bd. Hft. 5/6. S. 291—305.]
Tochter, die, des Pfarrers zu Taubenhain. Eine warnende und lehrreiche Geschichte f. Jünglinge und Jungfr. Kgsbg. Dr. u. Verl. v. Em. Rautenberg. (47 S. kl. 8.)
Töppen, Dr. M., Die preuß. Landtage während d. Regentschaft des Markgraf. Georg

Friedrich v. Ansbach. Nach den Landtagsakten dargestellt. Allenstein. (Progr. d. Kgl. Gymn. zu Hohenstein.) (57 S. 4.)

[**Trenck**, Freih. Frdr. v. d.]
Denkwürdigkeiten aus d. Leben des Frh. Friedr. v. d. Trenck, des unglückl. Gefangenen von Glatz u. Magdeburg. Ein Beitrag z. Gesch. der Höfe Frdr. d. Gr., Maria Theresias u. Elisabeths v. Rußland. 3 Thle. N. (Titel-)Ausg. Celle, (1860). Schulze. (693 S. 8.) 1 Thlr.

Ueberweg, Prof. Dr. Friedr., System der Logik u. Geschichte der logischen Lehren. 2te neu bearb. Aufl. Bonn. Marcus. (XV u. 400 S. gr. 8.) $1^2/_3$ Thlr.

— — Grundriss der Gesch. der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. 1. Theil, a. u. d. T.: Grundriss der Geschichte der Philosophie des Alterthums. 2. durchgesehene u. erweit. Aufl. Berlin. Mittler & Sohn. (XI u. 244 S. Lex.-8.) 1 Thlr. 12 Sgr.

Ungewitter, Otto, Pred.-Amts-Cand. u. Lehr. an d. Realsch. z. Tilsit, Kurz gefaßte Gesch. d. evangel. Kirchengesanges, vorzugsweise des Chorals, von der Reformation bis auf unsere Zeiten. Ein Handbuch für Geistliche, Organisten u. Lehrer. Tilsit, Dr. u. Verl. v. J. Reyländer. (XIV u. 128 S. m. 10 Bl. Notenbeil.) [Seit 1866: Kgsb., 1867. Theile. 15 Sgr.]

v. **Usedom**. Karte des Manöver Terrains der 1. Division Herbst 1865. Gezeichn. von v. Usedom II, Lieut. u. Adjut. des Grenad.-Regim. No. 1. Maasstab 1 : 50000. Lith. Anst. v. Fr. Schwabe in Berlin. gr. Fol. $^2/_3$ Thlr.

Verhandlungen der vierten Versamml. der Directoren der Gymnasien u. Realschulen erster Ordnung in d. Prov. Preußen. Kgsbg. Druck v. Em. Rautenberg. (2 Bl. u. 181 S. 4.) [Die Verhdlg. d. 3 vorhergehend. Conferenzen sind nicht gedruckt.)

Versuch über den Kirchen-Zehnten. Tilsit. Dr. u. Verl. v. J. Reyländer. (17 S. 8.) [Auch littauisch. Ebd. (16 S. 8.)]

Volksbücher, Neue. 1. Geschichte vom braven Kasper u. schönen Annerl. Kgsbg. Rautenberg. (58 S. kl. 8.)

— — Preußische. No. 37—48. Jan.-Decbr. Mit eingedruckt. Holzschn. Mohrungen. Rautenberg. 12. [37. Der Hohenzollern Staat „vom Fels zum Meer." Von B. Stabie. (136 S.) 6 Sgr. — 38. Der Deichbauer. Von F. Friedrich. (132 S.) 6 Sgr. — 39. Ein deutsch. Frauenherz. Patriot. Erz. v. Dr. Herm. Kleinsteuber. (160 S.) 6 Sgr. — 40. Heinrich Monte, der tapfere Held der alten Preußen. Von A. Heinrich. (95 S.) 4 Sgr. — 41. Die Schlacht bei Rudau u. d. heldenmüthige Schuhmachergesell Hans v. Sagan. Von J. Walter. (96 S.) 4 Sgr. — 42. Ein Mann des Volks. Von Dr. F. Friedrich. (216 S.) 6 Sgr. — 43. Die beid. ersten schlesisch. Rekruten. Eine Erzähl. aus d. erst. schles. Kriege v. O. L. (79 S.) 3 Sgr. — 44. Die Flüchtlinge ... Von G. Jacquet. (72 S.) 3 Sgr. — 45. Bartholom. Blume, der Bürgermeister v. Marienburg. Hist. Erz. v. O. L. (111 S.) 4 Sgr. — 46. Unsere Soldaten im letzten (schlesw.-holst.) Kriege. Von O. L. (104 S.) 6 Sgr. — 47. Die Schlacht bei Tannenberg ... Von J. Walter. (107 S.) 4 Sgr. — 48. Der Dorfteufel. Novelle v. Dr. Fr. Friedrich. (131 S.) 6 Sgr.

Wagenfeld, Dr. L., Allgem. Vieharzneibuch, od.: gründl. u. leicht faßl. Unterricht, die Krankheiten der Hausthiere zu erkennen u. zu heilen. Mit 9 zum Theil kolor. Fol.-Taf., in Stahlst. 11. Aufl., umgearb., sehr verm. u. verb. Kgsbg. Gebr. Bornträger. (XXIV u. 300 S. gr. 8.) $^1/_2$ Thlr. in engl. Einb. 1 Thlr. 24 Sgr.

Waldbach, Sem.-Musiklehr. C. H. R., Alte Weisen in neuer Weise. Für allseitigen Gebrauch in christlichen Familien, Schulen u. Vereinen eingerichtet. (In 2 Hftn.) 1. Hft. Kgsbg. Gräfe & Unzer in Comm. (13 u. 46 S. qu.-8.) $12^1/_2$ Sgr.

Wagner, Schiffscapit. A., Nautische Blätter, eine Zusammenstellung practischer und wissenswerther Notizen für Seeleute u. Alle, welche sich für das Seewesen interessiren hrsg. Der Ertrag ist für die Danziger Seeschiffer-Wittwen-Kasse bestimmt. (Danzig, Comm. v. Th. Bertling. 1866 (1865).) (Druck von A. W. Kafemann.) (VIII u. 252 S. Lex.-8. m. eingedr. Holzsch. u. 6 Holzschntaf.) baar n. n. 2 Thlr.

Weiß, Dr. G. B., Konsist.-R. u. Pfarrer in Kgsbg., Das gute Recht des Fortschritts. Ein Vortrag, gehalten in Danzig den 21. Febr. 1865. Zum Besten des Johannesstiftes in Danzig. Danzig. Druck v. Edw. Gröning. (19 S. gr. 8.)

Weiß, Prof. Dr. in Kiel, Die Erzählungsstücke des apostolisch. Matthäus. [Jahrbüch. f. deutsche Theol. 10. Bd. 2. Hft. S. 318—376.]

— — Die petrinische Frage. Kritische Untersuchungen. [Theol. Studien u. Kritiken. 4. Hft. S. 619—657. 1866. 2. Hft. S. 255—308.]

Werner, Corvetten-Capit., d. Rettungswesen zur See. [Unsere Zeit. 1. Jahrg. 1. Hft. cf. Westpr. Ztg. 1865. No. 108. 109.]

Werniek, Fritz, Elbinger Wanderbuch, ein illustrirter Führer durch Elbing u. seine Umgebungen. [Cadinen, Kahlberg, Marienburger Schloss, oberländ. Kanal etc.] Mit viel. in d. Text gedr. Illustr. u. 1 (lith.) Plane der Stadt u. deren Umgebung. Elbing. Neumann-Hartmann. (122 S. 16.) 1/3 Thlr.

Werther. Journal f. prakt. Chemie hrsg. v. Otto Linné Erdmann u. Gust. Werther. (32.) Jahrg. od. 94—96. Bd. 24 Hfte. Leipzig. Barth. (gr. 8.) 8 Thlr.

Wichert, Ernst, Ihr Taufschein. Lustspiel in 1 Aufzuge. (Den Bühnen gegenüber als Mscr. gedr. u. dem Theater-Commissions-Geschäft v. H. Michaelson in Berlin zum ausschliessl. Bühnen-Debit übergeben.) Berlin. Druck v. Rob. Bittner. (36 S. gr. 8)

— — Der Stern von Turan. Große Oper in 4 Acten, nach e. Dichtung von Paul Heyse. In Musik gesetzt von Richard Wüerst (den Bühnen gegenüber als Mscr. gedr.) Berlin. Ausschliessl. Eigenth. v. Ed. Bote u. G. Bock. (48 S. gr. 8.)

Wichert, G. H. B. (Gymn.-Dir. in Magdeburg), De sententiis secundariis primariam coercentibus latinis. Magdeb. (Berl., Calvary & Co.) (IV u. 72 S. gr. 4.) 1/2 Thlr.

Wie ist die Eisenbahn Thorn-Königsberg (Bartenstein) am schnellsten u. billigsten herzustellen? Denkschrift des Comité's. Thorn. Rathsbchdr. (32 S. 8.) . . . 2. Aufl. nebst Erwiderung auf die Entgegnung des Kgl. Landraths Hern. Gisewius. Ebd. (46 S. 8.)

Wiebe, Geh. Ob.-Baurath K., Die Reinigung u. Entwässerung der Stadt Danzig. Auf Veranlassung des Magistrats zu Danzig unter Mitwirkung des Civil-Ingen. Veit-Meyer bearb. Hierzu: Berechnungen, Ueberschläge der Bau- u. Betriebskosten u. 1 Atlas m. 18 (lith.) Plänen u. Zeichnungen in Fol. Berlin. Ernst & Koch. (X u. 175 S. Lex.-8.) 8 2/3 Thlr.

Wilde, Car. (aus Mohrungen): De eczemate acuto. Diss. inaug. med. Gryphiae. (30 S. 8.)

Winckler, Dr., Ueber die Art u. den Grad der von Herodot geübten Kritik. Thorn. (Berlin, Calvary & Co.) (28 S. 4.) 1/3 Thlr.

Wohnsitze, die ländlichen, Schlösser u. Residenzen der ritterschaftl. Grundbesitzer in d. preuss. Monarchie. Hrsg. v. A. Duncker. Provinz Preussen. 12. u. 13. Lfg. Berlin. A. Duncker. (à 3 Chromolith. u. 3 Bl. Text. qu. gr. Fol.) à 1 Thlr. 12 1/2 Sgr.

Wohnungs-Anzeiger, Elbinger, für 1866. Elbing, (1865.) C. Meißner. (Danzig, Druck v. A. W. Kafemann.) (97 S. Lex.-8.)

— — 1865. Nachtrag zu dem Elbinger Wohnungs-Anzeiger für 1864. Enthaltend e. Verzeichniß derj. Einwohner, welche im Laufe des J. 1864 neu angezogen sind od. ihre Wohnung gewechselt haben. Ebd. (19 S. Lex.-8.)

Wolff, Kreisphysik. Dr. C. in Conitz, Eine Trichinen-Epidemie in Westpreussen. [Archiv f. pathol. Anat. u. Physiol. 34. Bd. 1/2 Hft. S. 230—232.]

Wugk, Aemil. (aus Conitz), De diagnosi paralysium. Diss. inaug. med. Berol. (32 S. 8.)

Zachariä, Friedr. Wilh., Kater Murner in der Hölle. Ein scherzhaftes Heldengedicht in 5 Gesängen. Kgsbg. Richter's Bchhdlg. (32 S. 16.) 1/6 Thlr.

Ziegler, Pfarrer in Wehlau, Die heilige Passionsgeschichte, zum Gebrauch für Kirche, Schule u. Haus … 11. Aufl. Kgsbg. Schultz'sche Hofbchdr. (64 S. 16.) 2 Sgr.

— — Dasselbe ins Polnische übers. v. A. R. A. Gerß. Ebd. (72 S. 16.) 2 Sgr.

(— —) Liturgische Andacht am heil. Abende des Weihnachtsfestes, zum Gebrauch für Kirche u. Haus. Wehlau. Dr. u. Verl. bei C. Peschke. (8 S. 8.)

(— —) Liturgische, am heil. Sylvester-Abende … Ebd. (16 S. 8.)

Zielcke, Gymn.-Lehr. Dr. J. V. C., Rede, gehalten am Geburtstage Sr. Majest. des Königs Wilhelm, am 22. März 1865 im Gymn. zu Marienwerder. [Beil. zur Pr. Stenographen-Zeitung. No. 5. 6. S. 21—28. 8.]

Zöppritz, Dr. Karl, Theorie der Querschwingungen eines elastischen, am Ende belasteten Stabs. Tübingen. (Kgsbg. Schubert & Seidel.) (24 S. gr. 4.) 1/3 Thlr.

S.

Periodische Literatur (1866).

„Schlesische Provinzialblätter. Hrsg. von Th. Oelsner. N. F. 5. Jahrg. Oct.-Nov. (S. 577—640. 641—704.) L. Jacobi, d. schles. Weinland. (Schl.) Mente, Erinnerg. an d. Vertheidig. d. Festung Breslau während d. Belag. v. 1806/7. (Schl.) Holtei's Briefe an Aug. Kahlert. (Forts. u. Schl.) K. F. W. W., Volksthüml. Ausdruckweise. M. Polo, Schlesier in der Fremde. Th. Oelsner, Zur Gesch. d. 30täg. Krieges von 1866. (Forts. u. Schl.) E. W., Volksthüml., Sprichwörtl., Sagenhaftes aus d. Ottmuchauer Ggd. M., Gottfr. Kleiner u. seine „Hirtenstimme." — H. Palm, Paul Fleming u. die Schles. L. Jacobi, D. Gräfl. Schaffgott'sche Josephinenhütte. A. Weltzel, Auszug aus d. Album d. (ehem.) Gymnas. zu Rauden. A. M. O., D. Sprüchwört. der poln. Oberschlesier. Dr. R. Drescher, Martinifest in Schles. Oelsner, D. Bresl. Bernhardinerkloster u. s. würdigste Vwendg. Zur Meteorologie Schlesiens. Nach Dove. Oelsner, C. J. F. Becker der Naturdichter. Nekrolog. Fragen, Anregungen, Antworten. Lit.- u. Kunstbl. — Zur Chronik u. Statistik. — Briefkasten. — Anhang.

B. Die Vorschußvereine der Prov. Preußen. [Danz. Ztg. 3925.]

Der Elbing-oberländische Kanal. [Kgsbg. Amtsbl. 46—48.]

Die Cholera im Reg.-Bezirk Danzig. Vom Reg.- u. Medic.-R. Dr. Schaper in Coblenz. [Archiv f. pathol. Anat. u. Physiol. 37. Bd. 3. Hft. S. 257—272.]

Statut d. Entwässerungs-Verbandes der Widminner Seen (im Gumbinner Reg.-Bez.) (genehmigt Berlin, 16. Aug. 1866.) [Gumbinn. Amtsbl. 45.]

Notiz über den Telegraphenverkehr pro 1865 im Reg.-Bez. Kgsbg. (26 Stationen mit 43 Beamt. (Kgsbg. 35) u. 10 Boten (Kgsbg. 7), 119,483 Depeschen (Kgsbg. 77,416) u. 46,891 Thlr. Einnahme (Kgsbg. 30,452 Thlr.) 8 Station. mehr, aber 4781 Dep. u. 4095 Thlr. weniger als 1864.) [Ostpr. Ztg. 275. (Beil.)]

H. D. Eine Wanderung durch Landschulen des Reg.-Bez. Kgsbg. [D. Volksschulfr. 23.]

Uebersichtstabelle der 1865 im Reg.-Bez. Marienwerder vorgekommenen Geburten, Trauungen, Sterbefälle, unehelich. Geburten. [Marienw. Amtsbl. 44.]

Ed. Dav. Schnaase (Diakonus zu St. Johann in Danzig), Die böhmischen Brüder in Polen und die Reformirten in Danzig. [Ztschr. f. d. hist. Theol. 1867. 1. Hft. S. 125—156.]

Unsere (Danziger) Hafeneinrichtungen. I.—III. [Danz. Ztg. 3965. 3969. 3971.]

Bericht üb. d. Lage d. Stadthaushalts gegen Schluß d. J. 1866. Danz., 27. Nov. 1866. Der Magistrat. (gez.) v. Winter. [Ebd. 3855. (Beil.)]

Naturforsch. Gesellsch. Sitzg. 10. Oct. (u. 24. Oct.?) (D. corresp. Mitgl. Dr. Sachs aus Kairo überweist persönl. werthvolle Geschenke in Natural., Waffen u. Geräthsch. — Geschenke von Mitgl. u. Freunden d. Gesellsch. — Vorträge des Astronom. Kayser „üb. einige Hilfsmittel der Astron." u. „üb. d. phys. Constitut. der Weltkörper nach d. neust. Forschg.") [Danz. Ztg. 3963 (Beil.) vgl. 3989 (Beil.)] — Sitzg. 7. Nov. (Dr. Bail (Direct. d. Gesellsch.) legt verstein. Holzstücke z. Theil als Geschenk vor; macht auf d. viel. bleichen in d. Umgegend v. Danzig an primärer Lagerstatt sich findend. vorweltl. Hölzer aufmerks. u. bericht. üb. s. diesj. Untersuchg. üb. Gährung, Vändrg. der Pilzformen durch d. Medium u. durch Pilze erzeugte Epidemien der Insekten.) — Sitzg. 21. Nov. (Bericht des Ob.-Post-Secret. Schimmelpfennig üb. d. Sternschnuppenfall in d. Nacht v. 13/14. Nov., dsgl. v. Dr. Kirchner u. Erläuterung. von Astron. Kayser.) [Ebd. 3963. (Beil.)]

Eröffnung des Hülfs-Seminars zu Friedrichshoff 20. Nov. 1866. [Volksschulfr. 24.]

Frühere Gehälter der Kgsbgr. Universitäts-Professoren. [Kgsbg. N. Ztg. 274.]

D. Hartungsche Ztg. vor einem Jahrh. [Ebd. 274.]

(Notiz üb. d. letzte Choleraepidemie in Kgsbg. Erkrankt 3967; gest. 1946 (181 Milit.) u. genesen 2021 (332 Milit.) [Ostpr. u. Hartgsche Ztg. 279.]

Ueber d. Kgsbg. Privatbank u. die bei derselben zu hinterlegenden Depositen. [Ostpr. Ztg. 284. Hartgsche Ztg. 285. (1. Beil.)]

Polytechn. Gesellsch. 31. Oct. (Notiz üb. d. Höhemessung sämmtlicher Kirchthürme in Kgsbg. durch Baumstr. Mendthal. Die alte Spitze des Schloßthurms erhob sich üb. dem Steinpflaster des Schloßhofs 228', die jetzige 265½'. — Höhe üb. dem Null-

punkt d. Pegels a. d. grün. Brücke: Schloßthurm 322′ 10″; Neuroßgärt. 318′ 1¾″; Haberberg. 282′ 5¾″; Löben. 252′ 8¾″; Altstädt. 249′ 9¾″; Poln. 211′ 11¾″; Domthurm u. Kathol. 207′ 3¾″; Burgk. 203′ 5¾″; Altroßg. 202′ 9¾″; Sackheim 199′ 3¾″; Tragh. (Kuppel) 173′ 8¾″) [Hartgsche Ztg. 260. (Beil.) Ostpr. Ztg. 261.]

(Zur Kgsbg. Wasserversorgungsfrage:) Dr. Burow sen. [Hartgsche Ztg. 273. vgl. Eingesandt. Ostpr. Ztg. 276. (Beil.)]

Die [sagenhafte] Entstehung der Krakerorter Lank (e. umfangreich. tiefer See bei d. kölm. Gute Krakerort (Kr. Heydekrug), in welchen sich mehrere Arme des Rußstroms ergießen; reich an schmackhaft. Fischen). [N. P. Prov.-Bl. 3. F. XI, 3. S. 412—414.]

Der Wallfahrtsort Krossen (¼ M. von Wormditt). [Ermländ. Hauskalender f. 1867 hrsg. v. J. Pohl. 11. Jahrg. Braunsberg. S. 19—23.]

Die Marienburg. [Illustr. Familien-Journal. 37 ff.]

Max Rosenheyn, Worin besteht d. Eigenthüml. im Bau des Ordenshauses Marienburg in Preußen? [Ztschr. f. prakt. Baukunst 1866. Sp. 99 ff.]

Der Dom von Marienwerder. [Ebd. 1866. Sp. 151 ff.]

H. A., Alterthümerfund in Stanomin bei Thorn (mit 1 Abbild.) [N. P. Prov.-Bl. S. 408—411.]

L. P(rowe), D. letzt. Schicksale der im J. 1724 (zur Erinnerg. an d. Thorner Blutgericht) zu Thorn erricht. Mariensäule. [Ebd. S. 414.]

Dr. Leop. Prowe, D. Andenken des Copernicus bei der dankbaren Nachwelt. [Ebd. S. 353—402.]

Nicolaus Copernicus. Nach neuen Untersuchungen u. Funden dargestellt. [Kgsbg. N. Ztg. 271—273.]

Dembowski, Joh. Friedr. Wilh. Dieckmann. Nekrolog. [Volksschulfr. 23.]

C. F. W. Ein Schulinspector (Consist.-R. Dr. C. F. H. Gieblow in Marienwerder; von 1825—29 Prof. d. Theol. u. Pfarr. an d. Domkirche zu Kgsbg.). Aus dem Leben eines Lehrers. [Westpr. Ztg. 268.]

Fr. Hebbel, Bogumil Goltz und sein „Buch der Kindheit" (Wiederabdr. e. vor 15 J. geschriebenen Artikels). [Ostpr. Ztg. 286. (Beil.)]

W. Kgsbg. 15. Nov. (Biogr.-liter. Notiz üb.) Dr. Rud. Gottschall bei Gelegenh. der Aufführg. s. neuest. Trauersp. „Catharina Howard" auf d. Bühne des hiesig. Stadttheaters am 14. Nov. [N. Elbing. Anz. 270. vgl. Kgsbg. N. Ztg. 275.]

Paul, Kant's Lehre vom Sohne Gottes als vorgestelltem Menschheitsideal. [Jahrbüch. f. dtsche Theol. 11. Bd. 4. Hft. S. 624—639.]

Dr. Lehnerdt's Tod (16. Dec. zu Magdeburg). [Ostpr. Ztg. 298.]

Strehlke, Zu Georg Schwengel's Chronik von Kloboczyn. (G. Schwengel, Prior v. Carthaus, geb. z. Mehlsack 1697, 7. Febr., † zu Carthaus 1766, 27. Dec. [N. P. Prov.-Bl. S. 403—408.]

Emil Weller, Uebersicht der litterarisch. Thätigkeit des Pietro Paolo Vergerio, Bischofs v. Capodistria (nachher protest. Theol., mehrmals in Kgsbg., stand auch sonst zu unserer Provinz besond. durch seine Missionsreisen in Polen und Correspond. mit Herzog Albrecht in vielfacher Beziehung; mehre sr. Streitschriften ersch. in Kgsbg. bei Joh. Daubmann). [Serapeum 20.]

S Referat üb. d. Vortrag des Lic. Dr. Kahle-Caymen üb. e. Zeit- u. Sanggenossen Simon Dachs (Georg Weissel). [Hartgsche Ztg. 297. (1. Beil.) Ostpr. Ztg. (v. R. Kähler.) No. 299.]

K. Amtsjubil. des Pfarr. Wilde in Schlochau, Senior d. Synode Conitz, 15. Nov. [Ev. Gemeindebl. 50.]

S.

Anzeigen.

Antiquarischer Anzeiger der Theod. Bertling'schen Buch- und Antiquar-Handlung in **Danzig**. No. 9. Decbr. 1866. (8 S. 4.) [Inh.: Belletr. — Theol. u. Philos. — Rechts- u. Staatsw. — Medic. u. Naturw. — Neuere Spr. u. Lit. — Gesch. Geogr. Reisen. — Haus- u. Landwirthsch. — Jugendschrift. — Vermischte Werke.]

Bücher-Auction in Danzig 15. Januar 1867. Verz. e. Bibl. aus d. Gebiete der ält. u. neuern Medic. u. d. Naturw., darunter seltene Ausgaben der alten Aerzte, nebst e. Anh. v. philol. u. and. Werken. Danzig. (Th. Bertling.) (52 S. 8.)

In der Buchdruckerei von **Albert Rosbach** in **Königsberg** ist zu haben:

Die Wasser-Versorgung großer Städte und die neue Wasserleitung für Königsberg. Ein Vortrag, gehalten in der Königl. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg von Dr. med. W. Schiefferdecker. Geh. 5 Sgr.

Berichtigung.

Jahrg. III. Hft. 6. S. 499. Z. 8 v. ob. u. öfter statt „kottun" (Weichselzopf) lies „koltun". (Nach Mrongowius wird das kaschubische klatan in Danzig Marklatte genannt.)

I. Autoren-Register.

II. Sach-Register.


32101 064993429

[redacted]



